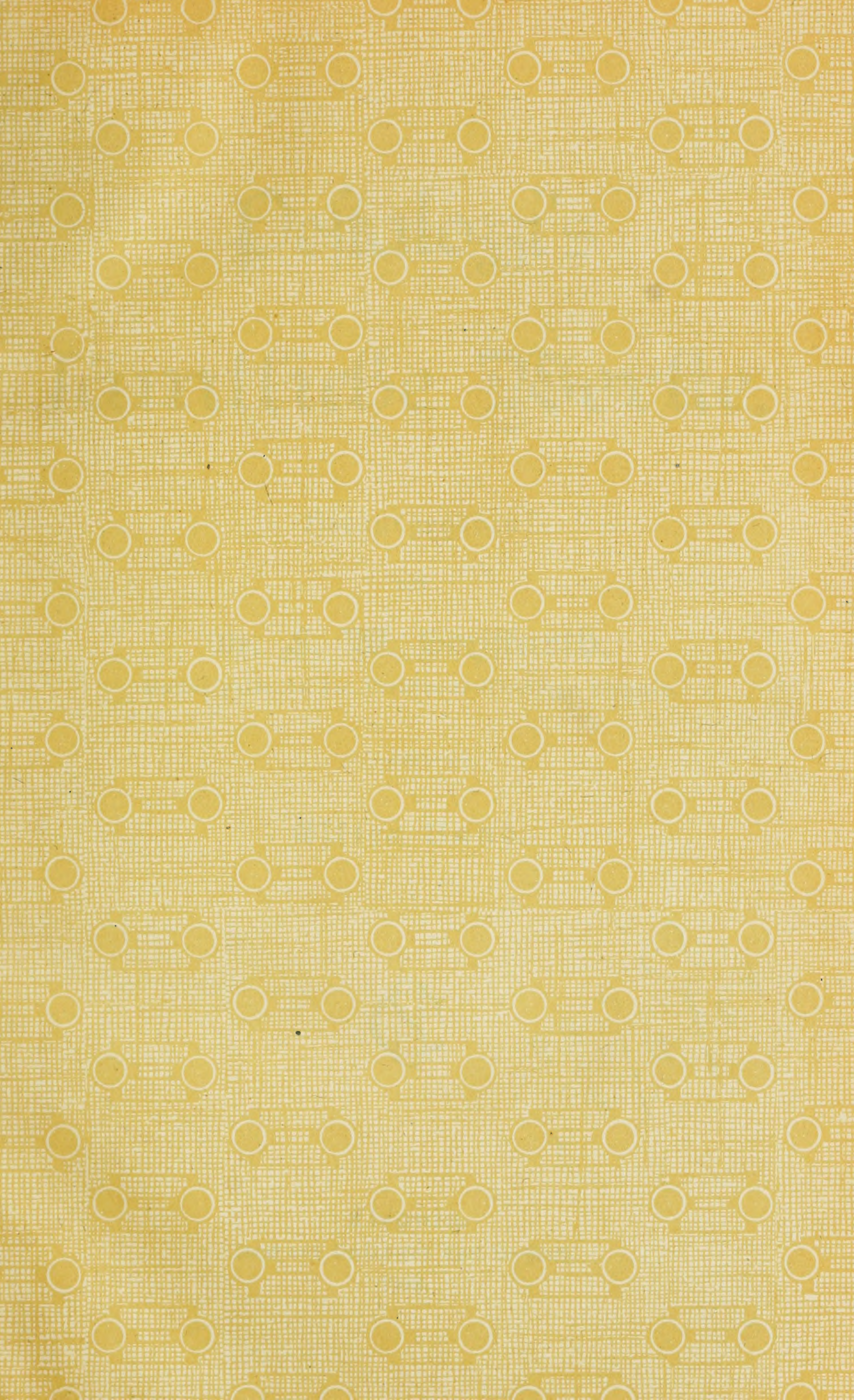


UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY





Pestalozzi's sämtliche Werke.

Herausgegeben

von

Dr. L. W. Seyffarth,

Pastor prim. an der Liebfrauenkirche zu Liegnitz.

Elfter Band.

Liegnitz.
Druck und Verlag von Carl Seyffarth.
1902.

Inhaltsverzeichnis des elften Bandes.



An die Unschuld,

den Ernst und den Edelmut

meines Zeitalters

und meines Vaterlandes.



Vorwort.

Die Schrift „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes" gehört zu den wertvollsten litterarischen Arbeiten Pestalozzi's. Sie geht noch einmal ein auf seine sozial-politischen Grundanschauungen, aus denen er seine Volksbildungsideen ableitet und eine heilige Sorgfalt für eine Verfassung zu erwecken sucht, durch die die Belebung der Kräfte aller Bürger gesetzlich gesichert und eine wahre Volkskultur auf der reinen, frommen Anerkennung der göttlichen Würde der Menschennatur in jedem Individuum angebahnt werden kann.

Da diese Schrift über den Charakter Pestalozzi's, seine politisch-sozialen Anschauungen und seine praktischen Bestrebungen helles Licht verbreitet, so haben wir dieselbe schon in der Einführung näher besprochen (Bd. I. S. 434 bis 437) und dürfen uns deshalb hier kürzer fassen. Wir haben dort auch die Urteile mehrerer hervorragender Männer über diese Schrift angeführt und wollen jene Zeugnisse noch durch zwei weitere Anführungen ergänzen, die wir bei Morf finden. (IV. 389 ff. 439 ff.)

Wie hoch diese Schrift auch in Preußen geschätzt wurde, das beweist folgende Rezension, die die „Berliner Zeitung" Ende 1815 brachte: „Endlich einmal wieder eines der seltenen Bücher, welche man aus der Hand legt mit innigem Bedauern, daß es nicht herkömmlich, wie zu Festgelagen, zum Tanze, zum Spiel und Gesang, also auch zum Lesen und Hören eines Buches Hunderte zusammenzuberufen, damit sogleich in Umgang kämen Gedanken, deren Inhalt auf allgemeine Teilnahme und Prüfung die gerechtesten Ansprüche hätte. Gemeinschaftlich gehört, genossen, erwogen, besprochen, bestritten, angeklagt und verteidigt würde ein solches Buch sogleich ins Leben eingreifen, in dem Widerspruche selber, welchen es fände, neue Nahrung der Wirksamkeit gewinnend. So aber muß man sich beim stillen und einsamen Lesen begnügen mit den Aufwallungen, worin man sogleich zur Feder greifen möchte, um seinen vertrautesten Freunden auf der Stelle zu schreiben: Hast Du es gelesen? Was sagst Du? Lies es! Such' es zu verstehen und zu verbreiten! Dies widerfährt einem das ganze Buch hindurch. Bei einzelnen Blättern und Abschnitten aber wandelt einen die Lust an, sie herauszuschneiden und durch Nachdruck vervielfältigt teils Müttern, teils den Behörden der Kirchen und Schulen und Vormündern der Armen, teils Staatsmännern und Fürsten in die Hände zu bringen mit der Bitte, sie möchten die Worte des ehrwürdigen Greisen nicht aus Augen kommen lassen, bevor sie dieselben nicht in ihr Herz aufgenommen hätten. Dahin gehören S. 5 über die Richtung des Lebensgangs eines rein sich entfaltenden Menschen. S. 13 über das Thun der Mutter. S. 19—24 über Unschuld, Liebe und Glauben und deren Gegensätze. S. 28—30 über die verschiedenen Arten der Erscheinung des Zivilisationsverderbens. S. 69 gegen Ueberschätzung des Schwerts. S. 74. Die Zusammenstellung von Neuenburg und Zürich. S. 95. Das Wort über Deutschland. S. 104. Ueber die Ein-

seitigkeit, welche vom Geschäftsleben kommt. S. 123. Ueber Staat und Kirche. S. 125. Die Verfechtung der Steuerfreiheit der Kirchen und Schulen. Seite 125—137. Das Wort über Buonaparte, (so hat vielleicht noch keiner über ihn gesprochen). S. 145 über Zeitweib und Zeitmann. S. 154. Die Geschichte des Landvogts. S. 182. Ueber die Stimmung der Regierenden. S. 204. Die faßliche Darlegung der Grundideen seiner Erziehungsweise. S. 246. Das Wort über Recht der Bürger und Bürgerkraft.

Wenn dieses Buch, wie zu besorgen steht, gerade an die Männer nicht kommen sollte, denen es am lehrreichsten sein dürfte, wird nicht wenigstens einer oder der andere derer, welche auf Universitäten über Pädagogik lesen, die gangbaren Lehrbücher einstweilen beiseite legen und sich leiten lassen einzig und allein durch Dein Wort, das Du nicht an die Unschuld, den Ernst und den Edelmut Deiner Zeitgenossen würdest gerichtet haben, wärest Du selbst nicht durch und durch Unschuld, Ernst und Edelmut. — Wahrlich! Dies sind die Züge Deines Gemüts, liebenswürdiger Greis, und was ihnen Haltung gibt, ist Deine Wahrhaftigkeit. Wie weit ragst Du durch das, was Du in Dir selber bist, über Rousseau und Basedow hervor." —

Der feingebildete und für Pestalozzi's Ideen und Bestrebungen begeisterte Mieg wird durch diese Schrift zu weiteren Betrachtungen angeregt, die wohl zur rechten Erfassung seines Inhaltes dienen können, wenn sie auch teilweise etwas weiter gehen. Wir geben deshalb diesen Brief ausführlich wieder. Er lautet:

„Birnstein, Dezember 1815.

Mein lieber Vater!

Daß ich mit immer neuem Vergnügen höre, daß Sie gesund und wohl sind und daß es in Ihrem Hause wohl stehe, bedarf keiner Versicherung, und es ist für mich immer ein hoher Genuß, wenn ich aus meiner jetzigen Abgeschiedenheit einmal nach Frankfurt komme und dort etwas von Ihnen höre, was mich freilich nie befriedigen kann, da mich alles, auch das kleinste, was Sie angeht, interessiert, daß ich es lebendig vor meinem Geist wie in der Wirklichkeit erkennen möchte. — Durch die Ueberschickung Ihres neuesten Geistesprodukts: „An die Unschuld und den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes" haben Sie mir eine doppelte Freude gemacht durch neue Anregung der wichtigsten Ideen und zwar in einem, wie es schien, günstigen Zeitpunkt, um wirklich den ersten Zweck der Menschheit zu erreichen, und dann zweitens als einen Beweis Ihrer fortdauernden Geistesthätigkeit und Ihres Strebens, das Los der gesamten Menschheit bleibend zu verbessern. — Die schönen Aussichten verschwinden indessen mehr und mehr; die schönen religiösen Aufwallungen der Oberhäupter der Völker nach der Schlacht von Leipzig waren mehr der Ausbruch des Gefühls, wieder freier atmen zu können, da der gemeinschaftliche Treiber gedemütigt war; und wenn in diesem Augenblick für die Völker, die mit ihrem Blut diesen Sieg erkauft hatten, durch einen Zauberschlag und ohne Mühe etwas hätte geschehen können, so wäre es wohl zugelassen worden; aber seitdem hat eine egoistische Juristerei und macchiavellistische Regierungskunst sich der dirigierenden Menschen bemächtigt und mit Trauern bemerken wir Deutsche, daß für uns aus allen Anstrengungen und Aufopferungen nichts Wohlthätiges hervorgehen wird. Mit Wehmut bemerkt man, daß der ganze Zuschnitt von oben her so gemacht ist, daß die Gährung, die durch die Zeitumstände nun einmal in den Köpfen des Volks hervorgebracht worden, nur durch Umstürzung des jetzt Bestehenden früher oder später sich enden wird, anstatt eine den Umständen angemessene Reformation mit Berücksichtigung der Rechte aller Teile zu bewirken.

Preußen allein scheint sich noch auszuzeichnen; indessen kann das, was jetzt noch scheint, nur durch eine liberale Konstitution als Wirklichkeit betrachtet werden, und man ist außerordentlich begierig, was in dieser Hinsicht geschehen wird. Gewiß ist es, daß in dem westlichen Deutschland seine Anhänger sehr zahlreich sind; aller Augen sind auf seine Maßregeln gerichtet und

es herrscht in seinem Kabinett eine außerordentliche Thätigkeit. Bis Ende dieses Jahres sollen die neu erworbenen Provinzen schon ganz organisiert sein, während die übrigen, welche andern Staaten zugefallen, noch unter einem provisorischen Zustand schmachten. Die zurückkehrenden preußischen Truppen beweisen auch in ihrem Betragen einen ganz andern Geist der Schonung des Bürgers und der Beschränkung ihrer Bedürfnisse, als andere deutsche Truppen. Von den Russen will ich gar nicht sprechen, denn ihre Forderungen an den verarmten Bürger würden kaum in Feindes Land zu entschuldigen gewesen sein, wie viel weniger in Freundes Land. — Von unserm Bundestag in Frankfurt werden Sie in den Zeitungen schon vieles gelesen haben; wir Deutsche erwarten davon nichts, denn es wird höchstens der schlechtere zweite Teil des Kongresses in Wien werden, und ob er je wird eröffnet werden, das ist eine Frage, die noch gar nicht zu verbürgen ist. Jetzt mäkelt man einstweilen um die Austauschungen, wobei man es an Thätigkeit nicht wird fehlen lassen und dann wird man allenfalls mit Zolltarifen, Weggeldern, Ackerbaugesellschaften &c. sich befassen und wegen der dem eigentümlichen Charakter der verschiedenen deutschen Stämme anzupassenden Konstitutionen wird man sich noch vertagen müssen, bis man die nötigen Erkundigungen eingezogen hat.

Sie sehen, mein lieber Vater, daß ich bitter, ja sehr bitter bin; denn mich jammert des Elendes des Volks, das namenlos ist und wegegen ich keine Hilfe sehe. Ich, als einzelner Mann, der keinem Staat angehört, den keine Last drückt, kleine Geldabgaben abgerechnet, spreche durchaus nicht aus Eigennutz; aber was die Menschheit jetzt so hart drückt und entwürdigt, das macht mich traurig, und so lang das so ist, dürfen wir nichts erwarten. Tag und Nacht muß jetzt der Landmann arbeiten, um nur seine Abgaben zu bestreiten, und am Munde muß er sich abdarben, um den Soldaten zu ernähren. Was ist davon die Folge? Betrug, Raub und Gewaltthat, und es ist, im eigentlichen Sinn des Worts, unser jetziger Zustand ein Krieg aller gegen alle. Die Abgabe vom Grundeigentum und die Lasten, die darauf fallen, nimmt dermalen die Hälfte des Ertrags weg, so daß neulich von der preußischen Regierung im Kanton Boppard 105 Morgen Landes nebst 5 Häusern zu 11 000 französische Livres feilgeboten wurden; dazu kommt, daß unsere Produkte sehr niedrig stehen und daß wir im Frieden bei den niedrigen Preisen kaum Baulohn und Abgaben aufbringen. In unserer Gegend hat man Grundeigentum von Pupillen blos wegen Tragung der Abgaben und Lasten verpachtet; daraus kann man schließen, wie die Lage ist.

Je mehr aber diese eiserne Zeit auf uns lastet, desto mehr muß auf den Geist und das Herz durch Erziehung gewirkt werden, damit die Menschen nicht zur Bestialität herabsinken, wodurch freilich eher etwas zu erhalten wäre, wenn nur die Rückkehr zur Menschlichkeit nicht so gefährlich und schwer wäre. Die rohe Gewalt ist furchtbar, und wenn diese losbricht, so beugt sich alle egoistische Klugheit unter das Gesetz der Notwendigkeit, was aber der traurigste Beweis unserer Verderbtheit ist.

Aber wie ist es auch möglich, daß unsere Großen zu der Einsicht kommen, daß die Kultur eines Volkes auf der reinen frommen Anerkennung der göttlichen Würde der Menschennatur beruhe, und daß für eine rechtliche Stellung des Volkes müsse gesorgt werden, wenn das häusliche Leben und der Staat ein festes, dauerhaftes Fundament haben sollen, da die niedrigsten gemeinsten Schmeichler sie umstricken? Diese machen sie vor dem Namen einer gesicherten konstitutionellen Verfassung zurückbeben, vollends seitdem die Württemberger klar und trocken ausgesprochen haben, eine Konstitution müsse das Resultat wechselseitiger Uebereinkunft und Verträge sein und nicht als einseitige Gnadenbezeugung betrachtet werden. So wahr dies ist, so wenig paßt es zu den verschrobenen Ansichten, die man bis jetzt den Fürsten beibrachte, und man wird gewiß alles thun, die Aufstellung der Konstitution zu umgehen.

Nun erlauben Sie mir aber auch einige Bemerkungen über Ihr neuestes Werk, die Stellen betreffend, die ich entweder nicht richtig verstanden habe oder nach meiner Ueberzeugung eine nähere Bestimmung erfordern. Pg. 16. „Das

eigentümliche Wesen des Menschen erfordere das Stillstehen seiner tierischen Kraft, damit das Menschliche seines Seins sich, von dieser ungestört, entfalte." Mir kommt es vor, daß es untergeordnet, aber nicht stillgestellt werden sollte — mit diesem Stillstehen ist Lähmung und Tod verbunden, und wie unsere Voreltern grob drein schlugen, wenn man ihnen nehmen wollte, was ihnen von Gott und Rechts wegen gebührte, da stand es besser. Ich weiß, daß diese Anwendung einseitig ist; aber sie läßt sich vielseitig durchführen. Die p. 28 bemerkte: „sanskulottische Völkerempörung" scheint mir nicht eine Folge der Nationalabschwächung zu sein, sofern dies auf Abschwächung der Individuen geht, welche die Nation ausmachen, sondern sie ist die Folge der Aufhebung des gesetzlichen Verhältnisses der Individuen, welche den Staat bilden; dabei tritt Willkür ein; die Wünsche und Begierden gehen so weit als die Kräfte reichen; der große rohe Haufen merkt am Ende seine tierische Stärke und nun benutzt er auf seine Weise das Uebergewicht, das er erlangt hat. Was Sie übrigens im Fortgang dieses Satzes sagen über raffinierte Kunsttyrannei und das Zivilisationsverderben, ist vortrefflich; möchten doch unsere Könige in diesen treuen Spiegel sehen und sich von der Wahrheit beraten lassen! Ganz vortrefflich und wahr ist übrigens die Bemerkung, „daß es das schwierigste Problem sei, größere und kleinere Menschenhaufen im Zivilisationsverkehr unter sich zu haben und, eingreifend in ihre Verhältnisse, neben ihnen zu leben, ohne die höhere Kraft, wahrhaft und rein auf die Menschenbildung, auf die Menschenkultur zu wirken, in sich selber zu schwächen, wo nicht zu verlieren." Das ist die große Entschuldigung für unsere Fürsten, und nur eine ganz vorzügliche Natur oder eigentliche Göttersöhne werden vor der Klippe bewahrt. — Doch ich sehe, daß schon mein drittes Blatt beschrieben ist, ohne daß ich auch nur einen kleinen Teil von dem gesagt habe, was ich alles Ihnen schreiben wollte; indessen war es mir ein großer Genuß, mich lebhaft an Ihre Seite geträumt zu haben, und der Gedanke, daß diese Zeilen mein Andenken bei Ihnen erneuern, erhöht denselben nicht wenig. Leben Sie wohl, mein lieber, guter Vater, verlassen Sie gesund und wohl das alte Jahr und treten Sie das neue ebenso gut an, und schenken Sie mir, nebst allen den Ihrigen, fortlaufend Ihre Liebe und Freundschaft, sowie Sie alle, mit Liebe in meiner Seele umschlungen, so lieb und teuer sind und bleiben werden, so lange leben wird Ihr

Mieg."

Morf, der die nähern Lebensverhältnisse Pestalozzi's aus der Zeit, wo er dies Buch schrieb, angibt, sagt hierbei: „Wie schwer auch das Jahr 1814 war und wie sehr er sich mit untergeordneten Dingen plagen mußte, welchen seine ältern Gehilfen hätten zuvorkommen können, sein Blick und seine Gedanken gingen weit über seine persönlichen Anliegen hinaus. In dieser Zeit schrieb er das prächtige, freiatmende, jugendfrische Buch: „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Vaterlandes."

In welchem Ideenkreise sich Pestalozzi damals bewegte, das beweist auch ein Brief an den Minister v. Stein, aus dem Morf einen Auszug gibt und der, soweit der Entwurf noch vorhanden ist, ganz in den Pestalozzi-Studien (I, S. 91—96) zum Abdruck gekommen ist.

Die Schrift ist im Jahre 1814 und 1815 verfaßt. Sie erschien als besonderes Werk von 276 Seiten in „Iferten, beim Verfasser. 1815" mit folgendem Titel: „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes. Ein Wort der Zeit von Heinrich Pestalozzi, Ritter des St. Wladimirordens und Mitglied mehrerer menschenfreundlicher und wissenschaftlicher Vereine." In der C. A. bildet das Werk den 6. Band, der 1820 erschienen ist; dort hat es folgenden Titel: „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Vaterlandes. Ein Wort einer über Zeit und Stunde erhabenen Ahnung, mit Mut und Demut seiner Mitwelt dargelegt und mit Glauben und Hoffnung seiner Nachwelt hinterlassen von einem Greisen, der, alles Streites seiner Tage müde, noch ein Sühnopfer auf den Altar der Menschheit, auf den Altar aller Kinder Gottes legen möchte, ehe er dahin scheidet."

Diese letzte Ausgabe hat mehrere Veränderungen erfahren, die wir unserer Ausgabe, die genau den Text der ersten Ausgabe wiedergibt, als Anmerkungen beigefügt haben. Kleinere Abweichungen sind im Texte selbst in Paranthese beigefügt und zwar geben die Worte, die in eine eckige Paranthese [—] eingeschlossen sind, Worte wieder, die sich nur in der ersten, die in einer rundlichen Paranthese (—) solche, die sich nur in der C. A. finden. Die letzten Seiten kurz vor dem Schlusse haben eine vollständige Umarbeitung und eine so bedeutende Erweiterung erfahren, daß sie nicht gut als Anmerkung unter den Text gesetzt werden konnten; wir haben sie als „Anhang“ gegeben und konnten dies um so mehr, als dieser Anhang ein ziemlich in sich abgeschlossenes Stück bildet.

An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes.

Es ist wahr, hier fault das Samenkorn schon in der Mutterpflanze, dort trocknet es aus, ehe es reif ist, und wird angefressen, ehe es in die Erde geworfen und auch wenn es aufgeht, nagt der Wurm an seinem Herzblatt und macht es serben. Winde wehen über seine Blüte, der Hagel zerreißt seine sich entfaltenden Fasern und der Fußtritt von Menschen und Vieh geht mörderisch über sein wachsendes Leben; selber die Frucht, die allem diesem entronnen, ist um deswillen dem Schicksal ihres Verderbens noch nicht entgangen. Unter allem, was in der Erde wurzelt und sich wachsend über sie erhebt, ist das Schlechtere häufig und gemein und das Vollkommnere selten. Die höchste Pracht der Blume wächst auf fast unzugänglichen Bergen und im glühenden Sand unbewohnter Weltteile; und auch bei den Tieren findest du den höchsten Ausdruck ihrer Kraft und ihrer Schönheit eben so in unzugänglichen unbewohnten Gegenden. Aber der Mensch vervollkommnet das Gemeine, das ihn als sein Erbteil allenthalben umgibt. Er macht schlechte Fruchtarten durch seinen Anbau zum Reichtum des Landes, er pfropft auf den Baum, der bei ihm wild wächst, Früchte fremder Weltteile. Er schafft einzelne Tiere, die in der Wildnis serbten, zu Herden um, die sich an Gestalt und Abtrag unter seiner Hut nicht mehr gleich sehen. Er entreißt das Vollkommne den Werkstätten der Natur und macht es zum Werk seiner Kunst. Er veredelt die Geschöpfe der Erde, wie wenn sie das Werk seiner Hände wären, und erhebt sie durch seine Kunst zu einem Wert, zu dem sie ohne seine Mitwirkung nie gelangen möchten. Was er diesfalls an der tierischen und toten Natur thut, das thut er auch an sich selber und an seinem Geschlecht. Er muß es thun, sonst geht auch er in der Unbesorgtheit eines blos tierischen Daseins zugrunde, wie die unbesorgte Schwäche im Pflanzen- und Tierreich ohne menschliche Wartung zugrunde geht. Die Schwächen der vegetabilischen und animalischen Natur alle sind

auch dem Menschengeschlecht eigen und wirken gewaltsam und vielseitig auf das Stillstellen und Verwirren der Entfaltung der höhern göttlichen Anlagen seiner Natur, so daß tausende unsers Geschlechts nicht menschlich werden bis ins Grab, weil ihnen die Wartung, Sorge, Pflege und Kunst, die sie zu ihrer menschlichen Bildung bedurften, durch ihr Leben gefehlt hat. Siehe dich um, und weine über dein Geschlecht! Sieh wie hier das Kind schon, dem vegetabilischen und animalischen Verderben seines Vaters und seiner Mutter unterlegen, als physisch verdorbene Pflanze nur serbend emporwächst, wie es vom bösen Tiersinn seiner Erzeuger angesteckt und von der Wiege an darin genährt, fast so schwer hat, Mensch zu werden, als ein vergifteter gesund unter seinem Geschlecht dazustehen. Sieh' dich um, wie die große Mehrheit der Kinder deines Geschlechts unter Umgebungen lebt, die sich zum vegetabilischen und animalischen Lebensgenuß hindrängen, wie hungrige Säugetiere zum mütterlichen Euter; wie sie hingerissen von diesem Genuß alles Edlere, Menschlichere in sich selber verlieren und dahin versinken, keine höhere Weisheit und keine höhere Tugend zu kennen, als ihren Kindern und Kindeskindern die Quellen ihrer vegetabilischen und animalischen Glückseligkeit mit der ganzen, freilich bürgerlich geformten Tierkraft zu sichern, zu der sie sich selber erhoben haben. Der Mensch kann in den Schranken seiner animalischen und vegetabilischen Entfaltung nicht Mensch werden. Das Leben inner diesen Schranken erzeugt eine Tierwelt, in der das Menschliche unsrer Natur dasteht, wie ein verlorner Kern einer heiligen Frucht in einer angefressenen und verfaulten Hülle (C.-A. Schale).

Es ist wichtig, daß die Zeitwelt es tief fühle, daß die Bildung des Menschen zu allem, was er ist, von gedoppelten Fundamenten ausgehe; erstlich, von einem Sinnlichen, das er mit allen Tieren des Feldes gemein hat; zweitens, von dem höhern, allein menschlichen Wesen unsrer innern Natur, das ihn von allen Wesen der Erde unterscheidet. Beide Fundamente werden (C.-A. im wirklichen Leben für einen jeden Menschen) von Erfahrungen, Grundsätzen und Mitteln unterstützt (C.-A. belebt) und sprechen eine Sorgfalt und Kunst an, ohne die zwar das freie wilde Leben den Tiersinn unsers Geschlechts befriedigen kann, aber ohne die weder eine auch nur sinnlich begründete Zivilisation, noch vielweniger eine geistig und bürgerlich erhebende Menschenkultur denkbar und möglich ist. Indessen sind die Grundsätze, Maßregeln und Mittel, die blos zur sinnlichen Zivilisation, und diejenigen, die zur sittlichen und geistigen Kultur hinführen, in ihrem Wesen nicht nur verschieden, sondern sie stehen sich gradezu entgegen und müssen es. Unsre sinnliche Natur entfaltet sich nur tierisch. Die Mittel ihrer Kunst gehen aus Gefühlen, Anlagen und Neigungen hervor, die der Mensch mit dem Tiere gemein hat und bringen ihn nur zu solchen Fertigkeiten, die ihren tierischen Ursprung durchaus nicht verleugnen. Sie bringen ihn dahin, daß er sich stolz wie ein Pferd brüstet, daß er im Zorne kollert wie ein welscher Hahn, daß er seine

Vorzüge spiegelt wie der Pfau seinen Schweif, daß er sich aus Furcht wie ein geschlagener Hund schmiegt und für Fleisch und Brot Künste treibt, die wider seine Natur sind. Es kann ihm bei allem dem sinnlich wohl sein. Sinnlicher Genuß bringt den Menschen tierisch vorwärts, sinnliche Furcht stößt ihn tierisch zurück und sinnliche Hoffnung belebt ihn ebenso; denn es ist nicht blos die Wahrheit seiner sinnlichen Genüsse, es ist auch der Traum von denselben, der sein ganzes tierisches Leben in Bewegung setzt und ihn dahin bringt, von seiner Einbildung getäuscht, selber für jemand durch Feuer und Wasser zu laufen, der ihm den Dienst mit Verachtung und sonst mit gar nichts lohnt. Es kann nicht anders sein. Der Mensch, über den irgend ein tierischer Sinn volle Herrschaft erhalten, wird am Ende das Opfer seiner verlornen höhern Menschennatur. Aber wie er sich selbst durch seinen Tiersinn dem Verderben hingibt, also opfert er auch sein Geschlecht. Er wird lieblos, wie der Fisch im Wasser, schonungslos wie die Schlange, die mit Gift tötet und gewaltthätig wie das Tier, dessen Rachen nach Blut dürstet. Er achtet den Armen für nichts. Er ist des Reichen Knecht wider Gott und wider sich selbst. Er hasset das Recht der Armen und der Name »Menschenrecht" ist ihm ein Greuel und er muß es ihm sein, denn er weiß, daß es wie das Armenrecht wider das Tierrecht ist und sein Dichten und Trachten geht nur von diesem aus. Es kann von nichts anderem ausgehen, denn[1]) seine Bildung hat ihn auf der Stufe des Tiersinns gelassen. Er gelüstet auch nicht, sich über dieselbe zu erheben und dadurch zur Erkenntnis des wahren heiligen Wertes des Menschenrechts und des Armenrechts zu gelangen. Er ist ein unter die Stufen der wahren Menschennatur erniedrigtes Geschöpf, er fühlt dieses oft auch selber. Innere Unruhe verfolgt ihn, wenn er den Armen drängt, den Schwachen verhöhnt und die Leiden der Elenden weder mit Worten noch mit Thaten mildert. Er muß vor sich selber entfliehen, er muß den Spiegel seines Lebens vor seinen Augen zerschlagen, damit er sich nicht selber in aller seiner Nacktheit erkenne. Das ist so wahr, daß er zuzeiten etwas äußerlich Gutes thut und etwa den Feldbau oder die Viehzucht verbessert, oder gar Wohlthätigkeitsprojekte begünstigt, damit er sich selber in nötigen Augenblicken für einen guten und nützlichen Menschen, für einen Freund der Wahrheit und des Menschengeschlechts halten könne. Aber ob er gleich das thut und zuzeiten selber auf eine Weise, die ihm Ruhm und Ehre

---

[1]) denn seine Bildung „hat ihn nicht höher gehoben. Sie hat ihn auf der Stufe des Tiersinns stehen lassen und ihn vielleicht ganz behaglich darauf abgestellt. Er gelüstet in diesem Zustand auch gar nicht, sich über die Stufe, auf der er steht, zu erheben; er findet in demselben durchaus so wenig Reiz, sich über denselben zu erheben, als er darin in sich selbst Kraft dazu fühlt. Der Trieb der höhern Menschennatur, sich zur Erkenntnis der Wahrheit und des Rechts und mit ihm zur Erkenntnis des Menschenrechts und des Rechts der Armen zu erheben, ist ihm in diesem Zustand so fremd als irgend einem krautfressenden oder fleischfressenden Tier der übrigen Schöpfung. Er ist in diesem Zustand" ein unter die Stufen . . .

bringt, der Welt und sogar den Armen dient, er glaubt an nichts Gutes, er glaubt niemand gut, er hält niemand für dankbar, niemand für treu, niemand für unschuldig und reines Herzens und beruft sich hierüber auf seine Erfahrungen. Und er hat darin auch Recht. Er hat diese nicht nur gemacht, er hat sie eigentlich erschaffen. Er hat seine Umgebungen so vergiftet, daß ein Mensch ein Engel sein müßte, um an seiner Seite dankbar, treu, unschuldig und reines Herzens zu werden.

Ganz anders ist die Richtung des Lebensganges des Menschen, dessen Bildung die reine Entfaltung der Menschlichkeit zu ihrem Fundament und zu ihrem Zweck hat, und sich dadurch von dem Bildungsgang aller Wesen, die nicht Menschen sind, unterscheidet. Er verachtet jede Kraftäußerung, die ihn im Wesen oder auch nur in Form und Gestalt irgend einem tierischen Geschöpf gleich stellt. Er ehrt Gott in der Menschennatur, er kennt ihren einzigen Wert in der Erhebung ihres innern Wesens über ihren äußern tierischen Sinn. Menschlichkeit ist ihm über alles. Er liebt den Armen, weil er den Menschen liebt. Er liebt das Armenrecht und das Menschenrecht, weil er alles liebt, was recht ist. Er haßt das Unrecht, er verachtet den, der es thut, er muß ihn verachten, oder die Menschennatur nicht ehren. Er ehrt sie. Er glaubt an Menschengüte, er glaubt an Menschendank, an Menschentreu, aber er lebt auch, daß es schwer ist, in seiner Nähe zu wohnen und ihm nicht gut, gegen ihn nicht dankbar und ihm nicht treu zu werden. Er ist der Wahrheit Freund, er hat von ihr nichts zu fürchten; er ist der Lügen Feind, er hat von ihnen nichts zu hoffen. Er braucht die Täuschung weder für sein Gewand noch für seinen Schild. Liebe ist sein Gewand und die Wahrheit sein Schild. Gutes thun ist sein Leben, aber er treibt kein Geschäft der Welt, auch das Gutesthun nicht, um seines äußern Scheines willen.

Wenn die erste, die tierische Bildung von den sinnlichen Trieben unsrer Natur ausgeht, so geht die zweite, die Menschlichkeitsbildung von den höhern Anlagen des menschlichen Geistes und des menschlichen Herzens und einer menschlich gebildeten Denk- und Kunstkraft hervor. Daher erhellt, daß der ganze Einfluß der Zivilisationsbildung, insofern er sich nur um das Aeußerliche und Bürgerliche unsers Daseins herumtreibt und durch den Einfluß der Umgebungen der Masse, des Volkshaufens und der Einrichtungen, die für, durch oder auch wider diese da sind, bestimmt wird, insoweit als die Sache der sinnlichen tierischen Bildung unsers Geschlechts anzusehen ist. Die richtige Erkenntnis dessen, was die Bildung zur Menschlichkeit, die Menschenbildung, die Volkskultur ist und sein muß, und hinwieder dessen, was die Sache der sinnlichen tierischen Entfaltung unsers Geschlechts und insoweit der Zivilisation ist, ist also eine notwendige, eine Fundamentalerkenntnis eines jeden, der sich um die Erziehung unsers Geschlechts bekümmert.

Die Einrichtungen, Maßregeln und Bildungsmittel, die um der Masse und des Volkshaufens und seiner Bedürfnisse als solcher willen

gemacht werden, in welcher Form und Gestalt sie auch erscheinen, sind durchaus nicht die Sache der Volkskultur[1]), sie sind durchaus nicht die Sache der Menschenbildung. In tausend Fällen taugen sie für sie gar nicht und stehen ihr gradezu entgegen. Unser Geschlecht bildet sich wesentlich nur von Angesicht zu Angesicht, nur von Herz zu Herz menschlich. Es bildet sich wesentlich nur in engen, kleinen, sich allmählich in Anmut und Liebe, in Sicherheit und Treu ausdehnenden Kreisen also. Die Bildung zur Menschlichkeit, die Menschenbildung und alle ihre Mittel sind in ihrem Ursprung und in ihrem Wesen ewig die Sache des Individuums und solcher Einrichtungen, die sich eng und nahe an dasselbe, an sein Herz und an seinen Geist anschließen. Sie sind ewig nie die Sache der Menschenhaufen. Sie sind ewig nie die Sache der Zivilisation. Im Gegenteil, die Unterordnung der Zivilisation unter die höhern Gesetze der Menschenbildung muß um so notwendiger als Forderung der Menschennatur selber angesehen werden, da sie, die Zivilisation, in ihren Mitteln und Folgen mit großer sinnlicher Gewalt auf die Schwäche und Schlechtheit, und damit auf die große Mehrheit, auf die Masse, auf den Volkshaufen unsers Geschlechts und dahin wirkt, daß er in der größten sittlichen Geist- und Kunstverwahrlosung und Verwilderung, selber in der höchsten diesfälligen Verkrüppelung seiner selbst sinnlich befriedigt dastehen und durchaus das Gefühl des Bedürfnisses der Ausbildung der höhern und edlern Kräfte unsrer Natur in sich selber verlieren kann. Dadurch muß sie dann der eigentlichen wahren Basis der Menschenbildung unbedingt entgegenwirken, indem sie die Zwecke des sinnlich tierischen Verderbens vielseitig begünstigt und ihre Resultate durch große sinnliche Reize und Täuschungsmittel verstärkt.

Die Schwäche unsers Geschlechts läßt sich so leicht durch die sinnliche Nutznießung durch etwas Unwesentliches vom sittlichen und geistigen Ergreifen und Festhalten des Wesentlichen ablenken; das ist in tausend Begegnissen des Lebens sichtbar. Wenn z. B. ein in seinem physischen Wachstum verkrüppelter und bis aufs Mark zerrissener Baum durch die Kunst des Gärtners dahin gebracht wird, daß er alljährlich Früchte trägt, wie ein gesunder, so wird sich die Selbstsucht des gewöhnlichen Nutznießers in jedem Fall über die Verkrüppelung des Baums gar leicht trösten und ihn so gern vor Augen sehen als einen unverkrüppelten. Ebenso wird auch ein durch das Zivilisationsverderben sinnlich befriedigter, selbstsüchtiger Mensch ein durch dieses Verderben sittlich, geistig und bürgerlich verkrüppeltes Volk gar nicht als ein schlechtes Volk ansehen und behandeln, wenn es ihm die sinnlichen Genießungen, die er bei ihm sucht, mitten in seiner Verkrüppelung dennoch leistet und zu leisten vermag; ganz gewiß wird ihm seine Verkrüppelung ebenso wenig zu Herzen gehen, als dem Nutznießer obigen

[1]) C. A.: sind durchaus nicht „das innere Wesen der Volkskultur, sie sind durchaus nicht das innere Wesen“ der Menschenbildung.

Baums der böse Zustand der Quelle seiner Nutznießung. Der Anblick blos zivilisierter Menschen und Völker muß beim Menschen, der sie blos als seine Speise, als Mittel seiner Genießungen und seines Dienstes und nicht als selbständige Wesen ansieht, sich auf den Eindruck, den ihre sinnliche Benutzung auf ihn macht, beschränken und ganz in den Irrtum und die Einseitigkeit dieser selbstsüchtigen Ansicht hinüber gehen.

Diese Ansicht aber führt unser Geschlecht notwendig und wesentlich an die allgemeine Quelle seiner Entsittlichung. Sie führt den Starken zum Mißbrauch seiner Kraft, den Stolzen zur Verhöhnung des Schwachen und den Schwachen zum krummen Leben und zum niederträchtigen Haschen dessen, was er nicht haschen darf und nicht haschen soll. Vorzüglich aber macht sie den Befriedigten gleichgiltig für den Zustand des Unbefriedigten, den Eigentümer für den Zustand des Eigentumslosen, den Glücklichen für den Zustand des Unglücklichen. Sie trennt die Menschen [1]) und führt sie zu einem Leben, daß die, so nichts bedürfen, den Bedürftigen nicht mehr so nahe sehen, daß sein Zustand ihnen ans Herz gehe und sie ernsthaft zu den Quellen seiner Bedürfnisse hinaufsteigen mache, wodurch sie allein fähig werden können, ihm wahrhaft zu dienen. Der Mensch geht auf dem Pfad dieser Ansichten in die größten dem gesellschaftlichen Leben verderblichsten Grundsätze, Maximen und Lebensweisen hinüber, die dann mit gleicher Gewalt nicht nur auf den seinen Mitmenschen mißbrauchenden, verhöhnenden und verwahrlosenden Mann, sondern ebenso auch auf den mißbrauchten und verhöhnten und verwahrlosten, sittlich, geistig und physisch verheerend hinwirken.

Wenn der letzte dadurch, daß er nicht nur verwahrlost, sondern um der Erniedrigung willen, in die er bei seiner Verwahrlosung notwendig versinken mußte, noch verhöhnt und dem Unrechtleiden und dem Mißbrauch seiner ihm noch übrig gebliebenen Kräfte preisgegeben worden, roh wird, wie die Rinde eines veralteten Baums, und alle Zartheit des Gemüts durch sein Unrechtleiden verliert, so zerstört der erste diese Zartheit durch Mutwillen und Gewaltthätigkeit und versinkt

[1]) Sie trennt die Menschen und führt „den Glücklichern auf einer Bahn, deren Reize tief in ihm liegen und kraftvoll auf ihn einwirkend, fast unwiderstehlich zu Lebensweisen, ich möchte sagen, zu eigentlichen Modeformen eines Zeit-, Schein-, Ehrenlebens, in welchem begrenzt der Reiche den Armen, der Glückliche den Unglücklichen kaum mehr sieht und der Gewaltthätige den Unrechtleidenden, sowie der Behaglichliegende den Unbehaglichstehenden kaum mehr anzuschauen Gelegenheit bekommt. Er wird also in diesem Modeleben gleichsam außer den Kreis der Verhältnisse geworfen, in denen sein Herz für seine Mitmenschen, für seine Brüder natürlich, einfach und täglich in Bewegung gesetzt werden konnte. Das Unglück eines solchen Zustandes ist gegenseitig. Es verheert das Innere der Menschennatur im Glücklichen wie im Unglücklichen, im Armen wie im Reichen, es wirkt mit gleich verderblicher Gewalt nicht nur auf den seine Mitmenschen mißbrauchenden und verhöhnenden Mann, es wirkt mit gleich verderblicher Gewalt auch auf den mißbrauchten, verhöhnten und verwahrlosten." Wenn der letzte dadurch, daß . . .

in eine Rohheit, die ich zu sehr ehrte, wenn ich sie nur mit einer alten Baumrinde vergleichen würde. Der sinnliche Mensch achtet die Dinge, die außer dem Kreis seiner sinnlichen Selbstsucht liegen, für nichts, er achtet die heilige Sache der Menschheit für nichts, ich möchte mit der Bibel sagen, er achtet die Dinge nicht, die des Geistes Gottes sind, denn sie liegen, sie könnten nicht mehr, außer dem Kreise seiner sinnlichen Selbstsucht.

Die große Mehrheit der Menschen sowohl in ihrer Masse, als in ihrer repräsentativen und konzentrierten Erscheinung ist eben wie die große Mehrheit der Erzeugnisse in allen Reichen der Natur gemein und schlecht; das Vollkommne und Edle ist auch unter den Menschen selten und steht gar oft wie ein Licht unterm Scheffel da. Der tierische Mensch erkennt das reine hohe Wesen der wahren Menschlichkeit nicht, er vermag es nicht, und da ist es gleichviel, ob er in diesem Unvermögen innerlich verkrüppelt auf einem Richterstuhl sitze und Recht spreche, oder gefesselt mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den Schranken dieses Rechts stehe, ob er mit stolzem Haupt als Herr seiner Umgebungen dahergehe oder mit gebogenem Rücken sich zwischen den Lücken seiner Umgebungen durchschleiche. Das alles ist gleichviel. Er erkennt das reine hohe Wesen der wahren Menschlichkeit nicht und öffnet sein schlummerndes Auge nicht einmal gern, wenn es sich gleichsam mit Gewalt an alle seine Sinne andrängt. Das Erhabene der Menschennatur erkennt sich durch nichts, was der Mensch mit der toten und tierischen Natur gemein hat, und doch strebt der Mensch, auch wenn er das Höhere, Edlere seiner Natur in sich selbst innerlich zernichtet, äußerlich immer nach allem Schein des Hohen, des Edeln, des Vollkommnen. Wenn er sich selbst entwürdigt, veredelt er dennoch den Stein im Gebirge und verschönert seine Umgebungen dem Scheine nach in eben dem edeln Geschmack, dessen Wesen ihm merklich selbst mangelt. Selber sein sinnliches Voreilen in der Entfaltung seiner selbst und seiner Kinder zu allem Wissen, zu aller Schlauheit, zu aller Gewandtheit, zu allem Stolz, zu allem Hohn, zu aller Niederträchtigkeit unsers Geschlechts, ist eine Folge seines in der Sinnlichkeit beschränkten und durch das Zivilisationsverderben verwirrten Drangs nach Vollkommenheit, nach Vollendung. Er sollte sich veredeln, aber er kennt den Sinn der Veredlung nicht und meint, er thue dieses, wenn er sich abschleift.

Aber der Mensch veredelt sich nicht wie der Stein im Gebirge, nicht wie die Saaten des Feldes und das Vieh auf der Trift, es fordert eine ganz andere Pflege und Wartung und Kunst, als diejenige ist, durch die alle Wesen der Schöpfung, die nicht Menschen sind, zur höchsten Vollkommenheit gebracht werden, deren sie fähig sind; es fordert selbst eine ganz andere Wartung, Pflege und Kunst, als diejenige, die den Menschen zu aller Vollkommenheit der Kräfte, Anlagen, Fertigkeiten erhebt, die er auch mit dem vollkommensten Geschöpf der Erde, das nicht Mensch ist, gemein hat. Zwar sind auch die Gesetze der vege-

tabilischen, animalischen und der toten Natur ewig und unveränderlich; in allem Erschaffenen liegt das Wesen seiner höchsten Vollendung im göttlichen Keim, aus dem es entsprungen, und strebt mit ewig unveränderlicher Kraft nach diesem Ziel. Aber wenn es auch erreicht wird, wenn die ersten Geschöpfe, die nicht Menschen sind, das Ziel ihrer höchsten Vollendung erreichen, so grenzt ihr Zustand nicht einmal an die ersten Anfänge der Entfaltung des menschlichen Wesens, er grenzt nicht von ferne an den hohen heiligen Keim, aus dem sich dieses allein zu entfalten vermag, im Gegenteil, die Wartung, die Sorge und Kunst, mit der alle Wesen, die nicht Menschen sind, sich vollenden, ist nicht nur nicht die nämliche mit derjenigen, durch die sich der Mensch vollendet, sie steht vielmehr mit ihr im bestimmten Widerspruch und wirkt ihr grade entgegen. Wenn du einen köstlichen Stein schleifst, so erhöhest du seinen Wert; wenn du den Menschen abschleifst, so verminderst du ihn; wenn du ihn wie die edelste Pflanze besorgst, aber blos in Nahrung, Wärme und Ruh, so machst du ihn sinnlich, selbstsüchtig und träg. Wenn du ihm die höchste Kraft, die höchste Vollendung des Tiers gibst, so entmenschlichst du ihn. Gib ihm den Geruch des Hundes, was hast du ihm gegeben? Gib ihm die List des Fuchses, was hast du ihm, dem Menschen, gegeben? Gib seinem Herzen Löwenruh hinter einem Blutrachen und Speise zu seiner Zeit, das Schaf, das er schlachtet, ist in seinen Anlagen der Menschennatur näher, als er. Nicht blos die Art, wie sich die tierische Kraft im Menschen selber entfaltet, auch die Art, wie sich die vegetabilische und animalische Natur durch die Kunst des Menschen vervollkommnet, ist von der Art und Sorgfalt der Kunst, durch die der Mensch sich selber und sein Geschlecht vervollkommnet, wesentlich verschieden und hat gar nichts mit ihr gemein.

Ich stehe staunend vor allem Leben der physischen Schöpfung und sehe, im Anblick aller Kraft und aller Kunst ihrer Vervollkommnung, die Wahrheit ihres Zurückstehens in allem ihrem Sein und in allem ihrem Thun hinter der Höhe und Heiligkeit aller Erfordernisse für die Bildung unsers Geschlechts. Die Menschenkunst, die Menschenbildung ist von Gottes und der Natur wegen die höchste Kunst unsers Geschlechts; der Mensch muß sie suchen und schätzen als sein höchstes Gut. Er thut es auch, oder wer ist Vater und Mutter, der nicht einen Finger von der Hand gäbe, daß seine Kinder menschlich gebildet würden und menschlich leben könnten bis an ihr Grab? Aber ob er es auch noch so gern sucht, er vermag es um deswillen nicht, wenn er nicht selber im höhern Sinn des Wortes Mensch ist. Nur der edle und erhabene Mensch hat wahre Kräfte zu aller Unschuld und Reinheit der Menschenbildung. Der Traum, in dem der sinnliche, im tierischen Leben oder auch im Zivilisationsverderben gefangene Mensch Menschenbildung für seine Kinder sucht, dauert nicht lange, er wird ihm bald selber zur Last, so daß er nach wenigen, aber notwendig fehlenden Versuchen zu dem jeweiligen Schlendriansurteil hinlenkt, es sei mit der

Erziehung und Menschenbildung eben nicht viel anderes zu machen, als wirklich geschieht; und damit übergibt er dann seine Kinder den Welteinrichtungen, wie ein Befehlshaber eine belagerte Stadt, die er nicht mehr zu behaupten vermag.

Im Verderben der Welt ist die Menschenbildung nicht blos die notwendigste, die dringendste, sie ist auch die seltenste und schwierigste Kunst. Ich staune nach ihr hin, ich achte sie selbst als das höchste Gut, aber wo soll ich sie suchen, wo soll ich sie finden, wo soll ich die erste Spur, die mich auf ihre Wahrheit, auf ihr inneres Wesen hinlenkt, suchen und finden als in mir selbst, als im Menschen selber, wie er, getrennt von dem Einfluß des Weltverderbens, in sich selbst, in seiner Unschuld und Reinheit mit lebendigem Gefühl der Wahrheit aller seiner bessern Kräfte dasteht? Wo soll ich sie suchen als im Thun der Mutter und in aller Kraft und in aller Sorge ihres mütterlichen Sinnes, also in der Reinheit ihrer selbst, insofern sie sich dadurch entschieden von allem Thun weiblicher Wesen, die zwar Mütter, aber nicht Menschen sind, unterscheidet? Ebenso wie im Thun dieser Mutter werde ich die ersten Spuren der Wahrheit aller Menschenbildung in den Bedürfnissen des Kindes finden, insofern sich dieses von den Bedürfnissen aller kindlichen Wesen, die nicht Menschen sind, unterscheidet. Es ist schön mit menschlichem Auge in die Werkstätte der Natur hinzublicken, aber schöner und menschlich erhebender ist kein Hinblick in ihr Heiligtum, als derjenige in die Erscheinung der Menschennatur, insofern sie sich im Thun der Mutter gegen ihren Säugling menschlich ausspricht und aussprechen muß.

Blick auf sie hin, Menschenfreund, aber fasse sie nicht einzeln ins Auge, wirf einen Blick auf alle mütterlichen Wesen hin, die nicht Menschen sind, und auf die Geschöpfe alle, die ihre Kinder, aber nicht Menschen sind. Jede tierische Mutter, ob sie für sich als Tier auch noch so schlecht ist, will ihrem Kinde alles geben und alles sein, was sie ist, was sie bedarf, und selber, was sie gelüstet, ihren Tiersinn, ihren Tierfraß und ihre Tierkraft. Sie braucht hierzu auch keine Kunst und keine Mühe. Ihr Kind ist fast ohne ihr Zuthun zu diesem Fraß, zu diesem Sinn, zu dieser Kraft von selbst reif. Aber die menschliche Mutter bedarf, um aus ihrem Kinde zu machen, was sie selbst ist, und ihm zu geben, was sie selbst bedarf und gelüstet, große Kunst, große Mühe und zwar große menschliche Mühe und große menschliche Kunst. Es ist dem menschlichen Geiste fast unbegreiflich, wie das junge Tier so schnell alles werden und alles sein kann, was es sein soll, umsomehr, da die menschliche Entfaltung in dem Grad langsam und von fremder Hilfe, von fremdem Einfluß und von fremder Kunst abhängig, als das Tier davon unabhängig ist.

Physische Erhaltung und physische Selbstbeschützung ist das höchste und erste Ziel der tierischen Entfaltung und das letzte, wozu der Mensch nach gebildeter und gereifter sittlicher, geistiger und Kunstkraft zu gelangen vermag. Erkennen wir den Unterschied der tierischen und

menschlichen Entfaltung in ihrem sich entgegenstehenden Wesen, so ist uns das innere und höchste Geheimnis des Wesens der Menschenbildung aufgeschlossen und wir sehen den Mittelpunkt des Unterschieds, um welchen sich beides, die tierische und die menschliche Entfaltung in ewiger Trennung herumtreiben, in unbedingter Klarheit vor unsern Augen.

Aber verlassen wir einmal den Gesichtspunkt der tierischen und heften uns einen Augenblick auf das Wesen der menschlichen Entfaltung.

Diese ist in ihrer ersten Erscheinung mehr die vegetabilische Entfaltung eines seines Lebens unbewußten Pflanzenkeims, als die Entfaltung eines seines tierischen Daseins bewußten lebendigen Wesens. Von diesem Zustand, der Wochen lang dauert, geht das Kind durchaus nicht unmittelbar zum Bewußtsein seiner geistigen und physischen Kraft hinüber, das erste Entfalten seines menschlichen Seins ist die Erscheinung seiner Gemütlichkeit. Diese geht unmittelbar aus der Ruh und der fast völligen Bewußtloßigkeit seines Seins hervor. In dieser vor allen andern Kräften erwachenden Gemütlichkeit des Kindes liegt dann aber auch der heilige Keim der reinen Entfaltung des ganzen Umfangs aller sittlichen, geistigen und physischen Kräfte seiner Natur. Das erste Leben des Säuglings ist durch die heilige Ruhe seiner ersten Tage gleichsam eine geweihte Fortsetzung seines von der äußern Erscheinung der Welt geschiedenen und sich selbst unbewußten Lebens im Mutterleib, seine Bedeutung als diejenige des Anfangszustandes des ganzen Lebens des Kindes ist unermeßlich. Der Mensch muß sich nicht tierisch lebendig, er muß sich gemütlich, er muß sich menschlich beruhigt entfalten, und diese Gemütsruh, und selbst ihr sinnlicher Anfangspunkt, das ungestörte Vegetieren in dieser Ruhe, ist die erste Grundlage der naturgemäßen progressiven Entfaltung aller unsrer Kräfte.

Ich verweile mich etwas auf diesem Punkt. Das Menschenkind vegetiert, ehe sich sein tierisches Leben entfaltet. Das Eigentliche seines sich von allen andern Geschöpfen unterscheidenden Wesens fordert das Stillstellen seiner tierischen Kraft, damit das Menschliche seines Seins sich von dieser ungestört entfalte. Dadurch wird das Bedürfnis eines mütterlichen Einflusses, einer mütterlichen Sorgfalt und einer mütterlichen Kunst auf die Entfaltung der menschlichen Kräfte entschieden, und das Wesen, das eigentlich Unterscheidende dieser Sorgfalt und Kunst, die kein mütterliches Geschöpf der Erde mit der menschlichen Mutter gemein hat, in ihr wahres Licht gesetzt. Wer diesen Unterschied nicht fühlt und die Folgen davon nicht für das ganze menschliche Leben und für die Führung unsers Geschlechts in allen seinen Verhältnissen zu ahnen vermag, der hat die Spur der Natur verloren und sich in den Irrwegen der Unnatur tief verwirrt; mit welcher Kraft er auch in diesen Irrwegen vorschreite und zu welcher Höhe er sich auch in den Künsten einer nicht von Ruhe, Liebe und Anmut ausgehenden Bildung unsers Geschlechts erhebe, er ist von der einzigen

Bahn der Entfaltung der reinen Menschlichkeit gewichen und wird sie[1]) auf den Wegen seiner Kunst durch keine Betriebsamkeit wieder finden.

Ich stehe noch einmal bei dem Anfangspunkte des sich entfaltenden Lebens des menschlichen Kindes still, ich sehe lange, lange keine tierische Kraftäußerung in ihm und auch nicht einmal ein lebendiges Streben darnach, ich sehe keine Spur des Gewaltsinnes, der alle tierische Jugend zur schnellen Entfaltung ihrer Kräfte hintreibt, im Gegenteil, das erste Zeichen des innern Lebens des Kindes ist sein himmlisches Lächeln, es ist die erste Regung eines über allen Tiersinn erhabenen und ihm ganz entgegenstehenden menschlichen Sinnes, es ist der Ausdruck des Frohsinns der innern Befriedigung der menschlichen Erheiterung des Gemüts durch den Genuß der menschlichen Sorgfalt und Liebe, es ist die erste Spur der im Kinde entkeimenden Erkenntnis der Liebe. Dieses Lächeln geht dann bald in Anmut und in ein allgemeines liebliches Wesen hinüber. Aus diesem entfaltet sich dann bald[2]) die Liebe zur Mutter, und diese wird schnell eine anhaltende, eine ungetrennte, eine vollendete Liebe. Und hier liegt wieder eine hohe Spur des erhabenen Ganges der Natur, die sich in jedem ihrer Schritte vollendet. Der erste Grad der sinnlichen Liebe ist im Säugling vollkommen; er mag an Alter und Kräften zunehmen, wie er will, er kann seine Mutter sinnlich nicht mehr, nicht inniger lieben, als er sie auf ihrem Schoße in der Unmündigkeit liebt. Seine Liebe auf ihrem Schoße ist eine vollkommene Liebe; wie sollte sie es nicht sein? Er lebt in ihr, er lebt durch sie, sie ist ihm über alles; seine Liebe ist Glaube, sie ist erheiternder, sie ist befriedigender Glaube an ihre Vorsorge; durch diesen Glauben hebt sich im Kinde das Gefühl seiner Unbehilflichkeit von selbst auf, die Kraft der Mutter ist seine Kraft, es weiß nicht, daß es keine eigene hat, und ahnt nicht, daß es einer bedürfe, es lebt in seiner Unbehilflichkeit in Glauben und Liebe und kennt kein Bedürfnis der Kraft, keine Gierigkeit, kein Streben nach einer solchen; so groß ist der Unterschied in der Richtung der Triebe zwischen dem menschlichen Säugling und dem tierischen. Dieser letzte lebt von der Stunde seiner Geburt an in sich selber im Gefühl seiner Kraft, er lebt durchaus nicht wie der menschliche in der Kraft der Mutter und durch sie, er lebt durchaus nicht im Glauben an sie, sondern in einer von der Stunde seiner Geburt sich äußernden lebendigen Gierigkeit nach dem Gebrauch seiner eignen Kraft. Daß doch unser Geschlecht diesen Unterschied in seiner ganzen Bedeutung erkennen und in der Erziehung seiner Kinder der Entfaltung des Menschlichen, das in seiner Natur liegt, derjenigen des Tierischen in dem Grad den Vorzug geben möchte, den die Natur ihm selber gegeben; daß doch unser Geschlecht

---

[1]) C. A.: und wird sie „in den Irrwegen seiner sich in der Unnatur verlornen Verkünstlungsbetriebsamkeit nicht" wieder finden.

[2]) bald „der heilige Keim der Mutterliebe, dessen Frucht gleich nach ihrem Entkeimen eine in Dauer, Kraft und Wahrheit sinnlich vollendete, eine sinnlich vollkommene Liebe ist." Und hier . . .

die Stimme der Schöpfung, die die Stimme Gottes ist, hierin erkennen und tief fühlen lernte, daß wenn der tierische Säugling inner Jahresfrist in allen seinen Kräften gereift ist, und der Mensch hingegen so langsam zur Reifung seiner physischen und tierischen Kraft gelangt, diese Zurücksetzung seiner tierischen Kraft hinter die menschliche nur darum statt findet, daß er durch den einfachen natürlichen Gang der Entfaltung seiner Kräfte gleichsam von selbst zur Ueberzeugung gelange, daß seine tierische sinnliche Kraft nicht die wesentliche seiner Natur ist, daß er vielmehr bestimmt ist, gegen dieselbe Herr über sich selbst zu werden, gegen alle Gewalt seiner tierischen Gelüste und gegen alle Macht seiner durch das menschliche und bürgerliche Verderben tierisch auf ihn wirkenden Umgebungen! Dieses Ziel, die Ansprüche unsrer tierischen Natur dem höhern menschlichen Willen unsers Geistes und unsers Herzens zu unterwerfen ist desnahen offenbar der Mittelpunkt und das Wesen der Sorge und der Kunst der menschlichen Erziehung und das erste einzige, was darin not thut, ebenso wie es das Wesen alles höhern und tiefer greifenden Einflusses auf die Sicherstellung der Menschlichkeit oder des reinen menschlichen Sinnes in allen möglichen Verhältnissen unsers Geschlechts ist. Wende dein Auge nicht leicht von diesem Ziel weg, fasse es in seinen Ursachen und Folgen so bedeutend und so ernsthaft auf, als es dieses verdient! So wie sich die menschliche Kraft im Glauben und[1]) durch denselben entfaltet, also entfaltet sich die höchste Kraft der sinnlichen Natur im Tier durch Mißtrauen und durch eben die Stimmung, aus der alles Denken, Fühlen und Thun der Schwäche unsers Geschlechts und des in der Kraft seiner Menschennatur entnervten und verdorbenen Mannes hervorgeht.

Offenbar ist die Basis der menschlichen Entfaltung und die Quelle, woraus alle menschliche Kraft hervorgeht, (C. A. Ruhe,) Unschuld, Liebe und Glaube, und hinwieder die Basis der tierischen, und die Quelle, woraus aller Trieb derselben und zu derselben hervorgeht, ein mit der Unschuld, dem Glauben und der Liebe unvereinbares (C. A.: unruhvolles) Mißtrauen unsres tierischen Verderbens. Die menschliche Kraft entfaltet sich[2]) im Kinde gleichsam durch das Verschwinden des Bewußtseins seiner Kraftlosigkeit im Glauben an die Mutter, die tierische hingegen durch das rege Bewußtsein seiner eignen sinnlichen Kraft in Mißtrauen und Lieblosigkeit. Die menschliche Kraft entfaltet sich aus der Menschlichkeit selber, die tierische hingegen aus dem Wesen des tierischen Sinnes in uns durch Belebung von Kräften, die neben dem belebten innern Wesen der Menschlichkeit nicht bestehen können;

---

[1]) im Glauben und „in der Glaubensruhe" entfaltet, so entfaltet sich die höchste Kraft der sinnlichen Natur im Tier durch Mißtrauen und durch die Sorgen und die Unruhe der Kraft, die aus diesem Mißtrauen entspringt, sie entfalten sich aus eben der Stimmung, aus der . . .

[2]) entfaltet sich aus der Menschlichkeit und ihrem ewigen, unzerstörbaren innern Wesen, die tierische hingegen aus dem Wesen des tierischen Sinnes.

sie entfaltet sich aus dem Mangel an Menschlichkeit und an menschlichem Glauben selber.

Welch ein hohes Geheimnis liegt in dieser ersten Quelle der menschlichen Entfaltung! Ich verfolge sie. Ich fasse das menschliche Kind in Verbindung mit der menschlichen Mutter ins Auge. Ich erblicke zuerst die hohe, erhabene Uebereinstimmung ihrer mütterlichen Kraft, ihres mütterlichen Willens und ihrer mütterlichen Mittel mit dem sie menschlich ansprechenden Bedürfnis des Säuglings.

Die Mutter liegt in den ersten Tagen ihrer Entbindung gleichsam in heiliger Weihe für die Unbehilflichkeit ihres Erzeugten sich selber vergessend und allen ihren Verhältnissen entrissen, nur für ihr Kind da. Die Ruhe, die Befriedigung ihres Säuglings ist in der ganzen Dauer seiner Unbehilflichkeit ihr über alles; ihre eigene Kraft ist ihr nichts, sie hat für sie keinen Wert, als insofern sie ihren Säugling in dieser Unbehilflichkeit befriedigt und seine Ruhe sichert.

Freund der Menschheit, wirf einen Blick auf die Höhe der Kraft, zu welcher sie dieses innerlich in ihr so belebte Streben erhebt! Des Säuglings leisester Laut erweckt sie in dem härtesten Schlaf, sie wacht Nächte durch und ist am Morgen nach der durchgewachten Nacht heiter, wie nach dem süßesten Schlafe, weil sie in der Liebe gewacht hat. Das Erschöpfende des Lebens erschöpft sie nicht, weil sie liebt. Sie sehnt sich nicht los zu werden der mütterlichen Sorgen, der mütterlichen Lasten, ob diese gleich bis ans Ende des mütterlichen Einflusses gehen und lange dauern. Das Schwerste dieser Lasten fällt freilich in die Zeit der größten Unbehilflichkeit des Kindes, und auch diese dauert lange.

So wie die physische Kraft des Kindes sich erst lebendig und nach selbstständigem Gebrauch strebend erzeigt, wenn dasselbe zu einem merklichen Grade der Geistes- und Herzensbildung gelangt ist, also dauert das Bedürfnis der Unbehilflichkeit desselben und mit ihm der Anspruch an die anhaltende Sorge der Mutter für dasselbe eben so lange, bis nämlich die Mittel der Selbsthilfe beim Säugling durch das Wachstum seiner Kraft und seiner Erfahrung eine Stärke gewonnen, daß die Neigung zur Selbsthilfe rein menschlich und auf keine Weise tierisch gewaltsam aus ihm hervorbricht. Darum ist es, daß die Vorsehung den mütterlichen Willen und die mütterliche Kraft für die mütterliche Sorge so tief in die menschliche Natur gelegt hat, daß das Weib eigentlich aufhört, Mutter zu sein, sobald dieser Wille, diese Kraft und diese Treue dahin ist, daß es eigentlich aufhört, Mutter zu sein, wenn der Wille, die Lasten der Unbehilflichkeit ihres Säuglings zu tragen, in ihr dahin ist.

Daher ist ebenso gewiß: Keine Mutter, kein Weib, daß noch Mutter ist, sehnt sich zu früh los zu werden der mütterlichen Sorgen und der mütterlichen Lasten. Keine sehnt sich zu frühe nach dem Wachstum der physischen Kraft ihres Kindes, keine sehnt sich nach der schnellen Entfaltung irgend einer Kraft desselben, die es mit den Tieren des

Feldes gemein hat. Nein, nein, jedes Weib, das wahrhaft Mutter ist, sehnt sich vorzüglich und überwiegend nach der Entfaltung der Menschlichkeit ihres Kindes. Jedes Weib, das Mutter ist, sehnt sich mit inniger Lebendigkeit nach den ersten Spuren seines innern menschlichen Sinnes.

Freund der Menschheit, siehe, wie sie, die Mutter, auf sein erstes Lächeln lauert, wie sie göttlich froh ist bei seiner ersten Erscheinung, wie sie alles thut, seine Wiederholung zu erkünsteln und zu erzwingen, wie sie ihm lächelt und wiederlächelt, wie sie lieblich und anmutsvoll ist, damit es auch lieblich und anmutsvoll werde. Siehe, Freund der Menschheit, mit welcher Ausharrung sie die Sicherstellung dieser Ruh und die Entfaltung der Anmut ihres Kindes fördert; siehe mehr, siehe wie weit diese Sorgfalt auf den ganzen Umfang der Entfaltung seiner menschlichen Kräfte einwirkt, wie sich in dieser Ruh das menschliche Denken des Kindes, seine menschliche Denkkraft und in der Liebe, die diese Ruh erzeugt, sein menschliches Thun, seine menschliche Thatkraft entfaltet, wie dann diese Thatkraft an der Seite der Mutter das wirkliche Leben in Unschuld, Wahrheit und Treu entfaltet und bildet, wie das Leben in Unschuld, Wahrheit und Treu das Bewußtsein des Unrechts des Lebens in Untreu, Täuschung, Lügen und eitelm Schein entfaltet, wie das Bewußtsein dieses Unrechts die heilige Scheu und Scham vor dem Bösen erzeugt, wie Scheu und Scham vor dem Bösen durch ihre Dauer an der Seite der Mutter in ihm in Selbstüberwindung, in Sittlichkeitsfertigkeiten hinüber geht und wie sich dann diese höhere Kraft der Menschennatur in ihrem ersten sinnlichen Gewand mit lieblich erhebendem Reiz in ihm entfaltet und bildet; wie also der ganze Umfang der menschlichen Kräfte und Anlagen aus dieser Ruh und aus dieser Anmut hervorgeht und gleichsam als ein allgemeines Resultat der mütterlichen Sorgfalt und des reinen ersten Lebens im Heiligtum der Wohnstube erscheint!

Die Anerkennung des wesentlichen Bedürfnisses dieser Ruh und ihrer Dauer ist also dem Menschengeschlecht von der äußersten Wichtigkeit, auch erkennt es die Heiligkeit dieses Bedürfnisses in seinem Ursprunge allgemein. Diese Anerkennung spricht sich indessen besonders in Rücksicht auf den ersten Zeitpunkt des kindlichen Lebens in nichts äußerlichem so bestimmt aus, als darin, daß die Gebärerin in unsrer deutschen Sprache eine Sechswöchnerin heißt. Sie ist dieses durchaus nicht um ihrer selbst, sondern um ihres Säuglings willen, damit die heilige Ruh, aus welcher die Reinheit der Entfaltung alles wesentlich Menschlichen unsrer Natur allein hervorgeht, in dem ersten bedeutendsten Punkt des menschlichen Daseins vollkommen gesichert sei.

Das Gesetz dieser Tage liegt tief im Innern der Menschennatur; der arme Mann, der das Jahr durch wenig Brot und wenig Ruh hat, sucht beides für seine Sechswöchnerin, daß ihr Säugling in den ersten Tagen seines Daseins Ruhe finde und nicht tierisch gereizt, unruhig werde und die erste Basis seiner menschlichen Entfaltung verliere, ehe

noch eine Spur dieser wirklichen Entfaltung in seinem Auge und auf seinen Lippen erscheint. Armer menschlicher Mann, der du also für das Brot und die Ruhe deiner Sechswöchnerin sorgtest, du weißt oft selbst nicht, was deine Tugend diesfalls für sie thut und wie wichtig dieser Dienst für die Entfaltung der Menschlichkeit deines Kinds ist. Du machst dadurch seine Mutter in den ersten Tagen seines Bedürfnisses stark zum großen Dienst der Muttersorgen, durch die die heilige Ruh, die nicht blos das unmündige Kind, sondern das ganze erste kindliche Alter fordert, ihm durch sie gesichert werde. Es ist dringend, die Mutter muß für ihr Kind innerlich beruhigt, sie muß für dasselbe anmuts- und liebevoll werden, wenn sie im Umfang ihrer Verhältnisse zu ihm menschlich mütterlich handeln und aller Muttersorge und aller Muttertreu fähig sein soll, die ihre Pflicht ist.

Diese Anfangspunkte und Elemente der menschlichen Bildung umfassen, wenn auch schon nur in ihrem Keime, das Ganze der in unserm Geschlecht zu entfaltenden menschlichen Kräfte. Jede diesen Gang der Natur und seine Harmonie störende, gereizte sinnliche Gierigkeit, jedes Vorstreben irgend einer sinnlichen Kraftäußerung vor ihrer menschlichen Begründung ist wider die Menschennatur und wider das Wesen ihrer Bedürfnisse und Ansprüche; sie lenkt uns, beim ersten Eintreten in die reine Bahn der menschlichen Entfaltung durch Glauben und Liebe, auf die Abwege des Unglaubens, der Lieblosigkeit und ihrer Quelle, des sinnlichen Tiersinns und seiner unausweichlichen Folge, der allgemeinen Abschwächung der höhern, edlern Anlagen unsrer Natur hin. Indessen ist und bleibt der Weg zur Vollendung der Kräfte unsrer Natur durch die Glaubensruh der einzige wahre Weg der Entfaltung der Menschlichkeit. Auf ihm allein kommt der Mensch dahin, das Vorherrschende seines tierischen Sinns in sich selber zu besiegen und das Reinmenschliche in sich selber herrschend zu machen.

Freund der Menschheit, fasse diesen Gang der Natur noch einmal, fasse ihn in seiner tiefsten Bedeutung ins Auge, und erhebe dich zum höhern Ahnen seiner heiligen göttlichen Folgen; siehe, wie sich aus der Liebe zur Mutter auf dieser Bahn die Liebe zu Gott, aus dem Vertrauen auf die Mutter das Vertrauen auf Gott, aus dem Glauben an die Mutter der Glaube an Gott einfach und lieblich entfaltet, wie sich die menschliche Ruh in den Armen der Mutter im Kind zur himmlischen Ruh in Gottes Armen erhebt! Siehe, Freund der Menschheit, wie auf diesem Wege die Entfaltung der menschlichen Kraft eine allgemeine heilige göttliche Entfaltung der Menschennatur wird, wie auf dieser vom reinen Herzen ausgehenden Bahn dann auch die Kraft des menschlichen Geistes und der menschlichen Kunst eine höhere eine heiligere Kraft, eine höhere eine heiligere Kunst wird. Siehe noch mehr, siehe, wie das Bewußtsein des Unrechts auf dieser Bahn beim Kind in eine *heilige Kraft* gegen dasselbe, wie die Scheu und Scham vor der Mutter in Scheu und Scham vor dem Angesicht Gottes, in Gottes-

furcht hinübergeht; wie das leichte sinnliche Gewand[1]) der an der Seite der Mutter sich entfaltenden Sittlichkeit sich in die reine hohe Kraft derselben umwandelt! Und nun, am Ziel der höchsten innern Veredlung, blicke hinunter auf das irdische Leben des Kindes und fasse den Einfluß dieses hohen Gangs der Entfaltung seiner Kraft auf die Veredlung und Beseligung dieses seines äußern Seins ins Auge! Siehe besonders wie dem Kinde durch diesen Gang des Lebens Anhänglichkeit an seine Verhältnisse und an seinen Stand kraftvoll eingeübt und der erste Keim des heiligen Heimwehs in dasselbe gelegt wird, indem alle seine Kräfte, Anlagen und Neigungen im Zusammenhang mit diesen Verhältnissen belebt und entfaltet werden. Sein Verstand wird auf dieser Bahn gleichsam als der Verstand[2]) seines Standes, sein Herz als das Herz seines Standes, seine Thätigkeit und seine Kunst als die Thätigkeit und Kunst seines Standes belebt und ergriffen. Sein ganzes Sein ist auf derselben ein verständiges, liebevolles und kraftvolles Eingreifen des wirklichen Lebens in seinem Stand und des Genusses einer allgemeinen Bildung für denselben, ohne daß es gefahret, in seiner Lage durch fremde sinnliche Reize von der Bahn des Lebens, die von Gottes, von der Wahrheit und des Rechts wegen die seinige und desnahen für ihn die einzige ist, abgelenkt zu werden.

So im Innern für die Wahrheit und Reinheit seiner Veredlung kraftvoll gebildet und für seine äußern Verhältnisse in Unschuld und Liebe mit sich selbst in Harmonie gebracht, geht dann das auf dieser Bahn geführte Kind aus der heiligen Wohnstube in die Welt, in die Schule der Welt hinüber, aber nicht aus der Wohnstubenbarbarei, in der das verwahrloste Kind in Unkunde der Menschennatur unerhoben von den menschlichen Verhältnissen, ungebildet für alle Kraft der Menschlichkeit, verwahrlost, hintangesetzt, ohne Genuß der Muttersorge, der Vatertreue, der Bruderliebe, ohne Gotteserkenntnis, ohne Gottesglauben, ohne Jesum Christum zu erkennen, gelebt oder vielmehr geserbt hat. Nein, es geht in Unschuld, aber auch göttlich und menschlich gebildet und gestärkt und in sich selbst bereitet, sein Heil, beides mit Vertrauen auf alles Gute, aber auch mit Furcht und Zittern vor allem Bösen zu suchen und erhoben über Zeit und Welt, den Schein jeder blos sinnlichen Vollendung verachtend, dahin strebend, vollkommen zu werden, wie sein Vater im Himmel vollkommen ist, aus der Wohnstube in die Welt, in die Schule der Welt hinüber.

Freund der Menschheit, siehe dich um und forsche, ob sich unser Geschlecht anders über sein sinnliches Verderben zur reinen Sittlichkeit

[1]) Gewand „der in der Unmündigkeit entkeimenden Sittlichkeit sich durch die an der Seite der Mutter und im Glauben an sie entfaltete Gottesfurcht in eine wahrhaft reifende und mit Bewußtsein ihrem Wachstum und ihrer Vollendung entgegenstrebende wirkliche Sittlichkeit umwandelt.“ Und nun, am Ziel . . . (Vgl. auch IX, 146 ff.)

[2]) gleichsam als der Verstand „seiner Lage und seiner Verhältnisse, sein Herz, seine Thätigkeit und seine Kunst als das Herz, als die Thätigkeit und als die Kunst seiner Lage und Verhältnisse“ belebt und ergriffen.

erhebe; ob die höhern Kräfte unsers Geschlechts, die Kräfte unsers Geistes, unsers Herzens und unsrer Kunst anders als auf dieser Bahn sich allgemein menschlich entfalten und ob der Mensch beim Mangel des Betretens dieser Bahn nicht allgemein und unausweichlich auf die ihr entgegengesetzte hinlenke und allem Herzens-, Kraft- und Kunstverderben derselben Thür und Thor öffnen müsse. Alles, alles, was diese Bahn in ihrer Reinheit und Unschuld, in ihrer Kraft und in ihrer Höhe schwächt, verwirrt und ihre Sicherheit untergräbt, steht dem Erfolg der Menschenveredlung geradezu entgegen und ist mit dem Wohl des Menschengeschlechts und seiner ersten Fundamente im vollen Widerspruch. Dieses ist nicht nur vom offnen Laster, es ist nicht nur vom Leben in Unsittlichkeit und innerer Herzensverderbnis wahr, es ist auch von den Folgen des Zivilisationsverderbens, in dem der Mensch durch Gewohnheitsansichten und Fertigkeiten gleichsam aus dieser Bahn, der göttlichen einzigen, herausfällt und soviel als in der Unschuld vom Strom des Weltlebens hingerissen, darin fortschwimmt, ohne die Abgründe zu ahnen, in welche er endlich versinkt.

Es ist desnahen von der äußersten Wichtigkeit, daß der Mann, der die reine Entfaltung des Menschengeschlechts und eine darauf zu gründende Volks- und Nationalkultur wünscht, sich über den Geist der Zivilisation, ihrer Tendenz und das Wesen ihres Geistes und ihrer Schranken nicht täusche, daß er das Bedürfnis der Erhebung seines Geschlechts über ihre Schranken richtig erkenne und tief fühle. Ohne das findet unser Geschlecht die reine einzige Bahn der Bildung zur Menschlichkeit im wirklichen Leben sich weder im Umfang irgend eines Staats-, noch Privatverhältnisses geöffnet und der Name Volksbildung und Nationalkultur ist dann ein täuschender Traum, der in der Wahrheit nicht besteht; die Bemühungen dazu sind unter diesen Umständen denjenigen eines Thoren gleich, der, wenn er seinen Acker ungebaut verwildert liegen läßt, dennoch glaubt, wenn er einige Körner guten Samens auf ihn hinwerfe, so werde er doch eine gute Ernte machen. Seine Hoffnung ist eitel. Volkskultur und Volksbildung sind bei der Hintansetzung und Verwahrlosung des Volks, sie sind beim Mangel der naturgemäßen Entfaltung unsrer Kräfte und beim Abweichen von der einzigen ewigen Bahn der wahren Entfaltung derselben ein Traum und das Menschengeschlecht muß bei ihrem Mangel zu allen Zeiten und unter allen Umständen der Zivilisationseinseitigkeit ihrer Beschränkung und ihrem Verderben unterliegen und wenn je ein Zeitpunkt in der Welt war, in welchem diese Gefahr dem Menschengeschlecht im großen vor Augen gestellt war, so ist's derjenige, in die unsre Lebensperiode gefallen.

Oder sollten wir uns hierüber noch trügen (C. A.: täuschen)? Könnten wir die großen Begegnisse unserer Tage bei uns vorübergehen gesehen haben, ohne den Geist derselben und die Quellen zu erkennen, aus denen sie alle hervorgegangen? Können wir uns verhehlen, daß die Menschenleiden so vieler Jahre und so vieler Staaten das höchste

Zivilisationsverderben in seinen verschiedenen Formen und Gestalten zu seiner Quelle und zu seiner Ursache hatten? Können wir die verschiedenen Formen dieses Verderbens, wie wir sie in einem unglaublich kurzen Zeitpunkt nicht blos vor uns vorübergehen, sondern eigentlich über uns herfallen und uns beinahe ganz zerdrücken gesehen, schon vergessen haben?

Was hindert mich, dieser vielleicht künstlichen Vergeßlichkeit zuhilfe zu kommen und die verschiedenen Arten der Erscheinung des Zivilisationsverderbens an den Fingern herzuzählen? Erstlich diejenige der äußersten Abschwächung aller Staats- und Nationalselbstständigkeit. Zweitens die durch diese äußerste Nationalabschwächung allein möglich gemachte sansculottische Völkerempörung. Drittens diejenige des durch eben diese Ursachen allein möglich gemachten Uebergangs von dem Zustand der sanskulottischen Barbarei zu einer Regierüngsbarbarei und zu einer bis zur Ausrottung der Menschenstämme selber hinlenkenden raffinierten Kunsttyrannei. Was hindert mich selber noch die Frage hinzuzusetzen: Sind wir nicht gegenwärtig gleichsam nur im Schrecken über diese dreifachen Formen und Gestalten unsrer Uebel und gleichsam nur flüchtend vor ihnen zu den Grundsätzen der Menschlichkeit, des bürgerlichen Rechts und der Großmut hinübergegangen? Oder kann man wohl in Abrede sein, daß die verschiedenen Formen, unter denen das Zivilisationsverderben unter uns wühlte, nicht die unwidersprechlichen Ursachen aller der Uebel seien, denen unser Weltteil in diesem Zeitalter unterlag? Können wir in Zweifel ziehen, daß die höchste Erschlaffungsepoche, die dem Geist der Revolution vorhergegangen, nicht eine Folge des durch Menschenalter eingewurzelten und verhärteten Zivilisationsverderbens gewesen? Können wir ferner in Abrede sein, daß der sanskulottische Versuch, sich aus dem unerträglichen Zustand dieser an Zernichtung aller Staatskraft und bürgerlichen Selbstständigkeit grenzenden Staatenabschwächung zur Erneuerung der Staatskräfte und der bürgerlichen Selbstständigkeit zu erheben aus dem tief eingewurzelten Verderben einer[1]) unbegründeten kulturlosen Zivilisation entsprungen? Und ebenso, daß die Gewaltsepoche, die unsre sansculottische Verwilderung und Gesetzlosigkeit in eine tyrannische und die Greuel der höchsten Volksunmenschlichkeit in diejenigen der höchsten Regierungsunmenschlichkeit umschaffte, nur darum möglich gewesen, weil sie eben wie die vorhergehende Epoche aus dem nämlichen Verderben hervorging? Können wir uns endlich verhehlen, daß wir selber in der freundlichen Näherungsepoche zum Recht und zur Großmut, in die wir aber, wie ein aus einer schweren Krankheit heraustrender Rekonvaleszent nur mit schwachen Füßen hinübergegangen, auch heute noch und zwar mehr als tausende denken, gefahren, wieder in die Uebel des Zivilisationsverderbens zu versinken, aus dem wir so eben entronnen? In

[1]) einer unbegründeten kulturlosen „und durch eingeübte Abrichtungsformen alles innern Lebens beraubten und zum eigentlichen Bürgertod hinführenden“ Zivilisation entsprungen?

welcher Form und Gestalt dieses geschehe, ist eigentlich das, was hierin am wenigstens bedeutet; das, was hierin allein wesentlich ist, ist, daß wir nicht wieder darein versinken. Denn was hilfts imgrund, daß wir den höchsten und selber den unerhörtesten Fieberacceß der Zivilisationsgewaltthätigkeit überstanden, wenn wir uns eingestehen müssen, daß wir die Ursachen, welche uns diesen Acceß zugezogen haben, in uns selber erhalten und daß die nämlichen Ursachen früher oder später die nämlichen Wirkungen hervorbringen werden? Was hilft es uns, wenn die Art der Krankheit und ihre äußere Erscheinung sich geändert und einen minder grellen Charakter angenommen, wenn das Gift derselben fortdauernd in unsern Adern wallt? Denn gesetzt, wir könnten auch mit Sicherheit annehmen, für einmal weder sansculottische Volksexzesse noch schreiende Regierungsexzesse zu gefahren, weil uns der Moderantismus, der an der Tagesordnung ist, vor diesen beiden Uebeln mit Sicherheit bewahrt, so gefahren wir hingegen eben so gewiß, daß dieses Mittel leicht seine innere Wahrheit verliere und in einen bloßen Scheinmoderantismus hinübergeht, hinter welchem die Quellen der höchsten Zivilisationsgewaltthätigkeiten wieder hervorzubrechen nur auf gute Gelegenheit lauern werden. Wir gefahren sogar schon gegenwärtig durch die Erscheinung unsers schon jetzt mehr als zweideutigen Moderantismus mit schnellen Schritten der Staatserlahmung wieder entgegen zu gehen, die den Exzessen der sansculottischen und dynastischen Gewaltthätigkeiten immediat vorhergegangen, und durch unpassende Festhaltung des veralteten Routinegangs und aller seiner Elendigkeiten die wesentlichen Ursachen aller der Uebel wieder zu erneuern, deren grellste Erscheinung wir eben überstanden haben.

Es ist traurig, aber die neusten Begegnisse machen, daß ich es für mehr als möglich achte, daß wir den Zirkel unsers bürgerlichen Verderbens nochmals durchlaufen (werden) und indem wir die Früchte unsrer Anstrengungen gedankenlos einernten und ein jeder den Zusammenhang seiner Individual- und Personallebensgenießungen mit der Menschennatur und den aus dem Heiligtum ihres ewigen Rechts herfließenden Ansprüchen aller Individuen unsers Geschlechts auf ein menschlich befriedigendes Dasein aus den Augen setzen, in dieser bösen Vergeßlosigkeit wieder gewaltsam zu den in jedem Fall sansculottischen Gelüsten hinlenken, den tierischen Ansprüchen unsrer Natur selber in bürgerlich rechtlichen Formen ein entscheidendes Uebergewicht über die höhern und edlern Kräfte ihres göttlichen Wesens einzuräumen und diese Kräfte in der großen Mehrheit des Volks wo nicht allgemein gering zu achten, doch im allgemeinen ohne Wartung, Pflege und Sorge in sich selbst zugrunde gehen zu lassen und die reinen heiligen Ansprüche der Menschennatur mit Leichtsinn und in Rücksicht auf das Ganze und Große der Staatsangelegenheiten als eine Nebenangelegenheit zu behandeln. Diese Leichtfertigkeit aber kann ganz gewiß den Zustand der europäischen Menschheit zur eigentlichen Auflösung aller zarten und reinen Gefühle der menschlichen Vereinigung aller Staatsbürger hinführen.

Wir denken es uns aber nicht, was die Menschheit gefahret, wenn das Gefühl von dem Wort:

„Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet"

im Innern des Herzens gesellschaftlich vereinigter Menschen ausgelöscht ist. Wir denken es nicht, daß das Auslöschen dieses Gefühls die europäische Menschheit dahin bringen kann, den teuererworbenen bessern Gehalt unsrer Rechtsbegriffe wieder zu verlieren, ihnen schiefe Anmaßungen, Zweideutigkeiten, Kabalen und Niederträchtigkeiten, mit einem Wort den ganzen Apparat des bürgerlich geformten Tiersinns unsrer sinnlichen Natur zu substituieren, wodurch dann auf der einen Seite die rasenden Neigungen zu Gewaltthätigkeiten beim noch jetzt unverhobenen und ungeänderten Volkshaufen wieder erwachen und an die Tagesordnung gelangen und auf der andern sinnlose und taktlos selbstsüchtige Possidenti*) von dieser Gefahr aufgeschreckt, sich nicht mehr anders zu helfen wissen möchten, als mit dem Namen Jakobiner und Jakobinerklubs herumzuwerfen, nicht nur wenn irgend etwa ein unrechtleidender gemeiner Mann, der von einem böswilligen niederträchtigen Obern gekränkt und übel behandelt worden, es wagt, ein festes und lautes Wort zu seiner Verteidigung zu sagen, sondern sogar auch in dem Fall, wenn ein Menschenfreund zugunsten des in jeder Landesverwirrung am meisten leidenden Volks- und Mittelstandes der heiligen Menschenrechte auch nur mit einem einzigen Wort gedenken oder sonst auf irgend eine Art das böse Geschwür ihrer kleinlichen Selbstsucht auch nur mit einem Finger berühren möchte; denn wir dürfen uns nicht verhehlen, daß dieses böse Geschwür bei jedem gereizten Zivilisationsverderben beim Besitzstand ebenso giftig und brennend wird, als beim eigentumslosen Mann.

Wir sind gewarnt!

Wir sind gewarnt, wie die Mnschheit selten gewarnt worden ist. Tausend blutende Wunden rufen uns auf eine Weise zu, wie sie in Reihen von Jahrhunderten der Welt nie zugerufen haben: Es ist dringend, daß wir uns einmal über die Quelle der bürgerlichen und gesellschaftlichen Verirrungen, aus denen die Gesamtheit der dreifach hintereinander zurückgelegten Epochen der verschiedenartigen Zivilisationsverirrungen hervorgegangen, erheben und einmal in der Veredlung unsrer Natur selber die Mittel gegen alle die Leiden und alles das Elend suchen, gegen die wir, die Edlern unter den Höhern und Niedern, unter den Eigentümern und unter den Eigentumslosen, gemeinsam nicht als erschrockene Schwächlinge, sondern als Männer auftreten sollten, die ihre Nachwelt, ihre Kinder und das Menschengeschlecht mit Ernst

*) doch wohl Possidentes.

und Würde fest ins Auge fassen und ihm mit männlichem Mut und mit der Ueberzeugung entgegen wirken, daß die Leiden, denen wir ausgesetzt waren, so wenig überstanden sind, als die Irrtümer und Schwächen, durch die wir sie uns zugezogen haben und daß hingegen die Stunde wirklich da ist, in der wir mit Kraft ihren Quellen entgegen zu wirken hoffen können. Das ist in jedem Fall gewiß, unsre Leiden, unsre Uebel sind noch nicht überstanden, unsre Wunden bluten noch und rufen uns laut, sie rufen es auf eine Weise, wie sie es der Menschheit Jahrhunderte nicht zugerufen haben: Laßt uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können und nicht durch Unmenschlichkeit zur Unfähigkeit des Bürgersinns und durch Unfähigkeit zum Bürgersinn zur Auflösung aller Staatskraft, in welcher Form es auch immer geschehe, versinken.

Indem ich aber das Wort ausspreche: „Laßt uns Menschen werden", weiß ich gar wohl, unser an allem Edeln, Guten und Großen mehr als zweifelndes Geschlecht wird mir dieses Wort mit dem Spottwort zurückgeben: „Das ist eben die Kunst; aber diese Kunst ist noch nicht erfunden, und das Geschwätz von ihr hat sich noch nie praktisch erwahret." Ich möchte dem ungläubigen Geschlecht antworten: „Hebe dich hinter mich Satan, denn du bist mir ein Aegernis!" und den Menschenfreund, dem diese Außerung zu hart scheint, bitten: Fasse es zu Herzen und siehe, ob es nicht im höchsten Grad ein Aergernis ist, zu welchem Grad der Unglaube der Zeit gegen alles Gute und Edle sich erhoben. Die Frechheit desselben hat es dahin gebracht, daß er sich zu einer eigentlichen Verschwörung ganzer Volkshaufen und ich möchte fast sagen, ganzer Staaten gegen alles Edle, Hohe und Reine in unsrer Natur erhoben. Ob sich diese Frechheit mit der stillen Sorgfalt eines zivilisierten Weltmanns oder in ungebildeter Roheit laut ausspreche, das ist gleichviel, sie streitet in ihrem Wesen gegen die höchsten Interessen der Menschennatur.

Die Kunst, Mensch zu sein, Mensch zu werden und Mensch zu bleiben, die Kunst, den Menschen menschlich zu machen, so gut als diejenige, ihn menschlich zu halten, diese Kunst, die du leugnest, unsinnig verkehrtes Geschlecht und als nicht erfunden verhöhnst, ist Gott Lob nicht zu erfinden. Sie ist da, sie war da, sie wird ewig da sein. Ihre Grundsätze liegen unauslöschlich und unerschütterlich in der Menschennatur selber. Sie sprechen sich in den Gesetzgebungen und Einrichtungen der Vorwelt, in allen Epochen der Geschichte, die sich als unverschroben, als unverkünstelt, als kraftvoll, als menschlich auszeichnen, in Erfahrungen und Thatsachen entscheidend aus.

In der Religion sind sie von den ersten Urkunden des menschlichen Glaubens an Gott an bis auf die höchste Veredlung desselben durch Jesum Christum als das Gesetz Gottes geoffenbart und haben sich in allen Epochen des Christentums, die einen wirklich religiösen Geist an sich trugen, als praktisch ausführbar und als Grundsätze des von Gott befohlenen Pflichtlebens, des eigentlich göttlichen, des wahr=

haft naturgemäßen menschlichen Lebens unsers Geschlechtes erwiesen. Aber die Verschrobenheit des Zeitgeistes und seine mit sich selbst im Widerspruch stehende tief verhärtete und verwirrte Selbstsucht, dieses schreckliche Resultat des schnellen gewaltsamen Wechsels des verschiedenartigsten und grellsten Zivilisationsverderbens, das bei unserm Denken und in unsrer Mitte stattfand, hat uns, es könnte nicht mehr, von den einfachen Ansichten der Menschennatur, des Menschensinns und Bürgersinns abgelenkt und die Veteranen und Meneurs beides, der tumultuarisch rohen und des still gewaltigen Tierlebens, die jetzt zwar beiderseits für den Augenblick etwas betroffen und verlegen dastehen, aber dabei ungeändert sich selbst gleich, weniger als jemals weder einen Funken religiösen Sinn, noch einen Tropfen reines Bürgerblut in ihren Adern haben, finden im positiven Zustand der Volksmasse und der öffentlichen Ansichten noch immer genugsam Mittel, uns forthin auf ihren beiderseitigen Wegen wie bisher von den Gesichtspunkten des Glaubens, der Liebe und der Wahrheit allgemein abzulenken nnd uns dadurch die Fundamente der religiösen, sittlichen und bürgerlichen Kräfte zu rauben, durch die unser Geschlecht allein vermögend ist, sich über den Tumult leidenschaftlicher Ansprüche und über die Lieblosigkeit gewaltthätiger Maßregeln gegen jeden Schwächern zu überheben. Der sittliche, geistige und bürgerliche Zustand unsers Zeitvolks, wie er jetzt als das unwidersprechliche Resultat unsers in so kurzer Zeit dreifach gewechselten Zivilisationsverderbens*) in unsrer Mitte erscheint, kann nicht anders, als ein buntes Gemisch sowohl der sich wieder erhobenen Schlendriansschwäche, als der noch nicht erstorbenen sanskulottischen Volkswut und des ebensowenig ganz verschwundenen exzentrischen Despotismus angesehen werden.

Wahrlich, neue Staatsgebäude auf die Trümmer dieses bösen Gemisches aufzubauen, ist nichts weniger als anlockend. Wir fühlen es — schlafen**) und fragen dann so halb im Schlaf oder wie Leute, die auf der Straße verirrt, hie und da einen Vorbeigehenden, welch einen Weg wir nach der Heimat einschlagen müssen, werden dann von diesen von Pontio zu Pilato gewiesen und in gegenseitig sich widersprechenden Ansichten wie in ein Labyrinth hinein geführt, aus dessen Irrgängen sich heraus zu finden es wahrlich weit mehr braucht, als gegenwärtig im allgemeinen an uns ist. Was soll der Menschenfreund, was der Mann, dem das Wohl seines Geschlechts und der Menschenbildung und Volkskultur wahrhaft am Herzen liegt, diesfalls thun? Ich möchte mit dem Dichter antworten:

„Ach ich bin des Treibens müde!„***)
„Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur.

---

*) Das Verderben vor, während und nach der Revolution. D. H.
**) schlafend (?)
***) Von Goethe.

Führe mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!"*)

Wo kann der Mensch und ebenso der Staat, wenn er in sich selbst verirrt, Hilfe finden gegen sich selbst, wo kann er Wahrheit und Recht finden gegen seinen Irrtum, gegen sein Unrecht? Wo soll er helfende Mittel finden gegen die Uebel, unter denen unser Geschlecht leidet, als im Innersten seiner Natur, in sich selber, wie er, getrennt vom Einfluß des Weltverderbens in sich selbst, in seiner Unschuld und Reinheit im lebendigem Gefühl der Wahrheit aller seiner bessern Kräfte dasteht? Und wo soll er die Anfangspunkte dieses einzigen Rettungsmittels unsers Geschlechts suchen und finden, als im Thun der Mutter, insofern dieses gleichsam instinktartig durch Ruhe, Anmut, durch eine sich aufopfernde Hingebung auf die Entfaltung der Menschlichkeit ihres Kindes hin, und hingegen der Entfaltung unruhiger Triebe, anmutsleerer Lebendigkeit und blinder Gewandtheit unsrer tierischen Natur entgegenwirkt! So offenbar die die allgemeine Quelle des Zivilisationsverderbens in allen seinen Erscheinungen und Formen in dem Uebergewicht des Sinnlichen, Tierischen über das Sittliche und Geistige unsrer Natur zu suchen ist, so unleugbar ist es, daß die Quelle dieses Verderbens sich schon von der Wiege an wirksam erweist. Wie die Natur im Tier selbst kunstlos durch seine Organisation schnell zur sinnlichen Lebendigkeit seiner Kräfte hinlenkt, so lenkt das Zeitweib, die blos sinnliche Mutter, die durch das Zivilisationsverderben ihren reinen Natursinn verloren und sich darin nicht über den sinnlichen Standpunkt zu ihrer Bestimmung zu erheben vermag, mit tierischer Gewaltsamkeit eben dahin, daß ihr Kind gewandt werde, ehe es kraftvoll, listig, ehe es verständig, anmaßlich, ehe es gehorsam, mutwillig, ehe es ruhig ist, kurz daß das Tierische seiner Kräfte sich schnell und zum Nachteil des Reinen, Edeln und Göttlichen seiner Natur entfalte; wodurch sie dann selbst im Heiligtum der Wohnstube den Urgrund zu allen Maßregeln und Einrichtungen legt, wodurch das Zivilisationsverderben gleichsam als ein Resultat des öffentlichen und allgemeinen Einflusses der gesellschaftlichen Vereinigung auf das Individuum erscheint.

Die Mutter, die das Gegenteil von allem diesem begründen und erzielen sollte, wirkt dann der Entfaltung aller Anfangspunkte der Menschlichkeitsbildung selber in diesem Heiligtum, von wo aus sie hervorgehen sollte, geradezu entgegen. Das gierige Streben des tierischen Sinnes der Menschennatur entfaltet sich dann bei ihrem Kind nicht mehr erst beim Eintreten in die Welt; es erwartet in der Wohnstube der sinnlichen Welt-Mutter nicht mehr der reifern Jahre, um die Unschuld unsers Geschlechts und die eigentlichen ursprünglichen Sicherungsmittel unsrer Natur gegen unsern tierischen Sinn in dem Kinde zu untergraben. Wie der Satan in das Herz der heiligen Unschuld, also greift das gierige Streben des tierischen Sinnes, dieser schreckliche Keim

*) Von Stolberg.

alles menschlichen Unrechts und aller gesellschaftlichen Gewaltthätigkeit in diesem Fall schon in das Heiligtum der Wohnstube selber, um die Unschuld unsers Geschlechts gegen den Eindruck der heiligen Mutterführung zu überwältigen. Schon in den unmündigen Jahren werden dann im Kinde Gefühle der tierischen Anmaßung, der tierischen Gewaltsamkeit rege gemacht, Betrug und List, wie sie sich im Fuchs entfalten, werden im schnöden Buben belacht und Affenzierde und Pfauenstolz dem Mädchen zur Natur gemacht, ehe die Zartheit seines entfalteten jungfräulichen Sinnes ihm diese Zierde und diesen Stolz so verächtlich darstellen kann, als die Unschuld und die Unverschrobenheit unsers Geschlechts sie allgemein fühlt. Ich mag dieses Bild der Wohnstube nicht weiter fortführen; es ist traurig, aber es ist, Gott Lob, nicht das Bild der dem Menschengeschlecht von Gott gegebenen Wohnstube, es ist das Bild der Modeschwäche und des naturwidrigen Bonton's unsers verirrten Zeitgeistes, es ist das Bild des Resultates des vom Zivilisationsverderben begangenen Raubes an dieser göttlichen Gabe unsers Geschlechts, an der Wohnstube und ihres geheiligten Geistes.

So wie der tierische Zustand des bürgerlichen Lebens ein Resultat dieses Raubes ist, also ist der menschliche Zustand dieses Lebens ein Resultat der reinen Bewahrung dieser göttlichen Gabe. Der Gang der Entfaltung des Menschengeschlechts, der von ihr ausgeht und durch Glauben, Liebe und Hoffnung unser Geschlecht allgemein veredelt, ist ewig und unveränderlich. Jede Abweichung davon, jede Hinlenkung zu einem von der Reinheit und Unschuld der Wohnstube ablenkenden und dem stillen, ruhigen glauben-, liebe- und hoffnungsvollen Gang in der menschlichen Entfaltung entgegenstehenden Spielraum irgend einer sinnlichen tierischen Kraft[1]) ist gegen das innere heilige Wesen der Menschenbildung, sowie gegen jedes auf die höhern und edlern Grundlagen der Menschennatur zu bauenden Lebens in Wahrheit, Liebe und Treu und jeder dieses Leben bezweckenden Volks- und Nationalkultur. Wir können und sollen uns indessen nicht verhehlen, daß die Abweichung von diesem Pfade, ob er gleich der einzige wahre Pfad zu einer wahrhaft menschlichen Entfaltung unsers Geschlechts ist, einerseits in der Lebendigkeit unsrer sinnlichen Natur, also in uns selber große anziehende Reize findet; ferner, daß diese Reize andrerseits im ganzen Umfang unsrer

---

[1]) Kraft „steht dem innern heiligen Wesen der Menschenbildung und einer darauf zu bauenden Volks- und Nationalkultur geradezu entgegen und ist in jedem Fall als ein gar oft unübersteiglicher Stein des Anstoßes gegen dieselbe anzusehn. Indessen können wir uns nicht verhehlen, die Abweichung von diesem Pfad findet einerseits in der Lebendigkeit unsrer sinnlichen Natur, also in uns selber große, anziehende Kraft, andrerseits werden diese Reize im ganzen Umfang unsrer Umgebungen durch die allgemeinen Sitten und Lebensweisen der Zeit mit großer Kraft und Kunst unterstützt und belebt. Dieser höhere Weg der Natur gibt sich also gar nicht von selbst; er muß gesucht, er muß betreten, er muß verfolgt, er muß jedem Individuo unsers Geschlechts eingeübt, durch Erziehung und besonders durch ihren heiligen Anfangspunkt, durch die Weisheit, Liebe, Anmut und Kunst der Wohnstube angebahnt, eingelenkt, unterstützt und geleitet werden.“

Umgebungen durch die allgemeinen Sitten und Lebensweisen der Zeit mit großer Kraft und Kunst unterstützt und belebt werden, daß also dieser höhere Weg der Natur sich nicht von selbst gibt, sondern dem Individuo unsers Geschlechts eigentlich eingeübt und gegeben, daß er durch Erziehung, und besonders durch ihren heiligen Anfangspunkt, durch die Weisheit, Liebe, Anmut und Kunst der Wohnstube angebahnt, eingelenkt, unterstützt und geleitet werden muß.

Aber die Welt, wie sie ist, steht dieser reinen Basis des Menschenglücks und der Menschenbildung mit täglich größerer Gewaltsamkeit entgegen; sie nimmt täglich mehr teil an dem Wohnstubenraub, der wider Gott und die Menschennatur ist, indem er das reine menschliche Gemüt verhärtet und gegen sein Unrecht und gegen sein menschlichkeits- lieb- und anmutsloses tierisch sinnliches Sein und Treiben in allen Privat- und öffentlichen Verhältnissen des Lebens unempfindlich macht.

[Ich bleibe aber im Kreis meines Gegenstandes][1]. Das Weib der Zeit wird in allen Ständen täglich mit größerer Gewalt und mit mehr raffinierter Kunst aus der Reinheit ihres mütterlichen Seins und ihrer mütterlichen Kraft herausgerissen. Die Einseitigkeit unsrer exzentrischen Zivilisation verirrt sie täglich mehr im Innersten ihrer Natur. Trügende Scheingenießungen eines eiteln verderblichen Tandes lenken sie immer mehr von den Realgenießungen ihres Muttersinnes und von dem hohen Heilsgefühl eines steten, ununterbrochenen, sich hingebenden Lebens in aller Menschlichkeit der Muttertreu und der Mutterfreuden ab. Eine kulturlose, nur von der Sinnlichkeit ausgehende, aber auch mit großer Sinnlichkeitskraft eingeübte künstliche Lebensgewandtheit, wie sie es in Jahrhunderten nicht war, überwältigt die Unschuld und Schwäche der Natur in der Mehrheit der mütterlichen Wesen unsrer Zeit in dem Grad, daß sie im Gefühl ihrer innern Verwirrung sich nicht mehr selbst zu helfen imstande sind und bei der Welt, die wider sie ist und ihnen selber die reinste Kraft ihres mütterlichen Sinnes geraubt hat, dennoch Hilfe und Handbietung suchen müssen, ich will nicht sagen, um ihren innerlichen mütterlichen Sinn in sich selber zu erneuern und wieder herzustellen (sie wissen in ihrer Verirrung kaum, daß er ihnen mangelt), ich will nur sagen, um ihren Kindern auch nur halb zu sein, was sie ihnen gern ganz wären, und auch nur halb aus ihnen zu machen, was sie wohl sehen, daß sie ganz aus ihnen machen sollten. Auch dieses Wenige müssen unsre Zeitmütter außer sich und bei der Welt suchen. Sie suchen es auch alle, aber sie finden es nicht, oder gewiß die wenigsten von ihnen finden auch nur dieses Wenige bei ihr. Die meisten werden beim ungeleiteten und unverständigen Suchen dieser Hilfe, wie ich oben gesagt, auch nur dafür von Pontio zu Pilato gewiesen und müssen so gewiesen werden. Die Sache, die sie suchen und bedürfen, mangelt im pädagogischen

[1]) Der eingeschlossene Satz fehlt in C.-A.

Zeitalter vielseitig selbst, und wo die Sache, die man sucht, mangelt, da ist dann freilich kein Wunder, wenn man ihrerhalb vom Pontio zu Pilato gewiesen wird. Gewiß ist, sie finden die Halbhilfe, mit der sie sich, weil sie höchstens Halbmütter sind, begnügen würden, in unsrer Zeitwelt, in der sie sie suchen, wo nicht gar nicht, doch höchst selten. Was die Welt ihnen dafür darbietet, was ihnen diesfalls Anleitung und Wegweisung sein sollte, was Staat, Kirchen und Schulen diese Handbietung bezweckend leisten, ist mit dem Zeit- und Zivilisationsverderben, dem die Mütter selber unterlegen, so verwoben und von ihm so abhängig gemacht, daß sie im Wesen ihrer Bedürfnisse mehr dadurch verwirrt und stillgestellt, als gefördert werden. Die Zeitwelt, die indessen die Folgen des Wohnstubenraubs und der durch ihn eingeführten und angebahnten Abschwächung des mütterlichen Sinns und der mütterlichen Kraft wohl fühlt, aber es weder sich selber und noch weniger jemand, der danach fragt, gern gesteht, verbreitet freilich ein großes Stillschweigen darüber. Aber eben dieses Stillschweigen ist ein Eingeständnis ihres Unrechts und mir ein Beweggrund mehr, darüber offen und gerade heraus zu sagen, was ich denke. Am Rande des Grabes sucht sich das menschliche Herz zu entladen und findet tausend Beweggründe, die junge Leute abhalten, ihre Ueberzeugung frei zu äußern, nichtig und unbedeutend.

Sogar das Heiligste, das Höchste, das dem Menschen zur Erhaltung des Göttlichen in seiner Natur gegeben ist, die Religion, kann heute den armen Rest ihres geschwächten Einflusses an so vielen Orten fast nur durch eine ihr inneres Wesen entkräftende Amalgamation mit allen Formen des Zeit- und Zivilisationsverderbens erhalten und muß es selber dulden, wenn die Entheiligung des Sonntags rc. rc. rc. mit einer Politik, die oft ihrer Armseligkeit halber nicht einmal mehr Politik zu heißen verdient, entschuldigt wird. Die geist- und weltlichen Stützen, die den reinen Natursinn der Mutter beleben und erhalten sollten, sowie die richtigern und edlern Ansichten über den Gegenstand der Menschenbildung und Volkskultur mangeln fast allenthalben. Sie müssen wohl. Das Zivilisationsverderben richtet den Sinn und den Geist dieser Stützen vorzüglich an den Stellen zugrund, von denen ihre bürgerliche Kraft eigentlich ausgehen und aufs Volk wirken sollte, daher denn der Fall so oft eintritt, daß sonst edle und erleuchtete Geschäftsmenschen über alles, was Menschenbildung und Volkskultur betrifft, weit hinter sich selbst zurückstehen und Vorschläge, die diesfalls öffentlich oder privatim an sie gelangen, nur mit einem Kopfschütteln oder Achselzucken zurückscheuchen.

Wir dürfen uns auch darüber nicht verwundern, das Beste, das dieser Gegenstände halber irgend einer Behörde kann vorgeschlagen werden, muß seiner Natur nach dem Zivilisationsverderben und allen seinen Ansprüchen ans Herz greifen, sonst taugt es nichts, desnahen aber müssen auch solche von diesem Verderben gleichsam ganz umwundene Menschen fast notwendig alle Ansichten und Vorschläge, die

nicht an der Tagesordnung dieses Verderbens sind und besonders nicht mit der Lebensweise und oft gar nur mit den Lebensemolumenten des sie umgebenden Personals in Uebereinstimmung stehen, auch als der Wahrheit der Menschennatur und des Menschenlebens selber widersprechend, folglich als in aller Welt unausführbar und unmöglich erklären. Solche Menschen können niemals mit den diesfälligen bessern Einsichten freier unbefangener Menschen gleichen Schritt halten und sind auch dieser Gegenstände halber mit ihnen fast beständig im Widerspruch. Als Männer der Masse, — des Volkshaufens und seines äußern Dienstes, drängt sich ihre Thätigkeit fast immer nur um die große Mehrheit, um die Masse unsers Geschlechts, folglich um seine prononcierte Schlechtheit herum und wirkt mit ihrer wenn auch hierin noch so großen Gewandtheit nur auf diese und durch diese. Die Volksmasse, in der sie leben, ist gleichsam ihre Atmosphäre und wenn die ganze physische Welt sich mehr und minder nach der Atmosphäre, die sie umgibt, gestaltet, sich ausdehnt und zusammenzieht, so haben solche im Mittelpunkt des Zivilisationsverderbens, als in ihrer eigentlichen Atmosphäre lebenden Menschen natürlich sehr schwer, dem Einfluß so stark auf ihr inneres Leben einwirkender und dasselbe zusammenziehender, ich möchte fast sagen einschnürender Umgebungen zu widerstehen und sich nicht nach ihrer sie diesfalls verengernden Atmosphäre zu gestalten. Sie können fast nicht anders, als die Volksmasse, die ihre tägliche Thätigkeit, ich möchte sagen, den ganzen Umfang ihres Lebens anspricht, als das Menschengeschlecht selber und ihr allgemeines Benehmen als ein Resultat der Menschennatur selber ansehen und werden desnahen durch eben das, was auf der einen Seite ihre Standesgewandtheit begründet, hingegen aber das höhere innre Wesen ihrer Menschennatur beschränkt, selber von der Einfachheit und Unschuld der menschlichen Ansichten, die der Idee der Menschenbildung und Volkskultur wesentlich zum Grunde liegen, abgelenkt. —

Das was ich diesfalls sage, ist eigentlich zur ernsten Entschuldigung der unrichtigen Begriffe, die so vielseitig auch selber in den bedeutendsten Stellen über Menschenbildung und Volkskultur statt finden, gesagt, aber um deswillen ist das Gesagte gleich wahr und in Rücksicht auf den diesfälligen Zustand der Zeitwelt gleich wichtig. Es ist vielleicht auch das schwierigste Problem in der Welt, größere oder kleinere Menschenhaufen im Zivilisationsverkehr unter sich zu haben und eingreifend in ihre Verhältnisse neben ihnen zu leben, ohne die höhere Kraft, wahrhaft und rein auf die Menschenbildung, auf die Menschenkultur zu wirken, in sich selber zu schwächen, wo nicht zu verlieren. Wer überhaupt sein Brot mit Arbeit in Holz und Stein, Stahl und Eisen verdient, oder auch Ruhm und Ehre in einer Kunst und in einem Beruf findet, wo ihm noch viel Holz, Eisen, Silber, Leder und dergleichen durch die Hand geht, der ist im ganzen und allgemeinen (die Ausnahmen abgerechnet) für die richtige Erkenntnis der Menschennatur und die unbefangene Teilnahme an dem ganzen Umfang der wesent-

lichen Menschenfreuden und Menschenleiden und dadurch für allen Bonsens des Lebens in einer weit bessern Lage, als der, der dadurch zu Brot, Ehre und Ruhm gelangt ist, daß ihm ganze Menschenhaufen, eben wie dem andern Holz und Stein zum Manipulieren durch die Hand gehen und er in äußerlichen oder innerlichen selbstsüchtig belebten Verhältnissen mit ihnen verbunden ist. Es sind auch ebenso überhaupt auf Gottes Boden keine Menschen, die im allgemeinen von der Menschennatur und dem Menschenwert unwürdigere Begriffe haben, als Untervögte, Schulzen, Weibel, Amtleute, Schreiber und Behördemenschen, die sich auf der Leiter solcher Menschenmanipulationsstellen höher gehoben. Mögen[1]) indessen solcher Menschen noch so viel in diesem Fall sein, das Höchste und Heiligste der Menschennatur mit den Brot-, Fleisch- und Geldangelegenheiten der Volkshaufen, unter denen sie leben, zu verwechseln und im Gefolg dieser Verirrung die Angelegenheiten der Menschenbildung und Volkskultur in einem Geist und in Formen zu behandeln, die allfällig für die Richtung eines Husarenregiments, einer Spinnstube oder sonst eines zünftigen Berufs ganz schicklich, hingegen für die Bildung des Geistes und für die Erhebung des Herzens und die Führung ins Wesentliche und Menschliche der Kunst ganz unschicklich und eigentlich verkehrt sind, so ist um deswillen für die Menschenbildung und Volkskultur doch nicht alles verloren. Diese ist in jedem

---

[1]) Mögen indessen solcher Menschen noch so viele im Fall sein, das Höchste und Heiligste der Menschennatur in Rücksicht auf Volks- und Menschenbildung ganz aus dem Sinn zu schlagen und unser ganzes Geschlecht nur in Beziehung auf den guten oder schlechten Zustand der Militär-, Finanz-, Polizei-, Standes- und Berufsverhältnisse der Volkshaufen, mit denen sie in Zusammenhang stehen, ins Auge fassen, mögen sie das Volk des Landes gänzlich nur in Beziehung seiner Dienst- und Abtragsfähigkeit und in Beziehung seiner mit dieser Ansicht wesentlich verbundenen Fleisch-, Brot-, Salz-, Tabak- und Promenadebedürfnisse ihrer Aufmerksamkeit würdigen, möge ein Teil dieser Menschenmanipulationsleute den kleinern oder größern Volkshaufen, mit dem er in Verbindung steht, sogar nur in Beziehung auf die Abträglichkeit und Kommlichkeit ihrer öffentlichen Stellen, der Tafel-, Spiel- und Nadelgelder ihrer Weiber und des guten Zustandes ihrer Tisch- und Kellerbedürfnisse ins Aug fassen, mögen diese Menschen auch alle auf das Fundament, die Angelegenheiten der Menschenbildung und der Volkskultur auch ganze Menschenalter hindurch in einem Geist ansehn und in Formen behandeln, die allfällig für die Errichtung eines Husarenregiments, eines Staatsbureau, einer Cottonnefabrik oder einer Bergwerkindustrie ganz schicklich und geeignet wäre, aber für die Bildung des Geistes, für die Erhebung des Herzens, für die Entfaltung bürgerlicher Kräfte und häuslicher Fertigkeiten ganz verkehrt sind und durchaus gar nichts taugen, so ist in diesem Fall um deswillen für die Menschenbildung und Volkskultur doch nicht alles verloren. Diese geht wesentlich von den innern, unveränderlichen, ewigen Grundlagen der Menschennatur selbst aus und ist besonders in Rücksicht auf ihre Kraft, sich in ihrem Verderben wieder herzustellen, nie für eine ewige Dauer von dem Einfluß äußerer, zufälliger Umstände im allgemeinen und auch insbesondere nicht von dem Einfluß des Personals, das als Männer der Volksmasse und des Volkshaufens und der öffentlichen Einrichtungen dasteht, so abhänglich, als es äußerlich scheinen mag. Die Menschenbildung und die Volkskultur geht im Gegenteil wesentlich und bestimmt von den heiligern und höhern Kräften und Verhältnissen der Menschennatur aus . . .

Fall von dem Personal, das als Männer der Masse, des Volkshaufens und der öffentlichen Einrichtungen angesehen werden muß, nicht so abhängig, als es äußerlich scheint. Sie geht im Gegenteil bestimmt von heiligern und höhern Kräften und Verhältnissen der Menschennatur aus, und wenn auch die Welt durch den Irrtum und das Verderben ihrer äußern Formen entkräftet, verwirrt, entwürdigt und schwach und selber im Personal ihrer Formen und Gewaltsmenschen noch so verwirrt, entkräftet und schwach ist und nur scheinkraftvoll dasteht, so ist um deswillen die Menschennatur in ihrem Wesen doch nicht auch selber also entkräftet, entwürdigt und schwach, und wenn auch die große Mehrheit unsers Geschlechts schlecht ist und (fast, C.-A) alles, was sie als Masse für die Bildung des Menschengeschlechts, für die Menschenbildung, für sich selbst oder durch ihre Behörden[1]) thut, dafür nicht genugthuend ist und sogar nichts dafür taugt, so mangeln um deswillen die wahren Fundamente der Menschenveredlung einem Volk, einem Staat nichts weniger als ganz. Diese ruhen wesentlich in dem Umfang alles Edeln, Guten und Großen, das im Staat wirklich da ist und in Thaten und Worten auf die Individua desselben einwirkt.

Es mag also der öffentlichen Einrichtungen halber auch in dem Mehrteil unsrer Staaten stehen wie es will, so sind in jedem derselben dennoch tausend und tausend Individua vorhanden, die unser Zeitverderben in seiner Wurzel erkennen und die Leiden und das Elend der vergangenen Jahre mit dem Bewußtsein, daß es aus den verschiedenen Arten unsers Zivilisationsverderbens entsprungen, nicht blos oberflächlich und teilnehmungslos ins Auge fassen, sondern im Hochgefühl ihrer Pflicht und ihrer Kraft darnach streben[2]), ihm in allen seinen Zweigen entgegen zu arbeiten. Diese Menschen haben nur eine Erweckungsstunde, nur einen höhern, einen sie erweckenden, reinen, sie vereinigenden Mittelpunkt notwendig. Gott gebe, daß sie ihn bald finden!

Aber ob er auch nicht da ist, ob seine Stunde noch nicht gekommen, der Menschenfreund muß diesen ersten Trost für die Wiederherstellung eines edlern Menschenlebens sich nicht rauben lassen, er muß ihn im Gegenteil im Glauben ergreifen und fest halten und wenn er tief überzeugt ist, daß unser Zeitpunkt mehr als kein andrer der Hilfe eines solchen Mannes, eines solchen Mittelpunkts der zu belebenden Menschlichkeit des Zeitalters bedarf, so muß er im Gefühl dieses Bedürfnisses in seinem Innersten mit dem Wort unsrer Väter: „Wenn die Not am größten, so ist Gottes Hilfe am nächsten,"

---

[1]) durch ihre Behörden „für den Augenblick thut, soviel als nichts taugt und im Gegenteil noch in diesem Augenblick wirklich nur Schaden bringt, so mangeln um deswillen . . .

[2]) darnach streben, „in allen seinen Zweigen, und zwar durch Mittel, die ihrer Natur nach geeignet sind, seinen Ursachen und Quellen, d. i. dem innern, oft so tief liegenden und dabei noch innerlich in uns selbst und äußerlich um uns her gewaltsam beschützten Reizen und Mitteln des Zivilisationsverderbens selber entgegenzuwirken." Diese Menschen . . .

sich dahin erheben, in seiner Lage alles zu thun, was ihm möglich. — Bereitet den Weg des Herrn und machet seine Pfade richtig! Es thut in der Lage, in der wir sind, not, wie es lange nicht not that, die edeln Männer eines jeden Landes für das, wozu sie bereit sind, zu beleben, ihre Thätigkeit zu erleuchten und wo möglich die verschiedenen Ansichten ihres gemeinsamen Edelmuts unter sich selber in Harmonie zu bringen. Es ist wesentlich, ihnen Ansichten und Mittel vorzubereiten und zur Hand zu bringen, die ihrer Thätigkeit eine bestimmte zweckmäßige und sichere Richtung geben und sie instand zu setzen, in ihren Lagen und ihren Verhältnissen ihrem Herzen gemäß die heiligsten Angelegenheiten des Volks mit Erfolg zu befördern, und namentlich auf die Menschenbildung und die Volkskultur mit erleuchteten Einsichten und veredelten Kräften einzuwirken. Es ist gewiß, das Bedürfnis der Zeit ruft heute jedem edeln Mann, herrsche er als König auf dem Thron, diene er für das Volk dem König, sitze er als Edelmann in seinem Eigentum und unter den Seinen, lebe er durch bürgerliche Thätigkeit in Verbindung mit dem Volke, sei er von Gottes wegen ihr Lehrer und Tröster, baue er das Land, umgeben von Söhnen und Töchtern, von Knechten und Mägden in Wohlstand und Ehre oder sitze er verborgen in der niedersten Hütte, nur seinem Weib, seinen Kindern und seinen Nachbarn als ein edler Mann bekannt, ihm und allen Edeln ruft der Zustand der Dinge heute zu, wie es seit Jahrhunderten nie geschehen: *Was der Staat und alle seine Einrichtungen für die Menschenbildung und die Volkskultur nicht thun und nicht thun können, das müssen wir thun!* Vaterland! Deutschland! unter den tausenden, die sich durch den Schrecken der vergangenen Jahre zur Besonnenheit einer gereiften Selbstsorge erhoben haben, ist nur eine Stimme: *Wir müssen unsere Kinder besser und kraftvoller erziehen, als es bisher geschehen* und selber auch dem Staatsmann*), der diese Begegnisse unbefangen ins Auge gefaßt und nicht als ein für den wahren Dienst des Staats unfähiger Mann nur einseitig, ich möchte sagen nur einäugig darein geblinzelt, kann es, er mag übrigens über Volksbildung und Menschenkultur denken, wie er will, durchaus nicht entgehen, daß es für unsre Staaten ebenso not thut, als für die Privatleute, daß die Kinder des Landes besser und kraftvoller erzogen werden, als dieses bisher geschehen. Die Menschennatur müßte sich selber verloren und das Menschengeschlecht sich selber weggeworfen haben, wenn es nicht dahin gekommen wäre. In allen Ständen sind edle Individua für das Gefühl dieses Bedürfnisses gereist. Aber wo sollte dieses eher der Fall sein und wo sollten die Gefühle des Bedürfnisses einer kraftvollen Erziehung, wo sollten die Gefühle für eine gute Aufnahme alles dessen, was den Haussegen der Bürger begründen und zur Aeufnung seines ewigen Fundaments, der Wohnstube, beitragen könnte, sich lebendiger, kraft-

*) Anm. Dieses ist 1814 geschrieben worden. (P.- in C.-A.)

voller und reiner ausdrücken, als in deinen Bergen und Thälern, als in deinen Städten und Dörfern?

Vaterland! Was du immer bist, das bist du durch sie, durch deine seit Jahrhunderten von deinen Vätern begründete und lange, lange auf Kindeskinder herunter erhaltene heilige Kraft deiner gesegneten Wohnstube. Vaterland! Du bist das, was du bist, nicht durch die Gnade deiner Könige, nicht durch die Gewalt deiner Gewaltigen, nicht durch die Weisheit deiner Weisen, du bist es durch deine Wohnstube, du bist es durch die in der Weisheit deines Volkes erhabene Kraft deines Hauslebens[1]). Vaterland! Heilige wieder dieses alte Fundament des Segens deiner Wohnstube. Ihr allein dankst du noch heute den Mut deiner für leibliche und geistige Freiheit kämpfenden und siegenden Väter, ihr allein den stillen innern Frieden, der dich Jahrhunderte segnete, ihr allein den hohen Grad deines allgemeinen Haussegens und die fast allgemeine Umwandlung deiner dürresten Anger in blühende Triften. Ihr allein dankst du den Grad der Geistes- und Kunstbildung, der in verschiedenen Epochen deiner Geschichte so viele deiner Städte und Gegenden vor so vielen Städten und Gegenden großer Reiche auszeichnete. Ihr dankst du auch, aber — mir fällt heute eine Thräne vom Auge, da ich dieses berühre — ihr dankst du auch den mäßigen, bescheidenen, in den Schranken blos bürgerlicher Ansprüche festen und edeln Magistratursinn deiner Ahnen und das als Erbgefühl ihrer Erhebung zu einem Freistand in ihnen lebendig und kraftvoll erhaltene Bewußtsein des Unterschieds ihrer Lage und der Lage souveräner und von Souveränen erhobener, im monarchischen Dienst stehender adeliger Familien. Vaterland! ihm, deinem Wohnstubensegen dankst du den nur unter einem solchen obrigkeitlichen Geist möglichen kraftvollen, in jedem Fall mit Leib und Gut zu dir stehenden Gemeinsinn unsrer Väter!

Vaterland! Vaterland! du, das du unter den Staaten Europa's das große Heil deiner Wohnstube so ausgezeichnet als das Werk deiner Bürger und ihres Verdienstes anerkannt, und dieses Heil als das Werk deiner Bürger durch ihren Verdienst allgemeiner und fester begründet und höher emporgehoben hast, als du es in Gegenden, die deinen Freiheitssegen nicht hatten, nirgends findest; du, meine Vaterstadt! deren allgemeine innere Ehrenfestigkeit, selber deiner ärmern Bürger und gemeinen Berufsmänner fast seit undenklichen Zeiten als das Resultat einer reinen und festen Wohnstubenweisheit und Wohnstubenkraft anerkannt und gepriesen worden, Vaterstadt! deren erste Staatsmänner offenkundig den heiligen Segen der Wohnstube seit so viel Jahrhunderten als die erste Stütze ihrer Staatskraft, d. h. in

---

[1]) Hauslebens, „zu der du dich durch deine Freiheit und in derselben durch die Uebereinstimmung des ursprünglichen Geistes deiner Verfassungen und der stillen Genießungen des Segens derselben mit den Bedürfnissen eines psychologisch vom Staat aus selbst wohl begründeten Hauslebens erhoben." Vaterland! Heilige wieder . . .

unsern Verhältnissen, ihrer freien Bürgerkraft ansahen und ihre Weisheit mit allen Ehren und Würden des Vaterlandes belohnten, Vaterstadt! deren erste Männer der Kirche von Zwingli an bis auf die Zeiten unsrer Väter als feste, unerschütterliche, als geheiligte Stützen des Haussegens der Wohnstube zu Stadt und Land dastanden, Vaterstadt! die du noch im verehrten Bodmer den Nachhall der diesfälligen Denkungsart der alten Zeiten erkanntest, ihn aber in der neuern wichtigen Zeit verkanntest; Vaterstadt! ich rufe dir mit Wehmut einen Zeitpunkt ins Gedächtnis zurück, in welchem du die wahre ewige Basis der vaterländischen Kraft momentanen Zeitansichten nachgesetzt und dadurch einen Gemütszustand im Land veranlaßt hast, an dessen Folgen die Edeln im Land und auch diejenigen, die es nicht sagen, ganz gewiß mit zerrissenem Herzen gedenken, indem wir in den kurz darauf folgenden Jahren, in welchen die Eidgenossenschaft mehr als je ein Herz und eine Seele hätte sein sollen; den Samen der Zwietracht wie tief eingewurzeltes Unkraut im unbesorgten Acker aufgehen und allen guten Samen ersticken gesehen. Lavater schrieb in diesen Tagen (ich las das Billet in seiner Hand) an eines deiner ersten Regierungsglieder: „Ihr werdet die Rechtsunförmlichkeit eurer gegenwärtigen Handlungsweise mit blutigen Thränen bereuen!" Und er hat wahrlich mit diesen Worten, das was hernach geschehen, prophetisch verkündigt.

Zensurlücke, die ich mir selbst mache.

Lavater, Lavater! Ach, daß du noch lebtest, ach, daß du in den Tagen, in denen das letzte begegnet, was wir erfahren, noch gelebt hättest, wir hätten denn doch auch einen Mann gehabt, von dem tausend und zehntausend und hunderttausende gesagt hätten: Gott, das Vaterland und die Menschheit ruhen in Unschuld in seinem Herzen. Du, du Einziger hättest in der Stunde unsrer gegenseitigen Umtriebe und unsers gegenseitigen Unglaubens im Land gefunden und wärest in der Mitte der streitenden Väter und unsrer alles Innere, Heilige der menschlichen Verhältnisse vergessenden Selbstsucht da gestanden, wie einst ein heiliger Mann von deinem Herzen in Stans im Kreis der empörten Väter des Vaterlandes rettend dastand.

Und daß auch du nicht mehr unter uns bist in unsrer entscheidenden Stunde, du, vor dem sich der Thor in seiner Thorheit, der Schalk in seiner Schalkheit und der Unwissende in seiner Unwissenheit hätte schämen müssen, — Mann der Wahrheit und der Freiheit, edler vaterländischer Müller![1]) Ach, daß auch du sterben mußtest, ehe der Tag kam, an dem es so wichtig, so entscheidend gewesen wäre, dem

---

[1]) Jedenfalls der berühmte Geschichtsschreiber Johannes v. Müller (1752—1809).

eiteln Schwatzen vom Recht, das dem Unrecht mit ganzer Seele huldigt, historisch und diplomatisch beurkundet zu zeigen, was das wahre, ursprüngliche Recht[1]) der verschiedenen Stände des Vaterlands, „und das wahre Verhältnis der allgemeinen, positiven und konstitutionell gesicherten Freiheit des schweizerischen Volks sei und worin ihre, der Verfassungen fromme und stille, aber ernste und wahre Kraft zur Beschränkung der Regierungsmacht und zur Verhütung ihrer Ausartung in willkürliche Gewalt und in die vom damaligen Zeitgeist so gefürchtete Rückkunft der Regierungsgrundsätze und der Regierungsmaßregeln des hörnenen Rats, der Vögte und der Zwingherrngewalt bestanden.

Lavater! Müller! Ihr hättet der Wahrheit das Zeugnis gegeben, das wir heute bedürfen. Aber ihr seid nicht mehr, ihr höret den nicht mehr, der euch achtet, euch sieht auch der nicht mehr, der euch liebt und ihr seid auch dem ab den Augen, der sich schämen müßte, wenn ihr da wäret. Ach! daß das Vaterland eurer mangeln mußte in der Stunde seines größten, dringendsten Bedürfnisses! — Im tiefen Fühlen des Wortes: „Wenn diese schwiegen, so würden die Steine schreien," erhebt sich mein in Schwachheit und Alter Lavater und Müller verehrendes Herz und ich wage es in den Mund zu nehmen und auszusprechen, was beide in dieser Stunde dir, Vaterland, gesagt hätten.

Vaterland! würden sie zu dir sagen:

Eintracht ist das erste, das jetzt not thut! [*])

Aber Männer des Vaterlands! die ihr sie gesetzlich zu begründen den hohen Beruf habet, glaubt nicht, daß ihr durch Verachtung des Volks, durch Unterdrückung seines vaterländischen Herzens und mitten durch Beleidigung alter in ihrem Wesen edler Nationalgefühle die Eintracht erzielen werdet, „die eure Väter im Wetter heißer

---

[1]) der verschiedenen Stände des Vaterlandes „sei und worin das wahre Verhältnis der allgemein positiven und konstitutionell gesicherten Freiheit des schweizerischen Volks zu der gesetzlichen Rechtsgewalt seiner oberkeitlichen Behörden bestand. Ach, daß du in der für uns und für unsere Nachkommen so entscheidenden Stunde der neuen Umschaffung unsrer alten, gesetzlichen Freiheitsverfassung nicht mehr in unsrer Mitte da sein mußtest, edler, Schweizerischer Müller! Du hättest uns in dieser Stunde, wie es sonst Niemand gekonnt und gethan hätte, historisch und diplomatisch beurkundet und gezeigt, worin in der Einfalt der Vorzeit die fromme und stille, aber ernste und wahre Kraft unsrer Väter zur Beschränkung der Regierungswillkür und der" Rückkunft der Regierungsgrundsätze und der Regierungsmaßregeln des hörnenen Rats, der Vögte und der Zwingherrngewalt bestanden.

[*]) Anmerkung. Es erhellt schon aus frühern Stellen dieses Buches, daß ich bei den Aeußerungen meiner politischen Grundsätze in demselben vorzüglich auf den Augenbick Rücksicht nahm, in dem ich es geschrieben. Dieser war nämlich derjenige, in dem die Schweizerische Eidgenossenschaft von der Edelmut der verbündeten Mächte aufgefordert war, sich als vollkommen frei und von allem fremden Einfluß ganz unabhängend wieder als alte Eidgenossen im Geist ihrer Väter und ihres Freiheits- und Rechtssinns gesetzlich neu zu konstituieren. (P. in C.-A.)

Schlachten groß gemacht," glaubt nicht, daß ihr sie anders als auf dem Wege des Nationalwillens und auf dem Fundamente der Recht- und Freiheitsansprüche der Väter, durch die wir zu Einem Volk, zu verbündeten Eidgenossen geworden, erhalten werdet! — Väter! würden sie zu euch sagen, durch Vernachlässigung dieser Staatsfundamente der Eidgenossenschaft würdet ihr Zwietracht im Vaterlande säen, und „wer Zwietracht säet, wird Zwietracht ernten." Würdet ihr's thun, eure Kinder würden einst alle Schlauheitsmittel gegen die ausgebrochene Zwietracht umsonst erschöpfen;[1]) sie würden umsonst dagegen streng sein. Im Volk der Eidgenossen heuchelt sich die Eintracht, die heilige, nicht ein und prügelt sich nicht ein, — aber die Sicherheit des Rechts gebiert Vertrauen, das Vertrauen führt zur Ruh und in der Ruh liegt das Wesen der Eintracht; für diese muß die Gesetzgebung sorgen, das höchste Mittel der Eintracht ist sie selber. Vaterland! würden sie zu dir sagen, die Irrtümer und die Unbill des Gesetzgebers gehn über die Unbill und den Irrtum der Könige. Der Irrtum und das Unrecht der Könige werden mit ihnen begraben, aber das Unrecht der Gesetzgeber dauert von Geschlecht zu Geschlecht und ihre Leidenschaften und Schwächen drücken auf die aufgeopferte Nachwelt, — — bis Gott hilft.

Im hohen Glauben an diese Ordnung Gottes, an diese Hilfe Gottes würden sie, Vaterland, heute zu dir sagen: Du bist über die Elendigkeit schwacher Menschen erhaben, die, wenn sie einem noch schwächern Unrecht gethan haben, wie die spanische Inquisition zum Preis der Versöhnung von ihm fordern, daß er sich über das erlittene Unrecht nicht beklage, sondern desselben halber das Gebot des Stillschweigens bei hoher Strafe und Ungnade heilig halte und Gott danke, um der Gerechtigkeit willen gelitten zu haben.

---

[1]) umsonst erschöpfen. „Wills Gott, würden sie auch umsonst gegen dieselbe streng sein. Die Eintracht hat sich im Volk der Eidgenossenschaft unter unsern Vätern nie eingeheuchelt und nie eingeprügelt, wills Gott, wird sie sich auch unter unsern Kindern nie einheucheln und nie einprügeln lassen. Der Weg zur Eintracht war unter unsern Vätern fromm und treu und wahr, und die Mittel, sie zu erhalten, heilig. Sie gingen aus der Unschuld und dem Edelmut der Menschennatur selber hervor." Die Sicherheit des Rechts gebiert Vertrauen; das Vertrauen führt zur Ruhe. Im Volksvertrauen liegt das Wesen aller wahren Staatseintracht und in dieser Ruhe ihr heiliger Segen. Für dieses Vertrauen, für diese Ruhe, diese ewigen Fundamente aller wahren Staatseintracht, muß die Gesetzgebung sorgen. Es ist unstreitig, sie, die Gesetzgebung selber, ist durch ihre Weisheit und Wahrheit das erste und ewige Mittel der Staatseintracht, aber auch durch ihre Schwäche und Lückenhaftigkeit, daß ich nicht gar sage Lügenhaftigkeit, die erste Quelle der bürgerlichen Zerwürfnisse und alles daraus entspringenden Unglücks und Unsegens. Vaterland! So wichtig ist die gegenwärtige Stunde deines gesetzgeberischen Auftrags. Vaterland! würden Lavater und Müller, wenn sie noch lebten, zu dir sagen, deine Stunde ist groß und erhaben, aber auch ihre Gefahren sind groß." — Die Irrtümer und die Unbill des Gesetzgebers gehn über die Unbill und den Irrtum der Könige.

Mitbürger! Söhne edler, freier Männer! würden sie zu uns sagen, ihr seid über jedes Geheimnis der Finsternis erhaben und kennt keine Versöhnungsarten, die das Menschenherz im Scheinfrieden mehr zerreißen, als es im offnen Kriege je zerrissen werden kann. Vaterland, du bist nicht kleinlich genug, die wahre Kraft deiner selbst, als eines Ganzen, der Scheinkraft eines kleinen Teils dieses Ganzen, dem eiteln Schimmer einiger weniger aus dir aufzuopfern, oder wohl gar dieses Ganze zum Schimmerdienst dieser wenigen herabzuwürdigen. Vaterland, du erniedrigst dich nicht dahin, die gesetzliche Freiheit des Landes, das ist, des Volks und seine ihm von den Vätern angestammte Würde, sein ihm von den Vätern angestammtes höheres als landständisches, sein ihm von den Vätern angestammtes Freiheitsrecht in der innern Wahrheit seines Geistes und seines Wesens zu schwächen, um der Selbstsucht einiger weniger deiner Bürger zu frönen.

Söhne edler Väter, würde jeder von ihnen sagen, ich sehe das Vaterland in der Höhe eures vaterländischen Herzens, ich sehe in euch deutsche Männer, die nicht mit Worten spielen. Ihr kennet kein Völkerrecht ohne ein Volksrecht, und kein Volksrecht ohne ein Menschenrecht. Ihr erkennet das Menschenrecht freilich nicht in den Gelüsten des Volks, in seiner Schwäche, seiner Anmaßung und seinem sinnlichen tierischen Sinn, wohl aber in dem ewigen unveränderlichen Wesen der Menschennatur. Ihr achtet diese Menschennatur, ihr achtet das Heilige in ihr hoch, und was das höchste unsrer Natur, die sittliche und geistige Kraft derselben, einschlummert und vergiftet, das achtet ihr nicht für Recht. Eingedenk des Worts: „Wenn ich auch die ganze Welt gewönne, litte aber Schaden an meiner Seele, was würde ich zum Gegenwert meiner Seele haben," achtet ihr das, was das Geistige und Sittliche unsrer Natur einschlummert und vergiftet, für lauter Schaden. Ob es euch gleich Geld eintragen, ob es euch gleich zu Ehr und Ansehen erheben und euch und alle Eurigen sinnlich und physisch wohl und behaglich setzen würde, ihr achtet es dennoch für Schaden. Es ist ewig von euch ferne, edle Männer des Vaterlands, irgend eine Art von Rechtsansprüchen auf einen Zustand der Dinge zu gründen, der die sittliche und geistige Entfaltung unsers Geschlechts zu stören und das Göttliche und Heilige in der Menschennatur einzuschlummern und zu vergiften geeignet wäre. Vaterland, du bist ewig ferne davon, daß deine edlern Söhne Rechtsansprüche auf die lange Dauer irgend eines Unrechtthuns gründen und auf den langen Genuß der Folgen eines fortdauernden solchen Thuns einen Verjährungsgrundsatz gegen das Recht bauen!! Du bist ferne davon, das Urteil irgend einer Selbstsucht, die in ihrer eignen Angelegenheit als Partei und Richter gesprochen und die Stimme des Rechts mit Blutgerüsten so zurückzuschrecken vermocht, daß sie wie das Echo eines einzelnen Tons in den Bergen verhallen mußte und nicht mehr wiederkommen durfte, als das Fundament eines rechtlichen Zustandes freier Männer anzuerkennen.

Vaterland, dein einziges großes Unrecht seit Jahrhunderten, die einzige Quelle deiner Erniedrigung, deiner Zerwürfnisse und deiner

Schande war die Lücke (E.-A. lag in den Bänden) deiner Verfassungen, die, indem sie es hie und da der rechtlosen Selbstsucht mehr und minder möglich machte, sich auf die Magistratur- und Richterstühle deiner edeln Väter zu setzen, die Rechtlosigkeit der Untergebenen gegen sie selber, folglich das Wesen des Sanskulottismus dadurch konstituierte und es dahin brachte, daß Verbesserungsvorschläge und überall jede Aeußerung vaterländischer Wünsche einer rechtlichen Verfassung, die vom Volk und auch von den Edelsten im Volk ausgingen, als Aufruhr, als Hochverrat angesehen und behandelt werden konnten.

Vaterland![1]) Der einzige wahre, der einzig mögliche Hochverrat in deiner Mitte, das eigentliche Majestätsverbrechen gegen dich selbst ist gesetzlich eingelenkte und verfassungsmäßig geheiligte Rechtlosigkeit deiner Bürger. Aber Vaterland! du wirst sie nicht unter dir dulden; du wirst nicht dulden, daß in irgend einem Winkel deiner Lande die Gewalt verfassungsmäßig über das Recht herrsche, und daß das Unrecht der Gesetzlosigkeit sich durch Vereinigung aller Gewalten in die Selbstsucht einer einzigen gesetzlich sanktioniere. —

Nein! gewiß nein! Erste Männer des Vaterlands, die ihr berufen seid, das Glück, die Ruh und die Freiheit des Landes durch sein Recht, durch die Sicherstellung des Rechts aller Bürger verfassungsmäßig zu begründen, ihr seid ewig fern davon, im Umkreis des durch das Blut der Väter vor der Vögte und Zwingherrn Gewalt befreiten Landes Verfassungen einzulenken und zuzugeben, durch die ein in Persönlichkeits- (Personal-) Geist umwandelter Regierungsgeist dahin wirken könnte, das Volk von der Regierung innerlich zu trennen und mit ihm unvermeidlich auf Kind und Kindeskinder hinab zu entzweien. — Söhne edler Väter, ihr seid ferne davon, den Fall möglich zu machen, daß eine aus tiefen Bedürfnissen entsprungene Volksstimme selber verfassungsmäßig heute mit Spott verhöhnt — morgen mit Gewalt unterdrückt werden könnte; ihr seid ferne davon, es möglich zu machen, daß die Anerkennung und Erhebung irgend einer vaterländischen Tugend und Verdienstes selber verfassungsmäßig unmöglich gemacht, hingegen einseitige Gewandtheit, schlaue Rechtsverfänglichkeit und böse Kniffe im Dienst der Willkür und zugunsten der rechtslosesten Selbstsucht selber verfassungsmäßig angebahnte Wege zu den Ehren und Würden des Vaterlandes fänden.

Nein, Vaterland, du bist über die Niederträchtigkeit erhaben, durch Begünstigung der Mutwillen-Rechtslosigkeit eines sich vornehm

---

[1]) Vaterland! „Der ernste, wesentlichste Hochverrat, der in deiner Mitte nur möglich wäre, ist eine, durch administrative Maßregeln angebahnte und auf diesem Weg dem Schein nach gesetzlich eingelenkte und dadurch freilich ebenso nur dem Schein nach verfassungsmäßig geheiligte Rechtslosigkeit deiner Bürger, aber, Vaterland! du bist ferne davon, die Möglichkeit dieses Hochverrats auch nur in einem Winkel unsrer gesegneten Thäler und Berge in Wirklichkeit hinübergehn zu lassen. Nein, Vaterland! du wirst dieses nicht dulden; du wirst in deiner heutigen Stunde weniger als je dulden," daß in irgend einem Winkel..

dünkenden Pöbels, die Jammer-Rechtslosigkeit deines so geheißenen gemeinen Volks gesetzlich zu konstituieren und auf Kind und Kindeskind hinab dauern zu machen.

Edle Männer, die ihr am Werk der Erneuerung unsrer seit Jahrhunderten gesegneten Verfassung des Landes arbeitet, ihr eid ferne davon, daß irgend ein Mann im Schweizerland durch die Folgen der Abänderung unsrer Verfassungen ein rechtsloser Mann und irgend ein Dorf im Schweizerland ein rechtsloses Dorf, und irgend ein Stand im Land ein rechtsloser Stand und irgend eine Tugend eine rechtslose und dadurch eine entehrte, eine entweihte, eine kraftlose Tugend im Lande werde.

Erste Männer in unsrer Mitte, ich bin gewiß, Lavater und Müller würden heute mit diesem Vertrauen, mit dieser altschweizerischen Erhebung für Recht und Freiheit, mit diesem ernsten Hinblick auf die Gefahren, die ihnen drohen, und mit dieser Sorgfalt und Kraft für die Belebung des allgemeinen bürgerlichen Freiheitssinns mit euch reden, sie würden ganz gewiß zu dir sagen: Dein Tag ist da, er ist heute da, an dem du die erste Quelle deiner Erniedrigung, deiner Zerwürfnisse und deiner Stände enden kannst und enden sollst.

Von einer andern Seite bin ich eben so gewiß, würden sie zu euch sagen: Erste Männer in unsrer Mitte! Eure Würde, die Würde eurer Magistraturrechte ist groß. Sie ist größer als die Würde der Magistraturrechte auch der größten beherrschten Städte, und es ist recht, daß ihr sie behauptet, aber auch, daß ihr nicht vergesset, daß sie von wegen der Freiheit eurer Mitbürger und ihres Gemeinwesens und nicht von wegen eurer selbst und eurer Ratsstubenrechte also groß ist. Im Gegenteil, der äußere Schimmer der Ratsstubenrechte muß immer in dem Grad kleiner erscheinen, als eure Bürgerschaften und ihr Gemeinwesen wahrhaft gesetzlich und republikanisch frei sind. Edle Männer! erkennet, daß das Vaterland und die Freiheit des Vaterlands euch und eure Väter groß gezogen! Ihr, die ihr heute als die ersten Männer unsers allgemeinen schweizerischen Freistaats in unsrer Mitte dasteht, vergesset es nicht, es erhebe euer Herz, daß die Ahnen der meisten von euch aus dem gemeinen bürgerlichen Erwerbsstand herstammen und daß es das Vaterland und die Freiheit des Vaterlandes allein ist, die sie und euch zu dem Wohlstand und zu dem Ansehen erhoben, in dem ihr jetzt in unsrer Mitte lebt.

Edle Männer, würden sie zu euch sagen, ihr fühlt im Innersten eures Herzens, daß keine Aenderung der Zeit aus euch persönlich in unsrer Mitte etwas anders gemacht hat, als was eure Väter in der Mitte der unsern auch waren. Wie sind alle, sein wir Vermögens und äußern Ansehns halber heute so verschieden als immer möglich, Standes- und Rechts halber noch Eidgenossen und freie Männer geblieben und stehen diesfalls gegen die Edelsten im Land in eben dem rechtlichen Verhältnis, in dem beim Erwachen der Freiheit und bei ihrer ersten Begründung der gemeine aber freie Mann

des Landes gegen den Edeln im Land dastand. Söhne edler Väter, es liegt in eurem Herzen, diesen ursprünglichen Zustand des vaterländischen Segens dem Vaterland allgemein zu erhalten und heute, wo es not thut, zu erneuern.

Edle Männer, es muß als Erbgefühl eures Freistandes in euerm Herzen liegen, dem Kern des Landes, dem Mittelstand, der auch den Besten unter euch an Kultur, an Vermögen, an Verdienst, an Tugend und innerer Würde gleich kommt, es gesetzlich nicht nur möglich, sondern verhältnismäßig nach seinem Verdienst leicht und verhältnismäßig nach dem Bedürfnis des Landes es gewiß zu machen, sich den Weg zu allen Ehren und Würden des Landes zu öffnen und dadurch die Konkurrenz der Einsichten und des Verdienstes, dieses einzige ewige und unwandelbare Mittel der Veredlung der Nationen bei allen Landeskindern allgemein zu machen, wie der Weg zu allen Ehren und Würden des Landes unter euern Vätern, die so vielseitig durch die freie Konkurrenz ihrer Tugend und ihres Verdienstes aus gemeinen Landeskindern Landesväter geworden, offen und frei war.

Vaterland, würden sie sagen, du änderst zwar heute das Aeußerliche in deinen bürgerlichen Verhältnissen, aber denke, daß es nur die äußere Gestalt des heiligen eidgenössischen Volks-Vereins und des vaterländischen Freiheits-Bundes ist, dessen Form du verwandeln darfst. Laß das Ewige, Heilige unangetastet bleiben, indem du das Aeußere, Wandelbare, veränderst. Vaterland, mögen deine neuen Verfassungen heute von der Demut und Wahrheit deiner Regenten ausgehen und deine Bürger zur Demut und Wahrheit ihrer Väter hinführen, dann wird der Segen deiner neuen Verfassungen Jahrhunderte auf dir ruhen, wie er Jahrhunderte auf deinen alten Verfassungen ruhte. Vergiß sie nicht, deine alten Verfassungen, Vaterland! Sei nicht undankbar gegen sie! Du warst unter ihrem heiligen Schatten gesegnet, so lange du sie in Wahrheit und Demut gebrauchtest und du thatest dieses, so lange ihr Geist wahrhaft in dir selbst lebte. Du verlorst ihren Segen nur dadurch und du sahst sie selber nur dadurch vor deinen Augen zu dem morschen Gebäude werden, das sie seit einiger Zeit vor aller Welt Augen sind, weil du das alte Heiligtum ihres wirklichen Geistes in deiner Mitte sich hast abschwächen und ihren toten Buchstaben dahin mißbrauchen lassen, daß inner den Grenzen des Landes, von dem die alten sangen:

„Als Demut weint und Hochmut lacht,
Da ward der Schweizerbund gemacht"

ein böser Hochmut hie und da wirklich viel, viel zu viel zu lachen und die fromme Demut viel, viel zu viel zu weinen fand.

Besorgt, begeistert, und in seiner Geschichte bewandert, würden sie (E.-A. würden Lavater und Müller) das Vaterland anreden und zu ihm sagen: Vaterland! du hast, indem du schon seit langem dem Weltverderben einer tief verirrten Zivilisation in allen und auch in den dem Geist der Freiheit und der rechtlichen bürgerlichen

Selbständigkeit widersprechendsten Formen und Gestalten gleich sein oder wenigstens gleich scheinen wollen, dadurch die reinsten und wesentlichsten Fundamente deines großen, deines ausgezeichneten städtischen und ländlichen Haussegens verloren und es dahin gebracht, daß man heute hie und da inner deinen Grenzen deine Kraft und deine Würde pro imperio (um angemaßte Herrschaft) aufs Spiel setzt, uneingedenk, daß deine Kraft und deine Würde, daß die Kraft und die Würde deines Volkes dein einziges imperium ist und daß du ohne diese keines hast.

Vaterland! Unsre Ahnen haben durch ihre mit dem Geist ihrer ursprünglichen Freiheitsverfassungen übereinstimmende bürgerlich bescheidene Denkungs- und Handlungsart dem Zivilisationsverderben, das die Greuel unsrer Tage seit langem bereitete, mit einer Kraft entgegengewirkt, die der Schwäche gleich kommt, mit welcher ihre Söhne durch Entkräftung des innern Geistes unsrer ursprünglichen Landesrechte und Freiheitsverfassungen, durch Untergrabung der Realkraft des Gemeingeists unsrer Bürger, durch Substituierung von Tand und Schein an die Stelle kraftvoller Sitten und besonders durch die eitle Neigung der Umwandlung der althelvetischen Regierungs-Einfachheit in die anmaßungsvollsten Formen von fürstlichen Behörden unsre Schwäche zur höchsten leidenschaftlichen Teilnahme an eben dem Verderben, dem unsre Väter entgegen gearbeitet, hingelenkt.

Vaterland, würden sie im tiefen Gefühl dieses Verderbens ihm zurufen, Vaterland! Erhebe dich wieder zu dem, was du warest! Erkenne dein Glück! Du bist unter den Völkern des Weltteils[1]), die unter den äußersten Folgen des Zivilisationsverderbens das Aeußerste litten, das erste, fast das einzige glückliche gewesen. Sei jetzt auch eines der ersten, die Quellen dieser Jammertage der Welt rein in dir selbst zu erkennen und mit Begierde die Mittel zu ergreifen, dein Volk und die Nachwelt dagegen zu schützen. Vaterland, du bist hingegen unter den Völkern Europa's, die für die Rettung des Weltteils von den äußersten Folgen des Zivilisationsverderbens Gut und Blut auf-

[1]) Du bist unter den Völkern, die in den kaum vergangenen Jammertagen des Weltteils von den unzweideutigen Folgen seines Zivilisationsverderbens das Aeußerste litten, das glücklichste, ich möchte in Rücksicht auf das Ueberstandene sagen, einzig glückliche gewesen. Aber, Vaterland! der wahren Staatsweisheit und der wahren Staatskraft ist nicht das Ueberstandene, sondern das noch nicht Ueberstandene das wichtigere. Vaterland! du darfst in Rücksicht auf die Zukunft, du darfst in Rücksicht auf das, was du noch nicht überstanden, du darfst in Rücksicht auf deine Nachwelt nicht auf ein Glück zählen, das demjenigen gleich ist, das dir in unsern Tagen zuteil war. Aber, wenn du einzig glücklich warst, so zeige dich jetzt auch einzig deines Glückes würdig, und sei unter den Völkern des Weltteils auch eins der ersten, die Quelle der Jammertage, die wir alle gemeinsam durchlitten, in ihrer ganzen Bedeutung und in ihrer ewig fortdauernd gefährdenden Kraft zu erkennen. Und, Vaterland! vermagst du es, so stehe heute den Quellen dieser Jammertage mit der Würde und Kraft der Männer im Grüttli und der Sieger bei Laupen und Murten entgegen.“ Vaterland, du bist unter den Völkern Europas, die für die Rettung . . .

geopfert, das letzte gewesen und konntest nur das geringste sein. Aber sei jetzt das erste, das errungene Gut der Selbständigkeit der Staaten mit Weisheit und Kraft für den allgemeinen Haussegen deiner freien edeln Bürger und mit ihm für die Erneuerung deiner Staatskraft und ihrer heiligsten Fundamente zu benützen.

Väter des Landes! Im tiefen Gefühl eurer erhabenen Stellung und eines Berufs, wie er seit Jahrhunderten keinem in unsrer Mitte zuteil wurde, würden sie euch anreden und zu euch sagen: Erste Männer des Vaterlandes! Die Retter Europens ehren in euch die letzten Republikaner und haben das Heil unsrer Nachkommen in eure Hand als in die Hände edler Republikaner gelegt. Eure Stellung ist schön, euer Glück groß, aber auch furchtbar ernst, und es fordert eine seltene Höhe des Geistes und des Herzens, in eurer Stellung eures und unsres Glückes würdig zu handeln. Ihr seid dem Vaterlande, euern Zeitgenossen und unsern Nachkommen, ihr seid der Menschheit verantwortlich. Die Mächte Europas haben in unsrer Schwäche die Rechte der Menschheit geehrt. Erste Männer des Vaterlandes! Ehret wie sie die Rechte der Menschennatur in der Schwäche eurer Mitbürger und benutzt das Uebergewicht eures bürgerlichen Einflusses auf die neue Konstituierung des Vaterlandes mit eben der Unschuld, mit eben der edeln Unbefangenheit und selbstsuchtslosen Willensfreiheit, mit welcher die Retter Europas uns als ein freies Volk mit gesetzlicher Sicherstellung der ersten Rechte wahrhaft freier Verfassungen konstituiert wissen wollen und unser Schicksal, das Heil unsrer Nachkommen mit hohem Vertrauen in eure Hände, als in die Hände republikanischer Väter des Landes gelegt haben.

Erste Männer des Vaterlands! Sie, die Retter des Weltteils, haben die Gaben ihres Edelmuts in eure Hand gelegt, um sie aus eurer Hand in die Hand auch des niedersten unter uns, in die Hand der Gesamtheit des schweizerischen Volks hinübergehen zu sehen. Möchtet ihr in der Verfassung, die Friedrich Wilhelm dem königlich freien Neuenburg gab, den Geist dessen erkennen, was der Edelmut der Retter Europas erwartet, das ihr dem republikanisch freien schweizerischen Volk nicht geben, sondern nur erhalten sollt.

So denke ich, würden Lavater und Müller heute am ernsten Tag der Wiederherstellung des alten schweizerischen Volksvereins mit den ersten Männern des Vaterlandes reden. Und wenn unter diesen ein Mann lebte, der den Bittenden verhöhnen und zu ihm sagen würde: „Wir lassen uns nichts vorschreiben; wir sind niemand auf Erden über das, was wir thun, Rechenschaft schuldig; alles, was wir dem Volke thun, ist eine bloße Gnade; wir können alles, was das Volk sein Recht heißt, zurückziehen, wenn wir nur wollen, und sobald das Volk von Recht redet, so ist dieses Zurückziehen der Wohlthat eine demonstratio ad hominem von dem, was das Volksrecht ist, und wo es gut gehen muß, sein soll. Der Staat ist frei, unser Stand ist frei, das Volk ist nicht frei und kann und soll nicht frei sein," so

würden Lavater die Thränen über die Wangen fließen, er würde sein Auge zum Himmel erheben und Gott um Hilfe bitten gegen den unbürgerlichen, unschweizerischen, gegen den Jakobinersinn des Mannes, der also redete. Und dieser könnte das nicht ertragen. Sein Herz, der Ueberrest seines geerbten Schweizerherzens ist mit den neumodischen Gewalts- und Bändigungs-Maßregeln und Worten des mißstimmten Zeitgeistes, so laut er auch die Worte ausspricht, doch nicht in Uebereinstimmung. Es würde sich zeigen, er könnte die Thränen Lavaters nicht ausstehen. Er würde in altbürgerlicher Näherung ihm auf die Achsel klopfend jetzt zu ihm sagen: „Herr Lavater! Herr Lavater! Es ist nicht so bös gemeint; ich bin auch ein Schweizer und meine es mit dem Volk auch gut und so gut als ihr und ein jeder andere, aber ich habe auch meine Meinung, wie ihr die eure; man muß einander hören, hören, und b'richten, b'richten; es fällt nie ein Baum auf einen Schlag"; und Lavater würde den innerlich nicht bösen, sondern nur eiteln und hoheitlich verirrten Mann, nachdem er also zum Freundlichkeitston der alten Schwäche zurückgekommen, auch freundlich bei der Hand nehmen und mit dem Ernst seiner Gebetstunde auf der Stirne und auf der Lippe ihn bitten, heute des Vaterlandes und der einzigen, ewig wahren Basis der schweizerischen Eintracht, der Freiheit des Volkes zu gedenken und das Heil des Ganzen keinen Privatansichten und Verhältnissen nachzusetzen. Er würde ihn mit dem hohen Ausdruck seines innern frommen Sinnes bitten, nicht nur persönlich mit den Bedürfnissen des Vaterlandes in Uebereinstimmung zu sein, sondern auch dahin zu trachten, daß das Personal der obern und untern Behörden in ihrer Privaterscheinung sowohl, als in ihren öffentlichen Publikationen mit diesen Bedürfnissen des Vaterlandes in Uebereinstimmung erscheine und darin nicht hinter dem Zeitgeist und dem diesfalls wahrhaft guten Ton edler fürstlicher Volksbeamter und ihrer Proklamationen &c. &c. zurückstehe. So Lavater. — Müllers, des vaterländischen, Kernsprüche gegen die Behördenverirrungen und Schwächen und Kniffe, die den Geist der Freiheit im Busen der Bürger ersticken, sind öffentlich vom Vaterland gekannt und hochbelobt, haben aber nicht, wie man im Gefolg ihrer hohen Belobungen hätte erwarten sollen, eigentlich tiefer in den Zeitgeist hineingegriffen; sie sind gar nicht wie etwa andre Sprichwörter, z. E. „man muß fünfe grad sein lassen" — „mit Schweigen niemand fehlen kann" — „wenn man einen Stein nicht zu heben vermag, so muß man ihn liegen lassen" oder gar — „wenn man den Hund trifft, so bellt er" — und dann noch gar:

„E'n guten alten Käs
Dem Schweizerbau'r ins G'fräß
Das braucht man in der Schweiz" —

zu Modewörtern geworden, die den Geist unsrer häuslichen und bürgerlichen Kraft eigentlich stempeln.

Vaterland[1]) schließe deine Augen nicht zu vor der Größe deiner Uebel; es ist heute wesentlich, daß du erkennest, daß es der Mißbrauch der Lücken, Unbestimmtheiten und Widersprüche, die in deinen Verfassungen liegen, sind, die uns individualiter und kollektiv bürgerlich entheiligt, entrechtlicht, entschweizert. Man sage mir nicht, diese Aeußerung ist Undank gegen unsre alten Verfassungen; nicht unsre Verfassungen, sondern der unedle, der selbstsüchtige Gebrauch, den wir von den Lücken, von den Unbestimmtheiten und Widersprüchen, die in unsern Verfassungen waren, gemacht, das ist es, was diese Verfassungen selber in ihrem Wesen denaturiert und in Rücksicht auf ihre wesentliche Bestimmungen zu Totengerippen verwandelt und den Gang der Willkür und der bösen unrechtlichen Gewalt in unsrer Mitte hie und da Thür und Thor geöffnet, wie sie nur unter unedeln und schwachen Fürsten im Lande offen stehen. Es ist offenbar, bei den Fehlern unsrer Verfassungen hatte die willkürliche Gewalt, diese ewige Feindin des gesellschaftlichen Rechts, es leicht, es hie und da in unsrer Mitte allmählich dahin zu bringen, daß sich das lebendige Interesse der Bürger für die Sicherheit und Unverletzlichkeit ihrer Gesetze gegen den Mißbrauch, d. i. gegen den durch Brief und Siegel nicht gestatteten Gebrauch der herrschaftlichen Rechte im Innern ihrer altvaterländischen Gefühle sich schwächte und der Enthusiasmus für den Geist und das Wesen ihrer Rechte und Freiheiten sich in ihnen verloren, wodurch dann das Uebergewicht des Machteinflusses der Regierungsbehörden und ihrer Selbstsucht über denjenigen der Verfassungen und ihres innern Geistes sich entscheiden, und allmählich von Stufe zu Stufe sich dahin erheben mußte, daß endlich wie in verdorbenen Monarchieen von Günstlingen begünstigte Regierungsbehörden und von Regierungsbehörden begünstigte Günstlinge der Realität aller Verantwortlichkeit gegenseitig entzogen, Hand in Hand schlagen konnten, das Land mit dem Unrecht (mit einer verfassungswidrigen und Freiheit schändenden Handlungsweise) zu überschwemmen, wie das Meer, das seine Felsengestade (C. A.: seine Dämme) durchbrochen, dann ungehemmt und frei alle tiefer liegenden Gegenden überschwemmt. Es ist offenbar, daß unter diesen Umständen das Machtübergewicht über das Recht, wenn und wo es wollte, leicht dahin kommen könnte, das innere Wesen wahrhaft konstitutioneller

[1]) „Es ist heute, es ist in der Geburtsstunde der Verfassungen, durch die du mit Wegwerfung, beides, von äußerm, fremdem Einfluß und von innerer, leidenschaftlicher Volksmißstimmung aufgedrungener Machwerke deinem Volk, dem guten Schweizervolk das Glück und den Segen seiner Väter, das heilige, innere Wesen seiner alten, beschwornen Briefe, Siegel, Rechte und Bunde wieder herstellen und dadurch dieses gute, aber durch lange und ungleichartig böse Zeitläufe so sehr entzweite und entschweizerte Volk auf gesetzlich legitimer Bahn wieder zu einem Volk, zum alten Schweizervolk umzuschaffen berufen bist. Vaterland! Es ist heute in der Geburtsstunde deiner neuen Verfassungen wichtiger als je, daß du deine Augen nicht vor dem Umfang und der Größe unserer Uebel zuschließest; es ist wesentlich, daß du heute zu den Quellen und Ursachen derselben emporsteigest und lebhaft erkennest und tief zu Herzen fassest, daß es der Mißbrauch der Lücken, Unbestimmtheiten und Widersprüche, . . .

Verfassungen zu zernichten und die verwaisten Bürger des Landes, — ohne die äußern Formen ihrer Verfassungen abzuändern und sogar bei ununterbrochener Fortdauer der alljährlichen Beschwörung ihres Buchstabens und ihres Wesens — Freiheit- und Rechtlos zu machen!!

Vaterland! Wenn die Lücken, Unbestimmtheiten und Widersprüche deiner alten Verfassungen in der heutigen Erneuerung derselben nicht bestimmt ausgefüllt und aufgehoben würden, wenn der Geist des Verderbens, das Machtübergewicht über das Recht, wie es aus den Lücken, aus den Unbestimmtheiten und den Widersprüchen unsrer alten Verfassungen hervorgegangen, in unsern neuen den nämlichen Spielraum finden, und der Mißbrauch der konstitutionellen Unbestimmtheiten gegen die wesentlichen Rechtsbedürfnisse der Stände und Individuen ebenso leicht wie vorher sein würde, wenn keine Basis der Rechtssicherheit aller gegen alle dem Einschleichen des bürgerlichen Unrechts allgemein konstitutionell Einhalt thun würde und das Recht der Bürger in irgend einem Winkel des Landes konstitutionell eine Gnadensache der Gewalt und der Willkür werden würde, wenn die Landes-Eintracht ihre Garantie nicht mehr in der Bestimmtheit, in der Wahrheit und in dem Edelmut der Verfassungen selbst finden sollte und nur auf das Vertrauen einer einseitigen Regierungsgewandtheit und auf die beschränkte Kraftanwendung ihrer Behörden gebaut werden müßte;

Holde Eintracht, bester Segen
Den der Himmel Herzen gab —

wenn deine Wahrheit nicht mehr rein und hehr aus dem psychologischen Einfluß unsrer Verfassungen auf die Herzen der Bürger ausgehen, sondern nur als Folge willkürlicher Maßregeln herzloser Menschen und als ein Verstandes-Resultat des Regierungs-Raffinements und seines Verderbens in unsrer Mitte hervorgehen, dastehen und sich erhalten sollte, dann würde mein zerrissenes Schweizerherz den Wunsch des Vögelchens:

In Wüsteneien fliehen
Wo's keine Menschen gibt,

in den Wunsch umwandeln:

In Wüsteneien fliehen
Wo's keine Eintracht gibt.

Der Genius des Vaterlands wird es verhüten, daß dieser Wunsch Jahrhunderte lang keinem treuen Schweizerherzen als Folge der Lücken seiner Verfassung und ihres Mißbrauchs aus seiner Seele entschlüpfe. Aber, wäre es möglich, daß unsre neuen Verfassungen, — indem sie die Lücken der Alten beibehalten und ihren Mißbrauch der bösen unbürgerlichen Selbstsucht wieder leicht machen, — die alten vaterländischen Fundamente der bürgerlichen Eintracht, die bis jetzt dem Schweizer das Heimweh in allen Landen erzeugt, aus dem hohen Herzen der freien Männer des Landes verdrängen würden, dann wäre der höchste Gipfel des bürgerlichen Verderbens mehr als nur denkbar und der Fall wäre dann wenigstens möglich, daß die Umwandlung der äußern

Formen unsrer Verfassungen endlich nach Verfluß von Jahren in eine eigentliche Resignationsakte der Rechte und Freiheiten unsrer Väter ausarten, ja selber, daß die Garantie unsrer Verfassungen, wenn der erste Eifer ihrer schöpferischen Erscheinung erloschen sein und der Wurm des Verderbens an ihr, wie an allem Menschlichen nagen wird, endlich nach Verfluß von Jahren in eine Garantie dieser Resignationsakte selber ausarten könnte. Der Fall wäre dann möglich, daß endlich unsre Nation sich selber in eine wider sich selbst bewaffnete und immer und allgemein wider sich selbst in Aktivität stehende Armee umwandeln, und die Blüte der Jugend unsrer Nachkommen zu einer Leib- oder vielmehr Hoffartsgarde eines eiteln und unedeln bürgerlichen Behörden-Personals versinken könnte. Dann aber wäre doch mein Vaterland nicht mehr mein Vaterland, die Schweiz wäre dann nicht mehr die Schweiz, sie hätte sich dann selbst außer den Bund im Grüttli hinausgeworfen. Das Heiligtum der Souveränität mangelte dann dem verwaisten Freistaat ganz, der General der Armee wäre dann alles, und Begegnisse, wie die von * *, die wir Gottlob jetzt als unerweisbare Lügen ansehen müssen, könnten sich dann erwahren. Solche Begegnisse könnten dann sogar konstitutionell eingelenkt und möglich gemacht werden. Noch mehr — die Worte des Aufruhrs, die wir jetzt mit Schweizerherzen und mit Schweizertreu verabscheuen, könnten dann aus dem gepreßten Herzen edler Männer bedeutungs- und wirkungsvoll ins Volk — ins Schweizervolk fallen!

Aber dieser Zustand der Dinge ist jetzt (Gottlob noch nicht C.-A.) nicht da. Mein Herz sagt es mir, er ist ferne von uns. Der Genius des Vaterlandes und die erleuchtete Edelmut der Männer, in deren Hand das diesfällige Schicksal des Vaterlandes und der Nachwelt gelegt ist, bewahren uns zuverlässig vor der Gefahr, daß wir und unsre Nachkommen früher oder später so weit versinken und das innere Gefühl der Würde und des Rechts unsrer Väter so weit verlieren. —

Unser Volk — ist gut. Unsere Nation ist — in allen ihren Ständen und Abteilungen noch schweizerisch, noch eidgenössisch gut. Die Mode- und die Zeitfreunde der willkürlichen Gewalt in unsrer Mitte sind Gottlob im allgemeinen noch nicht tiefsehende, vielseitig erleuchtete und kraftvoll gewandte Feinde der Menschheit und der Freiheit. — Das hie und da in unsrer Mitte sich zeigende rechtlose Spuken gegen die Freiheit des Landes, d. i. gegen das gesetzlich gesicherte Recht des gesellschaftlichen Vereins, geht gegenwärtig im allgemeinen noch gar nicht aus der Tiefe verdorbener Herrscherherzen, es geht Gottlob noch jetzt nur aus dem Wirrwarr verdorbener Regierungsmanieren hervor, die ohne Bewußtsein ihrer eigentlichen und endlichen Tendenz sich aus Eitelkeit eingeschlichen, in der Schwäche der Vorzeit Nahrung gefunden und durch die Mißstimmung unsrer letzten Jahre zwar ihre alte Unschuld und Einfalt verloren haben und etwas gichtig geworden, aber doch noch nirgends und noch nie in ganz vollendete Regierungsverhärtung hinübergegangen.

So weit aber auch dieses alles wahr und uns in unsrer Schwäche tröstend ist, so dürfen wir uns denn auf der andern Seite doch nicht verhehlen, daß der Punkt, auf welchem unsre politische National-erleuchtung wirklich steht, uns doch nicht über das Wesen der Bedürfnisse des großen Tages, den Gott heute über uns verhängt, belehrt und erleuchtet hat. Nein, Vaterland! das Problem deines Tages ist noch nicht aufgelöst, es steht noch vor dir, und wartet — — auf seinen Löser. Und der Zeitgeist ist der endlichen Lösung desselben auch nicht vorteilhaft. Tausend und tausend unsrer Zeitmenschen sind kraftvoll zum Knüpfen und festen Zusammenziehen aller Arten von Gebinden, Banden und Knöpfen; aber Weniger Finger sind bei nötiger Feinheit und Zartheit kraftvoll und mächtig, diese Gebinde, diese Bande, diese Knöpfe zu lösen. Der gewöhnliche Kraftarm der Zeitmenschen greift, wenn es um die Lösung solcher Knoten zu thun ist, immer und oft unglücklich gern zum Schwert, — zum Schwert, das auf der ganzen Erde der Gewalt, ihrem Recht und ihren Ansprüchen nicht immer in aller Unschuld dient. Und du, Vaterland! liegst auch nicht mehr in der Wiege der Unschuld des Mittelalters, aus dem deine Freiheit hervorgegangen; du darfst deinem lieben Schwert nicht alles, alles vertrauen. Der arme Umfang deiner Bändigungsmittel, dein Schwert ist klein und wenn du schon gelernt hast, seine Scheide schön zu machen, so ist es doch klein und sein Inneres sieht hie und da doch mehr einer etwas vom Rost angegriffenen und ungleich gezähnten Säge, als einem vollends probehaltigen Damaszener gleich. — Vaterland! Dein kleines Schwert ist das allergeringste von allen den Mitteln, die in deiner Hand liegen, deinem Volk gutes zu thun.

Vaterland! Lehre deine Knaben nicht dieses Mittel für das höchste achten. Es könnte zu hochgeachtet leicht in ein Mittel ausarten, das alte wesentliche Gute, das du heute bedarfst, in dir zu paralysieren und in einen Zustand der Lähmung zu versehen. — Nein, Vaterland, nicht das Schwert — nein! nein! Licht! Licht über dich selbst, tiefe Erkenntnis der Uebel, die gegen dich selbst in dir selbst liegen, Erkenntnis des wahren Zustands deiner selbst in der Lage, in der dich ein in seinem Wesen gleichartiger, aber in seinen äußern Formen dreizehnfach*) ungleich gestalteter Mißbrauch der Lücken, der Unbestimmtheiten und Widersprüche, die in deinen Verfassungen lagen, irre geführt hat, das ist, was dir not thut.

Vaterland! Ich weiß, was es sagen will: Erkenne dich selbst! Ich weiß, was es sagen will, Lücken und Unbestimmtheiten von Verfassungen, die mehr und minder Jahrhunderte mißbraucht worden, gesetzlich auszufüllen und zu bestimmen. Männer, die ihr zur Umgestaltung der äußern Form unsrer Verfassungen berufen seid, das Vaterland blickt mit Ehrfurcht auf eure Aufgabe hin. Sie ist unermeßlich. Freund der Wahrheit und des Rechts! Sieh ihren Stoff. Ein paar

*) Die Schweiz umfaßte damals dreizehn Oerter oder Kantone. D. H.

Dutzend selbständige Staaten auf 7 bis 800 Quadratmeilen und eben so viele souveräne Regierungen in republikanisch großer und oft unbestimmter Anzahl der Mitglieder, die daran wahrhaft oder scheinbar teil haben! Hier souveräne Landsgemeinden! Dort souveräne Stadtgemeinden! Hinwieder souveräne Ratsversammlungen! Hinter ihnen privilegierte Stadt- und Dorfgemeinden! Unterthanen von Stadtgemeinden! Unterthanen von Landsgemeinden! Unterthanen von Ratsversammlungen! Unterthanen, die es nur halb sind! Hinter ihnen mehr und minder und hie und da bis zur Souveränität hinauf privilegierte Zünfte, Herrschaften und Klöster! Mitten unter allen diesen Real- und Scheinrechten Geschlechter, die von jeher gewohnt waren, ihren Willen als den obersten Willen im Lande, als das Gesetz des Landes anzusehen, Geschlechter, bei denen die Gewohnheit einer im allgemeinen ganz gewiß sehr wohlwollend ausgeübten Willkür dennoch in die Erbgefühle eines wirklich besitzenden kollektiven Souveränitätsrechts hinübergegangen, das mit fester und gewandter Kraft Jahrhunderte behauptet worden! Hinter diesem allem noch ein buntes Gemisch von Individualansprüchen, die bald in Gala, bald im Bettelkleid ihrer Selbstsucht den Gang unsrer Angelegenheiten, besonders im Fach der Emolumente, mächtig influenzierten!!

Heitrer kann die Sonne nicht scheinen, als die Wahrheit fest steht: Dieser Zustand ist ein Chaos, dessen Bestandteile der Zufall durcheinander geworfen, die sich aber nicht durch die Art, wie sie durcheinander geworfen worden, sondern durch die innere Güte des Nationalcharakters unsers vaterländischen Volkes so lang erhalten. Ganz gewiß haben wir diesem und diesem allein es zu danken, daß unsre Verfassungen, die so lange wie ein auf allen Seiten fruchtbarer und segensreicher Berg in unsrer Mitte grünend und blühend dagestanden, nicht schon längst wie ein ausgebrannter Vulkan, unter dessen verhärteter Lava Städte und Dörfer begraben liegen, da stehen.

Diese Ansicht des Gegenstandes ist nicht neu. Schon vor einem Jahrhundert hat ein österreichischer Gesandter in der Schweiz seinem Hof den Auftrag, über die Verfassung eines Schweizerkantons Bericht abzustatten, dahin beantwortet: »est confusio divinitus conservata.« Das ist sie, das war sie. Aber sie war divinitus conservata nur durch die innere Güte unsers Nationalcharakters. Dieses innere Fundament unserer alten göttlichen Erhaltung hat in unsrer Mitte seine heilige Kraft verloren und mußte sie verlieren. Es war bei den Lücken und Unbestimmtheiten unsrer Verfassungen, bei der unbefangenen, sorglosen Güte unsers Nationalcharakters und bei dem langen Traum von allgemein gesicherter Vaterlandskraft der gewandten Anmaßung und Selbstsucht gar leicht, dasselbe verschwinden zu machen.

Auch ist es geschehen. Wir sind aus einem traulichen, aber kraftvollen Bürger- und Bergvolk, das wir allgemein waren, hier und da, selber an den bedeutendsten Stellen unsers Daseins und selber in den Höhen, in denen sich der Lebensgeist unsrer Bürgerkraft eigentlich

hätte bilden sollen, ein physisch und geistig geschwächtes Geschlecht, anmaßungsvolle, ehrgeizige Hoffarts- und Geldmenschen geworden, in deren Mitte selbstsüchtige intrigante Politiker und kalte, unvaterländische Weltbürger einen Grad von Ehre und Achtung erhalten, die sie bei unsern Vätern umsonst suchten.

Und nun, erste Männer des Vaterlandes! Ihr sollt heute diesen Zustand der Dinge gesetzlich[1]) zu ändern suchen. Ihr sollt heute unsre Verfassungen im Geist und in der Wahrheit erneuern. Ihr sollt die Folgen der Lücken, der Unbestimmtheiten und der Widersprüche, die in unsern Verfassungen zu tausendfach selbstsüchtigem *Mißbrauch* unsrer bürgerlichen und politischen Lagen Veranlassung und Mittel gegeben, nunmehr konstitutionell aufheben. Ihr sollt gesetzlich einen Zustand der Dinge hervorbringen, in welchem das Vaterland den Uebeln, die diese Mißbräuche möglich gemacht und veranlaßt und die wieder neue Mißbräuche geschaffen, nicht mehr ausgesetzt ist. Ihr sollt die Erfahrungen, die unsre Uebel als Thatsachen darlegen, fest ins Auge fassen und ihrer Dauer und ihrer Wiederkunft gesetzlich vorbeugen. —

Männer, die ihr zur Erneuerung der freien rechtlichen Verfassungsform der Eidgenossenschaft berufen seid, euer Werk ist um so schwerer, da der Geist der Zeit uns eben so sehr *entschweizert*, als er die Völker Europas *entmannt*. Der Grad unsers Verderbens ist wie der Grad des Zeitverderbens der Welt groß. Denn wenn diese auch immer im Argen lag, so lag sie doch nie wie heute in den Armen der höchsten Arglist und des höchsten Zivilisationsverderbens. Vaterland! Es ist dunkel um uns her; wenn wir auch schon nicht auf den Augenblick das äußerste gefahren, so ist es doch dunkel um uns her und wenn es auf der Straße dunkel ist, wenn auch schon für den Augenblick weder Querbalken darüber gelegt, noch Fallgruben darin aufgeworfen sind, so thut das Licht doch gut. Nebenbei ist auch noch das wahr, der Mann, dem man es ansieht, daß er in der Nacht das Licht scheut und dem Laternenschimmer ausweicht, der ist allenthalben der Polizei verdächtig, und das mit Recht. Vaterland! Deine Stunde fordert Beleuchtung. Du kennst den Gang, durch den du zu dem status quo gelangt bist, den du jetzt, er mag sein, wie er will, als die Basis deines rechtlichen Zustandes ansiehst, nicht allgemein und allenthalben mit der Klarheit, mit der du heute ihn zu kennen bedurftest. — Vaterland! Ich bin zwar nicht einmal einer der *geringsten*, die in allen Kantonen zur Erneurung deiner Verfassung berufen sind, ich bin *gar keiner* von ihnen, aber wenn ich schon als Gesetzgeber kein Wort und keine Stimme in deiner Mitte habe, so er-

[1]) gesetzlich „zu ändern suchen. Ihr seid heute vor Gott und im Angesichte eines auf den Thronen und in den niedern Hütten gleich erschütterten Weltteils von der Not des Vaterlands eben wie von den ersten Fürsten des Weltteils berufen, unsre alten schweizerischen Verfassungen im Geist und in der Wahrheit als Verfassungen eines freien und durch die Freiheit Jahrhunderte lang gesegneten Volks wieder erneuern.“ Ihr sollt heute die Folgen der Lücken .

laube mir dennoch, dir über den alten Gang einiger deiner Verfassungen und die aus diesem Gang notwendig fließenden Bedürfnisse deines gegenwärtigen Augenblicks einen treuen vaterländischen Wink zu geben.

Ich gebe ihn. Vaterland! Du traust es mir zu, daß ich mit ihm nicht mehr und nicht etwas anders insinuieren will, als was du selbst dir heute wohlthätig insinuiert finden mußt. Nein, Vaterland! Du mißkennst mich nicht, du zürnest des Wortes meines Herzens, du zürnest des Winkes nicht, den ich dir jetzt durch die Vergleichung des staatsrechtlichen Zustandes der Bürger Neuenburg's mit demjenigen der Bürger einiger deiner Kantone auffallend zu machen für meine heilige Bürgerpflicht achte. Urteile — vergleiche selbst!

Neuenburg als Stadt hatte eben wie unsre schweizerischen Städte alle ursprünglich alte Rechte und Privilegien von seinem Fürsten; aber das Land hatte sowie die Stadt auch Privilegien und Rechte von eben diesem Fürsten. Ob ihnen beiden stand konstitutionell eine höhere Behörde, ein Staatsrat, der die Rechte der Stadt und der Stadtbehörden, und hinwieder die Rechte des Landes und seiner Behörden als gleiche Rechte, d. i. insoweit als Rechte gleicher Leute respektierte und schützte.

Freund der Wahrheit und des Vaterlandes! Setze jetzt aber den Fall, Neuenburg wäre im vierzehnten Säkulo*) ein Schweizerkanton geworden und hätte wie die übrigen schweizerischen Städte seinen Fürsten, und mit ihm die Autorität seines Staatsrats verloren, denk dir, Neuenburg's umliegende Dörfer hätten sich indes als freie Leute mit den freien Leuten der Stadt Neuenburg zu einem Freistaat, zu einem Kanton verbunden, und sich mit Vorbehalt ihrer Rechte dem Schutz der Stadt als des Hauptorts ihres Kantons unterworfen und die Räte und Bürger der Stadt Neuenburg hätten nunmehr die Regierung des Fürstentums ohne fernere Unterordnung ihres Stadtgeistes

---

*) Neuenburg gehörte den Grafen von Neuenburg, welche 1718 reichsunmittelbar wurden. Nach dem Aussterben dieses Grafenhauses ging Neuenburg durch Erbschaft an verschiedene Besitzer über, trat aber mit der Eidgenossenschaft in Verbindung. Im westfälischen Frieden wurde es als souveränes, im Schirm der Eidgenossenschaft stehendes Fürstentum anerkannt. Später machten die Oranier Erbansprüche an das Land geltend. Wilhelm III. von Oranien übertrug seine Ansprüche auf König Friedrich I. von Preußen, den Sohn der Prinzessin Luise von Oranien, welche auch 1707 vom Gerichtshof der drei Stände anerkannt wurden, doch beseitigte Friedrich I. die Rechte und Privilegien des Fürstentums sowie die alten Bündnisse mit den Eidgenossen. Um die Zeit, als Pestalozzi diese Schrift verfaßte, spielte Neuenburg in den Friedensverhandlungen auch eine Rolle. Der Wiener Kongreß erkannte die Rechte des Königs von Preußen auf Neuenburg an, jedoch sollte dasselbe ein unveräußerlicher, unteilbarer und von der preußischen Monarchie völlig abgesonderter Staat sein und so wurde es am 6. April 1815 als 21. Kanton in die Eidgenossenschaft aufgenommen. — 1857 verzichtete Friedrich Wilhelm IV. auf seine Rechte. — Das weiterhin erwähnte Stanser Verkommnis ist ein Vertrag von 1481, durch welches die gefährdete Eintracht unter den Eidgenossen durch die Bemühungen des Einsiedlers Nicolaus von der Flühe wiederhergestellt wurde.

und ihrer Stadtselbstsucht unter den Staatsrat übernommen und sich als Stadtmagistrat und zugleich als Ankäufer und Erwerber von Herrschaftsrechten und Gefällen im Land als die oberste hoheitliche Behörde des Landes konstituiert und es in diesem Geist Jahrhunderte regiert; setze ferner den Fall, diese städtische Magistraturbehörde von Neuenburg wäre im Stanserverkommnis wie die Regierungen aller übrigen Schweizerkantone von der ganzen Eidgenossenschaft als souverän erklärt und im Streit zwischen sich selbst und ihrem Gebiet als oberste richterliche Behörde dieses Streits anerkannt und angenommen worden und urteile dann, ob diese ursprünglich städtische Magistraturbehörde nicht wenigstens bis auf einen gewissen Punkt psychologisch notwendig auf der einen Seite städtisch beschränkt und städtisch egoistisch geblieben, auf der andern Seite aber bei ihrer Beschränkung dennoch allmählich zu der Willkür einer souveränen Stellung und dahin gelenkt wäre, ihre Stadtmagistratur und ihre Herrschaftsrechte im Lande als die höchsten Landesrechte, als Souveränitätsrechte und ihre Personen und selber ihre Familien als die Repräsentanten der Souveränität anzusehen und den Geist ihrer Regierung allmählich nach dieser Ansicht zu modeln; urteile dann ferner, ob die Privilegien und Rechte der Landschaft und selber der Stadtgemeinde Neuenburg sich eben so rein und unverletzt erhalten hätten, als sie sich beim Bleiben des Fürsten und seines Staatsrats erhalten haben; urteile, ob die Freiheiten des Gebietes Neuenburg die nämlichen geblieben wären, die sie jetzt sind.

Freund des Vaterlands, wenn du den Fall ruhig ins Auge gefaßt, so wirf einen Blick auf den status quo, von dem wir immediat vor der Revolution ausgingen und auf den wir gegenwärtig wieder hinlenken. Vergleiche, wäge ab und urteile! Ich weiß wohl omne simile claudicat, und will keine größere Aehnlichkeit zwischen dem supponierten Fall und zwischen dem geschichtlichen Gang einiger unsrer Verfassungen weder behaupten noch andeuten, als die, so dir selber auffallen muß. Ich will diesfalls alle Ausnahmen und andere Beschaffenheiten der Umstände zugeben, soviel nur immer stattfinden; aber in jedem Fall ist gleich wahr: Die Lücke, die durch die Aufhebung des Staatsrats und die Uebertragung seiner Autorität in die Hände der kleinen und großen Räte der Stadt Neuenburg entstanden sein würde, wäre dem rechtlichen Zustand der Bürger des Fürstentums gewiß nicht vorteilhaft gewesen.

Vaterland! Du kannst dir nicht verhehlen, die Staatslücke, die in diesem Fall statt gefunden hätte, ist bei der Umwandlung deiner selbst aus deiner altfürstlichen Regierung in republikanische Verfassungen nicht allenthalben bestimmt und, wie es wohl hätte sein sollen, kraftvoll ausgefüllt worden. So unschuldig, natürlich und unschädlich aber dir dieses auch in den damaligen Umständen gewesen sein mag, so sind die Folgen, die daraus für dich entstanden, nicht weniger bedeutend.

Vaterland! Wirf einen Blick auf Neuenburg's Zustand in Rücksicht auf das innere Wesen einer wirklich freien Verfassung, auf die Realität

der Personalrechte der Bürger, auf die Selbständigkeit aller Stände, auf die Trennung aller Gewalten und das auf dieser Trennung gegründete Gleichgewicht derselben, das in diesem Fürstenstaat statt hat und sich seit der ursprünglichen Erteilung der Rechte und Freiheiten desselben bis auf die heutige Stunde in seiner Reinheit erhalten, vergleiche dann seine Folgen, wirf einen Blick auf die Kultur, auf die Bevölkerung, auf die Industrie, auf die Sitten, auf die Erziehung, auf den Bürgersinn dieses Staats.

Ich habe die Denkmäler des hohen Bürgersinnes, — des Patriotismus — dieser fürstlich freien — dieser fürstlich rechtlich regierten Bürger gesehen, doch ich habe mehr gesehen! — Vaterland! Ich habe die Thränen der Bürger Neuenburg's, ich habe die Thränen ihrer Männer, ihrer Weiber, ihrer Kinder gesehen, als ihr Vater, ihr König, der Schützer ihrer Rechte in ihrer Mitte erschien.[1]) Vaterland! Sie sind schön, diese Thränen. Ich habe in meiner Jugend auch Landesväter gekannt, bei deren Erscheinung in den Werkstätten und Wohnstuben der Bürger Freudenthränen unsrer Männer unsrer Weiber und unsrer Kinder flossen. Erste Männer des Landes, Väter des Landes! Sie sind schön, diese Thränen, — ich bin ein Republikaner, und mir ist, sie sollten in Republiken allgemeiner fließen, als in den Königreichen. — Vaterland! mein Herz blutet, sie fließen heute nicht allgemein in deiner Mitte, diese Kinderthränen. Frage dich selbst, warum mangeln sie heute in deiner Mitte? Gib deinen Söhnen, gib deinen Kindern nicht Schuld, was ihre Väter, was du selber verschuldet. Steige zu den Ursachen des Mangels dieser Thränen empor, und verhehle es dir nicht, du findest Neuenburg's staatsrechtlich bürgerliche, wahrhaft republikanische Weisheit, du findest die allgemein belebte Freiheitskraft nicht in deiner Mitte, durch deren weise Benutzung das fürstliche Gouvernement in Neuenburg Fürstendörfer in blühende Städte umwandelte, indessen du in deiner Mitte republikanische Städte in den Zustand armer vernachlässigter Dörfer versinken lassen.

Vaterland! Verhehle es dir nicht, du hast den reinen Segen deiner Verfassungen deinem Volk nicht allgemein in dem hohen und edeln Geist rein bewahrt, in welchem Neuenburg's König diesem Land den Segen seiner Verfassung in hoher edler Reinheit allgemein erhalten. Vaterland! Du bist unter den Folgen deiner diesfälligen Schwächen erlegen. Du mußtest darunter erliegen. Ich schweige von allem, was mich weniger nahe berührt und gedenke nur deiner, Vaterstadt! die mir bei jedem Hinblick auf das Wohl oder Weh der Menschheit am meisten am Herzen liegt. Vaterstadt! Laß mich heute das Wort meines Herzens, das ich durch mein Leben tausendmal sagte, jetzt öffentlich aussprechen. Wäre der Geist des Neuenburgischen Staatsrats seit Jahrhunderten der Geist deiner Stadtregierung gewesen, du

---

[1]) Pestalozzi hatte 1814 eine Audienz bei Friedrich Wilhelm III. in Neuenburg.

wärest nicht nur der Vorort der Eidgenossenschaft geblieben, du wärest die erste Stadt des Vaterlands geworden. Armut, Schwäche, Einseitigkeit und Beschränkung wären aus deinen Mauern, sie wären aus deinen Werkstätten, sie wären aus deinen Dörfern, sie wären aus deinen Palästen und aus deinen Hütten verschwunden, sie wären von allen deinen Angehörigen, oder vielmehr von allen denen, denen du angehörst, gewichen, — dein Volk wäre das reichste, kraftvollste, industriöseste, kultivierteste Volk der Eidgenossenschaft geworden. — Vaterstadt! Dein See, dessen reizende Ufer, wie dessen ursprünglich ausgezeichnetes geist-, kraft-, kunst- und gemütvolles Volk Tugend, Weisheit und Kunst hinlockten, sich da anzusiedeln, — dein See, am Fuß der Alpen, an den Grenzen der Urkantone der Freiheit, selber mit Freiheiten, die nahe an deine Hoheit grenzten, begabt, — dein See wäre deine Vorstadt und du das glückliche, das gesegnete Zentrum der reichsten, kultiviertesten Gegend der Eidgenossenschaft, das Zentrum eines mit dir innig, vaterländisch, dankbar, frei und treu vereinigten Volkes geworden. Die Menge der, wie in Neuenburg's Dörfern, selbstständig reichen Bewohner des Sees wäre in ihrer Bildung für die Welt und das Vaterland wie diese vorgeschritten; seine Uebervölkerung und alle Schwierigkeiten seiner Verhältnisse hätten im freien Spielraum ihrer gesetzlichen Selbständigkeit und ihres dadurch gesicherten Vorschritts der Kultur, des Wohlstands und der Ehre, genugsame Gegenmittel gegen alle Ursachen des Zurückstehens und der Mißstimmung dieser Gegend, die . . . . . ¹) zurfolge hatten, gefunden. Vaterstadt, dein Gemeinwesen, die Totalität der Masse deiner Bürger hätte sich durch die wirtschaftliche und bürgerliche Selbständigkeit deines Sees zu einem Wohlstand und zu einem Segen erheben können, von dessen Höhe und von dessen Würde du wahrlich nicht durch die Schuld deines Sees ferne geblieben. Du wärest bei Neuenburgs königlicher Leitung durch eben die Freiheiten, die dir bei ihrem engherzigen und schiefen Gebrauch so viel Schaden gethan, der belebteste und veredelte Mittelpunkt der National-Kraft, Würde und Freiheit deines Kantons und die in ihrem Eigentum und Recht, geschützte glückliche und geliebte Mutter aller deiner gesegneten Kinder geworden.

Vaterstadt! Die Mittel des öffentlichen und Privatwohlstandes, die von alters her in deiner Hand waren, sind unermeßlich. Du hattest vor den meisten Gegenden des Vaterlandes, besonders vor St. Gallen und Appenzell, Fabrik- und Handlungs halber einen Vorsprung von mehr als dreißig Jahren, selber Basel's Industrie hätte dich nicht übertroffen und dein Volk hätte mit Neuenburg's Kultur und Kunstkraft gewetteifert.

Vaterstadt! Dein Volk, deine freien Bürger und deine freien Landeigentümer waren seit Jahrhunderten zu einem erleuchteten vaterländischen Gemeinsinn und zu einer von der Kraft des Lebens und

¹) wohl „die revolutionären Bewegungen."

des Thuns ausgehenden Volks- und Nationalkultur reif, und in einer Lage, ihre emporstrebenden Kräfte auf einen Höhepunkt des Segens zu bringen und auf eine Weise zu benutzen, wie wenige Gegenden in dieser Lage und für dieselbe reif waren.

Vaterstadt, Vaterland! Bleib nicht in den Schranken deines heutigen so auffallenden Zurückstehens! — Fürchte dich vor der Gefahr, dich durch Anbahnung und Erwerbung bloßer Scheinkräfte in dem Wahn, daß du dich selber und deine alten Kräfte wieder erneuert habest, einwiegen und von der ewig sichern Bahn deiner wahren Staats- und Bürgerkraft, durch die du allein in der Welt etwas werden kannst, ablenken zu lassen. Vaterland! Du kannst nur wahrhaft stark werden durch die Lebensthätigkeit und Lebensfülle, durch die von dir selbst ausgehende Belebung aller deiner Glieder, d. h. deines ganzen Volkes.

Vaterstadt, Vaterland! Wenn ein Gefäß Jahre lang im Kot gelegen und vom nagenden Grünspan, der sich in seinem Innern angesetzt und jede Speise, die man darin aufbewahren möchte, vergiften könnte, angegriffen ist, so muß es zuerst und ehe man sich bemüht, sein Aeußeres glänzend zu machen, in seinem Innern ausgefegt werden. — Vaterland! Es ist heute nicht blos darum zu thun, daß das Aeußere deiner Verfassungen in eine neue Form umgestaltet werde, es ist heute darum zu thun, das Innere ihres Wesens von neuem zu heiligen und zu reinigen, — ich möchte sagen, von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes, von allem Ueberdrang böser Gelüste und aller diese Gelüste nährenden Vorurteile, so wie von allen dieselben schützenden und begünstigenden (an so vielen Orten in unsrer Mitte bis zum außerordentlichen im kleinlichen gehenden . . . .) Mitteln (unserer Selbstsucht).

Es ist heute wesentlich darum zu thun, daß das alte Freiheits- und Rechtsgefühl der Schweizer im ganzen Umfang unsrer Verhältnisse und im innern Wesen unsers Denkens, Fühlens und Handelns erneuert werde, von welchem belebt, wir die höchste Gewalt, das Souveränitätsrecht, von jeher nur[1]) in den Briefen und Siegeln des Landes und

[1]) nur in den Briefen und Siegeln des Landes und „in einem, mit dem Geist und Wesen dieser Briefe übereinstimmenden, bürgerlich bescheidenen, Jedermann zugänglichen und jedem Ehrenmann im Land sich vertraulich nähernden Magistraturton unserer Regenten und durchaus nicht in einer, weder diesen alten Regentensitten noch diesen alten Briefen und Siegeln widersprechenden und mit ihrem Geist und Sinn nicht übereinstimmenden Majorität des Regierungspersonals erkannten. Wir dürfen uns die geschichtliche Thatsache nicht aus den Augen rücken lassen, daß in den kraftvollen Tagen des Schweizerischen Volks keine, auch noch so angesehene Magistraturperson und auch keine, noch so angesehene Magistrats-Familie es hätte wagen dürfen, Regierungs-Grundsätze und Regierungs-Maximen anzusprechen, die mit dem Geist dieser bürgerlichen Mäßigung und mit dem Sinn unserer Briefe und Siegel im offenen Widerspruche gestanden wären. Das Interesse unserer damals ersten Familien war selbst an den Geist dieser Mäßigung gebunden. Es war in dieser Zeit nicht möglich, zu den ersten Stellen im Staat, zu Bürgermeister-, Schultheiß-, Venner- und Heimlicherstellen, zu gelangen, ohne das, was man in dieser Zeit Bürgermänner hieß, zu sein, und von der Mehrheit ihrer Mitbürger und Zunftbrüder dafür erkannt zu werden. Vaterland! Wir dürfen . . .

in den, mit dem Geist und Wesen dieser Briefe und Siegel übereinstimmenden Nationalwillen und durchaus nicht in einer diesen Briefen und Siegeln widersprechenden Majorität des Regierungspersonals erkannten. Wir dürfen uns in der Erneuerung unsrer selbst durchaus nicht von dem Grundsatz weglassen, daß unsre Väter in allen, auch in den höchsten Behörden des Landes, durchaus nur eine von den Rechten und Freiheiten der Stände, der Gemeinden und der Individuen beschränkte Obrigkeit und durchaus nicht einen den Begriff der Landesfreiheit selbst ausschließenden Landesfürsten erkennt, und daß sie alle Behörden des Landes, auch die obersten, nur als verwaltende, nicht als herrschende Landesstellen ins Auge gefaßt und behandelt, und ob wir wohl in der Zeit der Demut, der Treu und der Religiosität unsrer Väter, in der wir in der Totalität des Vermögens, im Gut und Blut der Bürger den ewig offnen Schatz der Republik besaßen, die laufenden Jahreinnahmen und Jahrausgaben nicht allgemein mit Aengstlichkeit kontrollierten, sondern hie und da oft und viel mit großen Glauben immer richtig fanden, anderswo aber mit großer Demut als uns nicht berührend und nichts angehend ansahen, so dürfen wir jetzt die Delikatesse der Männer, durch deren Finger die Staatsgelder gehen, doch auch nicht mehr allgemein als diejenige von reinen unbefleckten Jungfrauen ansehen, — wahrlich wir müßten bei dieser Ansicht diese Jungfrauen ihrer Finger halber wenigstens in zwölf thörichte und zwölf kluge abteilen, und dürften in diesem Fall den Fingern der Klugen hie und da fast noch weniger trauen als denjenigen der Thörichten. Der Luxus macht arm, — die Armut bringt Not, — Not bricht Eisen — und Eisenbrecher verlieren bei der Kraftanwendung ihrer Arme leicht die Zartheit der Finger, — und Rechnungsführer, die im gleichen Falle sind, ebenso leicht die Delikatesse, die über das Aeußere der Rechnungsformen hinausgeht.

Es ist desnahen wesentlich, daß unser künftiges Steuer- und Rechnungswesen im allgemeinen einer Offenheit und einer über alles Privatinteresse erhabenen Rechtssicherheit und Kontrolierung unterworfen werde und daß besonders in Rücksicht auf das höhere Personal der Finanzen oder die Honoratiores der hie und da zu republikanisch-freien öffentlichen Geldeinnehmer eben die ernste und strenge Verantwortlichkeit stattfinde, welcher in gut organisierten Fürstentümern alle öffentlichen Rechnungsführer untergeordnet sind[1]).

---

[1]) C.-A. hat hier noch folgenden Absatz: untergeordnet sind. „Indessen ist bei der Anerkennung dieses Kontrolierungs-Bedürfnisses doch zu bemerken, daß, wenn es schon wahr ist, daß hie und da in unserm Land eine Zeit war, wo obrigkeitliche Behörden demagogischen, schlechtern Mitgliedern ihrer selbst Rechnungs halber zu sehr durch die Finger sahn, und wenn es schon wahr ist, daß diese Schonung durchaus nicht gebilligt werden darf, so ist es doch auch wahr, daß diese Schwäche unsrer Väter mit vielem, sehr vielem Guten, das der damaligen Zeit eigen war, zusammenhing. Milde, Schonung und Nachsicht lag schon in der Urkraft unserer Väter. Diese artete freilich mit dem wachsenden Staatsverderben des Vaterlandes in Staatsschwäche aus, die im

Vaterland! Dein hoher heiliger Tag steht wie einst der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen in deinem heute noch nicht verlornen Paradiese.

Heilige den Tag, Vaterland, durch den Ernst und die Würde in der Ansicht deiner selbst in dieser Stunde. — Vaterland! Entwürdige dich, entwürdige deine Stunde nicht durch irgend einen Schatten einer Niedrigkeit und Schwäche! — Deine Stunde sei dir eine Stunde der Helden. Sie sei dir eine Stunde der Männer im Grüttli.

Deine erste Sorge an diesem heiligen Tage ist, den Sinn der Unschuld deiner Väter in dir selbst wieder herzustellen, durch den du dich allein im Paradies deiner Landesfreiheit zu erhalten vermagst.

Aber du mußt diesen Schild unsrer ehemaligen Eintracht, den Sinn der Unschuld nicht als in der Einfalt der Zeit und als durch sie von selbst in dir selbst bestehend im Glauben voraussetzen und annehmen. Nein, die ehemalige Stütze deiner Eintracht hat ihr altes Fundament in deiner Mitte verloren!!!!

Vaterland! Nicht deine Einfalt, nein, nicht die Einfalt deiner Väter, du hast sie nicht mehr — nein, nein — nichts, nichts kann deine Eintracht — nichts kann deine Freiheit dir heute sichern, als die Weisheit und Kraft deiner Gesetzgebung, nichts als die Wahrheit und Tiefe deiner gesetzgeberischen Einsichten und die Reinheit, Würde und Freiheit deines gesetzgeberischen Willens. Aus der Tiefe deiner heutigen gesetzgeberischen Einsichten wird alle Wahrheit und Richtigkeit deiner künftigen administrativen Einsichten und aus der Reinheit, Würde

---

ganzen nichts weniger als gebilligt werden kann. Aber die Mißbilligung des Fehlers hat doch auch seine Grenzen und fordert gerechte Aufmerksamkeit auf den ganzen Umfang der Verhältnisse der Zeit. Milde und Schonung war in dieser Zeit von den Fehlenden und nicht selten von ihrem Anhang mit einer Kraft und Bedeutung gefordert, deren Natur wir jetzt nicht mehr kennen. Die Behörden mußten oft selber um des öffentlichen Wohls willen auf die öffentliche Meinung und selber auf einzelne Individua im Land, die auf die öffentliche Meinung Einfluß hatten, auf eine Weise aufmerksam sein, die wir jetzt leicht verachten können, weil wir nicht mehr in ihren Umständen leben. Gewiß aber und wichtig ist dieses. Vaterland! Wir würden in Rücksicht auf die wesentlichen Segnungen unsrer Verfassungen beinahe nur aus dem Regen in die Traufe fallen, wenn wir die diesfälligen Fehler unserer gutmütigen, auf die öffentliche Meinung und auf den Kredit, den sie bei ihren Mitbürgern bedurften, freilich allzu und allzulange aufmerksamen Väter nur durch Maßregeln still stellen würden, die den Verlust dieser Aufmerksamkeit und sogar denjenigen ihres Bedürfnisses selber voraussetzen. Vaterland! Es ist im bürgerlichen eben wie im sittlichen Leben des Menschengeschlechts so oft der Fall, daß Schwachheitsfehler durch die Kraft einer Verhärtung besiegt werden, die durch ihr Wesen für die Menschennatur weit schlimmere Folgen erzeugen muß, als diejenigen sind, die aus unsern Schwachheitsaufmerksamkeiten selber hervorgehen konnten. Aber, Vaterland! du bist fern davon, den Schwachheitsrücksichten unsrer nur zu gutmütigen Väter nur durch Verhärtungsmaßregeln einer neuen, einseitigen, unbürgerlichen und unschweizerischen Regierungskraft und sogeheißenen Regierungsfestigkeit Einhalt zu thun. Nein, Vaterland! am hohen Tag der Erneurung deiner selbst und deiner Verfassung entwürdigst du dich nicht so weit in dir selbst." Vaterland! Dein hoher, heiliger Tag . . .

und Freiheit deines heutigen gesetzgeberischen Willens, wird alle Reinheit, Würde und Freiheit[1]) deines künftigen administrativen Willens hervorgehen.

Täusche dich nicht, Vaterland! Es ist heute um keine Nebensache, es ist um kein Privatinteresse, weder um eines Standes-, noch um einer Stadt-, noch um einer Familien-, es ist heute nicht einmal um das Interesse eines Kantons, es ist heute allein um das Interesse des Vaterlandes, es ist heute darum zu thun, ob wir in Wahrheit ohne Zweideutigkeit und ohne Zweifel bleiben, was wir sind und was unsre Väter waren oder — nicht. Es ist heute darum zu thun, ob wir die heiligen Fundamente der Eintracht, ohne welche wir nicht Eidgenossen bleiben können, mit gesetzlicher Weisheit und Kraft in unsrer Mitte gesichert erhalten oder — nicht.

Es ist heute um nichts weniger als um die genaue Ausklaubung zu thun, wem es erlaubt und wem es nicht erlaubt sei, — ich möchte fast sagen, aber — absit blasphemia verbo — adire Corinthum, — so wenig als um die Regulierung der Emolumentenjagd und ihrer ungleichen Jagdposten. Es ist auch nicht darum zu thun, wie viel Stadtbürger und wie viel Landleute, sondern welche Stadtbürger und welche Landleute uns regieren sollen. Es ist darum zu thun, durch welche Formen dafür gesorgt werde, daß zu Stadt und zu Land Männer an die Regierung kommen, die so viel möglich weder ihrer Leidenschaften, noch eines Menschen Knecht sind und in diesem Dienst das Vaterland in Gefahr bringen könnten. Es ist darum zu thun, daß Männer an die Regierung gelangen, die das Vertrauen ihrer Mitbürger besitzen und verdienen. Es ist darum zu thun, daß keine privilegierte Familien-Selbstsucht die Magistraturplätze im Lande soviel als erben könne und daß der Intrigantengeist, der dem alten reinen väterlichen Regierungsgeist hie und da in unsrer Mitte den Boden ausgedrückt hat, nirgend im Land mehr als ausgezeichnete vaterländische Regierungs-Fähigkeit angesehen und als solche für die ersten Plätze

---

[1]) deines künftigen administrativen „Thuns und der daraus entspringenden bürgerlichen Segnungen deiner Nachkommenschaft hervorgehen.

Das alles, Vaterland, ist heute in deiner Hand. Fasse es ins Auge und nimm es zu Herzen. Es ist heute um keine Nebensache, es ist um keine Privatsache, weder um die eines Standes, noch um die einer Stadt, noch um die einer Familie, es ist heute nicht einmal um das einseitige Interesse eines Kantons, es ist heute um das allseitige Interesse des Vaterlandes, es ist heute um Fundamente, es ist um tiefe Fundamente des öffentlichen, allgemeinen Wohlstandes, es ist heute um das Freiheits- und Rechtsheil der Gegenwart, es ist heute um das Freiheits- und Rechtsheil der Nachkommenschaft zu thun.

Täusche dich nicht, Vaterland! Es ist heute darum zu thun, ob wir in Wahrheit, ohne Zweideutigkeit und ohne Zweifel bleiben sollen, was wir sind, was wir mit Recht sind und was unsre Väter waren, oder ob wir es nicht bleiben sollen. Ja, es ist heute wirklich die Frage, ob wir das, was wir sind, was wir mit Recht sind und was unsere Väter waren, bleiben oder nicht bleiben können." Es ist heute darum zu thun, ob wir die heiligen Fundamente der Eintracht . . .

der Republik zur giltigen und sichern Empfehlung dienen könne. Es ist wesentlich darum zu thun, daß die Unschuld und Selbstsuchtlosigkeit der edelsten unter uns, wo sie immer sind, sich alle Wege zum Vaterlandsdienst gesetzlich und in wahren Treuen geöffnet finden. Und ebenso daß in allen Angelegenheiten, die die Ehre und das Leben der Bürger betreffen, insonderheit in bürgerlichen Streitsachen der Stände, der Gemeinden und Individuen mit den Gewalten und Behörden des Staates selber dem Vaterland und jedem einzelnen seiner Bürger ein über alle Gefährde erhabenes unparteiisches Recht gesetzlich gesichert werde.

Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, diese allgemeine gesetzliche Sicherstellung eines in Wahrheit und Treu unparteiischen Rechts kann hie und da in unsrer Mitte nicht anders denn als eine neue Schöpfung angesehen werden.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, die Richtung, die unsre Verfassungen hie und da in unsrer Mitte genommen, oder vielmehr die Kunstfalten, in die sie von der eiteln und gierigen Selbstsucht der Zeit gemodelt in unsrer Mitte dastehen, machen diese neue Schöpfung des allgemein gesicherten unparteiischen bürgerlichen Rechts insonderheit in Kollisionen der Gewaltsansprüche der öffentlichen Behörden gegen untergeordnete Stände, Gemeinden, Individuen äußerst schwierig. Die konstitutionell gesicherte innere Selbständigkeit der Gewalten, ihre gesetzliche Sonderung, ihre psychologisch gesicherte Freiheit, ihr notwendiges Gleichgewicht, die Sicherstellung ihrer selbstsuchtlosen Unbefangenheit, vorzüglich aber die kraftvoll gesicherte Ankettung des Interesses der öffentlichen Gewalten an dasjenige des Volks, alle diese Fundamente eines wohlgeordneten bürgerlichen Rechts und eines die Natur dieses Rechts sicherstellenden Rechtsgangs mangeln uns vielseitig, sowie klare positive Gesetze, die dem Richter weder einen großen Gnaden- noch einen großen Ungnaden-, weder einen großen Schwachheits- noch einen großen Leidenschafts-Spielraum übrig lassen. Sie[1]) mangelten

[1]) Sie mangelten unsern Vätern „der Form halber auch. Aber die diesfällige Stellung der schweizerischen Vorzeit war in sittlicher, geistiger, häuslicher und bürgerlicher Hinsicht eine ganz andere, als es die unsre gegenwärtig ist. Treue und Glauben lag weit tiefer und allgemeiner im Nationalgeist, als wir uns jetzt dessen rühmen dürfen. Dann hatten die Menschen, durch deren Finger damals öffentliche Gelder gingen, auch nicht die gleichen Reize zur Veruntreuung derselben, als es jetzt leider bei vielen, durch den Luxus der Zeit und durch unpassendes Großthun arm gewordenen Nothelfern einiger Regierungsglieder der Fall ist, und was noch wichtiger ist und die Treue und Sorgfalt der alten Schweizer für die öffentlichen Gelder noch weit mehr sicherte und den verschiedenen Arten der Bestechungsweisen unter ihnen noch weit kraftvoller Einhalt zu thun geeignet war, als das bisher Gesagte, ist die allgemeine und große Sorgfalt, die in dieser Zeit Jedermann und selber die ersten Staatsglieder dafür zeigten, daß sie bei ihren Mitbürgern in der öffentlichen Meinung nichts verlören. Diese Sorgfalt, die das Personal aller repräsentativen Regierungen so lange notwendig haben muß, als ihre Konstituenten zahlreich, unabhängend und in Rücksicht auf ihre Bildung und Kultur weder ihren Regenten

unsern Vätern der Form halber auch, aber ihre diesfällige innere Sicherheit ruhte im allgemeinen auf der hohen Achtung unsrer Regierungen für den Mittelstand im Land oder vielmehr auf der Thatsache, daß der alte Geist unsers obrigkeitlichen Standes aus dem Mittelstand hervorging und daß das Personal der Obrigkeit selber in ihrer großen Mehrzahl Individuen in diesem Stand selbst waren. Das ist jetzt aber nicht mehr also. Dieser alte Schild unsrer Verfassungen deckt unser gutes Volk, unser gutes Vaterland nicht mehr. Hinc illae lacrymae. —

Wir können und sollen uns nicht verhehlen, das zaumlose Jagen ehemaliger gemeiner Familien in unsrer Mitte nach einem erbärmlichen Vornehmsein, das, indem es keinen Mittelstand erkennt, ihn da, wo er wirklich ist, zugrunde richtet, hat unser glückliches Gemeinsein und mit ihm das Glück unsers Gemeinwesens vielseitig gestört und uns dahin gebracht, daß das erste, was uns not thut, dieses ist, uns wieder über unser unpassendes Vornehmthun zu unserm alten Gemeinwesen und zu seinem wesentlichen Fundamente, zu einer höhern Achtung für den Mittelstand zu erheben.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, es ist heute dringend, daß dieser Stand, diese eigentliche, ewige, sittliche und bürgerliche Grundfeste aller freien Verfassungen, als solcher wieder eine, durch die Verfassung rechtlich gesicherte Stellung und den ehrenvollen und segensreichen öffentlichen Einfluß erhalten und behaupten könne, den er beim Ursprung unsrer freien Staatsverfassungen im Vaterland allgemein gehabt hat.

noch ihrem Zeitalter nachstehn, war in den guten Zeiten unsers Vaterlandes, besonders in den Hauptstädten der Kantone, in einem hohen Grad fest und allgemein gegründet. Sie mußte es sein. Die Bürgerschaften dieser Städte, in denen, der öffentlichen Meinung nach, gleichsam das Kronrecht der Kantone ruhte, waren allgemein weit zahlreicher, weit selbständiger, weit kultivierter, geachteter und einflußreicher, auch mit den regierenden Familien weit inniger verbunden, als dieses gegenwärtig der Fall ist; daher auch die ersten Glieder der Regierungen dieser Städte damals das höchste Interesse hatten, in der öffentlichen Meinung bei ihren Mitbürgern nichts zu verlieren. Unter diesen Umständen war die allgemeine Achtung der Regierungen für die öffentliche Meinung, besonders wie sie sich im Mittelstand aussprach, durch das höchste Interesse der Regierungsglieder selber gesichert. Das Personal der Oberkeiten war in seiner großen Mehrzahl Individuen aus diesem Stand. Die Regierungsstellen, die wir unter dem Namen „Rät und Burgere“ kennen, waren meistens demokratisch organisierte und aus diesem Stand gewählte Bürgerausschüsse. Das ist freilich jetzt alles nicht mehr also. Der alte Schild unsrer Verfassungen, der Mittelstand, hat seine innere Selbständigkeit, Würde und Kraft verloren und mit ihm ist auch die ehemals den Regierungen mit Würde imponierende Stellung dieses Standes in unserer Mitte dahin gegangen und es ist jetzt nicht mehr daran zu denken, daß ein Zeitschwächling, der in der Not seines Vornehmthuns gereizt würde, Miet und Gabe zu nehmen, oder sich sonst mit öffentlichem Geld zu helfen, aus Sorgfalt, seinen Kredit unter einer gemeinen, löblichen Bürgerschaft zu verlieren, sich davon abhalten lassen würde. Wir haben in dieser Rücksicht den alten, innern, sittlichen Boden unserer Rechte verloren; der äußerliche, bürgerliche war indessen nie gut zusammengefügt und liegt leider schon lange sehr locker unter unsern Füßen.

Wir können und sollen uns nicht verhehlen, das zaumlose Jagen . . .

Vaterland, laß dir den Gesichtspunkt nicht aus den Augen entrücken! In ihm, im Mittelstand sprechen sich die wahren Volksbedürfnisse und der wahre Volkswille allein rein aus. Die Achtung und die Sorgfalt für ihn ist wahre Achtung und Sorge für das Volk. Sein Einfluß ist wahrer Volkseinfluß und, Vaterland, dein dringendstes Bedürfnis.

So wie ohne hohe Achtung für den Thron und den königlichen Willen keine königliche Regierung gut ist, so ist ohne hohe Achtung für den Mittelstand und den Volkswillen keine republikanische Regierung gut. In der Natur sind alle Zwittergeschlechter unfruchtbar und erregen Ekel. Die königliche Regierung muß königlich gut und die republikanische muß republikanisch gut sein und dieses kann sie ohne Aufmerksamkeit auf den Volkswillen auf keine Weise sein, auch lag diese allgemein und tief im Geist unsrer frühern Regierungen.

Aber die innere schweizerische Staatsschwäche, die der Revolution vorhergegangen, und dann später sie selber hat die geweihte heilige Flamme dieser Aufmerksamkeit hie und da im Regierungsgeist unsers Vaterlands ausgelöscht, wie ein in heißen Tagen auf eine drückende Windstille erfolgtes böses Gewitter die geweihte Opferflamme, die unbedeckt unter freiem Himmel auf einem Altar Gottes brannte, auslöscht. Es ist geschehen. Die Schrecken ihrer Tage und das eingewurzelte Verderben, das ihrer Stunde vorhergegangen, hat diese heilige Flamme in unsrer Mitte ausgelöscht. Wir fürchten jetzt selber das Wiederanzünden ihres heiligen Lichtes und gefallen uns im unheiligen Dunkel unsers Unrechts. Wir gefallen uns im unheiligen Dunkel der in unsrer Mitte erloschenen Volksaufmerksamkeit und Bürgerliebe. Unser diesfälliges Abweichen vom Geist unsrer Verfassungen und unsrer Väter ist groß, es ist unverzeihlich in seinen Ursachen, es ist mißlich in unserm gegenwärtigen Augenblick, es ist unabsehlich in seinen Folgen und entscheidend[1]) durch seine Dauer, deren Verhärtung das innerste Verderben unsrer bürgerlichen Abschwächung auf ihren obersten Gipfel gebracht.

Ich weiß keine Entschuldigung für alles als diese: Die Revolution hat uns in einer großen Schwäche überfallen, und Menschen, die in großer Schwäche erschreckt werden, erholen sich schwer von ihrem Schrecken und werden in ihrer Sinnenverirrung weit leichter gewaltthätig und grausam, als ruhig.

Vaterland! Die große böse Welterscheinung hat wunderbar auf uns gewirkt[2]), sie hat uns ganz gewiß weniger Böses gethan, als irgend

[1]) entscheidend „durch die Dauer, die das innerste Verderben unsrer bürgerlichen Abschwächung auf ihren obersten Gipfel zu bringen geeignet ist."
Ich weiß keine Entschuldigung . . .

[2]) gewirkt. „Sie hat uns äußerlich und dem Schein nach ganz gewiß weniger Böses gethan, als irgend einem Volk Europa's. Vaterland! Sie hat uns zu wenig leiden gemacht, als daß sie uns ihr Gutes hätte geben und uns dafür empfänglich machen können. Sie hat uns wahrlich hierin hinter vielem zurückstehen lassen, indem sie" unsern Geist weniger belebt . . .

einem Volke Europa's, aber auch weniger Gutes. Vaterland! Sie hat uns zu wenig leiden gemacht, um uns ihr Gutes thun zu können. Sie hat unsern Geist weniger belebt und unser Herz weniger erhoben als vielleicht keines der (kultivierten) europäischen Völker. Auch sehe ich als Schweizer mit Neid auf die in Deutschland durch ihre Leiden in höhern und niedern Ständen erwachte Bürgertugend, auf Berlins, Hamburg's, Frankfurt's, Bremen's und so vielen andern deutschen Städten entfalteten hohen Patriotismus *) Ich sehe mein Vaterland, ich sehe den Boden der allbeneideten Freiheit ungern hinter Deutschlands sich höher hebenden bürgerlichen Weisheit und Kraft zurückstehen und es thut mir weh, daß die Revolution uns nicht einmal die mehr als zweideutigen Kräfte ihrer Verirrungen gegeben und bei den vielfachen äußern Veränderungen uns sittlich geistig und bürgerlich so erschlaffen lassen (C.-A. oder vielmehr uns so erschlaffen gemacht), als wir es vorher waren.

Unser Unglück ist groß. Seine Ursachen schreiben sich von langem her. Wir sind dem, das tiefere Gefühl für das Höhere und Bessere, für Wahrheit, Liebe und Recht einschläferndem Glück oder vielmehr Scheinglück zu lange, ach! zu lange im trägen Schoß gesessen und streben jetzt individualiter und allgemein weit mehr dahin, als glückliche Menschen in der Welt zu figurieren, als im Segen unsrer Verfassungen und in der Kraft unsrer Väter als Volk, als Schweizervolk dazustehen. Also als eitle Menschen hinauf-, und als Nation, als freies Volk hinabgestimmt, mußte die Aufmerksamkeit auf das Volk in unsrer Mitte notwendig verschwinden. Wir fürchten jetzt die diesfällige Wahrheit, weil wir so lange den diesfälligen Irrtum und das diesfällige Recht (gewohnt), weil wir so lange dem diesfälligen Unrecht unterlegen, und dann mischen sich noch hie und da Winkelzüge, Gelüste und allerlei Menschliches in unsre Furcht oder auch Scheinfurcht vor dem Volk und dem Volkswillen, die man niemand beweisen kann, und also auch niemand vorwerfen darf.

Indessen ist soviel gewiß, die wahre Achtung für den Volkswillen ist nicht Achtung für den Willen des Gesindels, sondern vielmehr das eigentliche innere Wesen aller wahren Vorbeugungsmittel gegen denselben, das eigentliche innere Vorbeugungsmittel, daß der Volkswille nicht zum Gesindelwillen herabsinke, sondern sich fortdauernd in der reinen Würde des Nationalwillens ausspreche. Darum aber ist auch Achtung für ihn wie die Sorge für ihn und für den Mittelpunkt, in dem er sich ausspricht, für den Mittelstand dem Vaterland heilig. Sie war es in guten Zeiten der Republik immer.

Aber heute — — Vaterland! Du verachtest heute, was deine Völker hochgeachtet, und fürchtest heute, was deine Väter hochgeehrt. — Vaterland! Du hast Unrecht. Dein Volk ist kein Gesindel. Es

*) Anmerkung. Ich muß auch hier wieder bemerken, daß diese Stelle zwischen den Jahren 1813 und 1815 geschrieben worden. P.

hätte es werden können, aber — es ist es nicht geworden. Vaterland! Alle, von Geschlecht zu Geschlecht gestiegene Hintenansetzung desselben, alles auch noch so vielseitige Verderben unsrer Zivilisationskünste und aller ihrer Fehlschritte und Mummereien, selber die Fehlschritte und Mummereien der Revolution in allen ihren Wogen hat so wenig, als das darauf erfolgte bedeutungsvolle Stillstellen aller bürgerlichen Kraft und alles bürgerlichen Lebens, vermocht unser Volk dahinab zu erniedrigen. Sogar die letzten Wahlniederträchtigkeiten, die eigentlich dazu gemacht schienen, Gesindel zu machen, wo noch keins war, selber diese Wahlniederträchtigkeiten haben es nicht vermocht, den Nationalcharakter unsers Volks in diese Tiefe zu stürzen.

Schweizer, schweizerischer Vater des Vaterlands! Edler Erneuerer unsers bürgerlichen Daseins! Gib dieser unwidersprechlichen Thatsache den Wert, der ihr gebührt und verachte den Volkswillen deines Vaterlandes nicht so weit, ihn, den Willen deiner Kinder, deiner Söhne unbedingt als einen verwerflichen, als einen der ernstesten Beachtung unwürdigen Willen anzusehen und zu erklären. Vaterland! Ein solches Zeugnis wider dein Volk ist empörend. Es ist dem Zeugnis von Vätern gleich, die wider alle ihre Söhne ein böses Zeugnis ablegen.

Väter des Landes, Väter des Schweizerlandes, wenn ihr wider euer Volk zeuget, wider wen zeuget ihr als wider euch selbst? — Habet ihr nie gehört: qualis rex, talis grex? — Wodurch wird ein Volk schlecht oder gut, als durch seine Verfassung und durch seine Regierung? Und wer seid ihr, erste Männer des Vaterlandes? Sei du der erste Mann in unsrer Mitte, wer bist du ohne dein Volk? Wer ist etwas in unsrer Mitte ohne dasselbe und außer demselben? Wer ist in unsrer Mitte etwas ohne durch dasselbe?

Vaterland! Wenn es wahr ist, daß jeder Staat am besten durch die Mittel erhalten werde, durch die er auch gegründet worden, so sage mir, Vaterland, wodurch ist die Schweiz gegründet worden als durch den Volkswillen, durch das Volksvertrauen und durch die Volkswahl? Und worin lag die Quelle aller seiner Vorzüge und alles seines Segens als in seinem Mittelstand, im freien Spielraum und im reinen, hohen Rechtsgefühl desselben und in der Aufmerksamkeit aller bürgerlichen Gewalten auf denselben?!

Vaterland! Entzieh diesen heiligen Quellen deines Wohlstandes und deiner Freiheit die Achtung nicht, die ihnen deine Väter schenkten. Vaterland! Diese Achtung gehört deinem Volke als sein Recht, und es hat dieses Recht wahrlich noch durch keine Schandthat verwirkt. Vaterland! Die Republik besteht nicht ohne hohe Achtung für den Mittelstand, sie besteht nicht ohne eine hohe Achtung für den Volkswillen; und ohne irgend einen freien Spielraum, ohne irgend einen reinen Einfluß des Volks auf die Wahl seiner Regenten ist kein republikanischer Geist, kein hoher edler vaterländischer Sinn in der Masse des Volks denkbar und möglich. Vaterland! Wende dein suum cuique, das du so oft auf die kleinen Adern deiner Fingerspitzen und deiner Fuß-

zehen anwendest, auch einmal auf die Herzkammer, von der alles dein Blut ausfließt, an und erhebe dein Volk durch deinen Glauben an dasselbe, durch den du allein zu der wahren Sorgfalt für dasselbe gelangen kannst!

Freund des Vaterlandes! Warum zweifelst du? Ich weiß es, du sagst es laut: Wir haben das Verderben der Volkswahlen in den mediationsmäßigen Wahlen gesehen. Aber, Vaterland! Es waren nicht Volkswahlen, es waren — — — — Vaterland! Gedenke ihrer Schande nicht, gedenke der Ursachen nicht, warum sie schlecht ausfielen! Wenn du nicht ein gutes, ein edles Volk wärest, sie wären bei den Mitteln, die für dieselben und zwar nicht vom Volk gebraucht wurden, noch weit schlechter ausgefallen.

Vaterland! Diese Wahlen sind bei den Mitteln, deren Resultate sie waren, noch ein Denkmal deiner, selbst im niedern Mann des Landes noch nicht erloschnen vaterländischen Tugend und Würde. Sie sind bei diesen Mitteln noch ein unwidersprechlicher Beweis, daß du noch nichts weniger als gefahrest, durch einen gemäßigten Einfluß des Volkswillens in der Wahl seiner Regenten zugrund gerichtet zu werden, wie es — —

(Abermal eine Lücke und zwar eine große, die ich mir selbst mache[1]).

Täusche dich nicht, Vaterland! Die Freiheit wird unsern Kindern so wenig als eine gebratene Taube ins Maul fliegen, als sie je irgend einem Volk der Erde also gebraten ins Maul geflogen. Einzelnen

---

[1]) C.-A. hat noch folgende zwei Absätze: „Doch wenn ich diese Lücke gern und mit Grund gern offen lasse, so muß ich zu dem Wort, das ich oben sagte: „Wenn wir in den Jammertagen, die den ganzen Weltteil so sehr leiden machten, einzig glücklich waren, so dürfen wir für die Zukunft durchaus nicht auf ein zweites, so großes, einziges Glück zählen," — jetzt noch hinzusetzen, daß es auch in Rücksicht auf die Volkswahlen, von denen oben gesagt ist, daß sie noch ein Denkmal des nicht erloschenen, vaterländischen Sinnes in unserer Mitte seien, ganz anders kommen könnte und daß wir uns gar nicht schmeicheln dürfen, daß künftige Volkswahlen, die durch schlechte Mittel eingelenkt und geleitet würden, nicht eben so schlecht ausfallen könnten, als die Mittel selbst sind, die man, sie einzulenken und zu leiten, gebrauchen möchte.

(Auch hier könnte noch etwas hineingeflickt werden; aber meine arme Zensurseele veranlaßt mich wieder dazu, daß ich lieber schweige und dafür eine Lücke offen lasse)."

Glückskindern regnet freilich zuzeiten das Glück zum Dach hinein, Völker und Nationen sind und werden im allgemeinen nie glücklicher als sie es verdienen. Auch ist deine Stunde, deine heutige heilige Stunde, Vaterland, nicht für die Schauausstellung des Vollkommenen geeignet. Wolle Gott, daß sie geeignet sei, das Bessere vorzubereiten.

Vaterland! Es hat in der Natur keine Uebergänge von der höchsten Zerrüttung zur höchsten Vollendung. Alle Uebergänge der Natur haben ihren allmählichen Stufengang; — der tödlichen Krankheit folgen immediat nur Genesungstage, die volle Gesundheit folgt nur auf die mit Sorgfalt durchlebten Genesungstage. — Vaterland! Deine jetzigen Tage sind ernste Tage deiner Genesung und können nur durch die heilige Sorgfalt, mit der du sie als solche benutzest, dir wahrhaft zum Segen werden.

Freunde der Menschheit! Väter kommender Geschlechter! Täuschen wir uns nicht! Das Heiligtum des wahren innern Segens der Menschennatur geht wesentlich nicht aus seinem äußerlichen bürgerlichen Zustand hervor. Es ist im Gegenteil wesentlich individuell und geht eigentlich aus dem guten sittlichen und geistigen Zustand der Individuen unsers Geschlechts hervor. Wo es desnahen immer an der heiligen Sorge für die Individual-Veredlung unsers Geschlechts mangelt, da sind alle äußern Verfassungsvorzüge umsonst.

Vaterland! Laß dich nicht täuschen, ein Zauberer stellt dir in jedem Augenblick einen Wald von Bäumen vor die Augen; du erstaunst, aber du hungerst, du dürstest, du streckst deine Hand aus nach einer einzigen Frucht dieser Bäume, und der Wald verschwindet vor deinen Augen, wie er vor ihnen erschien. Also gibt es eine schreckliche Täuschung freier und besonders freineuer und neufreier Verfassungen. Täusche dich nicht, Vaterland! Das Wachstum eines jeden Baumes, bis er groß ist und Früchte trägt in schwerer Menge, ist dieses: Du legst einen kleinen Kern in die gute Erde, er entkeimt bald, aber sein Wachstum ist schwach und steht den ganzen Winter und alle Winter durch still. Es dauert Jahre lang, wie das Menschenwachstum selber, und fordert eben wie dieses Wartung und Sorge über die ganze Zeit seines Wachstums. Wilde Schosse entkeimen aus seinen Wurzeln, du mußt sie abschneiden; naschende Hasen nagen an der Zartheit seiner Rinde, du mußt ihn gegen ihren Zahn mit Stroh umflechten; wilde Schweine umwühlen seine Wurzeln, du mußt sie mit bellenden Hunden, du mußt sie mit Feuer und Schwert ferne halten; die Gewalt der Winde biegt seinen Stamm, du mußt ihn mit schützenden Pfählen befestigen. Selber der gute Pflug, der die Erde um ihn her baut, verletzt seine Wurzeln und seinen Stamm, wenn der pflügende Knecht, oder der Treibbub, der das pflügende Vieh führt, nicht Sorg für ihn trägt. So viel Sorgfalt braucht der Baum, der vom Kern aufwächst oder im jungen zarten Stamm in den Boden versetzt worden.

Willst du aber klüger sein als der gemeine Bauer, oder ungeduldig, wie eine Herrschaft, die, weil sie in aller Eile Schatten, Kühlung

und große Zierde weit und breit um ein neues Prachthaus herum haben will, große Bäume ausgräbt, ihnen Wurzeln und Aeste abstumpft und sie so in die Erde setzt, so erfährst du auch, was diese: von den alten Stöcken verderben ihr zehn gegen einen, der sein Leben serbend erhält.

Vaterland! Alte Verfassungen, die zu ihrem künftigen Heil also an Aesten und Wurzeln — beschnitten in eine neue Erde gesetzt werden, fordern ebenso zehnfach größere Wartung und Kunst. Heil dir, Vaterland, wenn deine neuen Verfassungen die Garantie dieser Kunstwartung in sich selbst tragen und der hohe Sinn der Vatersorge, die diese Wartung voraussetzt, in Wahrheit und Kraft in ihrem Geist liegt! Heil dir, wenn keine dieser Verfassungen den bösen Glauben an die Allwirkung der Macht, die in Ewigkeit keine heilige Wartung ersetzt, dich von den wesentlichsten und heiligsten unsrer vaterländischen Bedürfnisse ablenkt und irre führt.

Vaterland! Ich bin fern davon, deine Blicke durch Hinlenkung zu einer einseitigen Ansicht von dem hohen Umfang des Ganzen deiner Verhältnisse, die du heute ins Auge zu fassen für notwendig fändest, abzulenken.

Vaterland! Blick zurück, blick vorwärts und täusche dich nicht, das Recht der Welt ist nichts weniger als ursprünglich durch die Revolution und ihr Verderben gestürzt und zugrunde gerichtet worden. Das Unrecht der Revolution ist nicht in die Unschuld des Weltteils hineingefallen, wie die Sünde ins Paradies. Eine bis zur Niederträchtigkeit versunkene Schwäche von tausend und tausend Recht, Ehre und Treu schändenden öffentlichen Maßregeln gingen der Revolution, wie eine offene Kriegserklärung dem Brand und Mord, der dann hernach folgt, vorher.

Ich will weder ihre Schande noch ihre Täuschung, weder ihren Trug, noch ihre Gewalt, weder das Scheinrecht ihres Ursprungs, noch das offene Unrecht ihrer entscheidenden Greuel, ich will nur den Schimmer der Größe des Mannes berühren, der die höchste tierische Belebung der im halben Weltteil revolutionierten Menschheit, wie ein Ritter das eiserne Schwert in die Hand nahm und der andern Hälfte der Welt damit die Spitze bot. Von ihm sage ich, er hat die Macht der Welt nicht besiegt, wie der Norweger die Macht des Walfisches, den seine starke Hand mit der Kraft der Harpune tötet. Er hat sie besiegt, wie der Holländer die Schwäche der Häringe, die er mit Netzen und Stricken fängt.

Die Macht der Einheit, in der Deuschland wie ein Fels im Meere hätte dastehen können, hat sich in der millionenfachen Selbstsucht seiner nur Genuß suchenden Glieder verloren, und damit war für Deutschland alles verloren. — Das arme verwaiste Land stand vor dem Raubtier, das es anfiel, da, wie ein Schwarm von Häringen und Würmern — vor dem Schlund des Walfisches.

Der Weltteil wollte, wie er sich in allen Behörden, die sprechen durften, aussprach, nichts als Lebensgenuß und Geld. Natürlich

war das Recht des Weltteils auch allgemein nach den Ansprüchen der Selbstsucht dieser Behörden gemodelt, verengert und erweitert. Und ebenso natürlich ist es, daß man die aus diesem Verengern und Erweitern des Rechts und des Unrechts hervorgegangene Denk- und Handlungsart als etwas recht Gutes, als das Beste der Zeit ansah — und respektierte. Aus tiefer Schwäche hervorgehend führte dieser Zeitgeist natürlich zum Moderantismus, — d. i. auf gut schweizerisch, — zum auf beiden Achseln tragen. Es führte dahin, daß die Tribunalien und Behörden dieses Moderantismus, d. i. — ebenso ins schweizerdeutsch übersetzt, — die Spießgesellen und Maulaffen dieses verdorbenen, selbstsüchtigen, schwachen Zeitgeistes allenthalben nur Genuß und Geld, d. i. nur das allgemeine Mittel der Abschwächung der Menschennatur und der Staaten suchten, und so ist's, daß sie Deutschland als Nation alle Ueberreste seiner alten Kraft raubten, und zwar nicht nur seiner sittlichen und geistigen, sondern auch seiner physischen.

Der Aufruhr gab zwar den Jakobinern einen großen Grad physischer Energie wieder. Buonaparte ordnete, belebte und stärkte diese Kraft mitten in der höchsten Steigerung des allgemeinen Staatsverderbens und mitten unter der tiefsten Untergrabung aller wahren Staatskraft. In der Fortdauer einer durch Not erzwungenen und durch Not gesteigerten Gegenwirkung hob sich endlich auch Deutschlands physische Kraft zu einem hohen Grad der Energie empor. Aber Bounaparte's Fall gefahret dieselbe wieder. Die Nachgeburt unsrer Schwäche, der schwankende und sich am Hohen, Wahren, Reinen nie festhaltende Moderantismus kam wieder an die Tagesordnung und droht uns nochmals in die Selbsttäuschung zu versenken, in der wir die alten Schwachheitsmittel unsres leidenden Zustandes, die Routinen, den Schlendrian und das auf allen Achseln tragen als wahre republikanische Staatsweisheit und als das Mittel ansehen, uns aus dem Abgrund wieder herauszuhelfen, in welchen eben dieser Moderantismus uns (mitten in der stärksten Belebung aller nur denkbaren Quellen des innern Staatsverderbens)*) hineingestürzt hat.

Zeitalter, Vaterland! Laß dich nicht blenden, der Moderantismus, dieses wahre Abschwächungsmittel alles Guten ist, was man auch immer dagegen sagen mag, nur ein Scheinabschwächungsmittel des Bösen. Es ist aber gewiß, das Böse wird durch die Scheinabschwächungsmittel des Schlechten nicht besser, sondern doppeltbös — es kann nicht anders.

*) Dem obigen Zusatz der C.-A. ist noch folgende Anmerkung beigefügt: Diese und mehrere ähnliche Aeußerungen gingen aus meiner Besorgnis hervor, die damals in der Schöpfung liegenden Verfassungen des Schweizerischen Vaterlandes und der Schweizerischen Kantone möchten durch den, in diesem Zeitpunkt wieder von neuem, mit etwas Lebendigkeit hervortretenden Moderantismus alles Erhebende und Stärkende der nötigen Energie im wirklichen Leben verlieren und sich mehr zum Aeußern der physischen Dienstabrichtung des Volks, als zur innern Begründung der wahren Dienstfähigkeit desselben, zu seiner sittlichen und geistigen Erhebung hinneigen.

Wie es in der Natur des Menschen liegt, daß er im physischen Krankenzustand auch sittlich schwächer und ungeduldiger erscheint als im gesunden, so liegt es auch in der Natur des Geistig-Bösen, daß es in seinem sinnlichen Schwachheitszustand verderblicher, giftiger und unheilbarer auf die menschliche Natur einwirkt, als wenn es in seiner vollen Stärke in derselben dasteht.

Was hilft in jedem Fall die Abschwächung der physisch kraftvollen Rohheit der gesellschaftlichen Menschheit, wenn keine sittliche, keine geistige, keine Kunst-, keine Kulturkraft sie ergänzt?[1]) Wo der Menschlichkeitssinn, die wahre Kulturkraft mangelt, da ist selber die einseitige, die verdorbene physische Staatskraft, wie grell auch ihre Zivil- und Militärmittel aussehen, ein notwendiges Uebel. Wo beide mangeln, wo physische Abschwächung, geistige Beschränkung und sittliche Verödung zusammen erscheinen, da lösen sich die Bande der Staaten unausweichlich von selbst auf. Der bürgerliche Zustand solcher Volksmassen ist dann demjenigen von Meeresfischen gleich, die der Sturm und die Flut auf den Strand geworfen und außer ihrem Element dem Geier zum Raube liegen läßt.

Das Menschengeschlecht kann ohne ordnende Kraft nicht gesellschaftlich vereinigt bleiben. Die Kraft der Kultur vereinigt die Menschen als Individua in Selbständigkeit und Freiheit durch Recht und Kunst. Die Kraft der kulturlosen Zivilisation vereinigt sie ohne Rücksicht auf Selbständigkeit, Freiheit, Recht und Kunst als Masse durch Gewalt. Der Moderantismus, der die Gewalt schwächt

---

[1]) ergänzt? „Wir können uns nicht verhehlen, daß sie an sich eigentlich nichts taugt, daß sie dem Menschengeschlecht im wesentlichen nicht verhilft, sondern vielmehr den Zustand seiner Schlechtheit das nämliche bleiben läßt, was er im wilden Zustand des Waldlebens schon war. Und dennoch ist auch da, wo im Staat der höhere Menschlichkeitssinn noch nichts weniger als allgemein belebt und die wahre Sittlichkeitskraft im Volk noch nichts weniger alls allgemein entfaltet ist, die einseitige, physische Kraft der Bürger, die physische Volks- und Staatskraft dem Staat selber in seinem tiefsten Verderben notwendig, und ich möchte fast sagen, sie ist in diesem Zustand in dem Grad notweniger, als sein diesfälliges Verderben, als sein Zurückstehen in sittlicher, geistiger und Kunstkultur in demselben groß ist. Es ist unstreitig, auch die einseitige, die verdorbene, physische Staatskraft ist unter allen Umständen, wie grell auch ihre Zivil- und Militärmittel in denselben aussehn mögen, ein Staatsbedürfnis, dessen Notwendigkeit in keinem Fall aus den Augen gelassen werden darf. Sie ist auch bei der größten Zurücksetzung der wahren Menschlichkeit im Staat, sie ist auch im größten Verderben des Staats und in ihrem, aus diesem Zustand erwachsenden größten eigenen Verderben dennoch ein notwendiges und so lang auch in diesem Zustand beizubehaltendes Uebel, als keine höhere, sittliche, geistige und Kunstkultur das Verderben der einseitigen Kosaken- und Baskierkraft, eben wie dasjenige der einseitigen Infanterie-, Kavallerie- und Artilleriekraft durch die sittlich und geistig erhöhte Kunst- und Menschlichkeitskraft in den Individuen der Bürger im Staat und selber in den Individuen der Infanteristen, Kavalleristen und Artilleristen, sowie dann auch in den Individuen der Kosaken und Baskier auslöscht und dieser einseitigen Kraft der sinnlichen Menschennatur einen inneren, höheren Menschlichkeitsgehalt gibt.“ Das Menschengeschlecht kann ohne ordnende Kraft . . .

und die Kultur höchstens nur halb will und dadurch den blos zivilisierten Staat zur physischen Abschwächung hinlenkt, ohne daß er die höhere Kraft der Selbständigkeit, den Gemeinsinn und die Gemeinkraft der Bürger tiefer und höher begründet, führt[1]) den schwachen Staat notwendig an die äußersten Abgründe. Bei sittlicher Entwürdigung und geistiger Entkräftung ist freilich für den Menschen, ich meine für den Mann, der im höhern Sinn des Wortes Mensch ist, schon alles verloren, aber für den Bürger, für den Staat als solchen ist nur dann alles verloren, wenn auch seine physische Kraft dahin ist. Als Bürger bedürfen wir unumgänglich physische Kraft und zwar eine geordnete, gesicherte und vereinigte Kraft der Masse (Staatskraft).[2]) Sie ist die äußere Garantie alles dessen, was wir weiteres vom Staat hoffen

[1]) führt „dann auch den äußerlich Ausdehnungs und Volksmasse halber stärksten Staat in den Zustand eines alten Mannes, von dem gesagt ist: „Da du jung warst, gingst du hin, wohin du selbst wolltest, jetzt aber, da du alt bist, führt dich ein andrer, wohin er will, und du gehst mit ihm, wohin du nicht willst." Bei sittlicher Entwürdigung . . .

[2]) (Staatskraft). „Sie, diese äußere Staatskraft ist zwar durchaus nicht ein genugthuendes Fundament auch nur des äußern Staatssegens, sie ist nur die harte, oft die sehr harte Schale der wirklichen Segnungen im Staat. Als Macht im Staat dastehend, ist sie nicht eigentlich selber der Staatssegen, sondern nur ein einseitiges Sicherstellungsmittel desselben. Als Macht, als Staatsmacht ist sie auch nichts weniger als der Staat selber. Sie ist eigentlich als eine Grenzfestung im Staat anzusehn. Die Güter, die sie sichert und beschützt, liegen nicht einmal in ihr selber, aber der gute Zustand der Festung ist so notwendig, als wenn alle Güter, die sie beschützt, in ihr selbst lägen. Alle diese Güter sind, wenn sie, die Staatskraft, nicht in sich selbst in gutem Zustande ist, dem Spiel eines jeden sie gefährdenden, äußern und innern Begegnisses preisgegeben. Indessen ist die physische Staatskraft, beides, als physische Kraft der einzelnen Bürger und als physische Kraft ihrer Masse, immer nur eine äußere Staatskraft, immer nur ein den Staatssegen äußerlich schützendes Staatsmittel. Die innere Staatskraft, das innerlich schützende Mittel des Staatssegens ist individuelle, sittliche, geistige, häusliche und öffentliche Kraft der Bürger selber. Aus ihr, aus dieser innern Staatskraft geht das Verdienst des Staatssegens, dieses einzige wahre Fundament der Dauer und des Bleibens dieses Segens hervor. Der Staatsbürger darf den Staatssegen nicht erwarten und nicht fordern, wo er ihn nicht verdient. Er darf ihn nicht in Masse fordern, wo er ihn nicht in Masse verdient. Er darf ihn auch nicht individualiter erwarten, wo die, die ihn in der Masse verdienen, dastehen, wie rari nantes in gurgite vasto. Der Bürger darf das höchste Gut des Staates, die Ruhe des Staates, nicht erwarten, will geschweigen fordern, er darf sie als Bürger mit gutem Gewissen kaum wünschen, wo die Kraft und der Wille, sie zu verdienen, in der Masse der Bürger sittlich, geistig und physisch unbelebt oder gar abgelebt und gelähmt um ihn her dasteht. Er darf sie als Bürger mit gutem Gewissen kaum wünschen, wo die äußern und innern Fundamente derselben dem Bürgerboden, der im Geist und im Herzen fest liegen soll, wie ein Rauch entflohen und wie in den Lüften verschwunden sind. Staatsruhe, die entblöst von den innern Fundamenten der Staatskraft in deiner Mitte dasteht, ist eine täuschende Schale, deren Kern faul ist oder gar mangelt. Selber die Staatsruhe, die verdient ist und durch das Verdienst der Väter erworben dasteht, ist kein sicheres Fundament der Staatskraft. Die Söhne der Väter, die diese Ruhe verdient haben, dürfen nicht auf die Dauer dieses Segens zählen, wenn sie ihr Fundament durch ihr eigenes Verdienst in sich selber nicht wieder erneuern und wir" dürfen uns auf jeden Fall nicht verfehlen . . .

und wünschen können. Als Bürger dürfen wir selber das höchste Gut des Staates, seine Ruhe, nicht einmal wünschen, bis wir sie durch Bürgerkraft zu verdienen und durch Bürgertugend zu erhalten wissen und in allweg dürfen wir uns auf jeden Fall nicht verhehlen: Ruhe schwächt, auch die verdiente Ruhe schwächt, nur die Anstrengung stärkt und zwar nur so lange, als sie fortdauert. Nur ihre Fortdauer sichert ihre Folgen und ihren Wert, nur sie bewahrt den Bürger und den Staat vor dem Rückfall in die Schwachheitsruhe, deren Pflegerin und Geburtshelferin der auf allen Achseln tragende Moderantismus von jeher war und in Ewigkeit sein wird.

Wahrlich, es ist heute wichtig, daß unser Weltteil erkenne, wie viel Reiz dieses Verführungsmittel glücklicher und scheinglücklicher Staaten in der Schwäche der Menschennatur findet, und daß er sich nicht durch den Traum einer Bürgerruhe einwiegen lasse, der alle Fundamente der Bürgertugend und der Bürgerkraft mangeln.

Es ist heute wichtig zu verhüten, daß nicht unser Weltteil in irgend einem seiner bedeutenden Teile sich selbst in sesselsitzende Notabeln und in diese sesselsitzenden, sei es mit Gemächlichkeit oder mit Mühseligkeit herumtragende Nullitäten trenne; daß er sich nicht in die anmaßliche Kraftlosigkeit sich vornehm dünkender Nichtswürdigkeiten und eine von der Anmaßlichkeit und Kraftlosigkeit dieser Nichtswürdigkeiten erniedrigte, des Volksnamens unwürdige Menge auflöse.

Es ist heute wichtig, daß der Umschwung der Zeit unsre kaum ein wenig aufgeweckte und belebte Schwachheit nicht wieder sogleich in sich selbst hineinfallen mache. Es ist wichtig, daß wir beim Anschein eines allmählichen Hineinlenkens in einen neuen Moderantismus das Angedenken an den alten nicht verlieren, der unserm Sansculottismus und unserm Buonapartismus vorhergegangen. Es ist wichtig, daß uns heute durchaus nicht vergönnt werde, die Schrecknisse der Folgen unsrer damaligen Schwachheitsverirrungen aus den Augen zu lassen.

Wir haben gesehen, wie es die Welt kaum einmal erfahren, was die tierisch-physische Kraft gegen die menschliche physische Schwäche vermag, und wir wollen ob Gott will, nicht schon unsre nächsten Nachkommen dem nämlichen Unglück preis geben, das wir so lange nicht glaubten überstehen zu können und endlich nur durch viele glücklicherweise zusammengetroffene Umstände überstanden haben.

Doch es ist geschehen, wir haben es überstanden. Deutschland hat sich erhoben, sein alter Geist ist wieder rege geworden, aber es hat sein Tagewerk, sein großes, nicht vollendet. Wenn es jetzt still stände, und nur Ruhe und Genuß suchend, wieder in seine alte Routine- und Schlendriansschwäche versinken und den Moderantismus als das non plus ultra seines Strebens anerkennen würde, was hätte es gewonnen, was hätten wir gewonnen? Was wäre aus unsrer Erhebung geworden?

Und auch du, Vaterland, wenn du, da du jetzt eben so glücklich und vielleicht zumteil ebenso verdienstlos als einige andre euro-

päische Stände wieder auf eigne Füße gekommen, dich nur in deine alten verblichenen Fußtapfen wieder hineinstellen und selbst gegen den Sinn und den Edelmut der verbündeten Retter Europa's es versäumen würdest, zu einer höhern Staats- und Gemeinkraft, zur Kultur, zum Gemeingeist, zur gesetzlichen Selbständigkeit, zur Freiheitswürde im Recht zu erheben, Vaterland! wenn du dich damit begnügen würdest, nur die äußere Erscheinung deiner innern Mängel und Schwächen minder auffallend zu machen und anstatt die allgemeinen Quellen deiner Kraftlosigkeit und Entwürdigung zu verstopfen, nur dahin trachtetest, ihren fortdauernden verderblichen Lauf und zwar durch mehr als dreizehnfach getrennte und isoliert selbstsüchtige Kunstmittel nur zu bedecken —

Vaterland! wenn du auch heute noch fern davon wärest, auch nur danach zu streben, einst wenn die Stunde dafür schlagen und es not thun wird, gegen jeden Feind der Kultur des Menschengeschlechts, gegen jeden Verhöhner der Menschennatur und der Menschlichkeit selber dazustehen als Ein Volk, als Ein Land, als Eine Macht, als Ein Herz und Eine Seele, ich setze das Wort meines Herzens hinzu — als Eine vereinigte Eidgenossenschaft, Vaterland! wenn du dich heute nicht einmal zu diesem Streben erheben würdest, dann wärest du deiner Stunde und der Segensgewalt, die Gott und die Retter Europa's in deine Hand gelegt, nicht würdig! — Gott! du wärest — — — aber du wirst das nicht sein — nein, nein, du wirst es nicht sein! — —

Vaterland![1]) Du wirst heute deiner Väter, ihrer teuern Freiheit und des innern Geistes und Segens ihrer Verfassungen eingedenk

[1]) C.-A. hat noch weitere Ausführungen: Vaterland! Hier stehe ich eine Weile still und fasse das Bedürfnis deiner Einheit ins Aug. Aber ich fasse es nicht einseitig, ich fasse es in Verbindung mit dem Bedürfnis deiner Eintracht ins Aug.

Vaterland! Aeußere Einheit in der politischen Form deiner Verfassungen ist durchaus noch keine genugthuende Garantie für das innere Wesen einer wahren Staatseinheit, für das innere Wesen der Eintracht im Staat. Nein, Vaterland! Die äußere Einheit in den Formen der bürgerlichen Verbindungen ist durchaus keine Garantie der innern Eintracht der Bürger; sie ist durchaus kein sicheres Fundament der Staatssegnungen und der Staatskräfte, die durch die wahre Einheit des Staats, durch die Eintracht der Bürger erzielt werden und die Eintracht der Bürger, dieses ewige und einzige Fundament aller wahren, aller wahrhaft menschlichen Staatssegnungen und Staatskräfte, geht nur aus der überwundenen Selbstsucht der Glieder des Staats, sie geht nur aus der, in Wahrheit und Liebe errungenen Selbstsuchtlosigkeit, sie geht nur aus dem, in den Gemeingeist wahrer, kraftvoller Vaterlandsliebe hinübergegangenen, schwachen Kleinlichkeitsgeist der bürgerlichen Selbstsucht, sie geht nur aus der, in allen Ständen der Bürger von ihrer höhern und reinern Ansicht der Vaterlandsliebe überwundenen Routine- und Sinnlichkeitsanhänglichkeit an irgend eine Art von Standes-, Berufs- und Oertlichkeitsvorzügen, die dem Wohlstand des Vaterlands im großen und allgemeinen im Weg stehn, hervor.

Vaterland! Es ist indessen oft freilich ganz leicht und oft auch mit großen Scheinvorteilen verbunden, die getrennten Staatsteile ohne Rücksicht auf das alle wahre Eintracht störende Leben ihrer Selbstsucht in eine äußerlich festscheinende Einheit zusammenzufügen; aber für den wahren Staatssegen und die wahre Staatskraft ist damit in jedem Fall nichts gethan. Dieser, der wahre

alles zu thun, was in der Hand deiner Kraft, was in der Hand deiner Treu und deines Edelmuts liegt, dich deiner Stunde würdig zu bewähren, und dich in dir selbst wahrhaft, kraftvoll und gesetzlich wieder zu erneuern.

Vaterland! Du wirst alles thun, den Schwierigkeiten deiner Stunde nicht zu unterliegen, und weder durch Vorliebe zum Regierungsschlendrian und zu seinem stolzen Hüten des Nichtsseins und Nichtsthuns, noch durch die Zweideutigkeit des Moderantismus, noch durch eine nicht einmal zweideutige Neigung zur Gewalthätigkeit im

---

Staatssegen und die wahre Staatskraft, geht ewig nur aus der überwundenen Selbstsucht der einzelnen Teile im Staat, aus der in Wahrheit und Treue gegründeten Eintracht der Bürger hervor. — Vaterland! Laß dich über diesen Gesichtspunkt nicht täuschen. Du hast dich einmal nicht darüber täuschen lassen, lasse dich ewig nicht darüber täuschen. Die Eintracht kann nicht durch die Einheit, die Einheit muß durch die Eintracht herbeigeführt werden, das ist nicht anders möglich, wenn die eine oder die andere im Land segensreich dastehn soll. Vaterland! Ich lobe dich sehr, daß du die Einheit deiner Jahrhunderte lang getrennten und in der Trennung in höchster Selbstsucht belebten Staatsteile nicht gewaltsam in eine segenslose und innerlich ganz uneinige Einheit hast hineinzwingen wollen. Ich lobe dich sehr, daß du gezeigt hast, daß du nur auf dem Weg der innern Eintracht zu der Segenskraft der äußern Einheit gelangen willst, gelangen sollst und gelangen kannst. Vaterland! Gehe diesen Weg forthin in der Einfalt und Treue deiner Väter und hüte dich besonders vor dem gefährlichen Traum, deine äußere Einheit aus der allgemeinen, aber einseitigen Vereinigung der Glieder eines einzelnen Standes unter sich selber in deiner Mitte hervorgehn zu machen.

Vaterland! Wäre dieser Stand auch an sich der geachtetste, der kraftvollste, der gewandteste, wäre er selber der würdigste und der erleuchtetste, und würden sogar auch die Mittel, die du zu diesem Ziel anzuwenden gedächtest, an sich selbst eine sehr gute Seite haben, würden sie auch in gewissen Rücksichten lobenswert und gemeinnützig sein, würden sie sogar eine reelle Tendenz dafür zu zeigen scheinen, diesen Stand in sich selber zu veredeln und zu seiner höhern Bestimmung im Staat würdig zu machen, würdest du also alle möglichen Vorsichtsmaßregeln in der Einlenkung dieses Zweckes gebrauchen, du würdest dein Ziel doch nicht erreichen; deine Mittel würden, trotz aller äußerlichen Verfeinerung und Abschleifung und trotz aller möglichen Vorzüge, die sie durch eine solche Verfeinerung und Abschleifung erhalten könnten, doch immer nur Mittel der Selbstsucht eines einzelnen Standes und der einzelnen Glieder desselben werden. Sie könnten nicht anders, sie müßten ihrer innern Natur nach das Gift ihrer Selbstsucht in das Fleisch und Blut ihres begünstigten Standes und seiner begünstigten Glieder hineinbringen, und dadurch würde es ihnen eigentlich unmöglich werden, auch dann, wenn sie es wirklich dahinbringen würden, die äußerlichen Bande unsrer Staatseinheit fester zu knüpfen, als sie jetzt geknüpft sind, dadurch eine wahre Einheit, eine freie Einheit, eine Einheit freier Bürger, es würde ihnen auch in diesem Fall unmöglich werden, eine wahre Eintracht der Bürger im Staat zu erzielen. Nein, Vaterland! Sie würden in diesem Fall ganz gewiß den in deiner Mitte allein überwägend und ausschließend begünstigten und durch die Natur seiner Begünstigungen zur allgemeinen Einheit seiner selbst unter sich selbst eng und fest verbundenen Stand vom Volk, d. i. von allen übrigen, in deiner Mitte nicht überwägend und ausschließend begünstigten Staatsbürgern in allen ihren Abteilungen trennen und dadurch in der ganzen Masse der zurückgesetzten und nicht gleich begünstigten Bürgerfamilien das Gefühl der Illegitimität dieser Begünstigungen und vielleicht gar der Illegitimität der dadurch scheinbar errungenen Staatseinheit rege machen.

Innern dich hinlenken lassen, die letzte Handhabe unsrer uralten bürgerlichen Gemeinkraft, ihres Rechts und ihres Segens aus deiner Hand gleiten zu lassen.

Vaterland! Erhebe dein Volk und fürchte das Wort nicht; dein Volk ist edel; es wird sich nicht wild erheben. Selbst deine Kinder wissen, wer im Sumpf steckt und sich wild erhebt, der sinkt tiefer, als wenn er ruhig darin stecken geblieben wäre und in Geduld der Hilfe gewartet hätte, die etwa kommen möchte.

Vaterland! Die Volkserhebung, deren du bedarfst und die ich dir in deinen Bergen und in deinen Thälern wünsche, ist nicht die wilde

---

Doch die Sache ist ja nicht, und es denkt unter tausend Schweizern vielleicht auch nicht einer, daß sie nur möglich sei. Das ist freilich wahr, aber das ist auch wahr, die wahre Staatskunst, die wahre Staatsweisheit denkt nicht blos an das, was ist, sie denkt auch an das, was möglich ist; sie beschäftigt sich nicht blos nur mit dem, was ganz wahrscheinlich ist und nahe vor der Thüre steht, sie darf und soll sich zuzeiten auch mit Dingen beschäftigen, die noch sehr in einem hohen Grad unwahrscheinlich, in ihren Mitteln noch ganz unreif sind und deren Möglichkeit selber nur noch in der Ferne statt findet. Sie bewährt sich als wahre Staatskunst und als wahre Staatsweisheit ganz gewiß auch mehr dadurch, daß sie auch in Rücksicht auf ganz unwahrscheinliche Gefahren gefaßt dasteht. Also darf der Freund des Vaterlandes doch auch in Rücksicht auf diesen, zwar jetzt unwahrscheinlichen, aber wichtigen und höchst bedenklichen Fall sagen, wenn er eintreten würde, so würde auch ihr höchster, denkbarer, äußerer Erfolg zur Auflösung der wesentlichen Fundamente unsers alten, bürgerlichen Segens und der innern, heiligen Staatskraft für die notwendige Erhaltung und Befestigung dieses wirklichen Landessegens hinführen. Vaterland! Es würde sicher auch aus dem besten Scheinerfolg solcher Maßregeln doch nichts als eine eintracht- und segensleere Einheit herauskommen, die ihrer Natur nach notwendig dahin wirken müßte, unsere, freilich in unsrer Mitte noch nirgends ganz erloschene und noch nirgends ganz mangelnde, aber doch hie und da ganz gewiß etwas kränkelnde und schwächliche Eintracht des Vaterlands unfehlbar in offene Zwietracht hinübergehn zu machen. Vaterland! Die Wurzeln der Zwietracht sind giftig und treiben mächtig, gewaltsam und schnell Giftschosse hervor. Vaterland! Deine aus segensloser Einheit hervorgegangene Zwietracht würde aus ihren starken Wurzeln in deiner Mitte schnell Giftschosse und Giftzweige hervortreiben, deren unaufhaltsamer, jedem vaterländischen Herzen unerträglicher Wuchs endlich durch nichts als durch das gänzliche Stillstellen aller Quellen seiner bisherigen Segnungen des Vaterlandes, nur durch den gänzlichen Tod seiner Freiheit ein Ziel gesetzt werden könnte.

Vaterland! Ich spreche dieses Wort mit der Freiheit und dem Mut des Bürgers aus, der solche Gefahren in seinem Vaterland gar nicht nahe sieht, — aber, Vaterland! sorge dafür, daß sie ewig, ewig fern von dir bleiben und laß dir ewig, ewig nie die Wahrheit aus den Augen rücken: die sichere, reine Einheit deines Staates geht ewig nur aus dem Geist deiner Briefe und Siegel, oder vielmehr aus dem Geist deiner Väter hervor, in deren Herzen der Geist der wahren Staatseinheit so lebte, daß sie die äußern Lücken ihrer Staatsverfassungen und ihrer Briefe und Siegel, die später in schwächern Zeiten diese Einheit nicht blos gefährdeten, sondern beinahe zernichteten nicht einmal sahn.

Vaterland! Sieh ihn an, diesen Geist deiner Väter, aus dem der alte, hohe Segen ihrer Staatseinheit hervorging. Sieh' ihn an, diesen Geist, wie er sich in der allgemeinen, bürgerlichen Mäßigung aller Verhandlungen des Staates und in der lieblichen, ungekränkten, bürgerlichen Näherung aller Stände aussprach. Sieh' ihn an, wie er auch kraftvoll und ernst den in unsern Tagen so belebten Quellen des Hochmuts, der eiteln Anmaßung und eines armseligen,

Volkserhebung, die der Weise und der Thor, der Schuldige und der Unschuldige gleich fürchten muß. Die Erhebung, die ich dir wünsche und deren du wahrlich bedarfst, spricht eine allgemeine erneuerte Belebung der sittlichen, geistigen und Kunstbildungsmittel der Nation, sie spricht die freie Konkurrenz der Einsichten, der Kunstkräfte und der Berufsthätigkeit aller Bürger, sie spricht eine von der Gesetzgebung ausgehende und allgemein eingelenkte freie und kraftvoll organisierte Belebung der bürgerlichen Tugend des Patriotismus an, sie spricht besonders ein von der Gesetzgebung eingelenktes allgemeines Befördern der Nationaleinsichten über die Fundamente des öffentlichen Wohls und über die Mittel ihrer Begründung und ihrer Erhaltung an, sie spricht die unbedingte und gesetzlich belebte Freiheit der Beratung über das öffentliche Wohl, sie spricht die gesetzlich gesicherte Freiheit der Vorschläge zur Erhaltung desselben und gesicherte Anbahnungs- und Einführungsmittel der progressiv steigenden Resultate der Nationaleinsichten und des wachsenden Nationalpatriotismus an, sie spricht vor allem aus eine aus dem Geist der Gesetzgebung mit Sicherheit hervorgehende reale und unzweideutige allgemeine Unparteilichkeit des Rechts und eine ebenso reale und allgemeine Gleichheit des Rechtsganges — und zwar besonders in den Kontestationen der niedern Volksklassen und Individuen gegen die höhern Behörden und Individuen an.

---

hie und da noch mit keinen äußern Mitteln unterstützten Hochflugs der Eitelkeit entgegenwirkte, und so, indem er einem jeden von uns seinen Stand, wie er wirklich ist, und seine Ehre, wie sie wirklich ist, und seinen Haussegen, wie er wirklich ist, in ihrer Wahrheit erkennen gemacht, die innere Einheit des Staates in den wesentlichen Fundamenten der bürgerlichen Eintracht begründete und damit auch den Gedanken, diese durch die Lücken ihrer Verfassungen gefährdete Einheit des Staats durch unpsychologisch und unpolitisch einzulenkende Begünstigungen einzelner Stände von der Gefahr, in der sie sich diesfalls befinden könnte, zu erlösen, so zu entfernen gewußt, daß es in dieser Zeit eigentlich unmöglich war, daß dieser Gedanke auch nur in eines Menschen Herzen hätte aufsteigen können. Vaterland! Diese Idee, die Einheit der Eidgenossenschaft durch ein Band einer allgemeinen Erhebung eines einzelnen Standes zu erzielen, durch dessen vielfaches Kunstgeflecht derselbe im Genuß ausschließender Begünstigungen zwar mit sich selbst selbstsüchtig und fest, allgemein vereinigt, aber hinwieder durch das Selbstsuchtsinteresse eben dieser Vereinigung eben so allgemein vom Volk getrennt, in deiner Mitte dastehen würde, — Vaterland, diese Idee ist nicht blos in ihrem Wesen unhaltbar, sie ist auch mit dem Vermögens- und Kulturzustand, ich möchte sagen, mit dem Leibes- und Seelenzustand der Eidgenossen nicht vereinbar. Sie würde in deiner Mitte als der Traum einer ganz neuen Schöpfung erscheinen, einer Schöpfung, die weder in den Fundamenten unserer Legitimität, weder in den Briefen und Siegeln der Vorzeit, noch in den Sitten und Uebungen derselben, weder in der öffentlichen Meinung, noch in den Bedürfnissen der Nation eine haltbare Basis ihrer Ausführung und ihrer Erhaltung zu finden imstande wäre. Vaterland! Diese Idee würde besonders in dem positiven, ökonomischen Zustand der großen Mehrheit des einzigen Standes, an den es diesfalls zu denken allein möglich wäre, das größte Hindernis einer edeln und würdigen, folglich auch nur einer öffentlich vorschlagbaren Ausführung finden.

Vaterland! Du wirst heute deiner Väter, . . .

Vaterland! Du wirst heute den Ruf, dein Volk wieder zu erheben, nicht von dir weisen; du wirst heute über diesen Ruf, der tausendstimmig an dich gelangt, und dessen Recht durch Wahrheit, Liebe und Pflicht unterstützt wird, nicht hinschlüpfen wie über glühendes Eisen. Nein, Vaterland, du wirst heute dir selber nicht mangeln, du wirst heute als Gesetzgeber vor deinem Volk in der Würde, in der Liebe und in dem Recht deiner Väter dastehen, und keine Klage der Unschuld und Weisheit über bürgerlich organisiertes Unrecht und gesetzlich eingelenkte Gewaltthätigkeit gegen dich stattfinden lassen. — Aber wenn du auch das alles gethan, wenn du als Gesetzgeber geleistet, was weise Rechtlichkeit, was Vaterlandstreu, was ungegleisnete Bürger- und Freiheitsliebe, was erleuchteter vaterländischer Gemeinsinn von dir fordert, Vaterland, wenn auch heute die Schwachen deiner Stadt- und die Schwachen deiner Landbürger dich als Gesetzgeber segnen und zugleich die Starken im Land, die Männer edeln Muts, die Männer der Freiheit und des Rechts dankbar von dir zeugen werden, daß sie von deiner Gesetzgebung erhoben in deinen Bergen und in deinen Thälern frei atmen dürfen, wie unsre Väter von dem Sinn der Männer im Grüttli erhoben in unsern Bergen und Thälern frei atmeten und Jahrhunderte lang ihnen dankten, daß sie es durften, — Vaterland! wenn du das alles gethan, auch dann spanne deine Hoffnungen darüber noch nicht zu hoch!

Es gibt in dem Staat als solchem, unabhängend von seiner mehr oder minder guten äußern Verfassung, Uebel, die mit seinem Wesen so innig verbunden sind, daß man sie beinahe als im Staat ewig bestehend ansehen muß.

Die kollektive Existenz unsers Geschlechts hat als solche Erfordernisse, die mit den Ansprüchen der Individuen und mit den höhern Ansichten der Menschennatur und ihrer wesentlichen Bestimmung in einem ewigen Widerspruch stehen. Jede Staatsvereinigung hat den Keim dieses Widerspruchs in sich selbst. Der Staat muß bei jeder Kollision der kollektiven Existenz unsers Geschlechts mit der individuellen die erste gegen die letzte als Regel seines Benehmens, als sein Gesetz anerkennen und folglich in diesem Fall das Unheilige unsrer Gemeinnatur über das Heilige, Göttliche unsers individuellen innern Wesens emporheben. Tausendfacher Mangel an innerer Reinheit, an hohem Edelmut im öffentlichen Leben ist eine unausweichliche Folge dieses Umstandes, und die daraus herfließende innere Abschwächung der die Menschennatur allein befriedigenden Sittlichkeit kann durch keine Weisheit der Gesetzgebungen und Verfassungen vollends aufgehoben werden. Die Menschennatur fordert hiefür höhere Mittel, aber der Gesetzgeber darf sich über den Kreis seiner diesfälligen Schranken nicht täuschen. Eine diesfällige Täuschung würde ihn als Mensch unaussprechlich entwürdigen und sein Volk würde, von seiner innern Entwürdigung leidend, auch das Gute, das in seinem gesetzgeberischen und bürgerlichen Thun ist, nicht genießen.

Ohne eine höhere Ansicht des Lebens veredelt sich die Menschennatur durch keine Art von bürgerlicher Verfassung, durch keine Art von Konstituierung ihrer selbst als Masse, durch keine Art ihrer kollektiven Existenz als solcher. Ohne eine höhere Ansicht des Lebens mangelt jeder, auch der besten Verfassung die heilige innere Schutzwehr gegen ihren Mißbrauch, gegen ihre Entheiligung, d. i. gegen den Anstoß ihrer Massenbedürfnisse und ihrer Massenkraft an die Zartheit und Reinheit der veredelten Individualstellungen und Individualbedürfnisse der Bürger, zu welcher schonenden Zartheit auch der ärmste niederste Bürger ein Menschlichkeitsrecht hat, dem aber der Staat durchaus nicht durch seine zivilisierte Massenkraft, sondern nur durch die Individualitätswürde seiner kultivierten Glieder ein Genüge leisten kann.

Im Gegenteil, das Leben in der kollektiven Existenz unsers Geschlechts greift der Zartheit, die das individuelle Leben und sein inneres heiliges Wesen mit großer reiner und hoher Gewalt anspricht, vielseitig ans Herz.

Vaterland! Laß dich hierüber nicht täuschen, blick auf die Menschen hin, die durch das öffentliche Geschäftsleben in bürgerliche Einseitigkeit versunken, das Wesen des gesellschaftlichen Zustandes gleichsam verkörpert in sich selbst tragen; blick auf die Menschen, die durch ihre Stellung von Staatswegen ihre Mitmenschen zum Manipulieren in der Hand haben, wie der Steuermann und die Bootsknechte das Schiff, das sie führen. Diese Menschen, die vom ewig selbstsüchtigen Fundament der kollektiven Existenz unsers Geschlechts täglich durch ihren Beruf sinnlich ergriffen, für die Erhaltung derselben von Sonnenaufgang bis zu ihrem Niedergang physisch und geistig bethätigt und dabei noch bürgerlich dafür verpflichtet sind, diese Menschen müssen notwendig das ganze menschliche Dasein mit der Brille ihrer Bürgerlichkeit oder ihrer Stellung im Staat ins Auge fassen. Sie tragen auch alle das Malzeichen ihrer Stellung unauslöschlich an ihrer Stirn und dieses ist oft gleichsam der Gegenschein aller höhern und rein menschlichen Ansichten und Gefühle des Lebens. Ein solcher Massamensch achtet auch gewöhnlich das Individuum unsers Geschlechts als solches soviel als der Strom den Wassertropfen, der in ihn hineinfällt, sich in ihm auflöst und also aufgelöst mit ihm fortläuft, bis endlich auch er, der Strom, sich in den Tiefen der Meere verliert, wie der Tropfen in ihm. Die im Zivilisationsverderben versunkene Welt achtet die Individualveredlung unsers Geschlechts, insofern sie mit den Massenansprüchen des gesellschaftlichen Lebens in Kollision kommen, nie höher.

Das erscheint in einem erhabenen göttlichen Licht im Leben Jesu. Wenn Er die Kinder in seine Arme nahm und im Augenblick ihrer Anmut und Unschuld den seligsten Genuß der veredelten Menschennatur erkannte, so fand die jüdisch gebildete Welt, er sei ein verächtlicher Volksphantast, dessen Ansichten außer und unter ihrer Beachtung lägen. Und wenn er von Maria, die sich zu seinen Füßen setzte, indessen Martha die Honneurs des Hauses machte, sagte, sie habe das bessere

Teil erwählt, so achtete die gute jüdische Hausmutter Martha für eine Tochter, die ihre Pflicht kenne und thue, und Maria für eine, die sie vielleicht auch kenne, aber nicht thue. Und hinwieder, wenn er den Großreichtum als ein fast unübersteigliches Hindernis der Veredlung der Menschennatur erklärte, so glaubten die jüdischen Reichen, er verstehe weder Mosen noch die Propheten, und Salomo, der doch gewiß auch reich gewesen, habe weder durch seine Sprichwörter, noch durch sein Beispiel gelehrt, daß ein Jude zur Ehre Jehovas so arm sein müsse, als das Gesindel, das dem Volksphantasten Jesus bis in die Wüste nachlaufe. Und wenn er das Volk in dieser Wüste um sich her versammelte und ihnen Fische und Brot, ohne daß sie es zahlen mußten, zukommen ließ und sogar einen Zoller von seinem Posten abrief, ohne sich darum zu bekümmern, ob derselbe wieder gut besetzt sei, so konnten weder die römischen, noch die jüdischen Beamten als solche anders als glauben, als er thue Unrecht, er störe die öffentliche Ordnung und Ruhe, seine Lehre sei irrig, sein Beispiel gefährlich und seine Handlungsweise sträflich. Der blos zivilisierte Mensch kennt die Gerechtigkeit nicht, die aus Gott ist, er kennt die Gerechtigkeit nicht, die aus der Reinheit der Ansprüche der höhern Menschennatur hervorgeht. Er kann es auch nicht. Die bürgerliche Schule lehrt es ihn nicht und das bürgerliche Recht verpflichtet ihn zu keinem ihrer Gebote. Der Bürger steht als solcher der Gerechtigkeit halber auf dem Punkt der Menschen, von denen Christus sagt: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht übertreffen wird die Gerechtigkeit usw." Die gesellschaftliche Gerechtigkeit als solche fordert vom Bürger keine Tugend und keine Veredlung des Herzens, aus welcher die Tugend allein hervorgeht. Beides, im Gefolg ihres Ursprungs und im Gefolg ihres Kreises, treibt sich dieselbe gänzlich nur um unsre sinnliche Existenz herum.

Fassen wir diesen Gesichtspunkt näher ins Auge, so finden wir: Das ursprüngliche Recht des noch nicht gesellschaftlich vereinigten Menschen ist *tierische Freiheit*. Das Mittel dieses Rechts ist tierische *Gewaltthätigkeit*. Von dieser Seite ins Auge gefaßt, hat das gesellschaftlich vereinigte Staatsglied durchaus kein *Menschenrecht*. Auch der entfernteste Anspruch an ein *solches* ist als das Prinzip der gesellschaftlichen Vereinigung zerstörend *Staatsverbrechen*. Aber dennoch liegt die Neigung zu diesem tierischen Recht unauslöschlich in unsrer sinnlichen Natur und spricht sich im sinnlichen Leben der kollektiven Existenz unsers Geschlechts eben so lebendig aus, als im Privatleben. Wie der sinnliche Bürger, also spricht der Staat in allen seinen Verhältnissen das Wort: „*Wär' alles mein, wär' alles mein*" gleich aus. Als kollektive Existenz unsers Geschlechts muß er sich als selbstsüchtig aussprechen, sonst hört er auf Staat, er hört auf mit seiner kollektiven Existenz, mit sich selbst in Harmonie zu sein und konsequent mit dem ursprünglichen ersten Zweck seiner Vereinigung zu handeln. Dieses aber ist durchaus nicht Veredlung, Vervollkommnung des Menschengeschlechts, sondern Sicherstellung der Möglichkeit der Ruh, der Be-

friedigung und der Aeufnung der Vorteile des Beieinanderlebens großer oder kleiner Menschenhaufen.

Aber eben darum, weil der gesellschaftliche Zustand an sich kein die Menschennatur in allen ihren Ansprüchen befriedigender und ihn über die Ansprüche seiner sinnlichen tierischen Natur erhebender Zustand ist, und der sinnliche Mensch im Gegenteil in diesem Zustand bleibt, was er vorher war und er den wilden Weltanspruch des Naturstands: „Die Erde ist mein, alles ist mein" nur in den Schwachheitswunsch des gesellschaftlichen Zustandes: „Wär alles mein, wär alles mein" umwandelt, eben darum hat der Mensch im gesellschaftlichen Zustand ein Recht notwendig. Der Schwachheits-Wunsch: „Wär' alles mein," muß im gesellschaftlichen Zustand eben wie der wilde Kraftanspruch: „Es ist alles mein," um so mehr zurückgedrängt werden, da das erste Recht des Besitzstandes und alle Maßregeln beim Uebergang roher Völker in den Besitzstand gewöhnlich Handlungen des Unrechts und der gesetzlosen Gewaltthätigkeit der Mächtigern gegen die Schwächern sind.

Die Behauptung, der Mensch habe im gesellschaftlichen Zustand kein Recht, und die Befriedigung seiner Ansprüche an menschlichen Lebensgenuß und Lebensfreiheit hänge lediglich von dem guten Willen der Possidentes und derer, die Gewalt über ihn haben, ab, ist eine Lästerung ebensowohl gegen das Wesen des gesellschaftlichen Menschenvereins, als gegen die Idee der Souveränität.

Der Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung ist offenbar Verbesserung und nicht Verschlimmerung des Naturzustandes, die unser Geschlecht durch die Kultur des Erdbodens und diejenige seiner selbst zu erzielen sucht. Diese Kultur aber ist nur durch die höhere Begründung des menschlichen Rechts und nicht durch seine Entwürdigung und seine Zernichtung erreichbar. Sie, die Erhebung unsers Geschlechts zur Menschlichkeit, die Kultur, ist in ihrem Wesen eine Umwandlung der tierisch gesetzlosen Gewaltthätigkeit in eine menschliche, vom Recht und Gesetz möglich gemachte und durch dasselbe geschützte Gewaltlosigkeit, eine Unterordnung der Sinnlichkeitsansprüche unter die Ansprüche des menschlichen Geistes und des menschlichen Herzens. Sie stellt durch ihr Wesen sowohl den derben Weltanspruch des Wilden „Es ist alles mein!" als seinen schwachen Nachhall, das bürgerliche Wort: „Wär' alles mein!" durch das Bewußtsein still: „Es ist etwas mein! Ich bin mein, meine Kraft ist mein, sie ist durch das Recht und durch das Gesetz des gesellschaftlichen Zustandes gesellschaftlich mein." Die Kultur stellt den tierischen Naturtrieb zum Raubanspruch an alles, zum Raubbesitz von allem und zum Raubrecht zu allem durch erhöhte Einsicht und erhöhten Genuß still und macht Kunst, Erwerb, Verdienst, gesetzliches Recht und Bildung zum Verdienst, zum Erwerb und zur Kunst, zum gesetzlichen Fundament beides, sowohl des Besitzstandes als seines Rechtes und seiner Schranken.

Die Behauptung, „der Mensch habe im gesellschaftlichen Zustand kein Recht", ist aber auch der Idee der Souveränität und ihres heiligen Wesens geradezu entgegen und im eigentlichen Verstand eine Verleugnung des Daseins ihrer heiligen Macht selber. Sie, die Souveränität, ist in ihrem Wesen offenbar ein Resultat des Anspruchs der Menschennatur an einen gesellschaftlichen Mittelpunkt, eines kraftvollen Schutzes des ewigen heiligen Allrechts des Menschengeschlechts an ihren Wohnplatz, die Erde, gegen die unheilige, zeitliche und wechselnde Allgewalt des Besitzstandes und den Mißbrauch des Eigentums, insofern dieses durch seinen ihm ewig beiwohnenden selbstsüchtigen Anspruch an ungehemmte Willkür im Gebrauch gesellschaftlicher Kräfte auf die Zerstörung des Zweckes des gesellschaftlichen Zustandes und auf den Ruin der Entfaltung der Kräfte, durch welche dieser Zustand allein für unser Geschlecht wohlthätig bestehen kann, hinwirken sollte und wollte.

Freund der Wahrheit und der Menschheit! Forsche dem Ursprung der Souveränität mit Ernst nach und du wirst finden, wie und wodurch ihr dominium supremum von dem Macht- und Gewaltseinfluß des blos sinnlich-tierischen Besitzstandes, von der Macht der einäugigen Zyklopen verschieden, von den Völkern als eine heilige göttliche Macht anerkannt worden. Du wirst finden, wie sie unter den religiösen Völkern durch die Salbung mit dem heiligen Oel von aller menschlichen Macht gesondert, als eine über die menschlichen Schwächen und über ihre Leidenschaften erhabene Macht ins Auge gefaßt und verehrt worden; wie sie im Christentum einerseits mit den geweihten heiligen Ansprüchen der Kirche innigst vereinigt, andrerseits nach dem Grad der gestiegenen Erleuchtung aller christlichen Staaten allgemein durch landständische Verfassungen, d. i. durch mitwirkende Repräsentationen alles Edeln, Reinen, Hohen und Guten, das im Staat wirklich da war, durch Repräsentationen der Religiosität der Kultur und des Eigentums, — durch den Klerus, den Adel, den Gelehrten- und den Bürgerstand, — gleichsam über das Menschliche der individuellen Schwäche und der individuellen Leidenschaften der Personalität des Staatschefs erhoben als eine göttliche Obhut zur Sicherstellung der Menschlichkeit im höhern Sinn des Worts dastand und zur Verhütung und Minderung alles Unrechts und aller Gewaltthätigkeit, die die kollektive Existenz unsers Geschlechts und der Einfluß des Eigentums, auf dem das Wesen des gesellschaftlichen Zustandes ruht, so viel als notwendig macht.

Recht und Gesetz und Freiheit durch Recht und Gesetz sind also vermöge des Wesens des gesellschaftlichen Zustandes und vermöge des Wesens der Souveränität und ihrer heiligen Macht selber das unwidersprechliche Eigentum des gesellschaftlichen Zustandes, sie sind sein erstes Bedürfnis und nur durch ihn möglich, aber ihm auch absolut notwendig.

Es ist offenbar, so lange Unrecht im Staat auch nur möglich ist, so lange hat der Bürger unumgänglich ein Recht notwendig, und so lange er im gesellschaftlichen Zustand die Mittel seiner Existenz sich

durch Recht und Kunst selbst verschaffen und erhalten muß, so hat er dazu ebenso Freiheit, d. i. einen gesetzlich gesicherten Spielraum dafür notwendig. Von welcher Seite das Unrecht gegen den Bürger die größte Gewalt hat, von dieser Seite hat er auch ein hohes Recht, einen staatsrechtlichen Anspruch zum Recht notwendig, und von welcher Seite die Mittel, sich seine Existenz durch Recht und Kunst zu verschaffen, ihm am leichtesten widerrechtlich geraubt und er darin am leichtesten widerrechtlich bekümmert werden könnte — von dieser Seite hat er auch das größte Recht, zum Recht den größern Schutz seiner Freiheit im Recht notwendig.

Es ist offenbar, das Staatsglied, der Bürger, soll im Staat seiner Existenz halber nicht durch die Gnade, er soll durch sein Recht, und durch ein sein Recht schützendes Gesetz existieren, sonst ist er kein Bürger, kein Staatsglied mehr, er ist dann eine Nadel im Webstuhl für den Mann, der sich auf demselben und durch ihn seinen Strumpf webt.

Aber das Nationalgefühl für den Anspruch dieses Rechtes darf durchaus nicht von der sinnlichen Belebung des Volksgeistes und der Gefühle, die ein Resultat der kollektiven Existenz unsres Geschlechtes sind, ausgehen, es muß wesentlich von der staatsrechtlich gesicherten, gesetzlich gewürdigten und verfassungsmäßig organisierten Freiheit der Einsicht des Edelmuts und der Menschlichkeit, die im ganzen Umfang des Staats da ist, und von der höchsten Repräsentation und der höchsten Garantie dieser Einsicht, dieses Edelmuts und dieser Menschlichkeit von der heiligen Macht der Souveränität selber ausgehen.

Der Begriff der Sozietät fordert vor allem aus eine gesellschaftlich gesicherte Begründung der Kraft des Ganzen, eine von dem Widerspruch und dem Widerstand der Individuen und jeder klubistischen Vereinigung derselben unabhängende gesetzlich konstituierte Macht der Regierung.

Eine Sozietät, die ihren Chef in der kraftvollen Ausübung seiner Rechte hemmen kann oder will, hat den Grund ihres Ruins im Trugschein ihrer gesetzlosen Ansprüche selbst gelegt. Aber ein Staatschef, der seine untergeordneten Staatsglieder vermöge der Selbstsucht seiner Persönlichkeit in dem Genuß ihrer Rechte und in der Aeufnung der Kräfte, die diesen Rechten zum Grund liegen, hemmen will und kann, hat den Grund seines Ruins ebenfalls im Trugschein seiner gesetzlosen Persönlichkeitsansprüche selbst gelegt.

Das ist Gottes Ordnung, die fest steht, beides, gegen die Verirrungen der Throne und gegen diejenigen der Völker. Ihre Anerkennung ist beiden gleich wichtig, aber die sinnliche tierische Menschennatur steht ihr in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Zustands allgemein entgegen.

Das sinnliche Kraftgefühl der kollektiven Existenz unsers Geschlechts macht den gesellschaftlichen Menschen leicht rechtlos, beides, im Gebrauch der Gewalt und im Anspruch der Macht. Der Mensch auf dem Thron repräsentiert die kollektive Existenz unsers Geschlechts

zwar in göttlicher Erhabenheit, aber dennoch als Mensch, und seine Behörden fühlen den Reiz dieser Repräsentation in allen ihren Adern, aber selten in göttlicher, über ihren Behördenkreis emporstehender Erhabenheit. Die Folgen sind heiter. Aber auch der Privatmensch, das Individuum, fühlt den Reiz zur Rechtlosigkeit beim Zusammenstehen größerer oder kleinerer Volkshaufen, seien es Bauernhaufen, Bürgerhaufen, Zunfthaufen Militärhaufen, selber Litteratur- und Klerusvolkshaufen, das ist gleichviel, die Folgen sind die nämlichen. Der gesellschaftliche Mensch bedarf in allen Verhältnissen ein Recht gegen jeden Gewaltsanspruch der Selbstsucht, der das Gefühl der kollektiven Existenz unsers Geschlechts zu seiner Basis hat. Es ist unwidersprechlich, der Reiz zum Mißbrauch der gesellschaftlichen Kräfte gegen den gesellschaftlichen Zweck liegt so tief im Wesen der sinnlichen Menschennatur, daß das Individuum ohne ein Schutzrecht gegen alle böse Gewalt in diesem Zustand immer zur bestimmtesten innern Verwilderung hinlenkt, und zwar ebenso, wenn er von dem gesetzlosen Spielraum zur Willkür unter dem Druck eines Mächtigern leidet, als wenn es selber als Mächtiger andre unter sich durch sein Unrecht leiden macht. In jedem Fall ist die Neigung zur Willkür und zu einem durch kein Gesetz und durch keinen Zwang beschränkten Spielraum derselben im bürgerlichen Leben wie im wilden Zustand gleich stark und in Rücksicht auf den letzten Zustand ist historisch richtig: Der Wilde läßt sich in allen Gegenden der Welt lieber tot schlagen, als daß er sich dem Gesetz des Eigentums, der Verteilung und des Anbaues der Erde unterwirft. Nur die heilige Not, nur die göttliche Härte ihrer Erfahrungen, die einen vielseitigern Gebrauch der Vernunft und eine vielseitigere Teilnahme an den Begegnissen der Welt und an den Bedürfnissen der Mitmenschen notwendig macht, ist fähig, die überwiegende Neigung zum freien, das Eigentum nicht erkennenden und den Anbau der Erde nicht bezweckenden Naturleben der wilden Völker auszulöschen.

Das nämliche hat im gesellschaftlichen Zustand statt. So wie der Wilde sich eher tot schlagen läßt, als daß er der sinnlichen Freiheit seines Lebens entsagt, also ließe auch der kleinste Stadtrat und sogar jeder reichsstädtische Schneider seine liebe Vaterstadt leiden, was sie nur zu leiden vermöchte, ehe der eine sich den freien Spielraum, der ihm auf seinen Ratsherrnstuhl, und der andere denjenigen, der ihm auf seinem Schneidermeisterstuhl habituell geworden, freiwillig auch nur um ein Haar einschränken lassen würde.

Diese unbürgerliche, dem Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung geradezu entgegenstehende sinnliche Gewaltsneigung im gesellschaftlichen Zustand ist in ihrem Wesen nichts anderes, als die Fortdauer der tierischen Neigung zum Waldleben, die der gesellschaftliche Zustand dem Bürger zwar nicht gibt, aber auch nicht in ihm auslöscht.

Desnahen ist auch offenbar, der gesellschaftliche Zustand entsteht zwar an sich selber aus einem durch Not erzwungenen Erwachen der Vernunft und der Menschlichkeit, aber er ist um deswillen bei seinem

Erwachen nichts weniger als ein Resultat der gebildeten Vernunft und der gebildeten Menschlichkeit; im Gegenteil, er ist bei dem Erwachen seiner Erscheinung immer nur ein Resultat des halbschlummernd gefühlten Bedürfnisses der Ausbildung von beiden.

Der Urzustand der bürgerlichen Vereinigung ist also kein Typus des bürgerlichen Rechts. Der Barbar organisiert sich im Urzustand der bürgerlichen Vereinigung nur barbarisch zum Bürger. Seine Gesetze sind Gesetze der Barbarei und sein Recht ist ein barbarisches Recht. Das gereifte bürgerliche Recht ist ein Resultat des gereiften Lebens im bürgerlichen Zustand, es ist ein Resultat von bürgerlichen Gesetzen und Einrichtungen, die sich progressiv in ihrer innern Wahrheit, oder vielmehr in ihrer innern Uebereinstimmung mit den Ansprüchen der Menschennatur nach dem Grad der allmählich steigenden Völkerkultur immer mehr entfaltet haben und entfalten sollen. Und Vaterland, die Nichtanerkennung dieser progressiven Entfaltung des bürgerlichen Rechts, sowie der Köhlerglaube schwacher Menschen und sinkender Staaten an die Notwendigkeit des Ewigerhaltens veralteter barbarischer Rechts- und Regierungsformen ist in seinem Wesen ein lautes Zeugnis — des Stillstehens des Staates auf Stellen, wo er durchaus nicht stillstehen sollte; sie ist in ihren Folgen Quelle von Staatsschwächen in allen Fächern, in denen die Staatskraft durchaus nicht geschwächt werden darf, und endlich ist sie beim Emporstreben der Völker zur bürgerlichen Kultur und rechtlichen Selbständigkeit eine unversiegliche Quelle der schreiendsten Ungerechtigkeiten.

Vaterland, die Disharmonie der positiven Landesgesetze und des bestehenden Rechtsganges mit dem Vorschritt der Nationalkultur und den aus ihr hervorgehenden wirklich bessern und mit der Menschennatur mehr in Uebereinstimmung stehenden Ansichten der Gesetzgebung und des Rechtsganges ist, auf das mildeste gesagt, böser Widerstand der Ansprüche der sinnlich-tierischen Routine-Hartnäckigkeit gegen das Recht. Sie ist mehr, sie ist weit mehr, — sie ist — sie wird die Ungerechtigkeit selber, wie sie, vermummt in die Scheingestalt des Rechts und begabt mit der Gewalt positiver wirklicher Gesetze, Unrecht thun kann, wenn sie nur will, und Unrecht thun will, wenn sie Lust dazu hat und der tierische Reiz der Sinnen-Stetigkeit, in der sie lebt, sie dazu hinlockt.

Es ist freilich wahr, solche alte barbarische Gesetze können oft eben die Staatsübel, die durch die Disharmonie der Staatsverwaltung mit der Menschennatur und durch ihre Inkongruität mit der National- und Zeitkultur selber erzeugt worden, mit Sicherheit für den Augenblick ersticken, indessen sie ihr inneres Gift im Busen der Bürger verstärken.

Wo hingegen Gesetzgebung und Administration mit der Nationalkultur in Uebereinstimmung vorschreiten und aus mit der Nationalkultur und durch sie sich entwickelnden höheren und edleren Rechtsansichten hervorgehen, da beugen die Maßregeln der Regierungen dem Geist

selber des Jakobinismus innerlich vor, sie löschen ihn im Herzen der Bürger durch Rechtlichkeit aus und beugen dadurch dem Blut der Schuldigen und den Thränen der Unschuldigen vor, sie verwandeln den Geist der Rache in Thränen des dankenden Herzens.

Vaterland! Wenn noch in deinen Bergen und in deinen Thälern ein Funke dieses äußersten Uebels der Staaten spukt, so denk an das Wort, „sie beugen dem Blut der Schuldigen und den Thränen der Unschuldigen vor und umwandeln den Geist der Rache in Thränen des dankenden Herzens.“

Vaterland! Fühle auch diesfalls die Höhe deiner rechtlichen Stellung, fühle die Höhe der rechtlichen Stellung deiner Bürger und täusche dich nicht an den Scheinfolgen der bösen Gewalt. In welchem Gewand diese auch vor dir erscheine, täusche dich an ihr nicht. Deine Väter, in welcher Gestalt sie auch vor ihnen erschienen, täuschten sich an ihr nicht. Vaterland! Fürchte jeden Schimmer der bösen Gewalt und nimm es zu Herzen, — es ist kindermörderisch, das gewaltsam zu ersticken, was man unbedachtsam oder gar im bösen Mutwillen erzeugt und dann noch stiefmütterlich erzogen. Vaterland! Fühle es tief, der Unterschied, der zwischen dem bösen Thun einer rasenden Dirne oder eines in unmenschliche Härte versunkenen Weibes und der heiligen Zartheit einer edlen liebenden Mutter statt hat, — eben dieser Unterschied hat auch zwischen der blinden und leidenschaftlichen Anwendung von Gesetzen barbarischer Völker und dunkler Zeiten und zwischen der Ausübung des heiligen Rechts väterlich erleuchteter Sorgfaltsmaßregeln und Bestrafungsweisen besonders von solchen Bürgerfehlern statt, die der Staat durch seine eigenen Fehler und durch die Inkongruität seines Benehmens mit dem Kulturvorschritt der Zeit selber veranlaßt hat.

Vaterland! Erkenne wie ein guter Vater den guten Geist deiner Kinder, und handle in nichts, in gar nichts im Widerspruch mit demselben. Verbanne nicht blos den Willen Unrecht zu thun. Verbanne selber die Gemütsstimmung, die dazu führt. Verbanne auch jedes Parteiwort, das als eine Folge dunkler Zeiten und leidenschaftlicher Tage in deiner Mitte Mode geworden, selber aus deinem Sprachgebrauch, daß das liebliche Leben, das dem Geist deiner Väter und dem Geist der Freiheit so wesentlich angemessen, daß unser Leben, das Leben deines Volks in seinen Bergen und in seinen Thälern auch nicht weiter durch einen Schatten der unlieblichen, barbarisch derben Ausdrücke, die das Meteor der großen Weltverirrung erzeugt, verkümmert und vergiftet werde.

Vaterland[1])! Forthin spreche solche Wörter nur der Pöbel aus! Es sei unter der Würde des Schweizers, diesen Nachhall einer in ihren

---

[1]) „Ja, Vaterland! Forthin spreche in deinem Kreis nur der niederste Pöbel, nur das verächtlichste Gesindel die Worte „Jakobiner, Sanskülotten, Kanaillen“ und dergleichen aus, wenn von Menschen die Rede ist, die mit dir und, wie du, Glieder der durch die Freiheit allgemein gesegneten Eidgenossen=

Ursachen erloschenen Parteiwut in den Mund zu nehmen. Vaterland! Du hast an den Wörtern „Freiheit und Gleichheit" gesehen, was Parteiwörter, wenn sie zu Modewörtern werden und den bösen Ton der Leidenschaften zum guten Ton des Landes umwandeln, für Früchte bringen. Die Liebhaber der neuern Parteiwörter sagen freilich, sie seien nicht geeignet, wie die Wörter „Freiheit und Gleichheit" ein gewaltsames Feuer im Land anzuzünden. Aber ein giftiger Nebel, der ohne Feuer aus versumpftem Land aufsteigt, tötet den, der ihn einatmet, nicht minder, als Feuer und Dampf töten, die den Menschen ersticken.

Vaterland! Ich will nichts davon sagen, daß durch die Leidenschaftlichkeit unsrer neuen Parteiwörter schon mancher edle Mann in deiner Mitte entwürdigt worden, ich sage etwas weit wichtigeres: Einmal, das Volk in der öffentlichen Meinung als Jakobinergesindel ins Auge gefaßt, geht die erste Garantie des zarten, reinen und unbefangenen Rechtsgefühls der Possidentes gegen den eigentumslosen Mann im Land unausweichlich verloren und es tritt dann bei ihnen fast ebenso notwendig eine Verhärtung des Gemüts und eine Herzenskälte ein, die das heilige Wesen der hohen erhabenen Menschlichkeit bis in ihr innerstes Mark zerreißen. Ich will die Geheimnisse der Finsternis nicht einmal berühren, mit welchen hie und da die Höhe und Größe der bürgerlichen Selbstsucht mit solchen Parteiwörtern ihre Sünden gegen den Armen und Schwachen im Land zu bedecken vermögen.

Vaterland! Du bist (Sei ewig C. A.) über solche Geheimnisse der Finsternis erhaben; es ist (sei) ewig von dir, es ist (sei) ewig von den Söhnen der Männer im Grüttli ferne, in irgend einem Winkel unsers Landes, da, wo die gekränkte und überlistete bürgerliche Einfalt und Unschuld durch unwidersprechliches Unrechtleiden gereizt in ihrem Streben nach der Erlösung vom Unrecht etwa die gesetzlichen Rechtsformen überschritten und verletzt, da, sage ich, nur leidenschaftliche Parteimenschen, nur **** zu sehen, und im Gefolg solcher unvaterländisch und unschweizerisch selbstsüchtiger Ansichten, Szenen der Barbarei und der Blutgerüste auf einem weit und breit mit den Thränen der Unschuld bedeckten Boden eines unrechtleidenden Landes aufzuführen.

Vaterland! Du bist (Sei und bleibe) ewig ferne davon, in den Rechtsansichten deiner Behörden und in der Rechtsbehandlung auch deiner irrenden, fehlenden Söhne hinter den Völkern zurückzustehen, deren Väter nicht wie die Deinen ihr Volk und die Regierung ihres Volkes

---

schaft sind, wenn von Menschen die Rede ist, die deine in ihrer Rechtsstelle unentwürdigten und in diesem Verhältnis keineswegs unter dir stehenden und dir untergeordneten Mitbürger sind.

Vaterland! Es sei forthin tief unter der Würde eines, sein Vaterland liebenden und aus Vaterlandsliebe einer wahren Achtung für seine Mitbürger nie mangelnden, Schweizers", diesen Nachhall einer in ihren Ursachen erloschenen Parteiwut in den Mund zu nehmen.

mit ihrem Blut zu einer Höhe der Einsicht, der Weisheit und des Edelmuts aufgefordert haben, die das unfehlbare und allgemeine Resultats aller wahrhaft konstitutionellen Verfassungen ist und die vorzüglich auch das Erbteil der von unsern Vätern teuer erkauften Freiheit sein soll.

Väter des Landes! Mitglieder unsrer bürgerlichen Behörden! Die Unterthanen der Fürsten sind ihre Kinder, wir sind eure Brüder; unser Recht gegen euern Irrtum ist größer, als das Recht der Unterthanen gegen den Irrtum ihrer Könige, und unsre Irrtümer sind bei euren Schwächen bürgerlich verzeihlicher als die Irrtümer der Unterthanen bei den menschlichen Schwächen ihrer Fürsten! Sie, diese unsre, die Irrtümer unsers freien Volkes sprechen auch allerdings und das von unsers Rechts wegen eine mildere Behandlung an, als die Irrtümer der Unterthanen bei den menschlichen Schwächen ihrer Fürsten von ihres, der Unterthanen Rechts wegen erheischen.

Vaterland! Es ist (sei ewig) ferne von dir, daß unser seit Jahrhunderten freies Volk bei einem allfälligen Widerspruch gegen widerrechtlich geglaubte Anmaßungen einer, sein, des Volkes Recht nur verwaltenden bürgerlichen Obrigkeit eine härtere Behandlung gefahren sollte, als Völker, die geglaubten Anmaßungen ihrer ihnen vorgesetzten fürstlichen Behörden widerstehen.

Vaterland! Unsre Väter dachten sich bei dem Wort: „Wir sind frei“ neben vielem andern auch dieses: Wir sind konstitutionell gesichert, von unsern Regierungen individualiter mit mehr Sorgfalt, mit mehr Schonung und mit mehr Edelmut behandelt zu werden, als wenn wir nicht frei wären.

Der Vorzug freier, oder welches im Wesen gleichviel ist, wahrhaft konstitutioneller Verfassungen besteht bestimmt in der gesetzlich eingelenkten und konstitutionell gesicherten Mäßigung der kollektiven Ansprüche unsers Geschlechts, d. i. des Staats und seiner Behörden gegen die Ansprüche der Individualexistenz der Bürger,[1]) gegen ihr häusliches Leben und ihren Stand und Beruf. Diese gesetzliche Sicherheit der Schonung der Individuallage der Bürger und der damit so innig verbundenen Schonung ihrer Standes-, Berufs- und Gemeindsrechte, sowie der durch diese Rechte erworbenen Güter selber bis auf die Erziehungs- und Armenfonds hinab ist von solcher Wichtigkeit, daß wir die Natur und den Unterschied der kollektiven und individuellen Existenz unsers Geschlechts in ihren Ursachen und in ihren Folgen nicht genug ins Aug fassen können.

Die erste, die kollektive Existenz unsers Geschlechts nimmt an sich und als solche vorzüglich diejenigen Kräfte und Anlagen

[1]) der Bürger „gegen die in dem Wesen der Menschennatur selbst gegründeten Rechtsansprüche des häuslichen Lebens und der den Segen dieses Lebens äußerlich möglich machenden und begründenden bürgerlichen Berufe und Gewerbe.“ Diese gesetzliche Sicherheit . . .

unsrer Natur in Anspruch, die wir mit den Tieren des Feldes gemein haben. Desnahen hat auch die Bildung zur Zivilisation wesentlich und vorzüglich die Ausbildung eben dieser Kräfte und Anlagen zum Gegenstand, woraus dann folgt, daß diese Bildung, wie sie an sich und isoliert in ihrer Beschränkung dasteht, nichts anderes anspricht und ansprechen kann, als gesellschaftliche Ausbildung des tierischen Sinnes und der tierischen Kraft unsrer Natur; und hinwieder, daß tierische Beschränkung in menschlichen Anlagen und tierische Verwilderung im menschlichen Streben eine unausweichliche Folge dieser Bildung sein müßten, wenn sie isoliert sich selbst überlassen auf die menschliche Natur einwirkte.

Es ist offenbar, diese Bildung begünstigt, also ins Auge gefaßt, die Fortdauer des innern Geistes und des innern Strebens des wilden Naturlebens. Sie macht mitten im gesellschaftlichen Zustand eine tierisch gewaltsame Denkungs- und Handlungsweise nicht nur möglich, sondern selber als übereinstimmend mit ihr selbst und ihren Zwecken in die Augen fallen. — Nicht nur das, sie ist an sich auch geeignet, die bürgerliche Gewaltthätigkeit solcher Denkungs- und Handlungsweisen im gesellschaftlichen Zustand in Kunst- und Rechtsformen umzugestalten, deren inneres Wesen nicht nur nicht edler und menschlicher, sondern vielmehr noch oft wesentlich niederträchtiger und der Menschennatur unwürdiger ist, als die Handlungen der wilden Höhlenbewohner. In diesem Zustande geht das also umgestaltete gewaltsame Leben der bürgerlichen Uebermacht nicht blos, wie beim Wilden, von dem einfach aber kraftvoll entfalteten Tiersinn unsrer Natur aus, sondern es benutzt noch das innere Verderben der künstlichen Ausbildung der höhern menschlichen Kräfte zu seiner Unterstützung; es nährt sich an diesem Verderben und wird, wo eine wirkliche Kultur des Wesens der Menschennatur vorhanden, nur durch gewaltsame Unterdrückung der schon zum Bewußtsein gekommenen höhern Ansichten und höhern Ansprüche dieser Natur möglich gemacht.

Die zweite, die individuelle Existenz unsers Geschlechts nimmt im Gegensatz gegen die kollektive den ganzen Umfang unsrer Kräfte und Anlagen, und besonders diejenigen in Anspruch, die wir mit keinen Geschöpfen der Welt, die nicht Menschen sind, gemein haben. Daher ist denn auch die aus dem Bedürfnis dieser Existenz hervorgehende Kultur geeignet, den eingeschränkten und die Menschennatur nicht befriedigenden Erfolg der Zivilisationsbildung menschlich auszudehnen, zu erheben und zu veredeln. Sie ist geeignet, der sinnlich-tierischen Kraftentfaltung, die die bloße Zivilisationsbildung begünstigt, ein Gegengewicht zu verschaffen, durch welches die Fortdauer des innern Geistes und des innern Strebens des wilden Naturlebens im gesellschaftlichen Zustand gehemmt, seine tierisch-gewaltsame Denk- und Handlungsweise gemildert und selber der Kunstkraft, mit der es in diesem Zustand den Trug seiner Selbstsucht in Rechts- und Gerechtigkeitsformen umwandelt, ein Ziel gesetzt werden kann. Dadurch, nur dadurch allein

kann aber auch der Geist des wilden Naturlebens dem verfänglichen Raffinement, mit welchem im bürgerlichen Zustande so oft das Uebermaß der Niederträchtigkeit und der Unwürdigkeit bürgerlich bedeckt und als rechtsförmlich durchschlüpfen macht, sein gefährlichster Stachel benommen werden.

Das Individuum, wie es dasteht vor Gott, vor seinem Nächsten und vor sich selber, von Wahrheit und Liebe in sich selber gegen Gott und den Nächsten ergriffen, ist die einzige reine Basis der wahren Veredlung der Menschennatur und der sie bezweckenden wahren Nationalkultur.

Die Haushaltung, der enge Kreis von Vater und Mutter, wie er sich allmählich ausdehnt in Kinder, Verwandte, Hausgenossen, Gesinde und Arbeiter, ist in Rücksicht auf diese Veredlung der höchste Näherungspunkt des heiligen, ganz reinen Kulturstandpunkts der Individualität. Da, im Umkreis seiner Haushaltung, in der heiligen Näherung zur Individualität, d. h. des Individuums an das Individuum, findet unser Geschlecht gleichsam von Gott gegeben die eigentlichen unwandelbaren Mittel der naturgemäßen, allgemein harmonischen und progressiv steigenden Entfaltung des ganzen Umfangs seiner humanen Kräfte und Anlagen und mit diesen die eigentlichen unwandelbaren Mittel seiner Veredlung.

Je mehr sich der Mensch von diesem heiligen Kreis seiner naturgemäßen Entfaltung und der dadurch zu bezweckenden Veredlung seiner selbst entfernt, desto mehr entfernt er sich auch von dem Mittelpunkt seiner Gewalt gegen sein eignes tierisches Sein und gegen alles unedle Treiben der kollektiven Existenz unsers Geschlechts und mithin von der Basis der heiligen, in ihm wohnenden Selbstkraft gegen das Unterliegen unter seine sinnlich-tierische Natur und unter das mit ihm so innig verbundenen Zivilisations-Verderben[1]). Das Recht der individuellen Kultur ist also in seinem Wesen ein höheres Recht der Menschennatur, als das Recht der bürgerlichen Zivilisation und ihrer Ansprüche.

[1]) Zivilisationsverderben. „So sehr also indessen die individuelle Kultur mit der kollektiven in allen nicht ganz unkultivierten Staaten innig und unzertrennlich zusammenhängt, so ist das Recht der individuellen Kultur dennoch auf eine Art als ein höheres Recht, als das Recht ihres kollektiven Zustandes anzusehn. Die Ansprüche der individuellen Kultur gehn aus der Natur der Kräfte, die allen menschlichen Ansprüchen zumgrund liegen, hervor; die Ansprüche des kollektiven Zustandes unsers Geschlechts gehen nicht also rein aus der Natur der menschlichen Kräfte selber, sie gehen zumteil auch aus den willkürlichen Zwecken menschlicher Verbindungen in Rücksicht auf den Gebrauch dieser Kräfte hervor. Individuelle Kultur ist in ihrem Wesen das eigentliche Fundament der Segenskräfte der kollektiven Menschenkultur, daher ist auch das Recht der individullen Kultur als das durch die Menschennatur selbst begründete, unzerstörbare, innere Fundament aller Ansprüche der kollektiven Kultur, der Zivilisation, folglich auch als das ewige, innere Fundament des Rechts der Zivilgesetze anzusehn.

Die Regierungen der Staaten scheinen diesen Gesichtspunkt auch fast in allen Epochen der kultivierten Menschheit wirklich, wo nicht erkannt, doch anerkannt zu haben. Der Unterschied, den sie fast allenthalben in der Behand-

Die Regierungen der Staaten scheinen diesen Gesichtspunkt fast in allen Epochen der kultivierten Menschheit wirklich wo nicht erkannt doch anerkannt zu haben. Der Unterschied, den sie fast allgemein zwischen der Art, wie sie die Angelegenheiten der Justiz, der Finanzen, der Polizei und des Militärs, und hingegen diejenigen der Kirche, der Schulen und des Armenwesens ansehen und behandeln, zeigt unwidersprechlich, daß ein inneres Gefühl von dem höheren heiligern Wert der individuellen Existenz unsers Geschlechts gegen die kollektive allgemein in der Tiefe der Menschennatur statt finde und in den Geist jeder Gesetzgebung, selber dem Gesetzgeber unbewußt, hineindringe. Alle Regierungen behandeln die Angelegenheiten der Justiz, der Polizei, der Finanzen und des Militärs unbedingt als reine Angelegenheiten der kollektiven Existenz unsers Geschlechts, des Staats; die Kirchen-, Schul- und Armenangelegenheiten hingegen als Gegenstände, die, von der Rechtsansprache der kollektiven Existenz unsers Geschlechts gewissermaßen unabhängig, die Sache der Individualität und des engern häuslichen Lebens unsers Geschlechts sind. Sie sind selbst in ihrer höchsten Allgemeinheit nicht nur nie blos statistisch (staatlich?) sondern überall und immer wesentlich vaterländisch betrachtet worden.

Sie sind dieses. Kirchen-, Schul- und Armenwesen sind im Staate unwidersprechlich und vorzüglich als die Sache der individuellen Existenz unsers Geschlechts anzusehen.

Die Kirche, zwar nicht insofern sie die persönlichen Schwächen der Regenten und die tiefsten Ungerechtigkeiten ihrer Behörden über Gott und sein Wort, über Wahrheit und Recht emporhebt, aber insofern sie das Menschengeschlecht ohne Unterschied der Person als gleiche Kinder Gottes behandelt und dasselbe individualiter zum Edelsten, zum Erhabensten, zum Göttlichen und Ewigen hinlenkt, insofern sie dasselbe auf dieser Bahn über alles Unrecht und alle Leiden der Welt und selber auch über die Leiden und das Unrecht der kollektiven An-

---

lung des Einkommens ihrer Zivil-, ihrer Justiz-, ihrer Finanz-, Polizei- und Militärbehörden und hingegen in der Behandlung der Fonds und der Einkünfte des Kirchen-, des Schulen- und des Armenwesens von jeher in allen christlichen Staaten gemacht haben und noch jetzt machen, zeigt unwidersprechlich, daß ein inneres Gefühl von dem höhern, heiligern Wert der individuellen Existenz unsers Geschlechts gegen die kollektive — allgemein in der Tiefe der Menschennatur statt finde und in den Geist jeder Gesetzgebung, selber dem Gesetzgeber unbewußt, hineindringe. Alle Regierungen behandeln die Angelegenheiten der Justiz, der Polizei, der Finanzen und des Militärs unbedingt als reine Angelegenheiten der kollektiven Existenz unsers Geschlechts — des Staates; die Kirchen-, Schul- und Armenangelegenheiten hingegen als Gegenstände, die, von dem Rechtsanspruche der kollektiven Existenz unsers Geschlechts gewissermaßen unabhängig, die Sache der Individualität und des engern häuslichen Lebens unsers Geschlechtes und seiner wesentlich höhern Menschlichkeitsansprüche anzusehen sind. Sie sind selbst in ihrer höchsten Allgemeinheit nicht nur nie blos statistisch, (staatlich) sondern überall und immer wesentlich vaterländisch betrachtet worden.

Sie sind dieses wirklich." Kirchen-, Schul- und Armenwesen . . .

sicht unsers Geschlechts und des aus ihr notwendig hervorgehenden Zivilisationsverderbens emporhebt.

Hinwider die Schulen, zwar auch nicht, insofern sie den Kindern bloße Zivilisationskenntnisse (und Zivilisationsfertigkeiten durch Abrichtungskünste C. A.) mechanisch-mnemonisch und selber geistig verhärtet einüben, und ebenso wenig dadurch, daß sie ihnen bloße Zivilisationsfertigkeiten physisch habituell machen, sondern insofern sie die Menschlichkeit unsrer Natur in allen ihren Anlagen harmonisch ansprechen und ihre Kräfte mit dem Heiligthum des häuslichen Lebens und seinem göttlichen Sinn in Uebereinstimmung entfalten.

Auch das Armenwesen, freilich hinwieder nicht, insofern es der Staat auf das Fundament papierner Register und seelenloser Rapporte von eiskalten Behörde-Menschen nach den positiven Rücksichten der kollektiven Existenz unsers Geschlechts der Landesbevölkerung, des Militärwesens, der Fabrik- und Landbaubedürfnisse ins Aug faßt, sondern insofern der Arme als Individuum durch die individuelle Besorgung des Armenwesens selber den fünf Sinnen der nicht armen [Individuen des Staats][1]) als einer menschlichen Besorgung würdig und zu derselben berechtigt nahe gestellt und zu einer ihr menschliches Herz lebhaft anregenden Anschauung gebracht wird, also daß die Pflicht, ihn menschlich zu besorgen, ihnen als der höchste, heiligste Segen ihres Menschenlebens in die Augen fallen muß.

Nach dieser höhern und allein wahren Ansicht der Sache ist es, daß die Angelegenheiten der Kirche, der Schulen und des Armenwesens durchaus nicht als die Sache der kollektiven Existenz unsers Geschlechts angesehen werden können, sondern absolut als die Sache der Individuen und des heiligen höhern Interesses der Menschennatur, wie diese sich nur in den engsten nächsten Verhältnissen des häuslichen Lebens ausspricht, angesehen werden müssen. Von dieser Seite ist es auch, warum die Fonds der Kirche, der Schulen und des Armenwesens von jeher nicht als Staatsfonds, sondern als Fonds der Individuen und der als Individuen in städtischen und ländlichen Gemeinden vereinigten Eigentümer derselben angesehen worden. Auch ihre Steuerfreiheit hatte ganz gewiß eben diese heilige innere Ansicht des Gegenstandes zu ihrem Grund.

Buonaparte hat vielleicht im ganzen Umfang der Entnatürlichung der heiligen Macht der Fürsten, sowie im ganzen Umfang seiner Majestäts-Unmenschlichkeiten gegen das Volk nichts gethan, das in die Zerstörung der Fundamente aller menschlichen Kultur und in die Heiligkeit alles menschlichen Zusammenlebens so tief einwirkte, als das, daß er die Kirchen-, Schul-, Armen- und Gemeindegüter gänzlich Maßregeln und Verfügungen unterworfen, die aus dem isolierten ins Aug fassen der kollektiven Existenz unsers Geschlechts hervorgingen. Er warf so das göttliche Recht der höhern Ansicht, die diese Güter von

[1]) [—] fehlt in C. A.

jeher näher an die Individualität der Staatsglieder ankettete, dem rohen Fußtritt unheiliger Staatsgewalten mit einer Kraft und mit einer Kunst dar, wie sie vielleicht, so lange die Welt steht, nie also dem Fußtritt einer bösen Gewalt dargeworfen worden.

Er hat zwar den Staatsgrundsatz der einseitigen Unterordnung dieser Güter unter die Ansichten der kollektiven Existenz unsers Geschlechts nicht erfunden. Dieser Grundsatz war vor ihm schon da; aber vor ihm lebte noch ein stilles Bewußtsein des diesfälligen Unrechts allgemein, selber im Herzen derer, die es thaten. Es hinderte sie gewöhnlich, das ganz frei und ganz derb auszuführen, was sie zwar wie er gelüsteten, aber nicht wie er durften. Er hat aber das Bewußtsein dieses Unrechts aus der Seele auch des letzten Mannes, den er als Staatsmittel im Dienst seiner Selbstsucht hatte, bis auf seine letzte Spur ausgelöscht Ob also die grellste Erscheinung des Uebels gleich seine Sache ist, das Uebel selber hat vor ihm tief in den Geist der meisten Staatsverwaltungen eingegriffen. Es mußte tief darein eingreifen, weil Religion, Kultur und häusliches Leben, diese ewigen und im gesellschaftlichen Zustand einzigen Stützen der Individualrechte unsers Geschlechts, in ihren Fundamenten erschüttert, bei dem zum Dienst ihrer Fonds kirchlich und bürgerlich aufgestellten Personal den heiligen Respekt unsrer Väter für die Natur dieser Güter und die edle Zartheit im Gebrauch derselben ausgelöscht fanden. Es mußte darein eingreifen, weil das, was der Menschheit als ein Heiligtum vertraut war, von denen, in deren Hand es gelegt gewesen, im Innersten ihres Herzens nicht mehr als dieses Heiligtum anerkannt worden. Es mußte dieses, weil die Kirchengüter in der Hand der Geistlichen selber nicht mehr zu dem, was dem Christentum das Heiligste, die Armengüter in der Hand der Armenpfleger selber nicht mehr zu dem, was der Armut das Wichtigste, die Schulfonds von den Erziehungsbehörden selber nicht mehr zu dem, was für die Erziehung das Wesentlichste, weil endlich die Stadt- und Gemeindegüter von den Gemeindevorgesetzten selber nicht mehr zu dem, was der Aufnahme der Städte und Gemeinden das Unentbehrlichste und zur guten Besorgung des Interesses der Individuen derselben unumgänglich notwendig ist, angewandt wurden.

Mit diesem Zustand der Dinge muß das Dominium supremum gegen den zum Nachteil der eigentlichen Eigentümer des Fonds zum höchsten gestiegenen Mißbrauch ihrer Administration notwendig eintreten und Buonaparte hatte ganz Recht, daß er die Güter, die der Religion dienen sollten und ihr nicht dienten, nicht forthin in den Klostermauern verfaulen lassen wollte. Er fürchtete, und auch dieses mit Recht, die bösen Ausdünstungen ihres Verfaulens. — Ebenso hatte er ganz gewiß Recht, zu verhüten, daß die Gemeindegüter in Städten und Dörfern nicht forthin als Apanage der bürgerlichen Ratsherrnfamilien und sogar der nicht einmal bürgerlichen Dorfvorgesetztenhäuser benutzt und verschleudert werden sollen. — Er hatte ganz gewiß Recht, daß er die Schul- und Erziehungsfonds nicht mehr dem Trugdienst

einer oberflächlichen und den ersten Bedürfnissen einer wahren Erziehung im Weg stehenden Scheinkultur dargeworfen wissen wollte. — Er hatte gewiß Recht, daß er die Armenfonds dem Raub der Armenpfleger entrissen und nicht ferner mitten im Hunger und Mangel zahlloser wirklicher Armen der sogeheißenen standesmäßigen Erhaltung, d. h. dem Komödiantenleben und den Hoffartsausgaben und dem Müßiggang zurückgekommener begünstigter Familien-Verschwender und ihrer würdigen, aber zu allem unbrauchbaren Nachkommenschaft u. s. w. u. s. w dargeworfen wissen wollte. — Er hatte gewiß Recht, daß er die Rechnungen von diesen Fonds nicht in alle Ewigkeit durch von Behörden begünstigte Günstlinge und von Günstlingen begünstigte Behörden unbedingt als richtig erfunden erscheinen lassen wollte.

Es ist unstreitig, er hatte zu allem diesem als Souverän, als heilige Obhut über die Individualrechte der Bürger, als heilige Schutzwehr gegen die Leiden der Schwachen nicht nur ein hohes Recht, er hatte eine heilige Pflicht zur ernsten Dazwischenkunft gegen alle Verletzungen der ersten heiligsten Bedürfnisse des gesellschaftlichen Zustandes, — aber sein einziges Recht dazu ging unzweideutig nur aus der innern Natur seiner Stellung als Souverän zum Staat, es ging allerdings nur aus dem Wesen der heiligen Macht, die dieser Stellung eigen ist, und durchaus nicht aus seiner Persönlichkeit hervor[1]) und durfte von

[1]) Persönlichkeit hervor. „Es durfte im rechtlichen Sinn von ihm durchaus nicht zu seinem Persönlichkeitsdienst, durchaus nicht zum Dienst seiner, von dem sittlichen geistigen und häuslichen Zustand der Individuen seines Reichs unabhängend ins Aug gefaßten, kollektiven Existenz desselben gebraucht werden, es durfte im rechtlichen Sinn des Wortes durchaus nicht zum Dienst der von ihm selbst erschaffenen Bedürfnisse seiner Militär-, Finanz-, Polizei- und ihrer, durch ihn auf die oberste Stufe des Verderbens gebrachten Ansprüche benutzt und gebraucht werden. Sein, das aus seiner Stellung als Souverän hervorgehende dominium supremum war in seiner Hand und ist in der Hand eines jeden Fürsten, in menschlicher und rechtlicher Ansicht, wesentlich ein hohes, göttliches Gewaltsrecht zur Verhütung und Stillstellung des Mißbrauchs, den jeder einzelne Bürger, jeder einzelne Stand, jede einzelne, gesellschaftliche Vereinigung von ihrem, ihnen vom Staat garantierten und beschützten Eigentum zur unrechtlichen Beschädigung und zur unrechtlichen Erwerbsstörung, sowohl ihrer Miteigentümer als des eigentumslosen Mannes im Land machen könnten, und von den Mitteln, die ihnen das Eigentum dazu gibt, zu machen gelüsten könnten. Es ist unwidersprechlich, daß dieses Recht in seiner Hand, sowie in der Hand eines jeden Fürsten dahin wirken soll, daß das in den Händen von Privatleuten, seien sie wer sie wollen, rechtlich beschützte Staatseigentum nicht wider das Recht und die Bedürfnisse des Staats selber, nicht zur Untergrabung des öffentlichen Wohls und der allgemeinen Rechte der Staatsglieder mißbraucht werden könne. Es ist unwidersprechlich, dieses dominium schließt in seinem Wesen für den Fürsten den öffentlichen Pflichtauftrag ein, mit der Staatsmacht, die in seiner Hand ist, zu verhüten, daß das in Privathänden sich befindende Eigentum nicht wider den Zweck, um dessen willen die freie Erde eigentümlich gemacht worden, gebraucht und dadurch das Wesen des Eigentumsrechts vom Eigentümer selber im Heiligtum seines Ursprungs gefährdet werden könne. Es ist in der Hand der Fürsten ein heiliges Gewaltsrecht, das den öffentlichen Pflichtauftrag in sich hält, durch die Staatsgewalt, die in ihrer Hand ist, dahin zu wirken, daß das Staatseigentum zum allgemeinen Schutz und zur allge-

ihm durchaus nicht zum Dienst der von ihm selbst erschaffenen Bedürfnisse der kollektiven Existenz seines Reichs und zum Dienst seiner Militär-, Finanz- und Zivilbehörden und ihres durch ihn auf die oberste Stufe gebrachten Verderbens angesprochen und gebraucht werden. Man kann sich aber nicht verhehlen, er konnte auch nicht leicht zwischen den Gütern und Mitteln, die in seiner Hand lagen, den Unterschied machen, den er hätte machen sollen. Wie er war und lebte, konnte er gewiß die heiligsten Güter nicht leicht zum Dienst alles Reinen, Edeln und Hohen, das in seinem Reich noch wirklich war, gebrauchen. Wie er war und lebte, schien er selber nicht zum Mittelpunkt alles Reinen, Edeln und Hohen, er schien nicht zum Souverän geboren. Ach! er hätte es sein, er hätte es werden können, wäre er gegen sich selbst der Held gewesen, der er gegen die Welt war, hätte er für seine Brüder, die Menschen, sich selbst überwunden, er wäre der menschliche Erlöser unsers gesellschaftlich so tief gesunkenen Geschlechts, er wäre der Engel des Weltteils, er wäre die Krone aller europäischen Weisen, er wäre der Souverän aller europäischen Herzen geworden. — Er ist es nicht geworden. Er hat sich nicht selbst überwunden, er hat sich in keinem Stück seinen Brüdern, den Menschen, gleich stellen wollen.

So wie er war, Sieger aller Welt, aber überwunden von sich selbst und unterlegen seiner eignen Schwäche und einer mit seiner Höhe wesentlich unvereinbaren Selbstsucht, schien er wirklich nicht zum Souverän, er schien nur zu einem Dienstmann, aber auch zu einem unvergleich-

meinen Belebung aller guten, segnenden Kräfte, die das Eigentum im gesellschaftlichen Zustand zu entfalten, zu bilden, zu stärken und zu vervollkommnen geeignet ist, benutzt werde und benutzt werden könne. Diese Ansicht des dominium supremum ist freilich auch in Rücksicht auf Buonaparte ganz wahr, aber dann ist auch wahr, wie er war, wie er lebte und wie die Menschen seiner Zeit auch waren und vor ihm standen, war's freilich doch für ihn keine leichte Sache, zu dieser Rechtsansicht dieses Gegenstands zu gelangen. So gewiß, als es mit Recht gesagt ist, es sei schwer, daß ein Reicher in das Reich Gottes komme, so gewiß ist es auch, es war schwer, es war beinahe unmöglich, daß ein Mann, der mit Buonaparte's Natur und mit Buonaparte's Kraft unter der Schwäche seines Zeitgeschlechts dastand, wie er unter demselben dastand und sich von ihm mit allen Reizen und mit allen Kräften des vor ihm schon hochgereiften Weltverderbens auf eine Laufbahn hingerissen fand, wie die seinige war, das dominium supremum nur als eine Pflichtstelle zum Dienst von Ansichten der Welt und des Menschengeschlechts, die nicht die seinigen waren, anzusehen und in dieser Rücksicht zwischen Kirchen-, Schulen- und Armenfonds und zwischen allen andern Regierungseinkünften den Unterschied anzuerkennen, der freilich aus der höhern Ansicht dieses Gegenstandes wirklich herausfällt. Das ist so wahr, daß ich gewissen Leuten, die die Kraftjagd des toten Löwen nach Geldmitteln für seine Zwecke so viel schlechter finden, als ihre schwache Kleinjagd nach gleichen Mitteln und nach gleichen Zwecken, hie und da gern ins Ohr sagen möchte: Wer ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein auf ihn! — Es ist aber freilich auch wahr, er schien auch nicht zu einem Ideal der menschlichen, rechtlichen Souveränität, er schien nicht zum idealischen Mittelpunkt alles Edeln, Schönen, das im Staat, das im Menschengeschlecht wirklich war, er schien nicht zum Souverän, er schien nicht zum Ideal der Souveränität geboren. Ach, wäre er's gewesen, hätte er es sein, hätte er es werden können, wäre er gegen sich selbst . . .

baren Dienstmann, er schien zum allergewandtesten Minister des erhabensten Souveräns geboren. — Wäre er dieses geworden[1]), hätte er einem wahrhaftig menschlich-erhabenen Souverän gedient, er hätte sich wahrscheinlich zur ersten Höhe der Menschlichkeit erhoben. Ganz gewiß hätte er die tief in seiner Brust angegriffene Zartheit der reinen hohen Menschlichkeit in sich selbst wieder hergestellt. Er hätte, wäre er das geworden, den ganzen Umfang der Kräfte aller Staatsbehörden als erhabenes Mittel der Befriedigung des fürstlichen Vaterherzens zum Dienst des höchsten Staatsinteresses und zum Heil aller Staatsglieder unter sich selber in Harmonie gebracht, wie die Kräfte der Staatsbehörden vielleicht so lange die Welt stand, noch nie zur Befriedigung des Vaterherzens der Fürsten und zum Heil aller Staatsglieder in Harmonie gebracht worden sind. Aber der auch in der Vernichtung alles Edelmuts noch fast bis zur Erhabenheit große Mann verachtete alles, was ihn nicht beherrschte und fand Niemand, der ihn zu beherrschen vermochte. Er fand keinen Herrn, im Gegenteil, er fühlte im entscheidenden Augenblick, daß er, ohne sich selbst zu beherrschen, die Welt zu beherrschen vermöge, und war (er machte sich selbst dazu) Selbstherr und damit Geißel der Welt, zu erwecken die schlummernde Schwäche unsers Geschlechtes und zu entfalten den Geist und die Natur des ewigen Krieges unsers sinnlichen Wesens gegen unser sittliches menschliches Sein, darzustellen die Natur dieses Kriegs gegen die heiligsten Ansprüche unsrer Natur in der ganzen Scheußlichkeit seiner höchsten gräßlichsten Gestalt.

---

[1]) Wäre er das geworden, er hätte die tief in der Brust eines jeden wahrhaft großen Mannes ewig liegende Zartheit der reinen, hohen Menschlichkeit in sich selber erhalten, und wäre er das geworden, er hätte den ganzen Umfang der Kräfte aller Staatsbehörden als erhabenes Mittel der Befriedigung des fürstlichen Vaterherzens unter sich selbst in Harmonie gebracht, wie diese Kräfte vielleicht, so lange die Welt steht, noch nie in Harmonie gebracht worden sind. Das Vaterherz seines Fürsten hätte ihn durch die tägliche Anschauung der göttlichen Quelle des Landessegens, die in der heiligen Höhe dieses Herzens liegt, dahin erhoben, in der Belebung, Erhaltung und Veredlung der Wohnstubenkräfte in den niedern Hütten, in der Belebung, Erhaltung und Veredlung des Vatersinnes und des Kindersinnes im Volk, das heilige Band zwischen dem Souverän und dem Staat und in ihm die ewigen Fundamente einer Staatskunst und einer Staatskraft erkennen gemacht, die, wenn sie Europa einst erkennen wird, die Nachwelt über die Natur einiger unsrer diesfälligen Zeitansichten erstaunen machen wird. Gott! Was hätte eine solche Unterordnung des großen Mannes unter ein offen und frei sich aussprechendes, erhabenes Fürstenherz werden können! Aber dieses Heil wurde der Welt nicht zuteil. Er hätte in jungen, sehr jungen Jahren dem Thron und dem Herzen eines solchen Fürsten nahe kommen müssen. Später wäre eine solche Näherung nicht mehr möglich gewesen. Seine Schicksale hatten die in der Brust eines jeden großen Mann's ewig liegenden, zarten Keime der reinen, hohen, wahren Menschlichkeit frühe in ihm mächtig geschwächt, und der jetzt in der Zernichtung seiner ursprünglichen, innern Edelmut dennoch bis zur Erhabenheit sich selbst kraftvoll fühlende Mann verachtete bald alles, was ihn nicht zu beherrschen", und fand Niemand, . . .

Der Krieg gelang ihm; — glaubte ich nicht an Gott, ich sagte, die Aufgabe der Hölle ist ihm gelungen, wie sie keinem Sterblichen, keinem Sünder gelungen. Ich vermag es nicht, das Bild, das er aus sich selber gemacht, auszumalen. Er hat das Wort, das ewig wie eine Scheidewand zwischen der Menschlichkeit und der Unmenschlichkeit unsers Geschlechts feststeht, das Wort, das von jeher das Losungswort aller, in der tierischen Ansicht der kollektiven Existenz unsers Geschlechts versunkenen Gewalthaber war, das Wort, das Kain gegen Gott selber auszusprechen wagte, das Wort: „Soll ich meines Bruders Hüter sein", auf seinem Thron mit einer Kraft und mit einem Glück ausgesprochen, wie es vor ihm noch kein Mann auf dem Thron mit gleichem Glück und mit gleicher Kraft ausgesprochen, und es ging lang, sehr lang, ehe er für dieses Wort der Lästerung gegen die Menschennatur unstät und flüchtig werden mußte auf der ganzen Erde. Sein Krieg gegen das Menschengeschlecht gelang ihm im Süden und im Norden, er gelang ihm vom Rhein bis an die Wolga. Er setzte mit einer Hyänengewalt als sein Recht durch, was vor ihm nur von listigen Füchsen und von fetten schleichenden Dachsen und zwar soviel möglich mit Ausweichung alles Maulbrauchens über ihr Recht nur erkapert worden.

Sein Weg war groß. Gott, der die Schicksale der Menschen leitet, hat uns durch ihn den Stein des Anstoßes, der von jeher dem reinen Segen des gesellschaftlichen Zustandes im Wege stand und ihm ewig im Wege stehen wird — das Verderben des überwiegenden Einflusses der kollektiven Existenz unsres Geschlechts über seine individuelle — auf eine Weise fühlen gemacht, wie das Menschengeschlecht in einer Reihe von Jahrhunderten diesen Stein des Anstoßes nicht gefühlt hat.

Er, der die Schicksale der Menschen leitet, hat uns in der Kraft des, ich möchte sagen, in der Unmenschlichkeit fast noch erhabenen Mannes, die ganze Nichtigkeit und die ganze Schrecklichkeit des gesellschaftlichen Zustandes, wenn er nur als der Zustand der kollektiven und nicht als der Zustand der individuellen Existenz unsers Geschlechts ins Aug gefaßt wird, auf eine Weise fühlen gemacht, wie sie die Welt noch nie gefühlt hat. Er, der die Schicksale der Menschen leitet, hat uns in dem allgemeinen Zeitanhang, den die böse Kraft seiner einseitigen Ansicht unsers Geschlechts auf dem ganzen Umfang des Weltteils, in Staaten wie bei Individuen, bei Fürsten und Regierungen wie beim Volke gefunden, ebenso wie es die Welt noch nie gesehen, gezeigt, wie leicht unser Geschlecht beim Hochgenuß der tierischen Befriedigung im kollektiven Leben sich gegen die ersten heiligsten Bedürfnisse und Ansprüche des individuellen Seins unsers Geschlechts tierisch verhärtet. Er hat uns gezeigt, wie unser Geschlecht leicht dahin kommt, alles, was die Lust des kollektiven Lebens, was auch der höchste Mutwille seines Verderbens und seiner Verworfenheit anspricht, als wahres Menschenrecht und als ein mit den reinen Ansprüchen unsrer Natur übereinstimmendes und ihr wirklich genugthuendes Staatsrecht anzusehen.

Der Weltanhang, den ihm der Mutwille und die böse Lust seiner Kraft verschaffte, ging so weit, daß, indem er mit dem höchsten Anschein eines ganz sichern Erfolgs die Anbetung der Welt ansprach, er dann noch mit dem Wort jener Lästerung auf der Zunge und zwar vom hochbewunderten Märtyrer der Ansprachen (Ansprüche) nicht nur des heiligen Stuhls, sondern auch der römischen Curia, zum Nachfolger des allerchristlichsten Königs und des apostolischen Kaisertums in einer christlichen Kirche mit dem heiligen Oel gesalbt worden.*)

Die Art, wie er sich diesen Anhang vom niedrigsten Volksgesindel bis zu den ersten Häuptern der Kirche und Staaten hinauf so schnell zu erwerben und so lange zu erhalten vermochte, bleibt ewig ein Meisterstück der höchsten menschlichen Kunst im höchsten menschlichen Verderben. —

Es ist gar nicht sein Schwert, durch das er dieses bewirkt. Vor diesem floh freilich die Welt, aber um des Blutes willen, das er damit vergoß, hing auch keine Menschenseele an ihm. Nein, um des Blutes willen, das er vergoß, um der Wüsten willen, die er schuf, hing auch keine Seele an ihm. Auch nicht um der Witwen und Waisen willen, die er machte[1]) doch er machte in seinem Sinn nicht sowohl Witwen und Waisen, er machte nur Staatsgut — also auch um des Staatsguts willen, das er machte, hing keine Seele an ihm. Nein, es ist nicht sein Schwert — seine Geisteskraft ergriff die Schwäche der Menschheit mit unwiderstehlicher Gewalt. — Er sprach zu der Ehre: Sei nicht mehr Ehre, erhebe auch den Bettler und den Schurken für mich! — und die Ehre war nicht mehr Ehre, sie erhob auch den Bettler und den Schurken für ihn. Er gebot dem Mut: Achte das Recht nicht und sei im Unrecht verwegen wie ich! — und der Mut achtete das Recht nicht und war im Unrecht verwegen wie er. Er sprach zu der Wollust: Steh mir zur Seite und übertreffe dich selbst für mich! — und die Wollust stand ihm zur Seite und übertraf sich selbst für ihn. — Er sprach zu der Erleuchtung und zu den Einsichten der Welt: Verschwindet für die Völker, leuchtet nur mir, nur durch mich, nur für mich! — und die Erleuchtung und die Einsichten der Welt verschwanden für die Völker und leuchteten nur ihm, nur durch ihn, nur für ihn. Er sprach selber zur Treu: Werde Untreu für mich! — und selber die Treu ward Untreu für ihn. Er sprach zum Fleiß: Arbeite in Ketten für mich! — und der Fleiß arbeitete in Ketten für ihn. Er sagte zum Menschengeschlecht wie zu einem einzigen Mann: Gehe hin! — und es ging

*) Pius VII., der Märtyrer der Ansprüche des heiligen Stuhles, weil diese Ansprüche von Napoleon nicht anerkannt wurden, salbte ihn dennoch als Kaiser am 2. Dezember 1804. (D. H.)

[1]) die er „mit seinem Schwert machte. Nein es ist nicht das Schwert, durch das er sich seinen Anhang und seine Kraft verschaffte, nein es ist die Geisteskraft. Diese" ergriff die Schwäche . . .

hin; komm her! — und es kam her. Er sprach das Wort aus: Thust du das, dann hast du! — und die Geschlechter der Menschen und selber ihre Führer verloren den Abscheu vor dem Schändlichsten, vor dem Niederträchtigsten, vor dem Abscheulichsten, aus Begierde nach seinem: Dann hast du. Er sprach hinwieder: Thust du's nicht, dann wirst du! — und die Geschlechter der Menschen und selber ihre Führer verloren die Achtung für das Heiligste und das Gefühl ihrer eignen Natur und das Schlagen ihres eignen Bluts aus Furcht vor seinem: Dann wirst du! — Er war die Seele, er war der Hauch, er war der Atem, er war das Leben aller Gewaltsgelüste seiner Tage. Er belebte sie auf dem Throne, er belebte sie in den Behörden, er belebte sie selber in den Schenken, wie sie noch niemals auf dem Throne, in den Behörden und in den Schenken belebt worden. Er war die Seele[1]) und die Lust aller verdorbenen Männer und Staatsmänner; die Mark in den Knochen, Blut in den Adern und hinter ihren fünf Sinnen gute Nerven hatten. Er war aber auch der Schrecken aller derer, denen dieses fehlte.

Mit dieser Kraft und mit diesem Anhang auf dem Throne hat er der Menschheit ein Licht über die Natur der Souveränität und ihren heiligen Zusammenhang mit den ersten Bedürfnissen der Individualitätsexistenz unsres Geschlechtes angezündet, wie unter dem dunkeln Himmel unsers gesellschaftlichen Zeitverderbens lange keines brannte; und indem er dieses gethan, hat er die Welt das Bedürfnis einer heiligen, über die Ansprüche der kollektiven Existenz unsers Geschlechts und über alles Verderben des Personals ihrer bürgerlichen Organisation, über alles Verderben der Staatsbehörden und Staatsgewalten erhabenen heiligen Macht, eines über alles dieses Verderben erhabenen Individuums und einer Staatsverfassung, die die Individualität dieser geheiligten Person nicht nur gesetzlich, sondern auch psychologisch zum freien Vater aller ihrer Kinder und zum Mittelpunkt des Schutzes der Individualrechte und der Individualbedürfnisse von allen ihren Kindern empor zu heben geeignet ist, auf eine Weise gezeigt, wie es die Welt in einer Reihe von Jahrhunderten nicht gesehen.

Er hat dem Weltteil über das Göttliche und über das Tierische des gesellschaftlichen Regierens und über das Göttliche und Tierische des gesellschaftlichen Gehorchens, und selber auch über das Göttliche und über das Tierische des gesellschaftlichen Freiseins und Freiseinwollens ein Licht angezündet, wie, so lange der Weltteil be-

[1]) die Seele aller im bloßen Sinnenkreis des Lebens befangenen Kraftmänner und Kraftstaatsmänner seiner Zeit. Er war aber auch der Schrecken und der Jammer von allen, die bei ähnlichen Seelengelüsten das dafür nötige Mark nicht in den Beinen, das dafür nötige Blut nicht in den Adern und hinter ihren fünf Sinnen schwache Nerven hatten.

So war er. Diese Kraft hatte er. So machte er sich seinen Anhang. So schwang er sich auf den Thron, und mit dieser Kraft und mit diesem Anhang auf dem Thron ist es, daß er dem Menschengeschlecht" ein Licht über die Natur der Souveränität . . .

völkert ist, noch keines auf demselben brannte. Der Weltteil sollte ihm einen Tempel bauen, kein Sonnenstrahl sollte in seine hohen Hallen eindringen, aber auf seinem Altar sollte ein ewiges Licht brennen, wie noch keines in einem hohen Tempel hoch auflodernd brannte und am Fußgestell des Altars sollten vom gleichen Feuer entflammt die Worte leuchten:

Das ist Buonaparte's Licht für den Weltteil!

Der Streit der Welt, der ewige Krieg des gesellschaftlichen Zustandes ist nichts anderes, als der Hochkampf Buonapartes mit dem bessern, edlern Wesen der Menschennatur. Er ist nichts anderes, als sein Hochkampf mit dem Recht der Menschennatur und der aus diesem Recht hervorgehenden Selbständigkeit des gesellschaftlichen Menschengeschlechts.

Buonaparte hat diesen Krieg des Menschengeschlechts gegen sich selbst, indem er ihn führte, wie ihn noch keiner führte, in das volle Licht seiner innern Wahrheit gesetzt. Er hat ihn nicht aufgehoben, aber erleuchtet, und dadurch Entsetzen über ihn in der Brust von Männern erzeugt, die vorher über ihn Freude hatten. Das ist schon ein Großes für die Menschheit.

Buonaparte hat die Ansprüche der kollektiven Existenz unsres Geschlechts gegen die Individualrechte desselben, indem er sie ad absurdum getrieben, in der höchsten Blöße ihres Irrtums und ihres Unrechts und so dargestellt, wie sie seit Jahrhunderten nie in der Blöße ihres Irrtums und ihres Unrechts dargestellt worden.

Seine, Buonaparte's Erscheinung war notwendig. Das Gute, das er gewirkt, ist neu, das Böse[1]), das er that, ist in seinem Willen nichts weniger als neu.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, das Zeitalter, das ihm vorherging, zeigte eben wie das, so er selber erschaffen, eine heillose Unaufmerksamkeit auf die Individualexistenz und die Individualbedürfnisse unsers Geschlechts. Und selber das Zeitalter, das ihm jetzt nachfolgt

---

[1]) das Böse „hingegen, das er uns that, ist in seinen Mitteln und in seinem Wesen in unsrer Mitte schon alt, steinalt, und was schlimm ist, wir zeigen so wenig Lust, dieses alten Bösen, das er eigentlich in unsrer Mitte nur kraftvoll belebte, nicht erschuf, los zu werden, als das Wahre und Gute, das in seiner Erscheinung für Staaten, die es zu benutzen wußten, wirklich lag, durch Prüfung und Läuterung zu einer wirklichen Brauchbarkeit für uns zu erheben. Wir zeigen durchaus keine Neigung dafür, dem großen Licht, das seine böse Erscheinung uns wirklich angezündet, Kraft, Dauer und Nahrung zu verschaffen. Wir fassen seinethalben weder die Vergangenheit, noch die Gegenwart, noch die Zukunft mit der Unbefangenheit, Sorgfalt und Weisheit ins Aug, zu der eine Erscheinung, wie die seinige war, sich ein erleuchtetes und einer ernsten und kraftvollen Selbstsorge fähiges Volk erheben soll. Wir können uns nicht verhehlen, das Zeitalter, das seiner Erscheinung vorherging, zeigte eben wie das, so er selber erschaffen, eine merklich sichtbare Neigung und Vorliebe für die kollektive Ansicht der Staatskunst und des Staatsrechts und eine schon ziemlich grelle, heillose" Unaufmerksamkeit . . .

und in dem wir leben, selber dieses Zeitalter, ob es gleich das Zeichen der höchsten Verirrungen der kollektiven Ansichten unsers Geschlechts mit blutigen Streifen auf seinem Rücken herumträgt, ist nicht[1]) mit dem Heldensinn, mit dem es sollte, von seiner heillosen Kunst zur Unschuld der frommen Aufmerksamkeit unsrer Natur auf die Individuallage und auf die Individualbedürfnisse unsers Geschlechts zurückgekommen.

Gewiß ist, daß der von Buonaparte in Staub getretene und in seinem Blut gelegene Weltteil die schreckliche Erscheinung des großen Mannes und des großen Schauspieles nicht benutzt, wie man, da er, der Weltteil, noch im Staub und in seinem Blute lag, hätte glauben sollen, daß er sie, wenn er sich von seinem Lager wieder erheben sollte, benutzen würde. Er hätte Buonaparte's Erscheinung als eine hohe Offenbarung Gottes über das Wesen der Menschennatur und des gesellschaftlichen Zustandes anerkennen und die Erlösung aus den erduldeten Leiden als die Erlösung der Kinder Israels aus der Hand Pharao's und aus der Dienstbarkeit von Aegypten ansehen und unauslöschlich in seiner Seele bewahren sollen.

Man sollte glauben, da die Freiheit des Landes in ihrem Wesen allemal ein Heldensieg der individuellen Ansichten unsers Geschlechts über die Verirrungen der kollektiven ist, so sollten wir in unserm Schweizerland mit einem enthusiastischen Hochjubel von den Verirrungen dieser unfreien Heillosigkeiten allgemein zurückgekommen sein. Aber das ist durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil, seit Buonaparte's Er-

---

[1]) auf seinem Rücken herumträgt, „ist von den harten Streichen des Schicksals doch nicht zu dem Heldensinn erhoben worden, den es fordern würde, mit einer, einen guten Erfolg hoffenden Kraft von seiner heillosen Kunst in der kollektiven Ansicht unsers Geschlechts zu der frommen Aufmerksamkeit der Vorzeit, auf die Individuallagen und Individualbedürfnisse unsers Geschlechts zurückgekommen.

Man hätte freilich das Gegenteil erwarten sollen; aber es ist gewiß, daß unser Weltteil die schreckliche Erscheinung des großen Mannes und des großen Schauspiels nicht benutzt, wie er sollte, und wie, da er im Staub und in seinem Blut lag, alle Welt hätte glauben sollen, daß er sie benützen werde. Es ist gewiß, daß er sie nicht benutzt, wie er in diesem Zeitpunkt vereinigt aus einem Mund geschworen hätte, daß er es thun würde, wenn er sich je wieder aus dem Staub und aus seinem Blut erheben würde. Es ist gewiß, wenn er in der Gemütsstimmung geblieben wäre, von der damals, da er im Staub und im Blut lag, sein Herz und sein Mund voll war, so hätte er Buonaparte's Erscheinung als eine hohe Offenbarung Gottes über das Wesen der Menschennatur und des gesellschaftlichen Zustandes anerkannt und die Erlösung aus den erduldeten Leiden als die Erlösung der Kinder Israels aus der Hand Pharao's und aus der ägyptischen Dienstbarkeit angesehen und unauslöschlich in seiner Seele bewahrt. Und wenn ich diesen Gesichtspunkt, besonders in Rücksicht auf mein Vaterland, ins Aug fasse, so scheint mir, da die Freiheit des Landes in ihrem Wesen allemal ein Heldensieg der individuellen Ansichten unsers Geschlechts über die Verirrungen der kollektiven ist, so sollten wir in unserm Schweizerland mit einem enthusiastischen Hochjubel von den Verirrungen dieser unfreien, Buonapartischen Heillosigkeit in der, von der höchsten Unaufmerksamkeit auf das Wesentliche und das Heilige der Individuallagen unsers Geschlechtes ausgehenden Ansicht unsers gesellschaftlichen Zustandes" allgemein zurückgekommen sein. Aber das ist durchaus nicht der Fall. . . .

scheinung schwinden hie und da auch in unserm freien Vaterland immer noch mehr einige wesentliche Spuren der sanften Aufmerksamkeit auf die Rechtsansprüche der Individuallage und Individualrechte der Bürger und mit ihnen viele alte Regierungsgrundsätze, viele alte Regierungsformen, Mittel und Manieren, die den Geist dieser reinen, heiligen Aufmerksamkeit in lieblichen Näherungen zum Volksgeist väterlich an sich trugen, dahin und machen ebenso immer mehr einem unväterlichen, unfreien, unsanften, gebieterischen Regierungston, Regierungsstil und Regierungsmanieren Platz, die dem Geist unsrer anmaßungsloserr Väter, denen unser gutes, leitbares, aber des „geführt" und des „angeführt werdens" ungewohntes Volk so willig folgte, ganz fremd war.

Es ist gewiß, eben diese Menschen, die Buonaparte's heldenartige Heillosigkeiten wie gebrannte Kinder das Feuer fürchteten, gefallen sich jetzt wie noch nie in den Miniaturformen dieser Heillosigkeiten und in den kleinen, ich meine in denjenigen seiner Regierungsmittel, Grundsätze und Bonmots, die ihm allfällig auch Schülerknaben in der Komödie nachmachen und nachsprechen könnten.

Ich habe erst neulich einen bürgerlichen Regierungsstölzling, der noch vor keinem Jahr vor Buonapartes Konskription seines Söhnchens halber wie ein Espenlaub zitterte, jetzt nach seinem Sturz in unsrer Mitte das Wort aussprechen hören: „Die Kinder gehören nicht den Eltern, sie gehören dem Staat."[1]) Aber nein, Mitbürger! unsre Kinder gehören Gottlob noch uns, und durch uns, und durch niemand anders dem Vaterland, dem Staat — wir kennen keinen andern Staat als unser Vaterland und verwechseln die Wörter: „Hoffart" und „Staat", wenn es die Sache des Vaterlandes betrifft, nicht gerne als Synonymen mit einander.·)

Wir sind, durch Gesetz und Recht unter einander verbunden, unser Staat selber. Wir dürfen es sagen, denn wir sind es, und das konstitutionell und von Rechts wegen, und zwar so lange, als wir keinen Fürsten haben, dem der Staat und wir selber zugehören. Noch haben wir keinen, noch sind wir frei, noch schlägt unser Herz in diesem Geist und wir lieben über diesen Punkt keine Zweideutigkeiten und keine Einlenkungen zu Zweideutigkeiten, — und es ist unser wirkliches Wohlgefallen, hierüber keinen Spaß zu verstehen, wo es darum zu thun ist, ob jemand in unsrer Mitte uns anders als für freie Leute ansehen darf. Wir haben freilich wirklich von einigen Ge-

---

[1]) dem Staat." „Das war freilich im Mund dieses vor kurzem noch so furchtsamen Stölzlings eine Art von Salto mortale in seinem Uebergang zur Gedankenlosigkeit dieser blinden Regierungsanmaßung. Aber, Gott Lob, daß sie in seinem Mund und im Mund von keinem einzigen, der seinesgleichen in unsrer Mitte noch jetzt nicht viel zu sagen hat. Gott Lob, daß wir ungescheut noch aussprechen dürfen: unsere Kinder gehören noch uns und durchaus durch niemand anders als durch uns dem Vaterland. Gott Lob, daß wir noch lächelnd aussprechen dürfen: wir kennen keinen andern Staat als unser Vaterland . .

·) Wohl eine Anspielung auf „Staat machen" d. i. Hoffart zeigen.

lüsten des Vornehmseins und Vornehmthuns in unsrer Mitte Kunde genommen, die —

(Zensurlücke)

aber die alten sangen:

„Es wird kein Faden so fein gesponnen,
Er kommt doch endlich an die Sonnen.“

und zum Glück sind einige Fäden unsers unpassenden Vornehmsein- und Vornehmthunwollens nicht einmal fein, sondern so grob gesponnen, daß man den schlechten Kuder, von dem sie mit Mägdenhänden abgeleitet und zusammengedreht sind, diesen Hoffartsfäden selber noch gar leicht ansieht.

Das Wort unsers eiteln, verirrten Stölzlings: „Der Mensch gehört dem Staat und nicht den Eltern,“ sagt indessen selbst nichts weniger als: Der Mensch muß die Ansprüche seiner kollektiven Existenz als die höchste ob ihm waltende und ihn allein beherrschende Gewalt anerkennen. Das Wort sagt nichts weniger als: Die kollektive Existenz unsers Geschlechts ist ihm alles, seine Individualität und ihr Recht ist ihm nichts. Es sagt nichts weniger als: Der Mensch muß seine Individualität und ihr heiliges Recht der kollektiven Existenz unsers Geschlechts aufopfern, wenn und wo und wie diese es begehrt. Das Wort sagt nichts weniger als: Der Mensch gehört der Welt, er gehört nicht Gott und nicht mehr sich selbst, er gehört selber nicht mehr der heiligen Macht des Souveräns, er gehört jedem Gewaltsrecht seiner Behörden. — Das ist zu viel, — das ist zu viel! —

Ich sagte oben: Buonaparte hat die Entnatürlichung der heiligen Macht der Souveränität auf das äußerste getrieben, indem er die Armen-, Kirchen- und Gemeindegüter allgemein und unbedingt als Staatsgüter behandelt. Ich sage jetzt: Er hat die Entnatürlichung des gesellschaftlichen Zustandes und seines Mittelpunkts, der Souveränität, auf das äußerste getrieben, indem er das Kind im Mutterleib als Staatsgut behandelt und es zu aller Schlechtheit des Menschendienstes erniedrigt, ehe es die Mutter in der Wohnstube zur heiligen Höhe des Gottesdienstes und durch diese zur Göttlichkeit des Menschendienstes erheben konnte. —

Aber so bös hat es mein eidgenössischer Stölzling mit seinem „unsre Kinder gehören dem Staat“ doch nicht gemeint. Man muß überhaupt alle dergleichen Worte in der Eidgenossenschaft cum grano salis verstehen, auch wenn sie uns schon ganz vollkommen ungesalzen dargeworfen werden. Ich thue es auch nie anders. Wenn ich eine kleine Kapsel sehe, so denke ich immer, es ist wahrscheinlich auch nichts großes darin. Und wenn ich in unsern kleinen Ländchen jemand Buonaparte's große Herrscherworte nachplappern höre, so denke ich mir, das sind Kinderblattern, die beim ernsten Leben, das auf uns wartet, uns von selbst abfallen werden. Es denken zwar hierüber nicht alle Leute wie ich, ich hoffe aber immer das Beste.

Lücken meines Schweigens.

Es ist unwidersprechlich, das Höchste, das sich im gesellschaftlichen Zustand und durch denselben als Resultat der kollektiven Existenz unsers Geschlechts möglich denken läßt, thut den (innern höhern) Ansprüchen der Menschennatur kein Genügen. Der Zusammenhang[1]) der sozietätischen Bildung mit der sinnlichen, tierischen Entfaltung unsers Geschlechts ist innig und eng, und die höchste tierische Entfaltung ist durch eine ewige Scheidewand auch von der niedersten menschlichen getrennt.

Die kollektive Existenz unsers Geschlechts kann es nur zivilisieren, sie kann es nicht kultivieren. Auch lenkt die Tendenz der Zivilisation an sich durchaus nicht zur Veredlung unsers Geschlechts hin. Sie stellt zwar das zaumlose Leben unsers wilden Zustandes mit Gewalt still, aber sie tötet seinen Geist nicht, sie gibt ihm nur eine andre, eine bürgerliche Gestalt. Der blos zivilisierte Mensch drängt sich eben sowohl als der wilde zum vegetabilischen und animalischen Lebensgenuß unsrer sinnlichen Natur hin, wie hungrige Säugetiere zum mütterlichen Euter, und wer von allen blos zivilisierten Menschen will ihn davon abhalten, und mit welchem Recht, mit welcher Kraft und mit welchem Geist?

Der Mensch als ein sinnliches Wesen findet sich bei diesem Lebensgenuß wohl, er sucht keinen andern. Im Gegenteil, er hängt auf Tod und Leben an ihm. Die Folgen davon auf seine sittliche und geistige Ausbildung sind ihm in diesem Zustande ganz gleichgiltig. Wenn er dabei lieblos wird, wie der Fisch im Wasser, schonungslos wie die Schlange, die mit Gift tötet und gewaltthätig, wie das Tier, dessen Rachen nach Blut durstet, das macht ihm nichts, er befindet sich wohl bei diesem Leben[2]) und er wünscht sich kein besseres. Und je mehr Menschen zusammenstehen und vereinigt bei einander leben, desto mehr belebt sich in ihnen allen die wilde Neigung zu diesem Leben.

Blick auf sie hin und siehe, was sie zusammenstehend sind, was sie zusammenstehend werden. Dringe in das innerste Sein ihres sinn-

[1]) Der Zusammenhang der speziellen physischen und geistigen Abrichtungsmittel der sozietätisch bürgerlichen Dressierung mit den allgemeinen sinnlichen und tierischen Entfaltungsmitteln unsers Geschlechts ist innig und eng, aber auch das raffinierteste Mittel der höchsten denkbaren Abrichtungskunst ist in seinem innern Wesen durch eine ewige Scheidewand von dem niedersten wirklichen Bildungsmittel unsers Geschlechts, auch von dem äußerst unbedeutend scheinenden wirklichen Entfaltungsmittel der höhern Kräfte unsrer Menschlichkeit getrennt Die kollektive Existenz . . .

[2]) bei diesem Leben „und je kraftvoller und befriedigter sich solche Menschenhaufen auch im höchsten Verderben dieses sinnlich seligen Lebens fühlen, desto lauter tönt das Loblied der kollektiven Ansicht ihrer Vereinigung, — seien sie im Wald, seien sie im Dorf, seien sie bei einem bürgerlichen Gastmahl oder

lich tierischen Zusammenstehens! Blick auf sein großes, auf sein allgemein bekanntes Resultat, auf den esprit du corps, wie er sich in allen einzelnen Verhältnissen, in den verschiedensten Eigenheiten derselben in seinem Wesen ewig und allgemein als die nämliche sinnlich-tierische Verhärtung unsers Geschlechts ausspricht, wie er alles höhere und edlere Wesen, das in den Individuen in diesen Verhältnissen da ist und lebt, beschränkt und gleichsam erlahmt! Siehe, wie er zugleich auch die leiseste Regung des Schlechten, die in jedem einzelnen Individuum in diesem Verhältnisse da ist, innerlich gewaltsam belebt und allgemein dahin bestärkt, daß zahllose Individuen in diesem Verhältnisse Schlechtheiten, Rohheiten und selbst Niederträchtigkeiten, die ihnen im Privatleben kein Mensch zumuten dürfte, in ihrem zusammenstehenden Verhältnis mitmachen, gut sein lassen, und dazu beistimmen! Siehe, wie sie eben so zusammenstehend Unsinn und Ungereimtheiten im guten gesellschaftlichen Gemeinglauben als wahr annehmen, deren Ungründlichkeit ihnen, wenn sie sie einzelnen, als Individua ins Aug gefaßt hätten, augenblicklich klar geworden wäre!

Blick auf das innerste Wesen dieses Zusammenstehens in seinen Folgen! Siehe, wie dasselbe den göttlichen Hauch der Zartheit des menschlichen Gemüts und mit ihm die tiefsten und reinsten Fundamente der reinen und hohen Wahrheitsempfänglichkeit unsrer Natur in uns, ebenso wie der tödliche Stickstoff, den kein Lebenshauch mehr durchlüftet, die Flamme — erstickt!

Oder ist es nicht wahr, siehst du es nicht alle Tage, je bedeutender der Menschenhaufen ist, der also herdenweis zusammensteht, und hinwieder, je freier der Spielraum und je größer die Gewalt von jeder Behörde ist, die die gesetzlich konzentrierte Gewalt dieser Massen repräsentiert, desto leichter löscht sich auch der göttliche Hauch der Zartheit des menschlichen Gemüts in den Individuen dieser Menschenhaufen und dieser Behördemenschen auf, und ebenso gehen auch die tiefern Fundamente der Wahrheitsempfänglichkeit der Menschennatur in ihnen leicht in dem gleichen Grad verloren?

Verfolge diese Menschenhaufen, verfolge diese Behördemenschen, verfolge sie in ihrer individuellen, verfolge sie in ihrer kollektiven Existenz, verfolge sie als Bauernstand, als Handwerksstand, als Bürgerstand, als Adelstand, als Provinz, als Kanton, als Landschaft, — verfolge sie als Justiz-, als Finanz-, als Zivil-, als Militär-Behörden, — wo sie immer also vereinigt dastehen, da wirst du allenthalben die

---

bei einem, sich im weit höhern Stil im guten und selber im höchsten Ton statt findendem Freudenanlaß vereinigt, desto lauter erschallt das Loblied der kollektiven Ansicht des gesellschaftlichen Zustandes selber in seinem höchsten Verderben.

Blick' auf die Thatsache dieser Verirrung, wie sie in unsrer Mitte wirklich besteht! Blick' auf sie hin und siehe, was die Menschheit in der Beschränkung dieser blos sinnlichen Ansicht ihres kollektiven Zusammenstehens ist und was sie darin wird!" Dringe in das innerste Sein . . .

Neigung zum freien Naturleben mitten durch alles Blendwerk ihrer ungleichen Zivilisationsformen dennoch als vorherrschend durchschimmern sehen!

Der kollektiv vereinigte Mensch, wenn er nichts anders als das ist, versinkt in allen Verhältnissen in die Tiefen des Zivilisations-Verderbens, und in dieses Verderben versunken, sucht er auf der ganzen Erde nichts anderes, als was der Wilde im Walde auch sucht.[1] Aber er läßt es ewig nicht an sich kommen, daß er dieses sucht. Er weiß es auch selbst nicht, daß er nur dieses sucht. Er thut und sucht es auch wirklich nicht völlig wie das Tier und der Wilde. Er thut es durchaus nicht mit der gänzlichen Unschuld und auch nicht mit der kraftvollen Freiheit weder — des Tieres noch des Wilden. Er thut es mit so viel gesellschaftlicher Kunst und soviel bürgerlicher Gewandtheit, daß er selbst an sich selber verirrt und das wilde tierische Leben in seinem Thun und Lassen selber nicht als solches zu erkennen vermag. Er vermischt in seiner diesfälligen Täuschung den Wert und die Folgen seiner Zivilisationsbildung ganz mit dem Wert und den Folgen der Menschenbildung und verhärtet sich in der Mißkennung seines Seins und seines Thuns so sehr, daß es ihm ganz unmöglich scheint, daß ein unbescholtener Bürger, ein in Amt und Autorität stehender Mann, und sogar eine Autorität, eine Behörde selbst in irgend einem Fall mit einem wilden Höhlenbewohner oder gar mit den Tieren des Feldes verglichen werden könne und dürfe.

Und je tiefer er in seiner sozietätischen Verhärtung versinkt, desto größer wird auch seine diesfällige Selbsttäuschung. Sie geht aber doch

---

[1]) Er läßt es zwar durchaus nicht an sich kommen, daß er nur dieses sucht. Er weiß es auch selbst nicht, daß er es thut, und thut es wirklich auch gar nicht völlig so, wie das Tier und der Wilde das nämliche thun. Es mischt sich eine unnatürliche Kunst in sein weder ganz menschliches noch ganz tierisches Thun, daß er eigentlich nicht weiß, wessen Geistes Kind er ist, und durchaus nicht zum klaren Bewußtsein weder des Menschlichen noch des Unmenschlichen, das in seinem Thun gemischt ist, zu gelangen vermag. In diesem Zustand thut er das, was er wirklich tierisch thut, und was er nur als ein wirklich tierisches Wesen wünschen, suchen und thun kann, durchaus nicht mit der Unschuld und Freiheit, mit der es der Wilde und das Tier auch thun. Das, was er im gesellschaftlichen Zustand wirklich tierisch thut, ist gewöhnlich mit so viel äußerlich menschlich scheinender Kunst und bürgerlicher Gewandtheit verwoben und gewinnt hinter diesem trügerischen Schleier so sehr einen bürgerlichen Menschlichkeitsschein, daß ein solcher Mensch, in sich selber verirrt, das Wilde und Tierische in seinem Thun und Lassen nicht mehr als solches zu erkennen vermag. Er vermischt in seiner diesfälligen Täuschung den Wert und die Folgen seiner blos sinnlichen Zivilisationsabrichtung mit dem Wert und den Folgen der wahren Menschenbildung selber. Er kommt durch diese Vermischung auch dahin, die Wahrheit des innern Wertes und des innern Unwertes seines bürgerlichen Seins und Thuns gänzlich zu mißkennen und in dieser Mißkennung in sich selbst so weit zu verhärten, daß die Aehnlichkeit des sinnlich-tierischen Lebens im Wald mit derjenigen des sinnlich-tierischen Lebens in bürgerlichen Berufen und Verhältnissen ihm gänzlich aus den Augen verschwindet, so daß es ihm im Zustand dieser Täuschung ganz unmöglich scheinen muß", daß ein unbescholtener Bürger . . .

nur bis auf den Punkt, auf dem er sich selbst nicht mehr verleugnen kann und nicht mehr verleugnet, daß er wie ein Tier lebt. Auf diesem Punkt wird er dann aus einem Menschen, der sich selbst getäuscht hat, ein Heuchler, der andre täuscht. Und wie er sich vorher quälte, um nicht vor sich selbst zu erscheinen, wie er wirklich ist, also quält er sich jetzt, andre zu täuschen und vor ihnen anders zu erscheinen, als er ist. Das führt ihn weit, es führt ihn endlich dahin, daß er Unrecht auf Unrecht häuft und ohne einiges Bedenken ein ungleich größeres Unrecht thut, damit ihm ein kleineres, dessen er sich schämt, nicht auskomme.

So weit kommt es doch mit dem Wilden nie. Er lebt freilich wie der zivilisierte Schwächling ein unwürdiges, aber doch ein glückliches, ein weniger geplagtes, ein beruhigtes tierisches Leben. Er bemüht sich nicht, zu verbergen, was er ist, er quält sich nicht, zu scheinen, was er nicht ist. Er weiß freilich nicht, daß er wie ein Tier lebt, aber er weiß auch nicht, daß das Tier anders als er lebt. Glücklich in seiner einfachen Schlechtheit, kennt er die Leiden der nichteinfachen, der gesellschaftlichen Kunst-Schlechtheit gar nicht. Er kann sie nicht kennen. Er ist kaum zum Bewußtsein der Kräfte gekommen, die ihn von allen Wesen, die nicht Menschen sind, unterscheiden. Wenn er sich also durch sein Leben zu ihnen herabsetzt, so weiß er nicht einmal, daß er sich *herabsetzt*. Nur der zivilisierte Mensch weiß, daß er sich durch sein Verderben — herabsetzt, wo er nicht herab gehört. Nur er, nur der in der Zivilisation verdorbene Mensch weiß es und muß eitel werden, weil er es weiß. Er wird es auch. Er ist es, ich möchte sagen, er ist eitel, wo ihn die Haut anrührt. Er trägt, was ihm Menschliches *innerlich* mangelt, Schönheit, Würde, Uebereinstimmung, *äußerlich* zur Schau. Er trägt es auf seinem Kleid, er führt es mit sich in seinem Wagen, er ahmt es in seinen Manieren nach und drückt es oft in seinen Umgebungen so lebendig und täuschend aus, als ob es in ihm selbst läge, — als ob es, als ob Schönheit, Uebereinstimmung und Würde wie ein heiliger Duft seines innern Wesens gleichsam aus ihm selbst ausflössen. Er schleift sich dafür ab, wie man den Stein im Gebirge abschleift, und meint, er veredle sich, indem er sich abschleift. Ob er gleich für das Hohe, Heilige der Menschlichkeit in sich so tot ist, wie der Wurm, der sich im niedrigsten Kot nährt, er kann dennoch sich selber physisch und geistig mächtig beleben. Er kann sich über die Eitelkeit der Schwächlinge erheben und mächtig werden in seinem Stolz. Er kann dem Löwen gleich werden in seiner Stärke und der Schlange in ihrer Gewandtheit. Aber Löwenkraft und Schlangenschlüpfrigkeit sind ihm, dem im Zivilisationsverderben versunkenen Mann, in jeder Höhe und jedem Verhältnis nur Mittel seiner tierischen Kraft zur Befriedigung seiner tierischen Gelüste, sie sind ihm nur Mittel, das Unrecht *durchzusetzen* mit böser Gewalt, und dem Recht zu *entschlüpfen* mit böser Gewandtheit. Sie sind ihm nur böse Mittel, mit gieriger Kraft zu haschen, wonach er nicht hätte haschen sollen, und auch mit

mächtigem Arm vom Leben zum Tode zu bringen, was er mit liebender Hand vom Tod erretten und im Leben erhalten sollte.

Blick auf den ganzen Kreis der im Zivilisationsverderben versunkenen Menschen, blick auf diejenigen hin, die du unter ihnen für die edelsten, für die unschuldigsten halten solltest. Blick auf die Mutter! — Nein, sie nenne ich doch nicht. Blick auf das Zeitweib, das also im Zivilisationsverderben versunken ist. Auch sie, auch dieses Zeitweib will Mutter sein, und wie jedes Tier seinem Erzeugten zu geben sucht, was ihm wohlthut, was ihm Freude macht und was es gelüstet, seinen ganzen Tiersinn, seine ganze Tierkraft und seinen ganzen Tierfraß, also möchte auch sie ihrem Kinde gern alles geben, was sie ist, was sie vermag und was sie gelüstet[1]). Auch sie würde vielleicht gern den Finger ab der Hand geben, wenn sie damit es lehren könnte, menschlich und recht zu leben bis an sein Grab. Aber sie weiß nicht, was recht, was menschlich leben ist. Sie kann ihrem Kinde nicht geben, was sie nicht hat und nicht kennt. Sie fühlt es zumteil selber, und sucht dafür Hilfe bei der Welt — bei der Welt, die das, was sie sucht, die das, was ihr mangelt, in ihr selbst erstickt hat. Sie sucht für ihr Kind Licht in der Tiefe der Gräber. Sie sucht Gottes himmlische Flamme für dasselbe im Abgrund der schlammigen Tiefe der Meere. Indem sie für ihr Kind tot ist, wähnt sie, daß sie für dasselbe lebe. Vergeblich! Selber der Gedanke, daß sie es thue, ist in ihr nur ein Gedanke ihres Traumes, in den sie sich freilich oft einen Augenblick einschläfert, aber sie erwacht immer schnell wieder für die Wahrheit ihres wirklichen Lebens in seiner sinnlichen Selbstsucht. Ihr Leben, ihr Mutterleben ist für ihr Kind ein wirklicher Tod. Sie weiß nicht, was Muttersorge, sie weiß nicht, was Mutterkraft, sie weiß nicht, was Muttertreu ist. Sie hat keine Sorge, keine Kraft, keine Treu für ihr Kind. Ihre Sorge, ihre Kraft und ihre Treu ist für das Spiel der Welt angesprochen, von dem sie um ihres Kindes willen keinen Augenblick eine Karte aus der Hand legt.

Denk dir jetzt ebenso einen Vater — ich will auch ihn nicht Vater nennen — einen Weltmann, der im Zivilisationsverderben versunken ist. Du wirst in ihm das nämliche Resultat des Zivilisationsverderbens, du wirst seines Sohns halber die nämliche Geistesverirrung,

---

[1]) gelüstet. „Sie möchte ihm gerne alles geben und alles sicher stellen, was jedes Tier seinem Erzeugten zu geben und sicher zu stellen wünscht, und meint dann dabei noch, diese Wünsche, diese Gelüste, die in ihrem Wesen tierische Wünsche, tierische Gelüste sind, und ebenso die in ihr belebte Kraft, nach der Erzielung dieser Wünsche zu streben, die hinwieder wesentlich nur eine tierische Kraft ist, und ihre diesfälligen Wünsche und Gelüste gehen vom reinsten Sinn der wirklichen Menschlichkeit aus. In dieser Täuschung gäben tausend solche Weiber gerne einen Finger von der Hand, um sicher zu sein, ihre Kinder dahin zu bringen, menschlich befriedigt zu leben bis an ihr Grab. Aber sie wissen nicht, was recht, was menschlich leben ist. Sie können ihren Kindern nicht geben, was sie nicht haben und nicht kennen. Sie fühlen es oft zwar zumteil selber, und suchen dafür Hilfe bei der Welt" — bei der Welt, . . .

die nämliche Herzensverödung in ihm finden, die wir an unserm Zeitweib gefunden. Er ist ein Geschäftsmann und behandelt die Erziehung seines Sohnes, wie jedes andre seiner Geschäfte. Doch hält er es für wichtig. Er läßt es an Informationen darüber nicht fehlen. Er will gar nicht unvorsichtig darin zu Werke gehen. Er will auch keine Kosten dafür sparen. Er setzt die nötigen Gelder dafür mit dem besten Willen aus. Er fragt der besten Erziehungsmethode nach, aber er kennt die Ware nicht, der er nachfragt. Er fragt dem ausgezeichnetesten Hofmeister nach, aber er hat dafür nicht die Nase, mit der er (C.A. für die Wahl desselben nicht die Nase, die er hat, wenn er seinen Handlungsfreunden) Kredit gibt und Kredit abschlägt. Er hat einen schlimmen Handel gemacht, die Methode geht nicht. Der Lehrer taugt nichts. Man siehts. Man will nachhelfen. Man macht Geschenke. Man flattiert. Es hilft nicht. Es geht immer schlimmer. Man muß wechseln. Man hört von einer noch neuern Methode. Man will jetzt auch diese probieren. Man hört von einem noch ausgezeichnetern Lehrer. Man läßt ihn kommen. Man zahlt ihn noch höher. Aber was das erstemal fehlte, fehlt jetzt auch wieder. Man ist vom Regen in die Trause gefallen. Man probiert wieder alles, mit Geschenken, mit Flattieren u. s. w. Es hilft nichts. Man siehts. Der Knabe fängt an, älter zu werden. Die Erziehung droht, ganz zu fehlen. Man gibt dem Lehrer Schuld, der Lehrer, je nachdem er in Laune ist, heute dem Hans, morgen seinem Vorfahren. Man broulliert sich. Es geht noch schlimmer. Der Lehrer war träge, jetzt ist er unwillig Der Vater war unzufrieden, jetzt ist er erbittert. Das Uebel ist auf das höchste gestiegen. Das Geschäft der Erziehung ist dem Vater wie ein Handlungsartikel, bei dem er viel Geld verloren, zum Ekel geworden, und dem Lehrer war es zum Ekel, ehe er die Stelle antrat. Er hatte andre Gründe, warum er die Stelle annahm, und der erste, der Geschäftsmann, wollte sich des Artikels, der so schwierig sei, ganz abthun. Er kündigt dem Lehrer auf, sendet den Sohn hundert Stunden von sich in eine Pension, und geht dann Tags darauf am frühen Morgen zu dem alten Stadtschulmeister, den er bisher für den armseligsten Schultropfen ansah und sagt ihm, er habe ihm Unrecht gethan, daß er ihm seinen ältesten Sohn nicht in die Schule gegeben, er habe es besser machen wollen, aber es habe übel ausgeschlagen, sein Sohn sei schlechter erzogen und schlechter geraten, als die Schneider- und Schuhmacherbuben, die zu ihm in die Schule gingen. Er habe es nicht geglaubt, aber jetzt sehe er es ein und sei überzeugt, das Alte, wenn es auch noch so schlecht sei, sei doch immer das Beste, oder wenigstens besser als alles Neue. Und von nun an schickt er seine jüngern Kinder alle Morgen und alle Nachmittag fleißig in die Stadtschule, neben den meistens wirklich besser erzogenen Schneider- und Schuhmacherkindern, die vorher schon in diese Schule gegangen [1]).

[1]) gegangen. Er hat darin auch gar nicht übel gethan. Seine Kinder waren zwar die einzigen und ersten, die aus der kleinstädtisch höhern Bürgerklasse in die gemeine Bürgerschule gingen, aber sie waren auch wirklich die

So wie mein Weltmann und mein Zeitweib, also denken, handeln und fühlen die im Zivilisationsverderben versunkenen Menschen so viel als alle. Und was so viel als alle denken, fühlen und thun, — das denkt fühlt und thut auch das Volk. — Und nun, was sagt man denn damit, wenn man sagt: „Das Volk ist schlecht?"

Wo das Zivilisationsverderben tief eingerissen ist, und wo man es hat tief einreißen lassen, wie kann es anders sein? Ich sage auch, „das Volk ist schlecht."

Jawohl ist das Volk schlecht — sehr schlecht. Wer kann das leugnen?![1]) Aber, ob es wohl schlecht, ob es wohl sehr schlecht ist, so ist das doch nicht wahr, was einige wollen, „daß die Niedersten und Aermsten im Volk allemal auch die Schlechtesten seien und daß es so in aufsteigender Linie immer besser werde, so daß am Ende die Reichsten und Angesehensten immer auch die Besten und Edelsten seien," das sage ich nicht. Im Gegenteil, ich weiß, daß, wo das Feuer am meisten Brennstoff findet, da lodert es auch am höchsten auf, und wo das Wasser den lockersten Boden findet, da dringt es am tiefsten ein. Auch sagt man: „der Teufel kehre immer am liebsten bei einem Manne ein, der in der Welt immer thun darf, was er nur will." Er mag wohl wissen, warum. Gewiß ist, wer thun darf, was er nur immer will, bei dem wächst das, was der Teufel gern sieht, wenn ihn kein Engel umlagert, auf, wie die Zeder auf dem Berg Libanon und die Palme am Bach Kidron. Und auch das ist wahr, die Zeder auf Libanon und die Palme am Bach Kidron sind unfühlend für die Thränen, die unter ihren Schatten geweint werden. — Darum vermag ich es nicht, alle Schlechtheit unter der Sonne dem Volk und den Armen im Volke auf die müde Schulter zu werfen und auf den wunden Rücken zu bürden.

Es hat freilich im niedern Thal mehr Nebel als in den Höhen der Berge, aber nicht die Nebel im Thal blitzen, donnern und hageln hinauf gegen die Höhen der Berge. Nein, die Nebel der Höhen und

---

schlechtesten, die darein kamen, und das ziemlich natürlich; die Not, die häuslichen Bedürfnisse und Vater und Mutter thun an den Kindern der gemeinen, arbeitenden Bürger gar viel, das an den Kindern der reichen und anmaßlichen Bürger weder die Not, noch die häuslichen Bedürfnisse, noch Vater und Mutter auch thun.

So wie indessen" mein Weltmann . . .

[1]) Wer kann das leugnen?! „Aber ist das Volk daran schuld? Ist das Volk an dem Zivilisationsverderben schuld, durch das es notwendig schlecht werden muß? — Das darf doch niemand sagen, obgleich es wahrscheinlich ist, daß es einige derjenigen gern laut sagten, welche so oft mit einem Schein von Bedauern sich äußern: die Niedersten und Aermsten im Land seien nach der Erfahrung ihres Lebens doch auch immer die Schlechtesten, und so wie sie es einmal erfahren, gehe es in aufsteigender Linie immer besser, so daß doch am End die Reichsten und Angesehensten immer auch die Besten und Edelsten im Land seien. Aber der Augenschein und die Erfahrung widerspricht diesem Gewäsch an allen Orten. Und sie muß es. Man muß die Menschennatur gar nicht kennen, wo man diese Ansicht unsers Gegenstandes auch nur möglich glaubt." — Wo das Feuer . . .

Berge blitzen, donnern und hageln hinunter in die Tiefen der Thäler. Die Schlechtheit, die von oben herab ins Volk wirkt, hat ohne alle Vergleichung eine größere Kraft und größere Mittel als die Schlechtheit, die von unten heraufwirkt und gleichsam wider den Strom hinaufschwimmen muß. Das muß die Schlechtheit, die von oben herabwirkt, gar nicht.[1]) Sie ist wie ein unergründlicher See, dessen Ausgänge ins niedere Thal gleichsam von Ewigkeit her vorbereitet, offen an seinem Fuße stehen und in ihrem Lauf kein Hindernis finden bis an das Meeresufer.

Das ändert aber nicht, daß auch die Schlechtheit, die von unten herauf wirkt, oft tief hineingreife. Wo alles schlecht ist, da ist auch alles in Gefahr, von der Schlechtheit aller angesteckt zu werden, und jeder, der in diesem Fall mit dem Volk zu thun hat, ist dann in dieser Lage. Wer Pech in die Hand nimmt, dem klebt es an den Fingern. Wer täglich damit umgeht, der wird am Ende ganz davon voll. Und so ist unwidersprechlich, das im Zivilisationsverderben versunkene Volk steckt in der Folge von unten herauf wieder an, wie es von oben herab angesteckt war. Aber das Verderben der Zivilisation, komme es von oben herab oder steige es von unten herauf, ist in seinem Wesen immer das nämliche, und der Staat nimmt beim eingerissenen Zivilisationsverderben von seinen Behörden aus eben die Richtung, die der Privatmensch, der diesem Verderben unterlegen ist, in diesem Fall von seiner Wohnstube aus auch nimmt. Männer, die dem tierischen Sinnlichkeitszweck ihrer Behördenstellung unterlegen sind, wie unser Geschäftsmann seinen Handlungsartikeln und unser Zeitweib seiner Tageseitelkeit, leben in allen Verhältnissen über das Wesentlichste, das sie für das Volk thun sollten und könnten, in einer vollendeten Täuschung.[2]) Eitle,

[1]) Sie ist „wie ein Strom, der aus unergründlichen, hochliegenden Seen hinab ins Thal fällt, aber dann unten im Thal in seinem Lauf auch kein Hindernis mehr findet, bis er sich in den tiefen Abgründen der Meere verliert."

[2]) Täuschung, und ihre Ansichten über das Volkswohl umwandeln sich in der Geistes- und Herzensschwäche ihrer Täuschung am Ende immer in ganz bestimmte, nur mehr und minder verblümte und verkleidete Aussprüche der persönlichen Bestrebung ihrer individuellen Selbstsucht, denen sie dann in dieser Täuschung mit aller Gierigkeit, Gewaltthätigkeit und Hinterlist ihrer sinnlichen Natur entgegenstreben und sich darin noch größtenteils ganz in ihrem Recht befindlich ansehen; denn es ist gar nicht, daß diese Menschen im allgemeinen, wie sehr sie auch immer gegen das Volk und gegen sein Recht handeln und seinem wahren Heil Hindernisse in den Weg legen, es geradehin und mit Bewußtsein mit dem Volk eigentlich bös meinen. Im Gegenteil, viele von ihnen träumen sich oft ebenso Augenblicksträume über das Volkswohl, wie unser Zeitweib und unser Geschäftsmann Träume über das Wohl ihrer Kinder. Einige von ihnen machen sich sogar mitten im lebhaftesten Treiben alles ihres selbstsüchtigen Thuns schlaflose Nächte für das Wohl des Volks. Aber es ist ein eigenes Ding um schlaflose Nächte und noch mehr um die Dinge, die man in solchen Nächten halbschlafend träumt. Mein Großvater machte nicht viel Rühmens aus solchen Nächten und sagte oft: Jeder thue recht wohl, wenn er sich schlaflose Nächte erspare und jeden Tag dafür sorge, daß er die Nacht darauf wohl schlafen könne. Gewiß ist wenigstens, daß solche durch ihr Zivilisationsverderben in tiefe Verhärtung über alle wahren Ansichten von Volks-

ungegründete Ansichten für das Volkswohl umwandeln sich in der Täuschung ihres Verderbens und in der Schlechtheit ihres Seins und Lebens in jedem Fall in Zwecke ihrer Selbstsucht, denen sie jetzt mit tierischer Gierigkeit, Gewaltthätigkeit und Hinterlist entgegenstreben. Es ist indessen bei alle dem doch nicht, daß sie es im allgemeinen so ganz geradehin und mit Bewußtsein mit dem Volk eigentlich bös meinen. Im Gegenteil, viele von ihnen träumen sich oft ebenso Augenblicksträume über das Volkswohl, wie unser Zeitweib und unser Geschäftsmann Träume über das Wohl ihrer Kinder mögen geträumt haben. Einige von ihnen machen sich sogar mitten im lebhaftesten Treiben alles ihres selbstsüchtigen Thuns schlaflose Nächte für das Wohl des Volks, aber mein Großvater sagte, es sei immer besser, sich schlaflose Nächte zu ersparen, als sie zu haben, und man thue wohl, wenn man jeden Tag dafür sorge, daß man die Nacht darauf wohl schlafen könne, man thue in jedem Fall wohl, wenn man sie sich ganz erspare. Er meinte, sie kommen meistens zu spät und zur Unzeit. In jedem Fall aber ist's gewiß, ein im Zivilisationsverderben versunkener Mann macht sich von seinen Zivilisationsverirrungen durch Nachtwachen so wenig los, als er sie, diese Verirrungen, leicht ausschläft.

Die Fehler der im Zivilisationsverderben versunkenen Behördemenschen sind indessen in ihrem Wesen genau dieselben, denen unser Zeitweib und unser Geschäftsmann unterlegen. Die nämliche Täuschung, die nämliche Gierigkeit, die nämliche falsche Scham, die an dem einen Orte stattfindet, findet auch an dem andern statt. Es fehlt bei den im Zivilisationsverderben versunkenen Behörden eben wie bei den in demselben versunkenen Wohnstuben an Grundansichten und Grundkräften für das, was sie sollten und möchten.

Man träumt sich in den Behörden wie in den Wohnstuben Träume über das, was man nicht kennt, und macht sich selber schlaflose Nächte im Nachforschen von Mitteln über das, was man, wenn man es kennte, nicht einmal wollte.

Wie in den Wohnstuben, die als Wohnstuben keine reinen Grundansichten und keine reinen Grundkräfte haben, baut man auch in Behörden, die keine solche Ansichten und Kräfte haben, Schlösser in die Luft. Ein Wind weht, — und die Luftschlösser sind dahin! Man träumt sich wieder neue. Man baut wieder neue, — der Wind weht wieder und das gleiche Unglück begegnet wieder, aber die Erfahrung macht Thoren nicht klüger. Man denkt jetzt, die Schlösser seien zu schwer und zu groß gewesen für — in die Wolken. Man baut jetzt welche, die nur halb so groß sind als die ersten hätten sein

---

wohl versunkene Menschen mit ihrem Nachtwachen für das Wohl des Volks sicher nicht viel Gutes schaffen und auch sich durch dasselbe von ihren Zivilisationsverirrungen so wenig los machen können, als sie die Folgen dieser Verirrungen auch immer leicht ausschlafen.

Die Fehler der im Zivilisationsverderben . . .

sollen — wieder in die Wolken, aber der Wind weht wieder und es begegnet wieder was vorhin.

Endlich wird man des Spiels für das Volkswohl, das man träumend betrieben, so müde, als mein Zeitweib und mein Geschäftsmann der Erziehung. In dieser Maßleidigkeit, die ihrer Natur nach jetzt immer größer wird, tritt dann, nach einem Zwischenspiel einer das Innerste der menschlichen Seele verdrehenden und verkrümmenden Selbsttäuschung ein mit Bewußtsein verbundener verhackter Gemütszustand ein, in dem man sich gesteht, was man sich vorher nicht gestand, die Regierung sei nicht um des Volks willen, sie sei um ihrer selbst willen da und habe wie ein jeder Mensch und wie eine jede Menschenklasse für sich selber zu sorgen, und von dieser Seite sei eine Art von Selbstsucht ihr Recht und selber ihre Pflicht, aber freilich doch keine böse Art.

Ich möchte den Zustand dieser Umwandlung, den Zustand der völlig vollendeten Verhärtung die Staatsmännerschlechtheit heißen. Ihre Folgen sind wie die Psychologie ihrer Entstehung ganz heiter; sie umwandeln den Vatersinn der Regierung in häusliche Wirtschaftsgrundsätze des Eigentums. Sie selber, diese Umwandlung, erscheint als Thatsache in keinem Fall, ohne daß ein auffallender Kaltsinn gegen das Volk ihr lange, lange vorhergehe. Aus diesem Kaltsinn gegen das Volk, von dem die äußersten Uebel der Regierungsverhärtung ausgehen, entspringt bei der ersten Veranlassung — Unwillen gegen das Volk. Der Unwille gegen das Volk erzeugt Verachtung desselben, die Verachtung des Volks Sorglosigkeit für dasselbe, die Sorglosigkeit Ungerechtigkeit, die Ungerechtigkeit Niederträchtigkeit.

Dies macht dann das äußerste Denkbare möglich, denn es ist ein arges Ding um das menschliche Herz. Wer da steht, der sehe zu, daß er nicht falle. Wenn einmal die Staatsbehörden das Wort aussprechen: „Es ist mit dem Volk doch nie nichts wesentliches zu machen," so ist Volks halber eben der Fall da, der bei einem Sohne da ist, über den sein Vater das nämliche Wort ausgesprochen. Wundre dich nicht, wenn er ihn enterbt, wundre dich nicht, wenn er ihm Unrecht thut, wundre dich nicht, wenn er ihm noch so sehr Unrecht thut. Er hat das Wort ausgesprochen: „Es ist nichts mit ihm zu machen." — Wo der zarte Faden des Vaterherzens zerrissen ist, da ist für den Sohn, da ist für das Volk alles verloren. Ach unsre Zeiten, auch diejenigen meines Vaterlands, sind dieser Seite vorzüglich bös[1]).

[1]) vorzüglich bös. Eine allmählich eingeschlichene und nach und nach sich verhärtende Verödung des schweizerischen Vaterherzens gegen das Volk hat hie und da in unsrer Mitte den unglücklichen Wahn: „Es ist mit dem Volk nichts zu machen" an das Sprichwort: „Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen" gekettet. Wir können uns aber nicht verhehlen, die Zusammenstellung dieser zwei Ansichten kann auch einen guten Menschen dahin führen, daß er, von dunkeln Gefühlen geleitet, alle innere Thätigkeit für das Volkswohl in sich selber verliert und in Rücksicht auf die Angelegenheiten des

Unfähig das große Weltübel der Revolutionsverirrungen in ihren Ursachen im noch fortdauernden Zivilisationsverderben unsrer Zeit zu begreifen und also in seiner wahren Bedeutung für das Menschengeschlecht zu erkennen, haben viele, selber auch unsrer edleren Söhne, die innere Wärme unsrer Väter für das Volk verloren. Noch mehr, unser Unglück ist noch größer, es ist so weit gekommen: Schwache, einseitige Räte — nicht Fürsten, die sich Väter nennen — nur reiche und anmaßliche Bürger, die sich Väter nennen, sprechen in unsrer Mitte das Wort aus: „Unsre Unterthanen sind ungeratene Kinder." — Das Vaterland ist mit diesem Wort, wenn es unwahr und mit Unrecht ausgesprochen wird, verloren. Ich schweige feierlich und still, meine Thränen fallen über meine Wangen, Vaterland, Väter des Vaterlands!! —

Zensurlücke.

Volks durchaus nicht mehr handelt, wie er handeln würde, wenn diese zwei Gesichtspunkte in unsrer Vorstellung nicht also zusammenhingen. Wir können uns nicht verhehlen, bei der Nichtachtung des Volks, die aus der Zusammenstellung dieser zwei Ansichten notwendig entspringt, verschwindet beim Menschen auch das Gefühl des Unrechts, dessen er sich durch die verlorne Achtung für das Volk schuldig gemacht hat. Von dem Gedanken „Es ist mit dem Volk nichts rechtes zu machen und es ist bei allem, was man dafür thut, Hopfen und Malz verloren" ist es ein ganz kleiner Schritt zu demjenigen, „es sei an allem, was man für das Volk thue oder nicht thue, eben nicht viel gelegen;" und bei diesem Gedanken verschwindet dann auch das Gefühl, daß etwas, das man wider das Volk thut, nicht recht, und hinwieder, daß irgend etwas, das man für dasselbe thun sollte und nicht thut, eine ernste und bedeutende Pflicht und Schuldigkeit wäre. Bei dieser Ansicht kommt dann der Mensch natürlich dahin, daß ihm sein diesfälliges Thun und Nichtthun allgemein zu einem gedankenlosen Routinethun und Nichtthun wird und er vom Morgen bis am Abend weder an sein Recht noch an sein Unrecht denkt, und wenn in einem außerordentlichen Falle etwa sein Unrechtthun seinem Geist heiter werden oder gar sein Herz rühren wollte, so ist das elendeste Geschwatzwerk ihm genugsam, jeden Zweifel über sein Thun in ihm aufzulösen. Wahrlich, das ist in Rücksicht auf die Täuschungen, zu denen verlorne Volksachtung sonst auch recht gute Menschen hinführt, der Welt Lauf, und wir dürfen uns nicht verhehlen, unser Vaterland ist nichts weniger als frei von Selbsttäuschungen dieser Art.

Zensurlücke.

Das ist so weit wahr, daß gegenwärtig viele, auch unsrer edlern Söhne, unfähig, das große Weltübel der Revolutionsverirrungen in seinen Ursachen im noch fortdauernden Zivilisationsverderben unsrer Zeit zu begreifen und also

Vaterland, Väter des Vaterlands! Es war nicht immer also, ich habe bessere Tage, ich habe Tage erlebt, in denen[1]) noch nicht von Unterthanen, vielweniger von ungeratenen Unterthanen die Rede sein durfte. Ich zähle meine Tage nicht einmal unter die guten Tage meines Vaterlandes; aber ich habe doch Tage erlebt, in denen wenigstens noch Träume über das Volksglück die Träume aller bessern und edlern Söhne des Vaterlandes waren. — Sie scheiterten zwar, die meisten dieser Träume, und mußten scheitern, denn wir lebten schon lange nicht mehr wie unsre Väter, diese thaten das Gute und träumten es nicht. Doch auch die Tage der Träume deiner Volksliebe waren noch schön, ob sie wohl scheiterten. — Vaterland! Ich gedenke ihrer noch heute gern und auch deiner gedenke ich noch gern, Freund meiner Jugend, Verächter meiner kraftvollsten Tage und Hohnsprecher meines heutigen Strebens, das in der Schwäche meines Greisenalters noch immer das nämliche ist, das dir vor fünfzig Jahren an meiner Seite Thränen der Teilnahme entlockte.

Der Mann, an den ich heute noch mit Liebe denke, träumte sich als Jüngling himmlische Träume von dem Regentenleben, zu dem er

---

in seiner wahren Bedeutung für das Menschengeschlecht zu erkennen, die innere Wärme unsrer Väter für das Volk verloren, und wahrlich, hie und da ungeratene Kinder sahen, wo wahrlich nur unberatene um den Weg waren.

Vaterland! Laß mich dir etwas sagen. Ich kannte eine Mutter, die ihr Kind in der Wiege ein ungeratenes Kind hieß, weil es gesund schien und doch viel schrie, und hingegen ein anderes, das krank war und nicht laut schreien konnte, sehr lobte, bis es wirklich, fast ohne einen Laut zu geben, folglich ohne ihr mit seinem Schreien im geringsten Verdruß gemacht zu haben, verschied. Vaterland! Ich möchte nicht gern in einem Land wohnen, wo Vater- und Mutterohren das Schreien ihrer Kinder, auch ihrer gesunden Kinder, nicht leiden mögen. Vaterland! Auch in dem Land möchte ich nicht gern wohnen, wo Väter und Mütter ihre Kinder darob loben würden, wenn sie in ihren Schmerzen keinen Schrei lassen und sich bis in den Tod nur geduldig bezeigen würden.

Vaterland! Ich setze das Wort, das in unsrer Mitte nicht von Fürsten, denn wir haben keine, sondern von Bürgern gegen ihre Mitbürger ausgesprochen werden: „Unsre Unterthanen sind ungeratene Kinder geworden" mit der wichtigen Wahrheit, daß auch wir das große Weltübel der Revolutionsverirrungen nicht in seinen Ursachen und in seiner wahren Bedeutung für das Menschengeschlecht erkannt haben, zusammen.

Und was ich allein sage, ist dieses: Das Vaterland ist mit diesem Wort, wenn es unwahr und mit Unrecht ausgesprochen wird, verloren. — Ich schweige feierlich und still. Meine Thränen fallen über meine Wangen. Vaterland! Väter des Vaterlands!!

Zensurlücke.

[1]) in denen „im väterlichen Munde einer lieben, bürgerlichen Oberkeit das Wort Unterthanen und noch weniger das Wort ungeratene Unterthanen durchaus noch nicht gebraucht wurde, wenn auch nur von ihren Angehörigen, will geschweigen von ihren Mitbürgern die Rede war. Ich zähle meine Tage nicht einmal unter die guten Tage meines Vaterlandes, aber ich habe doch Tage erlebt, in denen warme, lebendige" Träume über das Volksglück die Träume aller bessern und edlern Söhne des Vaterlandes waren. . . .

berufen war. Er glaubte, wenn er nur einmal Landvogt wäre, so habe er schon die herrlichste Laufbahn. Er war sich des Ernstes seiner Studien über das Volkswohl bewußt. Und es ist wahr, er hat wohl über das Volk, aber nicht mit dem Volke denken gelernt. Jetzt war er Landvogt. Er glaubte sein Ziel erreicht zu haben. Er ging kindlichfroh auf seinen Posten. Aber er war kaum auf demselben, so fand er sich (es war keine sechs Stunden von seiner Heimat) unter den Leuten, die er jetzt regieren sollte, fremder, als wenn er hundert und hundert Stunden weit von ihnen fern gelebt hätte, und benahm sich für seine Zwecke so übel, als er nur immer konnte. Wenn ein gieriger Krämer ins Dorf kommt, er legt seine Waren nicht ungeduldiger zur Schau aus, als der Herr Landvogt seine Projekte. Und so wie bei einem neuen Kramladen im Dorf in der ersten Woche alles zuläuft, die Waren angafft, nicht kauft, sich wieder wegschleicht und die andre Woche sie nicht einmal mehr angafft — so ging's dem Herrn Landvogt bei den Auskramen seiner Volksträume.

Man hört ihn im Anfang an, wie einen Mann, der eine neue Lehre oder eine neue Märe ins Land bringt. Es läßt sich über so etwas wohl einige Augenblicke mit einander reden, aber ins Leben greift es nicht leicht ein. Nur die Ehrlichen probieren so etwas und diese sind selten die Gewandten und Klugen im Land, aber auch die Ehrlichen haben selten gern viel Mühe mit etwas Neuem. Selber der gute Pfarrer fand, der Herr Landvogt mache ihm mit seiner Neuerung das Pfarramt beschwerlich und mische sich in Sachen der Seelsorge, die ihn nichts angehe. Der Untervogt und der Amtsweibel aber äußerten sich, die obrigkeitlichen Offizialen seien nicht für das da, was der Landvogt wolle. Dafür entsetzte er beide. Aber die, so an ihre Stelle kamen, konnten das nicht, was die andern nicht wollten, und die andern halfen dem Nichtkönnen der neuen mit lieblicher Lust. Es ging nicht lang, so war in der Landvogtei nur eine Stimme, „der Herr Landvogt verstehe nicht zu regieren, er könne nicht ruhig sein, und auch niemandem, der ruhig sei, seine Ruhe lassen. So hatte er bald allen Kredit bei seinem Volk verloren. Aber das Volk hatte seinen Kredit bei ihm auch verloren. Wer unter allen diesen am längsten bei ihm aushielt, war ein Mann, von dem die Bauern sagten, „keine Frau im Dorfe habe ihren Mann so unter dem Daumen, wie er seine Herren Landvögte." Das war der Herr Landschreiber. Dieser Mann, den das, was der Landvogt wollte, wenn es geraten wäre, um alle Emolumente, die seinen Posten auf krummen Wegen gut gemacht haben, gebracht hätten, schien im Anfange sich in alles, was der Landvogt wolle, zu fügen, nur fand er allenthalben Schwierigkeiten, machte, wo er keine fand, selber welche und setzte diese, beides, die, so es wirklich waren, und die so er machte, in ein Licht, für das der gute Landvogt keinen Gegenschein fand. Bald sah sich der Landvogt in jedem Stücke, das er wollte, da stehen, wie ein Mann, der über einen Fluß will und harrt, und heute harrt und morgen harrt,

und sich rufend den Hals ausschreit, aber kein Fahrzeug und keinen Fährmann findet, der ihn hinüberführt. Wie ein solcher Mann am Ufer allmählich des Rufens müde und mißmutig wird und doch wartet, und doch ruft, aber mit abnehmender Stimme, also ward unser Landvogt auch maßleidig und müde, aber trieb dennoch immer, zwar jetzt mit etwas leiserer Stimme, an seinen Projekten. Jetzt da er also in Mißmut und Maßleidigkeit versunken, warf ihm der Landschreiber den bösen Gedanken ins Herz: „Das Volk ist zu schlecht, es ist nichts mit ihm zu machen.“ Er sprach das Wort lange nicht aus; aber er bereitete den Landvogt schon längst dazu vor. Endlich sprach er ihn mit einer Art von Wehmut aus, die gedoppelt auf den Landvogt wirkte. — Er hatte diesen jetzt, wo er ihn haben wollte. Er hatte ihn da, daß er, wie die vorigen Landvögte alle, anstatt die Vorfälle, die ihm aufstießen, mit sich selbst und in sich selbst zu überdenken, sie jetzt, und das alle Tage mehr, mit dem Landschreiber beriet.

Der Geist dieser Kanzleiberatungen tötete allmählich alles das im Landvogt, woraus die Träume seiner Volksliebe hervorgingen und füllten die öden Stellen seines zernichteten alten Sinns (menschlichen Volkssinnes, E. A.) mit offiziellen Ansichten und Rücksichten seiner Stelle und seiner Behörde aus und damit sank er in allen Schlendrian seiner Vorfahren hinab; hin war alles, was er fürs Volksheil wie ein neuer Krämer mit sich auf die Landvogtei brachte.

Als er von der Landvogtei wieder zurückkam, fragten ihn einige seiner alten Freunde, was er jetzt darauf ausgerichtet. Aber sie fanden nicht mehr den alten unbefangenen Jüngling, der er vorher war. Er wich es aus, sich mit ihnen darüber einzulassen und sagte nur kurz, „vielleicht ließe sich das eine und das andre, was er geglaubt, wirklich ausführen, aber es hätten bei der Regierung notwendig Rücksichten statt, die jungen Leuten immer nur durch die Erfahrung recht klar würden. Uebrigens seien sechs Jahre zu so etwas keine Zeit, und das abzuändern, wäre aus andern Gründen auch nicht ratsam.“ Er ist jetzt Ratsherr geworden und mir aus den Augen gekommen. Das einzige, was ich seither von ihm gehört, ist dieses: Er habe einigen seiner Freunde, die sich zu etwas seiner Vaterstadt sehr Nützlichem und Notwendigem vereinigen und auch ihn dafür interessieren wollten, wörtlich folgende Antwort gegeben: „Das ist alles recht und gut; machet es nur, wir haben nichts dagegen, wir wollen euch nicht daran hindern; aber denket nur nicht, daß die Regierung sich in wenigem oder in vielem damit befassen werde; sie hat gar viel anders zu thun.“

Ja wohl. Er hat durchaus Recht. Das an das Zivilisationsverderben angekettete Regierungspersonal, eben wie jedes Individuum, das den Gedanken, es sei mit dem Volk und für das Volk nicht viel zu machen, in sich selbst hat habituell werden lassen, hat natürlich immer viel anders zu thun, wenn es für das Volk, für die Menschheit im reinen Sinn des Wortes etwas thun sollte. Ein Mensch, der

das böse, das herzverhärtende Wort „Es ist mit dem Volk nichts zu machen", einmal mit blindem Glauben ausspricht, ist nur noch einen kleinen Schritt von den Gefühlen entfernt, die Kain aussprechen machten: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" Ein solcher Mensch kommt unter gegebenen Umständen weit leichter dahin, zu gelüsten, den Bruder, der ihm im Wege steht, aus dem Wege zu räumen, als ihn in der Stellung, in der er ist, zu hüten, und der soweit versunkene Mensch begnügt sich nicht damit, seinen Bruder nicht hüten zu wollen. Es ist ihm nicht genug, die heilige Sache der Menschheit nicht aufzubauen, er reißt sie nieder. Er macht nicht nur nicht lebendig, er tötet im Volk, was er in ihm lebendig machen sollte. Und noch mehr, noch weit mehr! Tausend im Zivilisationsverderben versunkene Menschen nehmen es mit Pflicht, Amt und Eid auf sich, das im Volk zu hüten, zu beleben und durch ihre Pflege zu stärken und wachsen zu machen, was sie in jeder Stunde ihres Lebens, ich möchte sagen, mit jedem Hauch, den sie atmen, vergiften und dem Tod und der Verwesung preisgeben. So weit ist es mit der zarten, heiligen Sorgfalt fürs Volk, die aller menschlichen Kultur und aller menschlichen Bildung zum Grunde liegen soll, durch unser Zivilisationsverderben gekommen. Wir erkennen es aber nicht an uns selber, im Gegenteil, jeder von uns, dem man auch nur von fern darauf deuten würde, er gehöre auch zu diesen Versunkenen, würde wie ein edler, sich keiner Schuld bewußter Ritter jedem darüber die Handschuhe darwerfen. Auch wäre er sicher, es würde ihn nicht leicht einer aufheben. Unsre Zeit hat der Schlechtheit in unsrer Mitte eine Festigkeit und einen Charakter gegeben, der unsrer schwachen Gutmütigkeit imponiert, und unsre Zeit leidet lieber Unrecht, als daß sie sich mit dem Uebermut schlägt, und thut daran wohl. Die Klugheit gebeut selber dem schwachen Kulturpunkt, auf dem wir stehen, sich mit dem kraftvollen Zivilisationsverderben in keine Fehde einzulassen.

Wir gefahren also von dieser Seite keinen Revolutionskrieg zwischen der Kultur und der Zivilisation und können ihn bei dem wirklichen Zustand der Dinge auch nicht wünschen. Indessen ist es dem Menschen, der nicht vorwärts zu kommen vermag, immer doch gut, wenn er deutlich einsieht, wie weit er zurück ist, und dazu möchte ich, soviel ich kann, helfen. Und hie und da ein Tableau der grellsten Verirrung unsers Zivilisationsverderben stiftet gewiß gutes, wenn man schon dabei gefahret, daß etwa ein Affe einen Stein gegen den Spiegel werfen möchte, der ihm sein Bild allzu klar und allzu ekel vor Augen gestellt.

Ich habe so eben ein redendes Aktenstück einer äußerst grellen Erscheinung des tiefsten Zivilisationsverderbens vor mir. Es ist nämlich die Aeußerung eines Mannes, der seinen Vetter enterben wollte, weil er, der Vetter, keinen Unterschied zwischen einem armen Schelmen und einem Schelmen an den Armen zu machen vermochte. Der Brief, den er als Vorschlag zu seinem Testament auf dem Todbett an einen Advokaten schreiben ließ und wörtlich diktierte, lautete also:

„Der Bursch (der Vetter) hat doch gewußt, daß viel von meinem Vermögen auf ihn fallen kann, wenn ich will, aber der Patriotenteufel hat ihn ergriffen, daß er die alten Vorteile, die mit meiner Armenpflege seit undenklichen Zeiten verbunden waren, als dem Staat und den Armen gestohlen ansah und mit seinen unvorsichtigen und ehrenrührigen Reden eine obrigkeitliche Untersuchungskommission meines Amtes veranlaßt, die mich, wenn meine vielgeliebten Miträte nicht besser gewußt hätten, was in der Welt gehen und nicht gehen mag und was darin Brauch und Recht ist, um Ehr und Amt hätte bringen können, welches aber der allgerechte Gott und eine gnädige liebe Obrigkeit (ich werde es ihr auch im Grabe noch danken) in Gnaden verhütet. Daran aber ist der unwürdige Vetter, den ich jetzt enterbe, nicht schuld. Im Gegenteil, wenn es von ihm abgehangen hätte, wer weiß, wie es mit meinem Prozeß abgelaufen und welche Schand und Spott über mich gekommen wäre. Er mag jetzt auch sehen, wie es einem geht, wenn man seinen Nächsten und Nebenmenschen und sogar seinen nächsten Verwandten so unchristlich behandelt und so lieblos und niederträchtig in Angst, Not und Gefahr bringt. Denn wenn ich auch gestohlen hätte, welches aber, wie das obrigkeitliche Urteil klar ausweist, nicht wahr ist, so hätte ich es nicht für mich (denn ich hatte es nicht nötig), sondern für meine Erben, davon es einige gewiß nötig haben, und für ihn, den Vetter, selber gethan. Er hat also das, was ich jetzt thue, und mehr als das, ganz gewiß auch an mir verschuldet. Er kann es nicht leugnen, er ist daran schuld, daß meine Feinde mir eine Grube haben graben können, in der ich Hals und Bein gebrochen hätte, wenn ich nicht noch zu rechter Zeit Mittel gefunden hätte, Heu und Stroh darein zu werfen, soviel als notwendig. Es war zwar teuer und kostete mich viel, aber es that not, und was thut man nicht, wenn es not thut und wenn es um Ehr und guten Namen zu thun ist? Es freut mich meiner Lebtag; ich habe gezeigt, was ein braver und entschlossener Mann in einem solchen Augenblicke zu thun imstande ist. Die Patrioten sind einfältige Leute, sie meinen, es gehe in der Welt und selber auf dem Rathaus alles für sich und hinter sich so gerade als auf dem Seilergraben. Das ist aber bei weitem nicht also. Ich habe mich auch keinen Augenblick gefürchtet. Es ist ein einziger von der Kommission gewesen, der den Kopf darob schüttelte und etwas Lärmen darob machen wollte, da er sah, daß man so Heu und Stroh an den Ort hintrug, wo Gefahr war. Doch es war nichts daran gelegen, weil er allein war, und ich will's ihm auch gern verziehen haben. Ich bin doch jetzt auf dem Todbette und möchte auch meines Vetters halber nicht unversöhnt in die Grube fahren, wo es nicht mehr möglich ist und nichts mehr hilft, Heu und Stroh darein zu werfen, wenn man einmal darein hinab muß. Ich habe desnahen in ernster Betrachtung der Umstände, in denen ich mich befinde, so schwer es mich auch ankommt, dennoch meinem Vetter verzeihen wollen und zur Milderung meiner projektierten testamentlichen Verordnung meinem lieben

Bruder, als meinem Haupterben, Vollmacht und Auftrag gegeben, nach zehn Jahren den unschuldigen Kindern des Vetters, und wenn er sich bessert, und für seine lieben Armen keine Patriotenstreiche mehr macht, ihm selber das so lange zurückzuhaltende Erbe dann zumal mit Zins und Kapitalien auszahlen zu lassen."

Wer möchte nicht lieber sterben, als erleben, daß es mit ihm soweit kommen würde! — Freilich kommt es mit wenig bürgerlichen Schwächlingen so weit, aber es steht ebenso gewiß mit tausend und tausenden nicht gut, wo es mit einem einzigen so weit kommen kann. Auch irrt mich eine solche Ausnahme in der bürgerlichen Schlechtheit nicht, es ist nur die Gemeinschlechtheit, aus der eine solche Ausnahme allein hervorgehen kann, was mich irrt.

Es ist auch gar nicht die höchste Steigerung der Schlechtheit, die, indem sie sich selbst zu übertreffen scheint, gleichsam eine Ausnahme von sich selbst macht, nein, es ist die Gemeinschlechtheit, es ist die Allgemeinheit der Herzensverödung und der Geistesverirrung unsrer Zeitschwäche und unsrer Zeitselbstsucht, der wir die sittliche, geistige und bürgerliche Zeitfinsternis, in der wir leben, zuschreiben müssen. Unser Unglück ist, wir glauben nicht, daß wir in der Finsternis leben; wir wähnen, daß wir im Licht wandeln. Die Finsternis erkennt sich nicht leicht in sich selber, noch weniger in den verschiedenen Abstufungen, in denen sie, vom Licht der Wahrheit und des Rechts abweichend, uns für das Heiligtum dieser Gegenstände blind macht. So wie es eine andre Klarheit der Sonne und eine andre des Mondes, eine andre der Sterne, wieder eine andre des Scheinholzes und der Scheinwürmer gibt, ebenso gibt es eine andre Finsternis der Nacht, eine andre des Nebels, eine andre der Gräber unter der Erde; hinwieder ist die Finsternis im Auge des Löwen eine andre Finsternis, als diejenige im Auge einer armen Maus. Auch ist das Dunkelrot vom Dunkelblau und das Dunkelblau vom Dunkelgrün verschieden, doch endet alles Dunkel im Kohlschwarzen, aber kohlschwarz ist Gott Lob auch keine Menschenseele, so wenig als irgend eine vollends lichthell, ohne Schatten und Finsternis in sich selbst, lebt. Auch im höchsten Verderben unsrer Natur löscht sich das Licht Gottes, das ewige, in der menschlichen Seele nicht aus. Aber dennoch ist die Finsternis in jedem Grad ihres Dunkels Finsternis, sowie das Licht in jedem Grad seiner Klarheit Licht ist, und wer in der Finsternis wandelt, der wandelt in der Finsternis, und wer im Licht wandelt, der wandelt im Licht.

Es war immer Licht und Finsternis in der Welt, aber beide, das Licht und die Finsternis, standen in den meisten Tagen der Vorzeit selber in dunkeln Zeiten reiner und wahrhafter vor den Augen der Menschen. Die Finsternis war in ihrem vollen Dunkel dem sehenden Mann leicht erkennbar. Jetzt scheint die Finsternis Licht und das Licht ist zur Finsternis geworden. Das Licht war im Mann der Wahrheit und des Rechts, wenn auch in kleiner Flamme, ein reines und wahrhaftes Licht und leuchtete in Millionen unerschütterlichen Au=

sichten, die aus der Reinheit des Herzens hervorgingen und in anmaßungsloser Kraft als reine, wahre Nationalerleuchtung in allen Ständen gegen die Lügen des bösen Herzens und gegen das Unrecht der bösen Gewalt, wie ein Fels im Meer dastanden. Es ist wahr, die Nationalerleuchtung war die Erleuchtung des guten Herzens, sie war die Erleuchtung der Unschuld und Treue. Diese, die oft den Schimmer der Paläste flieht, wohnt nicht selten in hoher Reinheit in niedern Hütten und in den heiligen Wohnstuben des Mittelstandes. Die Zeiterleuchtung, die aus der Finsternis des bösen Herzens hervorging, hat sie verscheucht. Die Wahrheiten, die wir erkennen, gehen nicht mehr aus unsrer Unschuld hervor und haben die Treue des häuslichen Lebens nicht mehr zu ihrem heiligen Fundament. Wir erkennen die Finsternis nicht mehr als ewigen unvereinbaren Gegensatz des Lichts, wir erkennen sie nicht mehr unbedingt und ohne Einschränkung als Finsternis, eben wie wir das Licht nicht mehr als den ewigen unvereinbaren Gegensatz der Finsternis unbedingt und unbeschränkt als Licht erkennen. Darum sind wir auch täglich unfähiger, das Wort: „Wenn jemand das ganze Gesetz hielte, fehlt er aber in einem, der ist in allem schuldig" in seiner hohen Bedeutung zu verstehen, eben so wie dasjenige: „Dem Reinen ist alles rein".

Der Mann des Rechts und der Wahrheit ist in allem, was er denkt, fühlt und handelt, der Mann der Wahrheit und des Rechts. Der Geist der Wahrheit und des Rechts ist kein zweideutiger Geist, er trägt nicht auf beiden Achseln. Wer das thut, worin es immer sei, der ist nicht von ihm belebt, und eben so wahr ist: Wer von einer Seite in der Finsternis lebt, der lebt ganz in der Finsternis, denn es besteht eine ewige **Scheidewand** zwischen dem Licht und der Finsternis, zwischen der Menschlichkeit und der Tierheit, zwischen dem Sinn des Geistes und zwischen dem Sinn des Fleisches. Die Menschheit vermag es nicht, Gott und dem Mammon zugleich zu dienen, sie vermag es nicht, geteilt im tierischen und geistigen Leben sich in sich selbst im Gleichgewicht zu erhalten. Im Streit des Geistes und des Fleisches, im Streit des menschlichen und des tierischen Sinnes ist immer einer vorherrschend und der andre unterliegend.

Auch ist die Entfaltung unsres Geschlechtes zu den Kräften und Anlagen, die unserm tierischen Sinn zugrunde liegen, von der Entfaltung derjenigen Kräfte und Anlagen, die unserm höhern Sinn, unsrer Menschlichkeit zugrunde liegen, wie das Licht und die Finsternis selber verschieden, und so wie die Resultate des tierischen Sinns unsrer Natur und die der Menschlichkeit unsers innern höhern Wesens unvereinbar getrennt, von einer ungleichen sich entgegenstehenden Natur sind, also ist auch die Entfaltungsweise unsres Geschlechts in denjenigen Anlagen und Kräften unsrer Natur, die unserm tierischen Sinn und unsrer tierischen Sinnlichkeit zugrunde liegen, von der Entfaltungsweise unsrer Kräfte und Anlagen, die unserm höhern menschlichen Sinn zugrunde liegen, eben wie das Licht und die Finsternis

verschieden. Sie muß es sein. Sie, die erste, geht wesentlich aus dem Tiersinn unsrer Natur hervor. Sie ist in ihren Mitteln innigst an diesen Sinn gebunden und in ihren Folgen wesentlich durch denselben beschränkt. Das ist gleich wahr, wenn sie, wie beim Wilden, in roher kunstloser Kraft, oder wenn sie wie beim zivilisierten Bürger in kunstvoller Gestalt und Gewandtheit erscheint. Sie ist in beiden Gestalten in ihrem Wesen die nämliche Sache.

Freund der Menschheit! Blick noch einmal auf sie hin, fasse sie in ihrem Ursprung, fasse sie in der Eigenheit des tierischen Wesens und in ihren mit dem Wesen ihrer Natur notwendig übereinstimmenden Mitteln und Folgen ins Auge. Dein Blick sei ernst — er soll es sein, es ist um die entscheidende Erkenntnis der Fundamente des menschlichen Wohls, es ist um die entscheidende Erkenntnis der ewigen Hindernisse der Veredlung unserer Natur und der Sicherheit und Wahrheit ihrer wesentlichsten Beförderungsmittel zu thun. Freund der Menschheit! Wirf deinen Blick noch einmal auf den Geist und das Wesen und die Mittel der einseitigen Entfaltung unsrer sinnlichen tierischen Anlagen und Kräfte. Die tierische Natur treibt die Mittel dieser Bildung gleichsam aus sich selbst (aus ihrer Sinnlichkeit C. A.) hervor. Gierigkeit ist die Natur ihres Lebens und ihres Treibens; was die sinnliche Natur also im Menschen entfaltet, darin lebt sie als in dem ihrigen. Was aus der Entfaltung der höhern menschlichen Anlagen hervorgeht, das ist der tierischen wesentlich fremd. Es wird, wenn es sich in ihr herrschendes Leben einmischt, sogleich ihrem tierischen Sinn also untergeordnet, daß es nie wirksam, nie lebendig, nie befriedigend, nie selbständig, nie herrschend im Menschen dastehen kann.

Diese Bildung und der Mensch, der ihr Resultat ist — der blos zivilisierte Mensch, ist allgemein, wo du ihn immer findest, oberflächlich in seinen Einsichten, schweifend in seinen Bestrebungen und einseitig verhärtet in seiner Kunst.[1]) Er ist unergriffen vom Wesen der Dinge, belebt von ihrem Schein und vom Sinnenreiz ihrer wandelbaren Beschaffenheiten. Er vergißt des Vergangenen leicht, er bekümmert sich wenig um das Zukünftige. Die Gegenwart ist ihm alles. Ohne Uebereinstimmung in seinen Kräften, ungewandt und interesselos in Sachen, wo Pflicht und Verhältnis seine Gewandtheit und sein Interesse ansprechen, ist er belebt für den Scheindienst, niederträchtig im

---

[1]) in seiner Kunst, „sowie in seinen Zwecken und in den Mitteln, zu denselben gelangen. Er ist allgemein, wo du ihn immer antriffst, in seiner Liebe und in seinem Glauben nur sinnlich belebt und darin immer sittlich und geistig beschränkt, verwirt und unbefriedigt. Er ist im Unglauben freilich auch nur sinnlich belebt, aber in der Herzlosigkeit und Lieblosigkeit desselben oft doch noch sinnlich befriedigt. Allenthalben ist er unergriffen vom Wesen der Dinge, aber von ihrem Schein und vom Sinnenreiz ihrer wandelbaren Beschaffenheiten oft mächtig ergriffen. Er vergißt das Wesen des Vergangenen leicht, er bekümmert sich wenig um das Zukünftige, die sinnliche Erscheinung der Gegenwart" ist ihm alles. Ohne Uebereinstimmung . . .

Menschendienst, heuchlerisch im Gottesdienst, unwahr und unrechtlich im Innersten seines Wesens. Der Gelust der Sinne und die sinnliche Furcht macht ihn zwar einige Wahrheiten erkennen und einige Grundsätze des Rechts annehmen, aber reiner und allgemeiner Sinn für Wahrheit und Recht ist nicht in ihm. Aus seinem Wesen entspinnt sich in Ewigkeit kein echter Wahrheits-, kein echter Rechtssinn. Im Gegenteil, in der Tiefe seines Herzens verhöhnt er das innere Wesen alles reinen menschlichen Fühlens, diesen ewigen heiligen Ursprung alles menschlichen Rechts, und nährt in eben dieser Tiefe den Umfang der tierischen Anmaßungen, die allem menschlichen Unrecht zugrunde liegen. Er untergräbt Recht und Menschlichkeit in der innersten Tiefe des Heiligtums ihres Entkeimens und von der Wahrheit, die dem Sinn der Unmenschlichkeit und des Unrechts in unerschütterlicher Kraft entgegenwirkt, fragt er, wie Pilatus: Was ist sie? Als Bürger spricht er das Wort aus: Die Stärke ist der Ursprung des Rechts und der Schwache unsres Geschlechts muß in rechtsloser Erniedrigung seiner Stärke dienen. Wie Kain mit seinem Wort den Brudermord vor Gott entschuldigen wollte, also entschuldigt die böse Gewalt alles Unrecht, das sie an ihrem Geschlecht thut, mit dem Recht der Stärke oder des Stärkern.

Rechtslosigkeit, Wahrheitslosigkeit und Lieblosigkeit ist das eigentliche Wesen der tierischen Natur und das charakteristische Kennzeichen, sowie das unfehlbare Resultat aller tierischen Bildung und zwar sowohl der freien im Naturstand, als der künstlichen im Zivilisationsverderben. Die Zivilisationsbildung bedeckt freilich den wahrheits-, rechts- und lieblosen Sinn der tierischen Bildung gar oft mit vieler Gewandtheit und gibt ihm selber einen täuschend blendenden Schein der Menschlichkeit, aber sie hört um deswillen nicht auf zu sein, was sie in der That und Wahrheit ist. Im Gegenteil, sie verstärkt die Kraft der tierischen Natur noch mächtig, indem sie sie zivilisiert und dadurch zu dem geistigen Wesen ihres Verderbens, zur Betrugskraft erhebt, durch den (? das) sie dann noch ihrer Gewaltthätigkeit den Schein der Rechtlichkeit und bürgerlichen Gesetzmäßigkeit zu geben, und folglich die Wirkung derselben bürgerlich sicher zu stellen geschickt wird.

In diesem Zustand gibt dann die durch denselben tierisch belebte Geistesstärke dem Kraftmanne des gesellschaftlichen Verderbens noch einen Spottsinn gegen Recht und Wahrheit, die der Wilde gar nicht kennt, der aber dem zivilisierten Tiermenschen dazu dient, die gute Aufnahme der Gewaltthätigkeitshandlungen, mit denen das gesellschaftliche Verderben immer endet und immer enden muß, bei der Schwachheit des sinnlichen Volkes psychologisch vorzubereiten. Dieser Spottsinn spielt desnahen im Verderben des gesellschaftlichen Zustandes immer seine große Rolle, und ist dem Mann, der in diesem Verderben gern im Trüben fischt, sowie den Knechtsseelen, die bei diesem Fischen für Fleisch und Brot Handlangerdienste thun, meistens auch sehr behaglich. Dem Kraftmann des bürgerlichen Verderbens, der in demselben eine

Rolle spielt, ist er unentbehrlich. Er verspottet nicht blos, was er verachtet, er verspottet noch vielmehr, was er haßt und was er fürchtet. Er weiß auch warum. Mit der Verspottung der Wahrheit ist die Bahn zur Unterdrückung des Rechts schon gebrochen.

Der gesellschaftliche Tiersinn unterdrückt in jedem Fall leicht, was er ungehindert verspottet hat. Sein Uebergang vom höhnenden Spott über Wahrheit und Recht zur Grausamkeit im Betrug und im Unrecht selber ist bei ihm nur die Steigerung einer und eben derselben Gemütsstimmung. Sich selbst gleich ist ein dem Verderben der tierischen Bildung unterliegender Mensch im Gefolg des Wesens seiner Bildung im Glück übermütig, in der Gefahr furchtsam, aber durch sie, durch die Gefahr selber sinnlich und tierisch gestärkt, verwegen und grausam. Er verirrt im Wesen der Menschennatur und im Wert aller menschlichen Dinge gänzlich. Schneider- und Schusterbildung geht ihm über Menschenbildung, Geldwert über Menschenwert, Standeswürde über Menschenwürde, Gewinst über Verdienst, eitles Lebensspiel über hohe Lebensruhe, Ehre über Weisheit und Tugend. Die Gebühr setzt er schamlos hintan und spricht die Ungebühr frech als sein Recht an. Auf geraden Wegen tritt er zweifelnd und mißtrauisch einher, auf den krummen mit Kühnheit und Selbstvertrauen. Er hat kein Gefühl für die Pflicht des Gebens, die Begierde des Nehmens spricht sich in ihm so bestimmt aus, wie im Wilden, dem die Erde noch frei ist. Er ist verschwenderisch im Großthun, knickerisch im Almosen und selber im unbemerkten Zahlen der Schuldigkeit; lüstern und gierig nach gesetzloser Freiheit, verhöhnt er die Freiheit durch Recht und Gesetz. Er thut das Unrecht nicht blos wie ein gemeiner Mensch um des Unrechts selbst, er thut es um der Ehre willen, die es ihm bringt, er thut es im Menschendienst wider Gott und wider sein Geschlecht, oft selber ohne Vorteil und wahren Lebensgenuß, aus armseliger Eitelkeit.

Welche Höhe er durch seine Kraft erreicht, das ändert den Geist seines Denkens, Fühlens und Handelns gar nicht.

Keine Tierkraft, welche Höhe sie auch erreicht, macht eine Menschenseele edel und menschlich; aber jede, welche Höhe sie auch erreicht, schwächt die höhern Kräfte der Menschennatur, ich möchte sagen, in allen ihren Adern. — Dahin, dahin, zu dieser Verworfenheit der Ansprüche des wilden Naturlebens und seiner tierischen Freiheit führt die isolierte, die ausschließliche, die überwiegende Bildung der Kräfte und Anlagen, die wir mit den Tieren des Feldes gemein haben.

Sie, diese einzige und ewige Quelle des Zivilisationsverderbens und aller seiner Folgen hat ihren Mittelpunkt in der sinnlichen Selbstsucht unsrer unerleuchteten und unerhobenen Natur. Diese ist es, die alle unsre gesellschaftlichen Einrichtungen untergräbt und vergiftet; sie ist es, die das Eigentum und den daraus herfließenden Unterschied der Stände der heiligen Kraft ihres innern Segens beraubt, und so selber zum Fluch unsers Geschlechtes macht (zu machen vermag C. A.). —

Sie führt schon den einzelnen Menschen, das Individuum, zu aller Gierigkeit und Gewaltthätigkeit des tierischen Naturlebens, wo aber dann noch die Menschen zu ganzen Haufen zusammen stehn, da wird die Gierigkeit und Gewaltthätigkeit dieses Lebens dem Individuo unsres Geschlechts durch das Gefühl seiner kollektiven Kraft im gesellschaftlichen Zustand noch unendlich erhöht und belebt. Denn auch das höchste sinnliche Kraftgefühl ist beim isolierten Individuum noch mit einer Art Schüchternheit, die das Bewußtsein der individuellen Schwäche des einzelnen Menschen zum Grund hat, verbunden. Aber wenn die Menschen zu Haufen zusammen stehen, dann verschwindet alles Gefühl der individuellen Schwäche unsrer Natur, das Gefühl der tierischen Gemeinkraft unsers Geschlechts tritt dann ein und dieses ist seiner Natur nach scham- und gewissenlos. Die zusammenstehende Masse unsers Geschlechtes fühlt sich als zusammenstehend nicht menschlich, sie fühlt sich nur tierisch kraftvoll. Die Menschenmasse hat als Masse kein Gefühl der individuellen Schwäche der Menschennatur. Sie hat keine Scham. Die Masse unsers Geschlechts ist als solche ganz entblößt von der heiligen höhern Ansicht der Menschennatur, wie sie im Gefühl ihrer innern Würde dasteht vor Gott, vor ihr selbst und vor ihrem Geschlecht — sie hat als sinnliche tierische Natur — als sinnlich und tierisch vereinigt — kein Gewissen.

Freund der Menschheit! Denk' dir diese unwidersprechliche Wahrheit in allen Folgen, die sie für den gesellschaftlichen Zustand notwendig haben muß, fasse das kollektive Verderben unsers Geschlechts nicht blos in der Erscheinung wilder, in sinnlicher Einseitigkeit belebter zügelloser Volkshaufen, fasse es auch in regelmäßig geformten bürgerlichen Gestalten, fasse es selber in gesetzlich konzentrierten Gewaltsformen ins Auge und siehe, wie solche einseitig sinnlich gebildete Kraftmenschen und auch so gebildete Schwächlinge selber in den höchsten Behörden der Menschennatur und ihres innern Heiligtums nicht achten. Blicke auf sie hin, wie sie, solche in sinnlicher Einseitigkeit gebildete und verhärtete Menschen im Besitz der Militärgewalt das Menschengeschlecht der Eitelkeit und Selbstsucht ihrer auch noch so irrtums- und unrechtsvollen Standesansichten zum Opfer darwerfen! Sieh, wie sie im Besitz der Finanz-, Zivil- und Polizeigewalt das Heiligtum des häuslichen Lebens, die fromme Treu des Landes und das innere heilige Wesen des Rechts so oft und viel den übelkalkuliertesten Finanzspekulationen, den unüberlegtesten Zivilgesetzen und den rechtlosesten Polizeimaßregeln auf die roheste, auf die unmenschlichste Weise darwerfen!

Freund der Menschheit! Verhehle dir nicht, wie weit das beim tiefen Einreißen des Zivilisationsverderbens geht und gehen muß. Es geht grenzenlos weit, ich spreche es ohne Scheu aus, — die russische Mutter, die von den Wölfen verfolgt, ihren Säugling von der Brust riß und ihn, um ihr Leben zu retten, diesen Tieren darwarf, handelte nicht unmenschlicher an ihrem Fleisch und ihrem Blut, als solche im Zivilisationsverderben tief versunkene Gewaltmenschen oft und viel an der Schwäche ihres Geschlechts, das auch ihr Fleisch und ihr Blut ist,

handeln, wenn sie von ihrer tierischen Selbstsucht, wie von den Wölfen verfolgt, ihren Ehr- und Geldgeiz zu befriedigen, dieselben sittlich und bürgerlich dem höchsten Verderben preisgeben.

Freund der Menschheit! Blicke tiefer in die Folgen der einseitigen Entfaltung und öffentlichen Belebung der tierischen Anlagen unsers Geschlechts im gesellschaftlichen Zustand! —

Fürchte dich nicht.
Liebe die Wahrheit wie Gott.
Laß dein Herz nie zu klein sein,
Sie mit der Zunge zu lehren
Und ihr mit dem Leben zu folgen.*)

Freund des Vaterlandes! Fasse das kollektive Verderben unsers Geschlechts nicht blos wie es in monarchischen, sondern auch, wie es in republikanischen Verhältnissen erscheint und in denselben die nämlichen staatsverderblichen Resultate hervorbringt, ins Auge. Freund des Vaterlandes! Gehe in dich selber, fasse diesen Gesichtspunkt, wie er dich selber, wie er dich persönlich, wie er dich einzeln und individualiter angeht, ins Auge. Fürchte dich nicht vor der Erkenntnis deiner selber. Es ist auf Erden kein Weg zur Weisheit, es ist auf Erden kein Weg zum Menschensegen, als allein durch diese. Freund des Vaterlandes! Wirf einen Blick auf die ursprünglichen Volksvereinigungen, die unsrer Freiheit und unserm alten Landessegen zum Grunde liegen. Blicke auf die Landgemeinden und Stadtgemeinden, von deren gesetzlich begründeter, fast unbedingter Freiheit die Rechte unsers Vaterlandes gleichsam als aus ihrer Wiege hervorgingen. Verhehle es dir nicht, sie, diese Land- und Stadtgemeinden waren kaum frei, sie waren kaum den Leiden des Unrechts, der Willkür und der mißbrauchten Regierungsgewalt entronnen, und wo nicht aus rechtlosen, doch wenigstens aus ihrer wahren Rechte beraubten Männern zu Freistaaten, zu Republiken geworden, so suchten einige derselben sogleich wieder Knechte und gevogtete rechtlose Menschen zum Dienst ihrer Freiheit.

Die Folgen dieser Richtung der Denkungsart in unserm neuen Verhältnis konnten nicht fehlen. Sobald die durch Landesnot in Unschuld und Treue vereinigten Landgemeinden, sobald die durch den umliegenden Adel gefährdeten und bedrängten Stadtgemeinden über ihre Feinde gesiegt und als freie in ihrem Recht anerkannte Stände dastanden, sobald ihre Individuen nicht mehr, wie es vorhin geschehen, durch reine innere Beweggründe der Menschennatur für Wahrheit, Recht und Freiheit sittlich, geistig und bürgerlich belebt und innerlich erhoben worden, sobald als die bürgerliche Staatskraft der Masse nicht mehr durch die Individualbedürfnisse der Bürger beseelt wurde, sobald der Sinnengenuß des Glücks und der Ruhe die Anstrengungen der alten Bundes- und Landestugend dem Individio scheinbar überflüssig machte, so trat augenblicklich der Landes- und Staatszustand

*) Siehe Füesli „An mein Vaterland.“ 1766.

ein, der das Unrecht (Uebergewicht C. A.) der kollektiven Existenz unsers Geschlechts und ihre Ansprüche über die Individualbedürfnisse der Menschennatur allgemein hervorbringt, und zwar trat er bei uns in eben den Formen und in den nämlichen Gestalten ein, in denen er auch in fürstlichen Staaten das Wohl unsres Geschlechts untergräbt und zernichtet. Die Reinheit der belebten hohen Gefühle der Väter der Freiheit machte jetzt den niedern Ansprüchen an Eitelkeit, Geld, Ehre und Hoffart Platz.

Es konnte nicht anders kommen. Die kollektive Existenz unsers Geschlechts macht alle Menschen sich in ihrer Selbstsucht kraftvoll fühlen, und dadurch indiskret, zudringlich, anmaßlich, dann bald gewaltthätig, und am Ende leicht auch niederträchtig. Diese in der Menschennatur gegründeten Folgen des sinnlich belebten Freiheits- und Machtgefühls in der kollektiven Existenz unsers Geschlechtes konnten bei unsern Volksvereinigungen nicht mangeln, so wenig als sie bei irgend einer Volks- und Behördenvereinigung gemangelt haben. Sie mangelten ihr auch nicht; sie gaben der Denkungs- und Handlungsart der neuen Freistaaten die Richtung, die jeder, der die Menschennatur in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen näher kennt, zum voraus erwarten durfte. Das innere, heilige Wesen ihrer ursprünglichen Freiheitskraft, das so menschlich war, verödete sich allmählich und mit der Verödung der Freiheitskraft des Volks und der Individuen war natürlich das Wesentliche der Regierungskraft der Stadt- und Landgemeinden untergraben. Sie, diese kollektive Regierungskraft des Volks hatte kein psychologisches Fundament mehr, dieses lag nur in der allgemein belebten Erhebung des Zeitgeistes für Freiheiheit und Recht.

Die Masse dieser unsrer städtischen und ländlichen freien Gemeindsbürger blieben äußerlich und dem Namen nach forthin regierungsfähige Bürger, innerlich und in der That und Wahrheit waren sie es nicht mehr; sie regierten auch nicht, sie regierten eigentlich nie; dennoch erhielten die Landgemeinden die Form ihrer ursprünglichen Verfassung, und mit ihr den Schein des Regierens bis auf unsre Tage. Die Stadtgemeinden nicht also; ihr Einfluß auf die Regierung, so groß er ursprünglich war, war immer nur indirekt; diese Gemeinden wählten sich vom Anfange an aus ihrer Mitte bürgerliche Ausschüsse, die, mit den Räten der Stadt vereinigt, als Räte und Bürger die höchste Gewalt der Stadt und des Landes eines Kantons ausmachten.

Ursprünglich war die große Mehrheit dieser ausgeschossenen und den Räten zugegebenen Bürger wirklich zünftige Handwerker, Gerber, Metzger, Müller &c. Aber sobald einige von ihnen als Familien in dieser obersten Stadtbehörde festen Fuß faßten, gewann die Selbstsucht des Personalinteresses über die Unschuld und den Edelmut des alten bürgerlichen Gemeingeistes einen entschiedenen Vorsprung. So wie die Familien der alten Stadträte bei der Souveränitätsanerkennung der Kantone ihren ehrbaren bürgerlich reichsstädtischen Magistraturton allmählich höher stimmten und in die Formen hoher fürstlicher Behörden

umwandelten, also vergaßen auch die gemeinen bürgerlichen Handwerksfamilien, die durch Zunftverhältnisse dahin gekommen, in den Rät- und Bürgerversammlungen einen bedeutenden Einfluß zu haben, ihre ursprüngliche Stellung im Staate bald, sahen sich nicht mehr als Bürger und Repräsentanten ihrer Gemeinde, sondern vielmehr als die Regenten derselben an. Diese Ansicht entfaltete sich im Anfang in den meisten aristokratischen Städten ziemlich langsam und in sehr gemäßigten und sehr abgemessenen Schritten, aber diese endigten in allen in einem und eben demselben Geist, nach einer und eben derselben Tendenz, deren Folgen die innere Auflösung der ursprünglichen ersten Zwecke unsrer Volksvereinigungen und Freiheitsverfassungen waren, oder wenigstens ihre innere, in der Menschennatur selbst liegende Garantie zugrunde richteten. Sie mußten notwendig das regierende Personal und noch mehr die, die Regierung wirklich konstituierenden Familien sich als den eigentlichen Souverän des Landes ansehen und in ihnen Gefühle von Ansprüchen und Vorzügen rege machen, die mit dem Geist der Verfassung des Landes und dem Wesen der Rechte und Freiheiten seiner Bürger unvereinbar waren.*)

Der hohe Geist der individuellen Erhebung des Volkes und der Anspruch unsrer Väter an Regierungsweisen, die die allgemeine Erhebung und Veredlung des Volkes möglich machen und sichern sollten, war nun dahin. Der niedere gemeine Geist der kollektiven Existenz unsers Geschlechts, wie er allgemein das Verderben der Menschennatur im gesellschaftlichen Zustand veranlaßt und herbeiführt, war nun begründet und hatte seinen ganzen Spielraum in unsrer Mitte. Wir mußten werden, was wir sind und was alle Welt wird, die nicht durch weise, gesetzliche Verfassungen dem Geist des Verderbens der kollektiven Existenz unsers Geschlechts mit Kraft entgegen wirkt.

Wir mußten werden, was wir sind und was wir uns auch, wie wir sind, Gottlob doch noch selbst sagen dürfen. Wie der Himmel von der Erde verschieden ist, also ist der bürgerliche Kraftzustand unsrer Stadtgemeinden von demjenigen unsrer Väter verschieden. Was ist aus diesem geworden? Ist es etwa, daß wir sie, diese hohe erhabene Regierungskraft der Väter als Gemeinden nicht mehr bedürfen, daß das Vaterland ihrer als Gemeinkraft nicht mehr bedarf? Diese Fragen ergreifen mich, sie werfen mich in einen Zustand des Träumens, der Gang meiner Ideen verschwindet, ich überlasse mich meinem Traum.

Der Geist der ursprünglichen Stadt- und Landregenten steht vor mir.

Freund des Vaterlandes! Blick hinauf auf den erhabenen damaligen Zustand des Vaterlandes, wo würdige verdienstvolle Männer ihren Mitbürgern für das Vertrauen dankten, womit sie selbige zu ihren Vorstehern, zu Handhabern ihrer Rechte erwählten. Blick hinauf auf die Würde der Bürger, die noch in dieser Stellung waren! Freund

*) Rousseau in seinem „gesellschaftlichen Vortrag" entwickelt die Regierungsgewalt nicht auf diese Weise. D. H.

der Menschheit! Denk dich einen Augenblick träumend in diese hohen Tage des Vaterlandes hinein! — Es ist ein erhabener Gedanke, der nur in Freistaaten möglich ist, in der Masse eines treuen biedern Volkes den Vater des Vaterlandes zu erkennen. Es ist ein erhabenes, nur in einem Freistaate mögliches Schauspiel — den Landesvater vor seinem Vater, dem Volk, dankend dastehen zu sehen. Aber mein Blick trübt sich, der Gegenstand meines Traumes ändert, ich sehe andre Tage des Vaterlandes, ich sehe andre Tage der Welt. Es ist ein empörendes Schauspiel, den Führer des Volks, der nicht mehr sein Führer ist, im freien Lande höhnend und trotzend vor ihm dastehen zu sehen und es erregt im freien Lande Gefühle des höchsten Entsetzens, einen Führer des Volkes gegen sein Land feindlich dastehen und mit seiner Regierungskraft und Regierungsgewandtheit dahin wirken zu sehen, die Rechte seiner Mitbürger zu untergraben und zu Mitteln der Befriedigung seiner eignen Selbstsucht zu machen. Es erregt im freien Lande herzzerreißende Gefühle, einen Führer des Volks gegen die Schwäche seiner Mitbürger so handeln zu sehen, wie ein böser Sohn handelt, der die Schwäche seines Vaters dahin mißbraucht, daß er ihm den Bissen Brot aus dem Mund nimmt und ihn für sich selbst ißt. Ich träume fort.

Ich kenne kein herzzerschneidenderes Gefühl, als dasjenige eines Vaters, der das seelerhebende Dankgefühl seiner Kinder jetzt in eine mit Verachtung begleitete Aufmerksamkeit auf seine Schwachheiten hinüber gehen sieht; und ebenso kenne ich keine die Würde der Menschennatur mehr empörende Umwandlung des Regierungsgeistes, als seinen Uebergang von der edeln Aufopferung für geliebte, würdige Mitbürger zu der Thätigkeit einer obrigkeitlichen Person, die mit entschiedener Verachtung des Volks sich der Besorgung seiner Angelegenheiten mit eifervoller Thätigkeit annimmt und für dieselbe Nächte durchwacht. Ich verachte sein Nachtwachen, ich verachte den Mann und denke mir träumend, er thäte besser, er würde wohl schlafen.

Wer das Volk nicht liebt, der ist seiner nicht wert. Wer das Volk verachtet, der regiert es nicht wohl, gäbe er auch seine Habe für dasselbe hin und ließe er seinen Leib für dasselbe brennen, er ist desselben nicht wert, — er regiert es nicht wohl. — Doch die Zeitwelt verwahrlost das verachtete Volk lieber,[1]) als daß sie ihre Habe für dasselbe hingäbe und ihren Leib auch nur eine Stunde frieren oder sonst unbehaglich sitzen, liegen oder stehen machen wollte, um es, um das so oft ohne seine Schuld verachtungswürdig gemachte Volk aus seiner Schlechtheit und Unwürdigkeit wieder zu erheben. Es ist also diesfalls für den Augenblick so wenig zu fürchten, als — zu hoffen.

[1]) als daß in seiner Mitte leicht ein Mann aufstände, der seine Habe für dasselbe hingäbe, will geschweigen um desselben willen seinen Leib dem Feuer, dem Wasser oder dem Schwert nahe kommen lassen würde; nein, von den Zeitleuten, die das Volk verachten, verwahrlosen und regieren, ist unter Hunderten kaum einer, der derb und con amore rein um des Volks willen auch nur eine Stunde naß werden, frieren oder sonst unbehaglich dastehen möchte.

Doch, mein Traum wird mir schwer. Ich finde mich ermüdet . . .

Mein Traum wird mir schwer, ich erwache davon und finde mich ermüdet wieder beim Hinblick auf die Folgen[1]) der einseitigen und selbstsüchtigen kollektiven Ansicht, zu der unser Geschlecht im gesellschaftlichen Zustand getrieben wird und die es darin entwickelt. Ich finde mich wieder im Hinblick auf die Folgen unsers Zeit- und Zivilisationsverderbens, die in jener Ansicht ihren Grund haben und die durch diese Ansicht bewirkte Umwandlung des Freiheitssinns unsrer Väter in diejenige unsers selbstsüchtigen Zeitgeistes, durch die wir so vielseitig im ganzen Umfang unsers bürgerlichen Denkens, Fühlens und Handelns entschweizert dastehen. Die Folgen dieser Umwandlung sind nicht zu berechnen. Sie mußten also groß werden. Die Mittel, die man hie und da brauchte, den Geist derselben zu organisieren, zu konsolidieren und sie, diese Umwandlung selber durch die gesetzlich genährte Selbstsucht der Individuen, denen sie zu dienen schien, perennieren zu machen, waren zu sehr geeignet, die Wirkung, die man hierin suchte, hervorzubringen, als daß sie ihr Ziel nicht erreichen mußten. Ich berühre nur wenige Erscheinungen, in denen diese Wirkung sichtbar geworden, vielleicht sind es nicht einmal die bedeutendsten.

Die Stadtbürgerrechte, durch die man allein zu Regierungsstellen gelangen konnte, wurden in unsern bedeutenden Städten fest geschlossen; der Realeinfluß der Regierungsgewalten wurde immer mehr in den Kreis der herrschenden Familien konzentriert; die Zahl der in der Regierung bleibenden Einfluß habenden Geschlechter von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vermindert und hie und da selber einige nicht edle Künste angewandt, die Schwächern dieser Familien allmählich aus dem Kreis der anerkannten einflußhabenden Geschlechter auszumerzen.

Ebenso begünstigte man hie und da die die Zeitgewalt in Händen habenden, regierungsfähigen Geschlechter mit monopolischer Untergrabung des Landeswohlstandes und mit selbstsüchtiger Störung einer weisen und gesetzlichen Konkurrenz aller und besonders der höhern Berufs- und Gewerbszweige, und versäumte, vernachlässigte vieles — sehr vieles, was notwendig war, um die Masse des Volks durch Erziehung zu der Geisteskraft und zu den Kunstfertigkeiten zu erheben, durch

---

[1]) Die Folgen dieser Umwandlung sind nicht zu berechnen. Sie mußten also groß werden; die Mittel, die man hie und da brauchte, diese Umwandlung durch die Näherung gesetzlich scheinender, im Wesen aber unrechtlicher, unwürdiger, alle Bürgertugend, alle Bürgerkraft untergrabender und alle Fundamente des Haussegens tötender bürgerlichen Scheinvorteile und Scheinvorzüge zu organisieren und zu konsolidieren und bei denen, deren genährten Selbstsucht diese Vorteile und Vorzüge zu dienen schienen, auf Kind und Kindeskinder hinab perennieren zu machen.

Das Aussterben der großen Mehrheit achtbarer Bürgergeschlechter und das beinahe allgemeine Verarmen des begüterten Mittelstandes in den ihre Kantone regierenden Stadtgemeinden des Vaterlandes ist von dieser Seite im Zusammenhang mit dem Geist der schweizerischen innern Staatskunst im höchsten Grad merkwürdig. Ich berühre nur einige wenige Erscheinungen, die über das Schwache und Selbstsüchtige einiger diesfälligen Maßregeln Licht geben, — vielleicht nicht einmal die bedeutendsten.

welche allein eine solide und tiefwirkende Konkurrenz in unsern Gewerben und mit derselben eine allgemeine, dem Verhältnis unsrer industriösen Talente und Lagen angemessene Ausdehnung der Gemeinkraft unsers häuslichen und bürgerlichen Wohlstandes möglich gewesen wäre.

Nicht nur konnten hie und da Arten von Gewerbszweigen, die eine höhere Volkskultur voraussetzten, in unserer Mitte nicht gedeihen, sie wurden sogar hie und da als dem wesentlichen Interesse des Staats im Wege stehend angesehen.[1])

In der That waren sie dem wahren Interesse der regierenden Familien gar nicht entgegen.

Nicht nur die einträglichsten und ehrenhaftesten Regierungs- und Beamtungsstellen, sondern auch die Staatskräfte im Militärdienst, die einträglichen Verwaltungen der Kirchengüter und selbst die Hilfsquellen der Armengüter, und sogar diejenigen der Spitäler wurden hie und da mehr und minder zur Begründung und ewigen Sicherstellung des bürgerlichen Ranges und des Einflusses dieser Familien benutzt.[2]) Das ging ganz gewiß an einigen Orten so weit, daß man (wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen) bestimmt sagen kann, diese Städte oder Kantone existierten ebenso in diesen Familien und durch sie, wie kleinlich und selbstsüchtig regierte Monarchieen in fürstlichen Familien und durch sie existieren.

Ich darf fast sagen, noch mehr, wenigstens meinte es derjenige schweizerische Familienmann, der, als Ludwig XVI. unter der Guillotine fiel, im Kreis einiger seiner Standesgenossen ohne Scheu sich dahin äußerte, wenn der französische König in seinem Reich apparentiert gewesen wäre (auf schweizerdeutsch: soviel Vettern und Basen gehabt hätte) wie wir in dem unsrigen, so hätte man es gut sein lassen, ihn zu enthaupten. Seine Aeußerung verwunderte mich gar nicht.

---

[1]) Anmerkung der C. A. In der That war die große Aeufnung dieser Gewerbe, welcher die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts besonders günstig war, den Privatinteressen und den Privatzwecken unsrer im allgemeinen nicht sehr begüterten patrizischen Familien wirklich entgegen. Sie war aber in eben dem Grad dem allgemeinen Interesse der seit Jahrhunderten immer mehr sinkenden großen Mehrheit der regierungsfähigen Geschlechter und der Erhaltung eines kraftvollen, bürgerlichen Mittelstandes in diesen Geschlechtern unumgänglich nötig. Ebenso ist sie dieses auch in Rücksicht auf das allgemeine Interesse des Staates und auf die sittliche, geistige, häusliche und bürgerliche allgemeine Aufnahme des öffentlichen Wohlstandes, beides, in Rücksicht auf die Sicherstellung der Quellen des allgemeinen Verdienstes und auf die Sicherstellung der Mittel, durch welche dieser Verdienst dem Land allein zum wirklichen Segen gemacht werden kann und ohne deren psychologisch belebtes Dasein er dem Land auch zum höchsten Unsegen gereichen kann.

[2]) benutzt. Sogar die wesentlichen Fundamente der Regierungsrechtlichkeit und der Regierungsedelmut, die Regulierung der Rechtspflege und des Armenwesens wurde, insofern es einträglich war und mit Einträglichem zusammenhing, behandelt und hie und da wahrlich dadurch gefährdet, daß seine Konkurrenz und Freiheit zum Nachteil der guten Führung dieser Gegenstände gehemmt war." Das ging ganz gewiß . . .

Familienmenschen, denen die ganze Gewalt eines freien Volks auf das Fundament von Zunft- und Gesellschaftsrechten ohne einen Schwertstreich in die Hand fällt und Jahrhunderte wie im Schlaf also in der Hand bleibt, müssen natürlich dahin kommen, in bestimmten Rücksichten einen noch größern und willkürlichern Staatseinfluß anzusprechen, als die höchsten Mitglieder fürstlicher Behörden, die immer noch gegen die Verirrungen ihrer Selbstsucht und ihrer Unbürgerlichkeit eine von ihnen unabhängende fürstliche Obhut über sich haben.

Das Uebergewicht der kollektiven Ansicht unsers Geschlechts über die individuelle ist ganz gewiß in den Republiken noch verderblicher als in Monarchieen. Sein entscheidender Einfluß in unsrer Mitte auf den Geist und das innere Wesen unsrer alten Verfassungen beweist es. Er begünstigte und belebte nicht nur die gesetzlose Gierigkeit und Gewaltthätigkeit der sinnlichen Menschennatur in den Individuen dieser Regierungsfamilien, sondern sicherte und garantierte ihnen hie und da noch selber unrechtliche Genießungen auf Kind und Kindeskinder herab und soweit, daß selber hie und da Zivil- und Kriminalfehler von Familienmenschen vor den Tribunalien in unsrer Mitte nicht mehr vollends in gleichen Formen behandelt werden wollten, als die Fehler der übrigen Bürger.

Bei allem dem war der Vorschritt unsres bürgerlichen Verderbens in unsrer Mitte selten scheinbar und äußerlich grell; er ging immer mit einem großen Grad scheinbürgerlicher Mäßigung vorwärts. Das diesen Vorschritt leitende Personal verstand seine Aufgabe fast immer sehr gut. Es war auch natürlich. Die Uebungen in der Administration wurden ihm in allen Fächern geläufig und gleichsam zu Familienübungen gemacht, daher denn auch in diesen Rücksichten selten ein sinnlich auffallender Fehlschritt geschah. Auch ist gewiß, dieses Personal erhob immer nur die vorzüglichsten Männer aus seiner Mitte zu den ersten Stellen des Staates. Und ebenso gewiß ist, daß die ausgezeichnetern, daß die höhern Staatsmänner aus diesen Familien sich von jeher in ihrem Privatleben im allgemeinen immer als die edelsten, würdigsten Männer im Lande bewährten. Sie waren in Zivilisationshinsicht ebenso gute Haushalter als Staatsadministratoren, erzogen ihre Kinder gewöhnlich für ihre Bestimmung weit besser, als irgend eine andre Klasse der Mitbürger.

Das alles ist so wahr, daß man bestimmt sagen muß, es wäre das größte Unglück, wenn diese Männer die Stellen, die sie im Vaterland besitzen, abgeben und sich dem öffentlichen Dienst des Vaterlands entziehen würden; man muß bestimmt sagen, viele von ihnen wären unersetzbar, und man könnte in keinen Klassen der Bürger Männer von gleicher Brauchbarkeit für ihre Stellung finden. Aber eben das ist das Unglück des Vaterlandes, daß der Kreis, in welchem die höchste Bildung zur Regierungsfähigkeit [1]) und selber zur gewöhnlichen, für

[1]) Regierungsfähigkeit oder vielmehr zu Regierungsfertigkeiten unter uns statt findet und in denen" sich gleichsam von selbst gibt . . .

alltägliche Sorgen und Bedürfnisse passenden Regierungstugend leicht ist und sich gleichsam von selbst gibt, zu eng und zu beschränkt ist, und der Routinegeist der Regierungen dem Gedanken, diesen Kreis[1]) wahrhaft zu erweitern, so vielseitig und so lebhaft abgeneigt ist und dieses schon lang war. Die Republik bedarf nicht das Stillstellen des Krafteinflusses dieser Menschen, aber sie bedarf sicher und dringend einer gesicherten, freien und gesetzlich gesicherten Realkonkurrenz eben dieser Tugenden und eben dieser Vorzüge, um in einzelnen ausgezeichneten Individuen noch höhere Tugenden und noch höhere Vorzüge möglich zu machen. Sie bedarf einer allgemeinen Erhebung der Nation über die Schranken[2]), in welche sich diese Tugenden immer mehr verengern, isolieren, und dadurch für die Nationalerhebung gleichsam verloren gehen.

Es ist traurig, aber wir dürfen es uns nicht verhehlen: die öffentliche Erziehung der Masse, selber der regierungsfähigen Geschlechter, welche die Erzielung dieses vaterländischen Bedürfnisses hätte anbahnen und möglich machen sollen, war in den meisten unsrer Hauptstädte seit Menschenaltern (im allgemeinen E. A.) eben so vernachlässigt, als die Erziehung des übrigen Volks. Die eigentlichen Familiensöhne hatten indessen hierin den Vorzug, daß sie durch ihre Verhältnisse täglich in Kreisen von bildenden Staatsumgebungen lebten, daher hatten sie auch gewöhnlich viele Standes- und Lebensgewandtheit, vielen Anstand und ein gutes äußeres Benehmen; aber ihre eigentlichen Einsichten blieben im allgemeinen immer beschränkt und einseitig.

Am Herkommen festhangend, scheuten sie von jeher das tiefere Erforschen selber des Ursprünglichen und Wesentlichen im Herkommen, und blieben in den Schranken einiger ihren Verhältnissen anpassender und vom Vater auf den Sohn herabgeerbter Alltagsmaximen; unerleuchtet in allem, was eine tiefere Erforschung der Menschennatur und des menschlichen Lebens voraussetzt, und daher mißtrauisch gegen alles, was zur Volkserleuchtung und Volksbildung hinführen könnte. Also auf der einen Seite der Erleuchtung für sich selbst bedürfend,

[1]) diesen Kreis „aufopfernd, edelmütig, ohne Hinterlist und Gefährde in wahre Treue" zu erweitern . . . .

[2]) über die Schranken, „in welchen zwar die administrativen Fertigkeiten der Staatskunst einem bestimmten Kreis, wenn auch edle Männer, in einem hohen Grad eingeübt werden, in welchem dann aber hingegen die tiefer greifenden psychologischen, zur Volksbildung hinlenkenden und allein auf die Volksveredlung einzuwirken fähigen Mittel einer höhern Staatskunst durch die Selbstsucht verderblicher, bürgerlicher Genießungen und Vorzüge gleichsam im Wesen der Menschennatur gelähmt und erstickt werden. Wahrlich, das Vaterland bedarf einer allgemeinen Erhebung der Nation über die Schranken, in welchen nicht blos wesentliche Bildungsmittel zu den höhern Kräften, Fertigkeiten und Gesinnungen einer wahrhaft kraftvollen, unbefangenen, volkstümlichen Regierungs- und Staatskunst hie und da in unsrer Mitte so viel als ganz mangeln sondern auch selber die gemeinen, im Land üblichen und bräuchlichen obrigkeitlichen Amts- und Berufsfertigkeiten sich immer mehr verengern, isolieren und dadurch, insoweit als auch sie noch zu unsrer Nationalerhebung einwirken könnten, für die Volksbildung so viel als verloren gehen müssen."

Es ist traurig . . .

auf der andern gegen sie mißtrauisch, nahmen sie immer einige gute Köpfe aus dem Volk, die sich unbedingt in ihre Zwecke fügten, deren Familien aber nie hoffen durften, einen wirklichen bleibenden Einfluß in die Regierung zu erhalten, gern[1]) in ihren Dienst auf, lebten mit ihnen in freundschaftlichen Verhältnissen, und einige der minder Edeln machten sich sogar oft mit ihnen eine heitere Stunde über das Regieren und seine Künste. Aber höher ausgezeichnete Männer, die über sie erhaben, selbständig in ihren Kenntnissen und Bestrebungen dem Volk und dem Vaterland, ohne Rücksicht auf Nebenverhältnisse, zu dienen imstande und geneigt gewesen wären, fanden bei ihnen höchst selten eine gute, zu oft nicht einmal eine erträgliche Aufnahme. Sie liebten es im allgemeinen nirgends gar sehr, daß irgend eine Art von Menschen, die nicht durch ihr Interesse näher an sie gebunden war, sie und ihr öffentliches Thun näher zu erkennen in die Lage gesetzt würde. Bedeutende Fremde wurden bei einem vorübergehenden Besuch in jedem Fall ausgezeichnet wohl von ihnen empfangen, aber einen verlängerten Aufenthalt derselben bei ihnen liebten sie in dem Grad nicht, als solche Männer mit Einsicht und Tiefblick Interesse an Staatsangelegenheiten, am Volk und an der Volksbildung nahmen und in ihren Ansichten und Aeußerungen hierüber sich nicht mit oberflächlichen Gemeinplätzen abspeisen ließen. Sie machten auch gewöhnlich kein Geheimnis aus dieser Abneigung und verbargen die Ursache, die sie dazu bewog, gar nicht. Einige der unedlern, aber kraftvollen Männer dieser Partei machten sich vor der Revolution im Gegenteil hie und da nicht das geringste daraus, öffentlich zu behaupten, die nicht regierungsfähigen und[2]) zumteil künstlich nicht regierungsfähig gemachten Mit- und Staatsbürger müßten durch die Erziehung nicht zu Einsichten gebracht werden, die sie zu Gelüsten nach der Teilnahme an der Regierung hinführen könnten, und darum ihnen nicht gebührten.

Solche Aeußerungen waren auch bestimmt vielseitig nicht blos Aeußerungen unbedeutender Individuen, sie waren hie und da selber nicht blos Aeußerungen der Minorität in der Regierung, sondern vielmehr der bestimmte und offene Ausdruck der wirklich bestehenden und herrschenden Staatsmaximen und Regierungsmaßregeln. Daher ist es auch notorisch, daß die öffentliche Volkserziehung, insofern sie vom Staat abhing, in unserm Vaterland hie und da von Menschenalter zu Menschenalter immer beschränkter wurde und gar nicht in die eigentliche und allgemeine Entfaltung der Grundkräfte des menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns eingriff, sondern sich vielmehr blos um ein oberflächliches Einüben einiger zumteil unfruchtbarer Kenntnisse und Fertigkeiten herumtrieb.

Es ist notorisch, die höheren Resultate der Einsichten, die auch nur von ferne die Möglichkeit des Widerspruchs gegen Behördenunrecht,

---

[1]) gern „ad hoc zu ihren temporären Mitherren auf," lebten mit ihnen . .
[2]) und „größtenteils künstlich und regierungsfähig" gemachten . . .

Behördenirrtümer und Behördenschwäche anzubahnen schienen, waren von Menschenalter zu Menschenalter in unsrer Mitte, soweit dieser Geschlechtergeist herrschend war, immer weniger con amore ins Auge gefaßt, im Gegenteil, es wurden in den diesfälligen Ansichten, selber in solchen, die unsre Väter allgemein für wesentliche Fundamente des Landessegens angesehen, Staatsgefahren gewittert und ihnen mit vieler Kraft und mit vieler Kunst, und leider oft sogar mit vieler Leidenschaft und mit großem Erfolg entgegen gewirkt. Hie und da wurden einsichtsvolle Männer gar oft nur um deswillen verhaßt, verleumdet, und ihnen das Mißfallen damit bezeugt, daß man ihnen den Brotkorb höher zu legen sich nicht schämte. Die Lage vieler edlen, aber gehaßten Männer wurde aus diesem Grunde notwendig und wesentlich drückend.

Vaterlandsfreund! Du magst da deine heiligsten Pflichten zur Ehr und zum Nutzen deiner Mitbürger und deiner Stadt- und Dorfgemeinde noch so treu, großartig und hochgesinnt erfüllen, solche Menschen werden dein Weib und deine Kinder dennoch so viel als möglich leiden machen, damit du, wie sie sagen, zahm werdest, d. h.[1]) aber in der Wahrheit, damit du aufhören müssest, gegen sie gerecht und mutvoll reden und handeln zu dürfen.

Umsonst zeichnet sich ein aus solchen Gründen und von solchen Menschen gehaßter und verleumdeter Bürger als edel und gut aus, umsonst ist er brauchbar und sogar unersetzbar, man versperrt ihm in den Wohnsitzen[2]) der Leidenschaft und der Selbstsucht den Weg zur Ehre und zum Ansehen mit unerbittlicher Gewalt. Ob das Vaterland darunter leide, ob dasselbe in wesentlichen Angelegenheiten weniger gut bedient werde, darauf kommt es bei solchen (Hoheits-) Parteimenschen gar nicht an. Sie gehen darüber als über etwas ganz Unbedeutendes hinweg, weil nach ihrer Meinung höhere Ansichten und höhere Beweggründe obwalten, als daß das ein wenig mehr oder minder gut bedient sein des Volks — des Vaterlandes — diesfalls in Erwägung kommen sollte. Wahrlich es ist hierüber hie und da mit uns weit gekommen.

Wenn ehemals solche Bedenken auch an die Leidenschaftlichsten unsrer Partei- und Gewaltsmenschen gelangten, so schwiegen sie doch meistens dazu still und zuckten höchstens die Achseln; aber jetzt, da die Politik durch das Gemeinwerden des Unrechts allerhöchst gewandt, aber damit auch schamloser und frecher geworden, so schweigen solche Parteimenschen gegen das Alltagszeug solcher Volkseinwendungen jetzt nicht mehr, sie wissen darüber in jedem Fall aus dem Stegreif Bescheid, und zwar weit besser als auf einige juristische Probleme. Das Modewort, das sie für den Augenblick gegen jede ihnen ungelegene Be-

[1]) d. h. aber „gegen sie mutvoll und gegen das Vaterland gerecht" handeln zu dürfen.

[2]) in den Wohnsitzen „der höhern Selbstsucht und der Hochselbstsucht" den Weg . . .

merkung über die wesentlichsten Erfordernisse der guten Besorgung des Volks, d. i. über die wesentlichsten Bedürfnisse des Regierens allgemein im Mund haben, ist dieses: Das alles[1]) seien metaphysische Grübeleien, die, weil sie nicht nur das Volk, sondern die Regierungen selbst verkleinern und Unschlüssigkeiten in die Regierungsmaßregeln hineinbringen, durchaus unterdrückt werden müßten. — Das ist freilich schon stark abgesprochen, doch trägt es das Gepräge der Selbstsucht noch nicht ganz offen an der Stirn. Die Unbescheidenern dieser Leute lassen sich aber hie und da auch noch das letzte zuschulden kommen.

Ich weiß den Fall, daß ein Mann von ausgezeichneten Verdiensten, ich darf wohl sagen, ein in seinem Fach unersetzbarer Mann, sich wegen eines passe droit, das man ihm spielte, bei einem solchen übermütigen Mann beklagte und seine Klage entschlossen beifügte, daß er nicht nur in jedem Fall seine Pflicht als ein Ehrenmann gethan und jeden Befehl seiner Obern mit pünktlicher Genauigkeit erfüllt, sondern sich auch schmeicheln dürfe, durch die erschöpfende Anstrengung seines Pflichtlebens den Dank seiner Mitbürger und des Vaterlands verdient zu haben. Das übermütige Regierungsmitglied antwortete seinem Mitbürger: „Es ist uns nicht genug, daß man in unserm Dienst seine Pflicht thue, wir fordern auch, daß man an unsre Personen, an unser Interesse, an unsre Familien und an unsre Regierungsmaximen anhänglich sei; und das ist's mein lieber Herr, worüber man ihm nicht alles zutraut und nicht alles zutrauen darf." —

Ich hätte in diesem Augenblick wie im englischen Parlament ausrufen mögen: Hört! hört! Vaterland! höre! höre! Mitbürger! höret! höret!

Die Folgen der Umstände, Lagen und Verhältnisse, die eine solche Erniedrigung der republikanisch rechtlichen Stellung freier Bürger auch nur möglich machen und auch die Folgen von Aeußerungen, die eine solche Erniedrigung voraussetzen oder einzulenken geeignet sind, wenn[2]) sie, (ich will nicht sagen, aus dem Mund vaterländischer Regenten, aber ich muß sagen,) aus dem Mund anmaßlicher und unwürdiger Individuen der regierenden Geschlechter ins Volk geworfen werden, sind an sich sehr groß und in dem Grad noch größer, als das Volk, das durch dieselben erniedrigt wird und erniedrigt werden soll, ein edles,

---

[1]) Das alles seien metaphysische Grübeleien, die „durchaus unter den Pantoffel gebracht werden müßten, weil sie nicht nur dem Volk den Kopf verdrehen und das Herz verhärten, sondern auch die Regierungen in der Unschuld ihres edeln Fühlens und in der Rechtsfreiheit ihrer kraftvollen Gedanken hemmen und verwirren, indem sie den bon sens ihrer auf Erfahrung gegründeten Urteile und Handlungsweisen, als wären sie bloße Routinehartnäckigkeit, entwürdigen, verächtlich und ihre Wirkung dadurch unsicher machen. Hie und da redeten freilich nur die bescheidenen noch in diesem Ton, die unbescheidenen von ihnen hatten eine ganz andere Sprache und nahmen gegen ihre Mitbürger einen noch weit höhern Ton an.

Ich weiß einen" Fall, . . .

[2]) Die eingeschlossene Stelle fehlt in C. A.

(selber in seinem Versinken noch) von Europa geschätztes und sogar vom Weltteil bewundertes freies Volk ist. Sie würden es besonders dann sein, wenn die Gesinnungen, Handlungen und Ansprüche, die solche Aeußerungen veranlaßt haben, noch in ihrem Wesen und in ihrer innern Bedeutung altvaterländisch rechtliche Handlungen, Gesinnungen und Ansprüche freier, sich in ihren Rechten gekränkt und gedrängt fühlender Männer wären und als ein trauriger, ohnmächtiger Nachhall der hohen und edeln Freiheitskraft unsrer Väter müßten angesehen werden. Unter den gegebenen Umständen wären solche Aeußerungen eine wahre Hohnsprechung auch noch der letzten Spur der bürgerlichen Freiheitskraft, die es wagt, den mangelnden alten Vatersinn der Regierung der ihm entgegenstehenden Zeitselbstsucht in das Gedächtnis und die Einbildungskraft nur zurückzurufen und des Zustandes auch noch zu gedenken, aus dessen Segen die Genießungen der Selbstsucht, die ihm jetzt in unsrer Mitte entgegenstehen, wesentlich hervorgegangen.

Wenn wir da wären, Vaterland! Mitbürger! wenn wir dahin versunken wären, daß wir den Nachhall des Geistes und des Herzens unsrer Väter unserm Zeitvolk auch nicht einmal mehr wahrhaft und kraftvoll ins Gedächtnis und in die Einbildungskraft zurückrufen dürften, wenn wir dahin gekommen wären, diesen Nachhall des guten Tones unsrer Väter auf irgend einem bedeutenden Punkt des Vaterlandes[1]) in der Brust gekränkter leidender Bürger, auch wenn er sich schwach, ohnmächtig und unbehilflich ausdrücken würde, zu ersticken, wenn wir dahin gekommen wären, die Kräfte des Geistes und des Herzens unsrer Väter, und zwar um einer vorübergehenden — Zeitpolitik willen unsern Zeitmenschen, d. i. unsern lebenden Mitbürgern nicht einmal mehr im schwachen Nachhall unsers lebenden Geschlechts zurückrufen zu dürfen. Männer! Mitbürger! Vaterland! wo wären wir dann? Doch, wir sind noch nicht da. Es mangelt uns im ganzen noch nicht an dem innern Wesen weder des Vatersinns, noch der Bürgerkraft. Beide sind nur durch das uns selbst drückende und verwirrende Zivilisationsverderben in uns selber[2]) kraftlos gemacht und in ihrer höhern und allgemeinern Wirkung still gestellt. Es, das Zivilisationsverderben, hat das innere Leben des altvaterländischen Volksgeistes — selber in den gemeinen, niedern Klassen — im allgemeinen mehr blos der

[1]) des Vaterlandes „in uns selber ersticken müßten, und zwar blos zugunsten einer vorübergehenden Trug- und Augenblickspolitik jeweiliger selbstsüchtiger Zeitmenschen." — Mitbürger! Vaterland! wo wären wir dann?

[2]) in uns selber „geschwächt und in ihrer höhern und allgemeinern Wirkung still gestellt; aber dennoch ist auch wahr, unser Zivilisationsverderben hat das innere Leben des altvaterländischen Volksgeistes in unsrer Mitte noch nichts weniger als allgemein ausgelöscht." Wenn unser Volk für die äußere Darstellung seiner noch nicht verlorenen „Bürgerkraft rechtliche Mittel, gesetzliche Handbietung, erleuchtete und gradsinnige Wegweisung und fromme Aufmunterung fänden, so würde es sich ganz gewiß zeigen, daß unser Nationalgeist sich in allen Ständen noch immer bis auf einen gewissen Grad in seinen ursprünglichen Ansichten und in seiner ursprünglichen Kraft in sich selber erhalten. Das aber" soll uns dennoch nicht einschläfern.

Mittel, äußerlich in seiner Wahrheit zu erscheinen, als seiner innern Kraft beraubt, vor Europa wieder unsrer Väter würdig dazustehen, wenn unser Volk nur für äußere Darstellung seiner noch nicht verlornen Kraftmittel Handbietung und Aufmunterung fände. Aber so gewiß es ist, daß unser Nationalgeist sich in allen Ständen und Verhältnissen noch immer bis auf einen gewissen Grad in seinen ursprünglichen Ansichten und in seinen ursprünglichen Vorzügen erhalten, so soll uns das dennoch nicht einschläfern; es soll uns im Gegenteil aufmuntern, den Quellen, die die Erlahmung und das Stillstellen der lebendigen Kraft unsrer Väter herbeigeführt haben, immer tiefer zu erkennen, ihnen immer mehr mit innerer Wahrheit des Geistes und Reinheit des Herzens entgegen zu wirken.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, so wie eine unvernünftig und unverhältnismäßig große Hauptstadt die wesentlichsten Kräfte eines Königreichs verschlingt und vergiftet, also verschlingt und vergiftet eine unvernünftig und unverhältnismäßig angeschwollene Familiengewalt die wesentlichsten Kräfte eines Freistaates.

Die Wahrheit dieser Ansicht steht als Thatsache vor unsern Augen und die Folgen davon sprechen sich in der unverkennbaren Erniedrigung eines großen Teiles unsres Bürgerstandes und in den vielseitigen diesfälligen Verlegenheiten unsrer Regierungen laut aus, denen es ganz gewiß schwer wird, den Mangel eines allgemein kraftvollern Bürgerstandes in ihrer Mitte zu fühlen und die Mittel nicht zu haben, ja kaum zu erkennen, durch die es allein möglich, den wesentlich großen Staatsübeln, die daraus erfolgen, abzuhelfen und unser Volk wieder zu der Würde zu erheben, die einem freien Volk wesentlich zu besitzen gebührt.

Ich klage indessen die jetzt lebenden Individuen dieser Familien diesfalls gar nicht besonders und als solche an. Der Mehrteil von ihnen ist nicht nur zumteil mit ausgezeichneten Administrationsfertigkeiten, sondern auch mit vielem guten Willen fürs Vaterland den Folgen des Unrechts und der Irrtümer der Vorzeit und der, die Schwäche der, die Menschennatur allenthalben ergreifenden und hinreißenden Lebensgenießungen unterlegen. Ich sage es mit Ueberzeugung, ihr Unrecht ist ihnen scheinbar als ihr Recht und die höchste Ungebühr ihrer Ansprüche als ihr Eigentum, als das Erbteil ihrer Väter in die Hände gefallen, und es ist bei ihnen mehr das Unglück ihrer Lage, als ihr Fehler, daß sie die Wahrheit ihres Verhältnisses zu ihren freien Mitbürgern und zu ihrem freien Vaterland nicht mehr in seiner reinen ursprünglichen Natur zu erkennen vermögen.

Vaterland! Kann man ihr Unrecht mehr, kann man es menschlicher entschuldigen, als ich es thue? Aber ist es um deswillen weniger klein, ist sein Einfluß auf das Vaterland weniger bedeutend und soll man um der ihre Fehler persönlich entschuldigenden Umstände willen diese Fehler selber nicht mehr in ihren Ursachen bekämpfen? Ich meine, dies hieße dem Vaterland mangeln, um einige seiner Individuen auch

nur die fernste Schamröte zu ersparen, und das wäre dann doch wohl (ein wenig C. A.) zu viel.

Ich habe mit Bescheidenheit, Sorgfalt und Menschlichkeit über den diesfälligen Zustand meines Vaterlandes gesprochen und über den Einfluß der bürgerlichen Familienansprüche auf das Ganze der Nationalkraft, der Nationalwürde und des Nationalsegens des Schweizerlandes nicht mehr gesagt, als in Monarchieen jeder Bauernsohn, der ein paar juristische Kollegien gehört, über den Einfluß des hohen und niedern Adels und seiner Familienansprüche auf das Ganze der Nationalkraft, der Nationalwürde und des Nationalsegens der Monarchie, in der er lebt, frei und offen sagen darf. Aber freilich ist das Verhältnis der regierenden Familien in Republiken gegen ihre Mitbürger, d. i. gegen den Staat, nicht das nämliche, wie das Verhältnis des Adels in Monarchieen gegen die Masse ihrer Mitbürger, die ihre Mitunterthanen sind.

Menschlich und sittlich betrachtet, ist es indessen gewiß, und der Gesichtspunkt muß bei aller Wahrheit und Strenge der Sache das Urteil über die Personen nicht nur überhaupt mildern, sondern wesentlich bestimmen, daß, wo die Grundübel der Staaten soviel als einen ganzen Weltteil außer das Gleichgewicht des Rechts und außer den Segen der reinsten Menschlichkeitsverhältnisse hinausgeworfen, da sind fehlerhafte unbürgerliche Handlungs- und Denkweise nur als Folgen von seit Jahrhunderten allgemein eingewurzelten Staats- und Standesverirrungen anzusehen. Die Mittel zu helfen müssen in diesem Fall nicht vom partiellen Zustand einzelner Teile, sondern vom allgemeinen Zustand und von den allgemeinen Bedürfnissen des Ganzen ausgehen. Wo eine Wunde in der Tiefe eitert, da muß sie auch in der Tiefe sondiert werden, und wo Menschenübel und Menschenverderben tief und lang in die Menschennatur eingegriffen, da müssen die Mittel ihnen abzuhelfen ebenso tief in der Menschennatur erforscht und aus derselben hergeleitet werden[1]).

[1]) hergeleitet werden. (Folgende Absätze sind in C. A. eingeschoben.) „Diese Uebel der Zeit und des Vaterlandes sind indessen, wie die Uebel aller Zeiten und aller Länder, in ihrem Wesen in der Schwäche, in der Sinnlichkeit und Selbsucht unsrer Natur selbst gegründet, und obgleich sie in einigen Zeitpunkten und in einigen Ländern freilich mehr und in andern weniger belebt sind, so sind sie dennoch in jedem Fall einfache Folgen der innern Entzweiung unsrer selbst in uns selbst. Wir können uns nicht verhehlen, so wie im individuellen Zustand eines jeden einzelnen Menschen ein innerer Kampf zwischen zwei sich entgegenstehenden Neigungen und Bestrebungen stattfindet, so finden auch im Aeußern unsers Daseins, so lange die Welt steht, unter den Menschen zwei sich einander entgegenstehende Bestrebungen statt, diejenigen des Fleisches und des Blutes, und diejenigen des Geistes und des Herzens, diejenigen der Selbstsucht und diejenigen der Selbstsuchtlosigkeit, diejenigen der Finsternis und diejenigen des Lichts, diejenigen des Irrtums und diejenigen der Wahrheit, diejenigen der Rechtslosigkeit und diejenigen des Rechts, diejenigen der Schonungslosigkeit, des Stolzes, des Streits und des Kriegs und diejenigen der zarten Gefühle der Schonung, der Demut und der Liebe zum Frieden, diejenigen der Schamlosigkeit und der Unmenschlichkeit und diejenigen der Schamhaftigkeit und der

Das Weltverderben, wie es in aller Schamlosigkeit seiner Selbstsucht und in aller Eitelkeit seiner Schwäche allgemein vor uns steht, ist offenbar ein Uebel von dieser Natur, und nebenbei ist jedes alte Standesverderben auch ein altes Menschenverderben. Darum können auch alte abgestorbene Verfassungen überhaupt nicht leicht, und besonders nicht leicht von Menschen, die im und vom Verderben eben dieser Verfassungen durch ihr ganzes Leben genährt, darin erzogen, gebildet, und zumteil in demselben noch grau geworden, erneuert, wiederhergestellt und in ein neues Leben gerufen werden.

Menschlichkeit, diejenigen der bösen, selbstsüchtigen Gewalt und diejenigen der guten, selbstsuchtlosen Hilfsbegierde, diejenigen der die Menschennatur veredelnden Kunst und diejenigen der unsre Natur entwürdigenden Verkünstlung. Diese doppelten Bestrebungen des Menschengeschlechts gehen allgemein und wesentlich aus der Verschiedenheit der sinnlich tierischen und der menschlich höhern Anlagen unsrer Natur hervor. Jede dieser Bestrebungen ist in ihrem Wesen ein lebendiger Gegenschein, eine lebendige Gegenkraft gegen die andere.

Der tierische Sinn unsrer Natur spricht in seiner sinnlichen Selbstsucht die Rechte des Fleisches und des Blutes, die Rechte der Finsternis, der Unwahrheit und der Lügen mit aller Kühnheit der Schamlosigkeit und mit aller Verschmitztheit der tierischen Hinterlist an. Er spricht der Schonungslosigkeit, dem Stolz, der Neigung zum Streit und der Neigung zum Krieg, und hinwieder den Ansprüchen der Lieblosigkeit und der Rechtlosigkeit, wo er darf, offen das Wort, und wo er nicht darf, flüstert er dem Mann, der ihn anhört, seine diesfällige Ansicht leise, leise ins Ohr. Er ist der entschiedene Lobredner der Tyrannei, der Sklaverei, der Leibeigenschaft und der Seelenverkäuferei. Er ist der offene Feind der Menschenbildung und der Volkskultur. Der Brudersinn des Menschengeschlechts ist in der Tiefe seines Herzens ein Spottwort und der Name des Menschenrechts ist ein Greuel in seinen Augen. Er will den Niedern im Volk, wenn er ein Engel wäre, nicht erhoben sehn aus seinem Staub, und den Obern, wenn er auch das Gegenteil wäre, nicht beschränkt sehn in böser Gewalt. Er verwahrlost das Volk und will doch, daß es kraftvoll sei in seinem Dienst, aber unbeholfen in seiner Notdurft und ohnmächtig in seinem Recht und in seiner Selbsthilfe. Er ist unbarmherzig gegen die Leiden, streng gegen die Rechtlosen, und gewaltthätig gegen jeden, den er mit seiner sinnlichen Gewalt unter sich zu bringen vermag. Dahin, dahin führt der Tiersinn der Menschennatur im Süden und Norden Europas ebensowohl als in Marocco, Algier, Konstantinopel und China.

Ihm entgegen spricht der höhere, menschliche Sinn die Rechte des Geistes, die Rechte des Lichts, die Rechte des Herzens, den Segen der Rechtlichkeit, der Schonung und der Demut mit Kraft an und redet ihnen mit Bestimmtheit das Wort. Er ist ein entschiedener Lobredner der gesetzlichen Freiheit. Die Sklaverei und die Leibeigenschaft von Menschen, die seine Brüder sind, geht ihm betrübend ans Herz. Die Seelenverkäuferei, in welcher Form und Gestalt und mit welchem Schleier bedeckt sie auch vor seinen Augen steht, ist ihm ein Greuel. Sorge für Menschenbildung und Volkskultur, Sorge für die menschliche Befriedigung des Armen durch Bildung und Sicherheit hält er für die erste Pflicht aller Menschen, und besonders aller derer, die für die Rechtlichkeit der Vereinigung der Menschen im gesellschaftlichen Zustand zu sorgen verpflichtet sind. Seine Bestrebungen sind, in welchen Verhältnissen er sich befindet, Bestrebungen einer guten Gewalt. Sie sind Bestrebungen des Geistes wider das Fleisch, des Lichts wider die Finsternis, des Rechts wider das Unrecht, des Edelmuts wider die Anmaßungen der Selbstsucht; sie sind Bestrebungen der Liebe, der Schonung und des Friedens. Der Mann mit diesem höhern Sinn sucht jedes Menschenkind, in das Gott eine höhere Seele gelegt hat, aus dem Staub zu erheben,

Freund der Menschheit! Freund des Vaterlandes, erforsche das Verderben, dem Europa und auch du, mein Vaterland, unterlegen, in seinen Ursachen und Quellen! Verhehle es dir nicht, es ist historisch richtig, daß Frankreichs Hofton, daß der Ton seiner Hauptstadt, seine Theater, sein Luxus, seine Feudalverhärtung, sein die Rechte der Stände höhnendes königliches bon mot: „l'Etat? — c'est moi!" sein „tel est notre bon plaisir,"[1]) seine, mit diesen bon mots und bon-plaisirs

damit seine Kraft der Schwäche seines Geschlechts zum Segen werde und das Licht seiner guten Thaten unter seinen Umgebungen leuchte und seine Mitmenschen seine guten Werke sehen und preisen den Vater, der im Himmel ist. Das Menschenrecht ist ihm, wie das Fürstenrecht, in der Liebe heilig, in Treu und Wahrheit gesichert; er achtet es durch Hinterlist und Unwahrheit gefährdet, durch Falschheit und Betrug untergraben, durch Gewaltthätigkeit, Wortbruch und Meineid rettungslos gestürzt. Als ein Feind der Unnatur haßt er die sich selbst überlassenen und isoliert und einseitig benutzten Abrichtungsmittel unsrer verkünstelten Zeit; aber die Volkskultur ist ihm heilig und er vermischt ihr segensvolles Wesen nicht mit der Segenslosigkeit seiner Verkünstlung. Demut und Scham sind ihm heilige Pfeiler des Volksglücks. Er sieht den häuslichen Segen nicht aus der Gemeinkraft des Volks, wohl aber die Gemeinkraft des Volks aus dem häuslichen Segen hervorgehen.

Dahin, dahin führt freilich der höhere Sinn des innern göttlichen Wesens in unsrer Natur, der aber freilich bei unsern Zeitmenschen im Süden und Norden von Europa so selten, als der entgegengesetzte tierische Sinn in Marocco, Algier, Konstantinopel und China allgemein ist. Zwar sind weit die meisten unsrer europäischen Zeitmenschen sich des Uebergewichts der tierischen Bestrebungen ihrer Natur nicht bewußt und darüber in einer vollkommenen Selbsttäuschung lebend, tragen sie in Rücksicht auf alle Ansichten und Ansprüche dieser beiderseitgen Bestrebungen auf beiden Achseln, und obwohl sie innerlich vom Tiersinn ihrer Natur ganz belebt und hingerissen sind, haben sie dennoch nicht den Mut, den Ansprüchen des höhern Sinns unsrer Natur geradezu Hohn zu sprechen und ihnen im offenen Felde den Krieg zu erklären, und zeigen sich in Rücksicht auf diese höhern Ansichten in ihren Umgebungen auf eine Weise, von der der Engel der Gemeinde von Laodicea sagt, daß sie zum Ausspeien gut seien. Ich achte aber dieses weder kalt noch warm sein und auf beiden Achseln tragen für das Schlimmste, das in unserer Lage begegnen kann, und lobe mir die gradsinnigen Kämpfer auf beiden Seiten, davon jeder sein Lieblingskind, sei es weiß oder schwarz, heiß es Hans oder Heini, mit seinem Namen nennt. Ich lobe mir insoweit selber die verwilderten Lobredner des Tiersinnes, die sich über die Natur ihres Kampfes mit dem höhern, göttlichen Sinn unsers Geschlechtes unverhohlen aussprechen, wie ein großer Sprecher des Zeitwortes sich über diesen Gegenstand geradezu ausgesprochen; es liegen nämlich den diesfällig obwaltenden Streitansichten in ihren gegenseitigen Bestrebungen zwei ganz heterogene Elemente zugrunde, die sich beide ihrer Natur nach gegenseitig auf Tod und Leben bekämpfen und also in allen Staaten, wo sie immer mit einander in Kollision kommen, nicht anders können, als in denselben einen innern Krieg zu organisieren; nur ist in Rücksicht auf diese Elemente und in Rücksicht auf den Krieg, der immer entstehen muß, wo sie mit einander in Kollision kommen, noch zu bemerken, das Element des Fleisches und des Blutes, das Element der Finsternis ist in seinen Mitteln, diesen Krieg anzuspinnen, zu unterhalten und auszuführen, unrechtlich, lügenhaft, gewaltsam und niederträchtig, das Element des Geistes und des Lichtes aber ist in diesen Mitteln rechtlich, schonend, bedachtsam und edelmütig.

Vaterland! Das Weltverderben, wie es in aller Schamlosigkeit . . .

[1]) seine „von diesen bon-mots- und bon-plaisir- Leben ausgehenden Finanz-, Polizei- und Militärgrundsätze und die mit ihnen innig zusammenhängende

zusammenhängenden Finanz- und Militärgrundsätze, seine, von diesem Thun und Leben der Nation ausgehende und von ihr abhängende Litteratur und damit seine Zivilisationserziehung, den Ton der meisten Höfe des Weltteils, ihrer Hauptstädte, ihrer öffentlichen Behörden, Gewalten und selber ihrer Erziehungs- und Bildungsanstalten bestimmt, und so wie dieser Ton war, beides, die Throne über ihr wesentliches Interesse irre gemacht und zugleich den Gemeingeist, die Gemeinkraft der Völker sinnlich beschränkt, erniedrigt und gehindert, zu der geistigen, sittlichen und bürgerlichen Erhebung und zu der menschlichen Veredlung zu gelangen, zu welcher die meisten europäischen Völker ohne Einfluß Frankreichs gereift wären.

Es ist hier nicht der Ort, und ich vermag es auch nicht, die Geschichte dieses Einflusses und seiner Folgen von ihrem Ursprung an zu erforschen. Ich fasse denselben nur von dem Zeitpunkt meines Lebens und selber nur von der späteren Epoche desselben ins Auge.

Das erste, mir seit meinen reifen Jahren immer aufgefallene Resultat seines Einflusses war die der Revolution vorhergegangene notorische, sittliche und bürgerliche Erschlaffung der Völker Europen's.

Das zweite, die sanskulottische Erhebung der Völker gegen die, der Menschennatur auch in ihrer Schwäche unerträgliche Erschlaffung der Staaten.

Theaterkultur und Zeitlitteratur, so wie seine Hofetiquetten und der Ton seiner Hauptstadt das Zivilisationsverderben, von dem Europa gegenwärtig bedrängt, niedergedrückt liegt, mit allen seinen Uebeln herbeigeführt und soviel als notwendig gemacht. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß dieses von Frankreich ausgehende Staatenverderbnis, indem es den Ton der meisten Höfe des Weltteils, ihrer Hauptstädte, ihrer Staatsgewalt und selber ihrer Erziehungs- und Bildungsanstalten zu Affenwerken ihres verführerischen Vorbildes gemacht, das unschuldige, unbefangene und rechtliche Zusammenleben der gesellschaftlichen Vereinigungen unsers Weltteils im innern Heiligtum ihrer tiefen Fundamente erschüttert und auf der einen Seite die Throne über ihr wesentliches Interesse und über die wesentlichen Stützen ihrer Rechte eingelenkt, auf der andern Seite den Gemeingeist und die Gemeinkraft der Völker in tierischer Sinnlichkeit beschränkt, erniedrigt und gehindert, zu der sittlichen, geistigen und bürgerlichen Erhebung und zu der menschlichen Veredlung zu gelangen, zu welcher die meisten europäischen Völker vor diesem Zeitpunkt auf bessern Wegen waren und ohne Frankreichs Einfluß wahrscheinlich reifer wären. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir es diesem von Frankreich ausgegangenen Zivilisationsverderben zu verdanken haben, daß hie und da in unserm Weltteil der Gemütszustand des Volkes sich dahin erniedrigt, daß seine alte edle und rechtliche Rechtsanhänglichkeit und Freiheitsliebe in allen Ständen in wilde Verleugnung der Rechtlichkeit selber in sanscülottische Ansprüche, in sinnliche Ungebundenheit und tierische Frechheit ausgeartet, die sich in rohen Ansprüchen an Sinnlichkeitsgenießungen ohne Verdienst laut aussprechen und verführerisch dahin wirken, selber in der niedersten Menge den Geist des stillen, arbeitsamen, häuslichen Lebens zu zerstören, und die Gelüste nach einer guten Tafel, zum Spielen, zum Jagen, zur Hoffart, zur Pracht, kurz zu allen Ausschweifungen des Luxus, d. h. zu allseitigen, mit seinen Realkräften ganz unverhältnismäßig und seinen Realpflichten ganz entgegenstehenden Sinnlichkeitsgenießungen und Sinnlichkeitsabschwächungen auf die oberste Höhe zu bringen."

Es ist hier nicht der Ort . . .

Das dritte, Buonaparte's siegende Unterdrückung der sanskulottischen Volksempörung und der Völker selber.

Das vierte, Buonaparte's Sturz und die vom Weltteil gegen die Uebel, die er litt, und gegen Buonaparte selber genommenen Maßregeln.

Das fünfte, Buonaparte's Wiedererscheinung und ein Ruf Gottes an den Weltteil, die Ursachen seiner Wiedererscheinung zu beherzigen und das Wohl unsers Geschlechts und das Wohl der Völker und der Throne auf einen höhern, auf einen edlern Gemeingeist, auf eine höhere Gemeinkraft und ein lebendigeres und würdigeres Gemeininteresse zu bauen, als dasjenige war, was von Frankreich's Hofton, Luxus, Theater, (C. A. seinen Hoflaunen, seiner Behördengewalt und seiner Polizeigewandtheit usw.) Behördengewandtheit usw. usw. ausging und was uns seit Jahrhunderten ihm blind nachäffen und die blinde Nachäffung mit Millionen blutigen Opfern bezahlen gemacht hat.

Aber gegen ein solches — gegen ein so tief und so von weitem und von langem her begründetes Weltverderben[1]) taugen doch halbe Maßregeln auch gar nichts. Es ist desnahen auch der Menschheit in unserm Zustand schwer, sehr schwer zu helfen. Wir sind seit Jahrhunderten an die Mißkennung unsrer selbst, an halbe Maßregeln und an ein gedankenloses Schlummern im Glück gewohnt, wir kennen das Unglück nicht und haben nicht gelernt, das Glück zu benutzen.

Und selber das Glück, selber das größte Glück, das Gott Leidenden, sie zu retten, geben könnte, wenn es nicht benutzt wird, hilft nichts mehr; wenn halbe Maßregeln die guten Folgen desselben allgemein stillstellen und zernichten, so war es umsonst da. Es ist wahr, alle Siege über die Folgen des Verderbens, in das wir versunken, helfen zum Wohl der Menschheit nichts, gar nichts, wenn wir die Ursachen derselben nicht mit eben dem Mut bekämpfen, mit dem wir einige ihrer Folgen überwunden. Wenn du einen stinkenden giftigen Rauch zwar für den Augenblick dämpfst, aber den ihm zugrunde liegenden glühenden Brand nicht auslöschest, was hast du damit gewonnen? Der

---

[1]) taugen halbe Maßregeln gar nichts. „Diese sind aber schon seit so langem von dem Weltteil, als wären sie sein tägliches Brot, seine natürlichste und segensreichste Nahrung, gebraucht und genossen, und dadurch ihm zur andern Natur geworden. Darum aber ist ihm auch jetzt so schwer zu helfen, und wir Schweizer besonders sind seit Jahrhunderten einem einschlummernden Scheinglück im Schoß sitzend, an Mißkennung unsrer selbst, an Gedankenlosigkeit über das Wesen unsrer Verhältnisse, an Vertrauen auf blindes Glück, an das große Heil, das durch Zögern und Zeitgewinnen erzeugt wird, und an halbe Maßregeln, die mit diesem Vertrauen auf ein halbes Heil, das wir nur suchen, übereinstimmt, gewöhnt. In diesem Zustand kennen wir weder das Glück noch das Unglück in seiner wahren Bedeutung. Darum lernen wir im Unglück nichts, benutzen aber auch unser Glück nicht, wie wir könnten und sollten, und das Glück, das man nicht benutzt, hilft auch nichts. Wenn halbe Maßregeln die guten Folgen desselben allgemein still stellen und zernichten, so war es, wie das Unglück, das wir nicht in seiner wahren Bedeutung erkannt haben", für uns umsonst da.

Rauch wird bald wieder ausbrechen und an deinem Deckmantel noch selber Nahrung für sein Gift und für seinen Gestank finden. Es ist ein Unglück, daß wir der Uebel, die am Herzen der Staaten nagen, so gewohnt sind, daß wir ihrethalben fast nie weiter gehen, als solche Zeit- und Augenblicksdeckmäntel für sie zu suchen.[1]) Doch nein, die französische Manier, diese Deckmäntel zu gebrauchen, hat uns so weit gebracht, daß wir sie in ihrer ganzen Nichtigkeit erkennen und ihrer nicht mehr viel wollen, im Gegenteil, unser Uebel und unser Verderben selber als einen beständigen unveränderlichen Zustand des Menschengeschlechts und seiner Natur ansehen und so dem lieben Gott auf Rechnung stellen.

Es ist unglaublich, wie weit wir in dieser Hinsicht oft gehen. Der Zwergmensch am Nordpol, der den Zustand seiner selbst und der ihn umgebenden gefrornen Erde für den Zustand der Menschennatur und des Erdballs ansieht, verirrt sich in der Beurteilung der Menschennatur nicht stärker als wir, wenn wir unsern bürgerlichen Zeitzustand, d. i. unsre Personal-, Stadt-, Ort- und Behördenschlechtheit als den Zustand der Menschennatur und als die Schlechtheit des Menschengeschlechts ansehen. Eine Mühle, bei der das Wasser abgestanden oder gar abgegraben worden, ist keine Mühle mehr, und wer, dem Advokaten gleich, dem der alte Fritz das Mühlenrecht ad hominem begreiflich machte, die abgestandene und abgegrabene Menschennatur als die wahre, von Gott gegebene ansieht, der ist nicht nur als Mensch, er ist auch als Staatsmann ein Schwächling; und, welchen Platz er auch selbst in der Regierung einnimmt, er ist für das innere, höhere Wesen der Regierung untauglich; die allfällige Handwerkskraft seiner Routineregierungsgewandtheit[2]) ist keine wahre Regierkraft. Er kann mit

[1]) Augenblicksdeckmäntel für sie zu suchen, und dann aber auch durch die Erfahrung von der Unbrauchbarkeit und Untauglichkeit dieser Deckmäntel überzeugt, zuletzt auch ihrer nicht mehr viel achten, und auch bei den grellsten Erscheinungen unsers Zivilisationsverderbens in offener, unbedeckter Schamlosigkeit dastehend, nicht das geringste Bedenken mehr tragen, auch diese grellsten Erscheinungen als notwendige Uebel zu erklären, die dem Staat unausweichlich, weil ihre Quelle davon, die sinnliche, tierische Natur im Menschen, bei ihm unauslöschlich und unbesiegbar sei und dadurch auf eine Art als wirkliches Fundament seines Naturrechts und seines Staatsrechts angesehn und erkannt werden müsse."

Es ist unglaublich, wie weit in dieser Rücksicht die Verirrungen des Menschengeschlechts gehen können und hie und da wirklich gehen. Der Zwergmensch am Nordpol, der den Zustand seiner selbst und der ihn umgebenden gefrornen Erde für den Zustand der Menschennatur und des Erdballs ansieht, verirrt sich „in beidem nicht stärker als wir", . . .

[2]) seiner Routineregierungsgewandtheit ist „mit dem ganzen, auch noch so lauten Geräusch seiner Abrichtungskünste so wenig als mit der toten Stille seiner Verfänglichkeit und mit der Ueberzuckerung seiner Gewaltthätigkeitsmaßregeln keine wahre, menschliche Regierungskraft, keine wahre, menschliche Staatskraft. Er kann mit dem ganzen Schein ihrer Resultate, so bedeutend sie auch da stehen, das Wohl des Menschengeschlechts um keinen Schritt fördern und wo es gefährdet ist, keine Stunde erhalten.

Die innere Kraft der Menschennatur . . .

seiner Kraft den Vorschritt des Menschengeschlechts nicht fördern, er kann ihn damit nur stillstellen.

Die innere Kraft der Menschennatur ist (eine göttliche Kraft. Sie ist E. A.) die Kraft Gottes. Ein menschlichkeitsleeres Regieren, ein Regieren, das diese Kraft Gottes nicht kennt und sich nicht auf sie als auf ihren ewigen Hintergrund stützt, ist kein menschliches, es ist kein göttliches, es ist kein dem Menschen von Gott gegebenes und eingegebenes Regieren und hätte es sich auch im Kreis seiner Routinefertigkeiten und seines Routineschlendrians zur höchsten Gewandtheit erhoben.

Es ist zwar leicht, es braucht an Kopf und Herz außerordentlich wenig, die gewöhnlichen Handlungen eines solchen Regierens täglich mit zu machen und selber in seinem Routinegleis zuzeiten darin einen Schritt weiter zu gehen. Es ist z. E. auf der Welt Gottes nichts leichter, als wo eine alte Zollbude nicht mehr genug einträgt, gerade neben ihr noch eine neue aufzustellen. Ebenso ist nichts leichter, als einen armen Dieb aufhängen und eine verirrte Kindesmörderin enthaupten zu lassen. Und hinwieder ist gleichfalls nichts leichter, als einen armen Bauern, der vor der Schildwache so unehrerbietig vorbeigeht, als unsre Väter vor Geßlers Hutstange, dafür abprügeln zu lassen, aber gesetzlich zu bewirken, daß die Zölle und Taxen den Verkehr im Land beleben, daß der Landesrohheit, der Dieberei und der Unzucht wirklich und wesentlich Einhalt gethan und eine allgemeine, öffentliche, den Volkssinn ergreifende, das Volksleben durchdringende Achtung gegen alles Ehrwürdige und Heilige erhalten werde, — das ist schwer, sehr schwer.

Für das andre, für das, was das Regieren leicht macht, für das Routine- und Schlendriansregieren wird man eigentlich abgerichtet und man weiß ja, wer zu etwas gut abgerichtet ist, dem wird auch das Unnatürlichste leicht. Darum wachsen auch beide, das Bedürfnis des Abrichtens und die Künste des Abrichtens in jedem Staat und in jedem Zeitpunkt immer in dem Grade, als man darin unnatürlich lebt, und weil man unnatürlich lebt, auch unnatürlich regieren muß. — Das Geheimnis dieses Regierens besteht aber ewig darin, die physische Gewalt dem innern sittlichen und geistigen Wesen des Regierens unterzuordnen und dann dem unnatürlichen Suppleanten des heiligsten göttlichen und menschlichen Rechts sein schlechtes Regieren noch recht leicht zu machen, und dafür dienen dann die Künste des Abrichtens vortrefflich. Sie sind auch gewöhnlich bei einem Volk in dem Grad leicht anwendbar, als es bildungslos ist. Imgrund ist das Abrichten des Volkes allenthalben leicht, es ist nach allen Formen sehr leicht, ganze Menschenhaufen zu allerhand, was man will, zur Tierjagd und sogar zur Bettler- zur Menschenjagd abzurichten, aber zu machen, daß diese abgerichteten Geschöpfe menschlich bleiben und edel und gut, das ist wahrlich nicht leicht und kann es nicht sein. Das aus der sinnlichen Natur abstrahierte und sinnlich auf das kulturlose

Menschengeschlecht einwirkende allgemeine Abrichten und Manipulieren des Volks ist wesentlich geeignet, die menschliche Seele in ihren Grundgefühlen und Grundansichten zu verhärten. Es bringt den Menschen und selber den Regenten dahin, daß er aus den sinnlichen Lebensgenießungen, zu denen er dadurch, daß er abgerichtetet worden, hingelangt ist, alles in allem macht, und wenn er Gewalt dazu hat, ihm untergeordnete, unschuldige und schwache Geschöpfe in den Staub tritt und außer den Genuß alle Menschenfreuden und alles Menschensegens wirft, blos weil sie an Leib und Seele, d. i. in allem seinem Fühlen, Denken und Handeln nicht abgerichtet sind, wie es ihm diente,[1]) bloß weil sie der Quelle seiner sinnlichen Lebensgenießungen, dem kulturlosen Dienstabrichten des Menschengeschlechts, nicht den Wert geben, den er ihm gibt, und weil es, um in der Mißstimmungssprache des Mannes und seines gleichen zu reden, verdammte Kerls, Schlingel, Bauern sind, die keinen Respekt für abgerichtete Männer im Lande, wie er einer ist, zu zeigen gelernt haben. Das Schlimmste von der Sache ist, daß solche Menschen glauben, sie denken also, weil sie das Regieren verstehen, und dann hinwieder glauben, sie verstehen das Regieren, weil sie wirklich regieren und bei allem, was und wie sie regieren, immer durch die Welt kommen und nicht — abgesetzt werden.

Solche Menschen müssen das Regieren, wenn sie es schon niemand sagen, als Erfahrungssache allgemein leicht finden, sie wissen es sich auch leicht zu machen, der grobe Schulze im Dorfe Kotloch sowohl, als der artige Bürgermeister im Städtchen Krähwinkel, der schnurrbärtige Korporal sowohl, als der Haudegen, der General ist. Man weiß sich in jedem Fall kurz und gut zu helfen; man legt präliminariter, als wäre man durch seine Seele dazu privilegiert, alles Zartgefühl, auch wenn man es in Partikularangelegenheiten für heilig achtet, in Regierungsangelegenheiten beiseite und schneidet in jedem Fall den Knoten, den menschlich aufzulösen zu viel Mühe geben möchte, mit der Gewaltschere entzwei, oder beißt ihn, wie der Bieber den Balken, aus dem er sich seinen Damm bauen will, mit seinem Gewaltszahn entzwei, und mit solchen Mitteln[2]) überwindet man in unsrer Welt alles. Die

[1]) wie es ihm diente, „und desnahen auch der Quelle seiner sinnlichen Lebensgenießungen, dem kulturlosen Dienstabrichten des Menschengeschlechts, nicht den Wert geben, den er ihm gibt. Das Schlimmste ist, daß solche, mit dem höchsten Respekt für die einseitigen Abrichtungskünste erfüllte Menschen glauben, sie denken also, weil sie das Regieren verstehen, weil sie wirklich regieren, und bei allem, was und wie sie regieren, immer mit Ehren durch die Welt kommen.

Solche Menschen müssen das Regieren . . .

[2]) mit solchen Mitteln überwindet man in einem „Weltteil, der den Abrichtungskünsten so weit als der unsre unterlegen, wo nicht alles, doch vieles, selber zu Zeiten auch das Böse. Aber wer Böses mit Bösem überwindet, der thut damit und um deswillen noch nicht Gutes. Indessen kommt man bei dem, was man auf dem Routineweg der Abrichtung sucht, gewöhnlich mit Leichtigkeit zum Ziel. Die Schwierigkeiten, die etwa Wahrheit, Recht und Menschlichkeit auch der höchsten Leichtfertigkeit eines von solchen Ansichten ausgehenden und mit solchen Maximen und Fertigkeiten unterstützten Regierungsschlendrians entgegensetzen wollten, verschwinden" wie eine Seifenblase . . .

Schwierigkeit, die etwa Wahrheit, Recht und Menschlichkeit auch der höchsten Leichtfertigkeit des Regierungsschlendrians entgegen setzen wollten, verschwindet wie eine Seifenblase vor den Gewaltskünsten und Abrichtungsmitteln jedes Schulzen in Kotloch und jedes Bürgermeisters in Krähwinkel.

Alles, gar alles geht bei solchen Mitteln und bei solchen Künsten gar leicht. So ist es z. E. (wir wissen das, denn wir haben es erfahren E. A.) im Kampf zweier beiderseits entwürdigter Parteien der siegenden, ohne viel Verstand dazu zu brauchen, gar leicht, angefeindete Glieder ihrer Gegenpartei bei ganz unbedeutenden Fehlern auf Zivil-, Polizei-, Finanz-, Kriminal- und Militär-Wegen zugrunde zu richten, und indessen zehnfach größere Fehler von Individuen ihrer Partei nicht nur ungestraft durchschlüpfen, sondern noch vor ihrem notgläubigen Zeitvolk als verdienstvolle Handlungen und vaterländische Tugenden erscheinen zu machen. Das alles ist gar leicht, aber es ist nicht regieren, wahrlich, das Gegenteil davon wäre regieren; aber es wäre auch schwer, es setzte Menschenwürde, wahre Erleuchtung, gründliche Kenntnisse und Charakterstärke voraus, und das ist nicht jedermanns Sache und es wird an wenigen Orten jedermann dafür geboren, und an noch wenigeren Orten ihrer viele dafür erzogen. — Wohl wachsen Schwämme leicht aus dem Mist, wenn es nur regnet, aber Menschenwürde, Geistestiefe und Charaktergröße wächst nicht aus der Routine hervor, wenn ihr auch die Sonne scheint, und der Geist des Abrichtens und das Wesen des Abgerichtetwerdens ist ihnen wie Gift entgegen. Das aber entscheidet über unsern Gesichtspunkt; würde-, geist- und charakterlose Menschen sind unfähig, unser Geschlecht menschlich und würdig zu regieren. —

Darum müssen solche Menschen immer dahin kommen, das Gewaltbrauchen und das Regieren mit einander zu vermischen und die Mittel des Gewaltbrauchens und des Abrichtens, die physisch sind, für Regierungsmittel, die vom Geist, und für Regierungsweisheit, die vom Herzen ausgehen sollen, ansehen. Ihr Irrtum ist groß. Die Mittel des Gewaltbrauchens sind an sich so wenig Mittel des Regierens, als die Axt, mit der man die Hochstämme im Walde umhaut, eigentlich ein Anpflanzungsmittel eines Hochwaldes ist. Solche Menschen überschätzen gewöhnlich nicht nur den Wert aller durch Abrichtung eingeübten Dienstkraft, sondern werden noch über das Wesen des Dienstes selber so blind, daß sie im gewandten Dienstmanne das Heilige der Diensttreue nicht einmal von der niedrigsten Dienstheuchelei unterscheiden können, sondern in ihrer diesfälligen Blindheit sehr oft das Verbrechen des letztern der Unschuld des erstern weit vorziehen.

Freunde der Menschheit! Ich rufe nicht diese Schwächlinge der Zeit, ich rufe nicht diese vom Zivilisationsverderben hingeraffte, für das wahre menschliche Leben soviel als tote, an das Verderben der Welt wie eine Schnecke an ihre Schale angewachsenen Schwächlinge zur Rettung des Menschengeschlechts auf. Ich weiß wohl, es gibt Kraft-

männer an der Spitze dieser Schwächlinge, ich weiß, es gibt in den weiten Meeren, wo die Sonne glühend scheint, Kraftschnecken von seltenem Wert; aber auch die schönsten, die seltensten von ihnen sind Schnecken; nur ihre Schale ist selten und kostbar, sie selber sind verächtliche Würmer, und kleben, wie die gemeinen Hagschnecken, die zu tausenden um uns herkriechen, unzertrennlich an ihrer verhärteten Schale, eben wie die Helden des Tiersinns am Kot der Erde. Dennoch verachte ich sie nicht, ich verschmähe nur ihre Hilfe zur Rettung des Menschengeschlechts von dem Verderben, das sie selber erzeugen, unterstützen, erhalten, nähren und vermehren. Aber insoweit verschmähe ich auch ihren ersten Helden und weiß dabei auch ganz wohl, wen ich verschmähe. Er steht herrschend vor mir. Sein Name ist Legion. Er führt seinen Knecht auf die Zinne des Tempels, zeigt ihm die Herrlichkeiten der Welt und sagt zu ihm: „Das alles ist dein, wenn du mich nur anbetest." Ich weiß, wen ich verschmähe, aber ich weiß auch, wen ich anbete. Ich weiß, von wem es heißt: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir dein Lob bereitet." Ich weiß, was es heißt: „Eins ist not, und Maria hat den bessern Teil erwählt." Ich weiß, was es heißt: „Wenn dein Auge hell ist, so ist dein ganzer Leib hell, und, wenn deine Füße gewaschen sind, so bist du ganz rein." Ich weiß und ich darf es aussprechen: Meine Augen haben das Ziel, nach dem ich strebe, wenn auch noch in weiter Ferne, dennoch erkannt, sie haben es wirklich und in der Wahrheit erkannt. Ich weiß, an was und an wen ich glaube und im Glauben an ihn, der das zerkleckte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht, im Glauben an ihn, der nicht will, daß jemand verloren gehe, sondern alle das Leben haben, spreche ich das Wort aus:

Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich, als durch die Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch die Menschenbildung!

Es ist für die Erhebung des Weltteils und auch für deine Wiederherstellung, teures, gesunkenes Vaterland! kein Rettungsmittel wahrhaft wirksam[1]), als eine psychologisch tief erforschte Ausbildung der sittlichen, geistigen und Kunstanlagen unsers Geschlechts.

Jeder unpsychologische, jeder selbstsüchtige, jeder beschränkte, jeder von der überwiegenden Belebung der sinnlichen tierischen Anlagen unsrer Natur ausgehende Versuch zur Bildung unsers Geschlechts, welche Verstandeskraft (welches Verstandesraffinement C. A.) ihn auch ausgeheckt und zu welcher Höhe des Vertrauens er sich auch im Verderben der Zeitwelt erhoben, er ist nicht geschickt, das Menschengeschlecht zu erheben, er ist nicht geschickt, den Uebeln, denen es unterlegen, mit Erfolg

---

[1]) wirksam, „das nicht von einer psychologisch tief erforschten Ausbildung der sittlichen, geistigen und Kunstanlagen unsres Geschlechts ausgeht und hinwieder zu ihr hinführt."

entgegen zu wirken, er stürzt uns nur noch tiefer in den Abgrund, in dem wir uns befinden. Jeder Traum von der Rettung des Menschengeschlechts durch Irrtum und Gewalt unverständiger, Kunst- und Berufskraft mangelnder, herzloser und darum in ihren Mitteln leicht zur Unmenschlichkeit hinlenkender Menschen ist in seinem Wesen dem Versuch eines Mannes gleich, der ein sinkendes Haus dadurch aufrecht zu erhalten sucht, daß er eine große Last Steine unter sein Dach und an den Ort hinbringt, wo die Balken desselben sich schon unbelastet und von sich selbst zum Sinken hinlenken.

Wahrlich wir sind im Fall, dieses im strengsten Sinn zu gefahren. Die Schwierigkeiten der Rettung der Menschheit und des Vaterlandes werden heute wesentlich durch unser sich verträumendes Vertrauen auf Maßregeln, welche in der Mißstimmung unsrer selbst durch die Revolution veranlaßt worden, (auf „Halbmaßregeln und besonders auf solche, auf der wir in dem bösen Seelenzustande der Revolution Vertrauen zu fassen gelernt haben" C. A.) unaussprechlich erhöht. Die Schwäche, die unbürgerliche Kraftlosigkeit, in die die Welt vor der Revolution versunken, hat die große Mehrheit unsers Geschlechts sich in diesem wichtigen Zeitpunkt schwach, unpsychologisch und zumteil schlecht benehmen gemacht und die Folgen dieses schiefen und schwachen Benehmens liegen noch heute schwer auf uns. Wir müssen uns über dasselbe erheben. Aber wir können das nicht, bis wir dasselbe als schwach, schief und schlecht *erkannt*, und noch sind nur wenige unter uns zu dieser Kraft der Wahrheit in der Ansicht der wesentlichsten Zeitangelegenheiten der Welt und des Vaterlandes gelangt. In dieser Rücksicht hat mich das Wort eines Mannes sehr erfreut, der sich in der Revolution als *kraftvoll* bewährt, der aber dennoch aller tieferen Einsichten in die wahre Führung des Menschengeschlechts ganz mangelt. Er sagt nämlich: „Wir sind durch die Revolution im ganzen Umfang unsers alten menschenfreundlichen Fühlens, Denkens und Handelns zugrunde gerichtet, aber wir waren auch gar nicht darauf vorbereitet und sind gar nicht zu dem erzogen worden, was wir in diesem Augenblick hätten sein und thun sollen. *[Die Einsichten und Fertigkeiten, die in diesem Augenblick wesentlich gewesen wären, mangelten uns durchgehends. Daher kam es auch natürlich, daß sich in diesem Zeitpunkt so wenige in unsrer Mitte *ganz gut* und niemand *vaterländisch erhaben* benommen. Nun, wir sind, haben wirs jetzt verdient oder nicht verdient, Gott Lob gut durchgekommen,] und müssen jetzt alle, haben wir gegenseitig gefehlt oder nicht gefehlt, vergessen, was hinter uns ist und nach dem streben, was vor uns ist. Wir müssen dafür sorgen, daß unsre Kinder besser erzogen werden und zu den Einsichten und Fertigkeiten gelangen, die uns zum Unglück des Vaterlandes oder wenigstens zu seiner höchsten Gefahr in diesem Augenblick mangelten."

Dieser Mann war in der Revolution ein eigentlicher einseitiger Gewaltsmann, ein Bändiger, ein Volksbändiger, freilich in der besten,

Die [–] eingeschlossene Stelle fehlt in C. A.

ehrlichsten Meinung. Aber ihm mangelte auch bestimmt alles, was, wie er jetzt selbst sagt, in diesem Zeitpunkt, wo nicht uns allen, doch so vielen, daß man sie leicht für alle nehmen könnte, mangelte. Sein Benehmen hat mich in der Revolution nichts weniger als erbaut. Aber ich möchte ihm jetzt für das Wort: „Wir müssen vergessen, was hinter uns ist, und streben nach dem, was vorne ist", ich möchte ihm für das Wort: „Wir müssen unsre Kinder besser erziehen, als wir erzogen worden sind", (C. A.: „auf eine Weise danken, wie ich jetzt wenigen, deren Meinungen mir in der Revolutionszeit besser als die seinigen gefielen, für ihr gegenwärtiges bürgerliches und vaterländisches Benehmen danke.") zu Füßen fallen. Er hat mit diesem Wort alles ausgesprochen, was der Menschheit und dem Vaterland jetzt not thut. Nur Männer, die dieses fühlen, sind fähig, unsern Zeitübeln mit Erfolg und nicht blos zum Schein entgegenzuwirken. Es ist gewiß, es sind nur solche, ich dürfte für den einen und andern wohl sagen — reuende Sünder, — aber ich sage nur, es sind nur solche, den Irrtum und die Schwäche der vergangenen Zeit tieffühlende, edle Menschen, durch die unser Geschlecht und unser Vaterland wieder zu den Kräften und Mitteln erhoben werden kann, deren wir so dringend bedürfen (C. A.: wenn wir forthin in der Geschichte der Welt einen bedeutenderen Punkt ausfüllen wollen, als dieses auf der Landkarte der Fall ist). Ebenso sind es nicht von Leidenschaft und Selbstsucht ausgehende und mit der Sinnlichkeit und dem Tiersinn unsrer Natur innigst zusammenhängende Einzelwahrheiten in der Erziehung und Bildung, es ist die Wahrheit, es ist die reine himmlische selber, die uns, die unsern Weltteil allein aus seinem Verderben zu erheben vermag. Freund der Menschheit! Die Wahrheit, die göttliche, himmlische, brennt als hohes, heiliges Himmelslicht über uns am Sternengewölk, die einzelnen, [die menschlichen] Zeitwahrheiten sind Nachtlichtern gleich, die nur im Dunkeln und nur darum brennen, weil es dunkel ist. Du zündest sie am Abend an und ehe der Morgen kommt, sind sie wieder erloschen, du thust den folgenden Abend wieder das nämliche und am folgenden Morgen geschieht wieder das nämliche. So geht es alle Tage fort. Du erhältst durch sie nimmer, ewig nimmer ein ewiges Licht. Du darfst ihrem Feuer selber nicht trauen. Du mußt sie auf Leuchter stellen, die, wenn ein Funken von ihnen darauf fällt, leicht selber anbrennen. Weh' dir, wenn auch selber dein Freund sie dir in feuerfangendes Stroh hineinfallen läßt, und zehnmal weh dir, wenn dein Feind sie dir heimlich und boshaft brennend unter die Balken deines Dachs bringt.

So gewiß darf man dem Kerzen- und Lampenlicht einzelner menschlicher (besonders einzelner menschlicher Zeitwahrheiten) Wahrheiten nicht allzu viel Wert geben,[1]) und dann gibt es noch Schauspieler-

[1]) Wert geben; „sie sind gar oft Schauspielerwahrheiten, die von Gauklern in das Volk und selber in die Unschuld geworfen werden, und auf diese nicht im Geist der Wahrheit, sondern im Geist der Lügen einwirken, in dem sie ihrer

wahrheiten, die von der Selbstsucht erzeugt und von der Sinnlichkeit unsrer gierigen Natur genährt sind. Viele, sehr viele Lieblingsansichten der Zeit sind Erzeugnisse solcher Schauspielerwahrheiten, auch diese zünden oft eine Weile blendend in ihrem Kreis, aber nicht selten verbrennen sie den Gegenstand selber, den sie zu erleuchten glauben und oft wirklich erleuchten wollen. Die Möglichkeit, die Menschheit wieder aus ihrem Verderben zu erheben, kann durchaus nicht von Wahrheiten dieser Art ausgehen, sie muß von Mitteln ausgehen, die die Menschennatur durch ein höheres, reineres Licht erleuchten; sie muß notwendig von Wahrheiten ausgehen, die in der Tiefe der Menschennatur selber gegründet, erhaben über die Blendwerke der menschlichen Traumsucht und der menschlichen Leidenschaften in uns selber von Gott gegeben daliegen.[1])

Und hier finde ich mich wieder auf dem Punkt, auf dem ich mich selber S. 36 gefragt habe: „Wo kann der Mensch und ebenso der Staat, wenn er in sich selbst verirrt, Hilfe finden gegen sich selbst, wo kann er Wahrheit finden gegen seinen Irrtum, und Recht gegen

---

Natur nach geeignet sind, und keinen andern Zweck haben, als dem selbstsüchtigen gierigen Tiersinn unsrer Natur Stoff und Nahrung zu geben." Viele, sehr viele Lieblingsansichten . . .

[1]) daliegen. „Wahrlich, man heißt jetzt vielseitig Wahrheit, was nicht Wahrheit ist; man heißt Wahrheit, was dem innern Sinn der Menschennatur Unwahrheit und Lüge ist. Die Wahrheit des Tiersinnes unsrer Natur ist nicht menschliche Wahrheit, sie ist nicht die Wahrheit der Menschlichkeit; an sich und sich selbst überlassen führt sie zur Unmenschlichkeit. Wenn also die Frage an uns gelangt: „Was ist Wahrheit?" so müssen wir entweder schweigen oder dem Fragenden antworten: Fragst du als Tier oder als Mensch nach Wahrheit? Fragst du nach Wahrheit zur Belebung, Stärkung und Befriedigung deines tierischen Sinnes, oder fragst du nach der Wahrheit zur Belebung, Stärkung und Befriedigung deines höhern, innern, göttlichen Wesens? Suchst du Wahrheiten zum Dienst deiner sinnlichen Bestrebungen, oder suchst du die Wahrheit zum Dienst höherer, göttlicher und menschlicher Bestrebungen? Suchst du Wahrheiten zur Befriedigung des Menschenlebens in der Finsternis seiner tierischen Sinnlichkeit, oder suchst du die Wahrheit zur Befriedigung des Menschenlebens im Licht der Wahrheit selber? —

Es war seit einem Jahrhundert kein Zeitpunkt, in dem es dringender war, das Menschengeschlecht auf den Unterschied aufmerksam zu machen, der zwischen dem Streben nach Wahrheiten, die sich mit dem Menschenleben in der Finsternis wohl vertragen und ihm noch dienen, und zwischen dem Streben nach dem Licht der Wahrheit selber, das sich mit dem Menschenleben in der Finsternis nicht verträgt und ihm durchaus nicht dient, besteht. Der Zeitpunkt, in dem wir leben, ist durch die allseitige Verkünstlung unsers Zivilisationsverderbens, ich möchte fast sagen, auf den höchst denkbaren Punkt der öffentlichen und Privathilflosigkeit versunken und wahrlich, die Kraftlosigkeit, sich selber sittlich, geistig, häuslich und bürgerlich zu helfen, ist mit der Unverhältnismäßigkeit und dem Uebergewicht, mit welchem wir uns sinnlich dienenden Wahrheiten kraftvoll nachjagen, und hingegen die uns menschlich zu veredeln bestimmte Wahrheit selber kalt und lau neben uns stehen lassen, auch wenn sie uns mit den höchsten Reizen der Liebe und der Menschlichkeit selber anspricht, ist groß und allgemein. Ich finde mich wieder auf dem Punkt, auf dem ich mich im Anfang" gefragt habe: „Wo kann der Mensch . . .

sein Unrecht, wo kann er heilende Mittel finden gegen die Uebel, unter denen unser Geschlecht leidet, als im Innersten seiner Natur, als in sich selber, wie er getrennt vom Einfluß des Volks- und Menschenverderbens (Menschen- und „Staats"verderbens) in sich selbst, in seiner Unschuld und Reinheit mit lebendigem Gefühl der Wahrheit aller seiner Kräfte dasteht, vor sich selbst, vor Gott und vor seinem Geschlecht?"

Ich finde mich wieder auf dem Punkt, wo ich (im Anfang) [im Gefühl des Zivilisationsverderbens der Welt] mich also äußerte: „In diesem Verderben ist die Menschenbildung nicht blos die notwendigste, die dringendste, sie ist auch die seltenste und schwierigste Kunst. Ich staune nach ihr hin, ich achte sie selber als das höchste Gut. Aber wo soll ich sie suchen, wo soll ich sie finden, wo soll ich die erste Spur, die mich auf ihre Wahrheit, auf ihr inneres Wesen hinlenkt, suchen und finden, als im Kreis des häuslichen Lebens, — in dem Thun der Mutter und in aller Kraft und in aller Sorge ihres mütterlichen Sinns, in der Reinheit ihrer selbst, insofern sie sich dadurch entschieden von allem Thun weiblicher Wesen, die zwar Mütter, aber nicht Menschen sind, unterscheidet?

Freund der Menschheit! Wirf jetzt deinen Blick noch einmal auf den Gesichtspunkt des häuslichen Lebens und des menschlich mütterlichen Einflusses auf ihren Säugling, wie er als Anfangspunkt der Bildung aller menschlichen Kräfte und Anlagen und mit diesen als Anfangspunkt der Ausbildung aller wahren Staatskraft und zugleich und eben dadurch als der Anfangspunkt aller wahren Mittel, den wesentlichen Uebeln des Staats- und des Zivilisationsverderbens in ihrer Quelle Einhalt zu thun, dasteht und wie als solcher ins Auge gefaßt werden muß.

Dieser mütterliche Einfluß scheint zwar in seinem Ursprung instinktartig, aber er ist es nicht, — er ist in seinem Wesen menschlich, und sein Gewalteinfluß, so lebendig und kraftvoll er auch auf die Mutter wirkt, ist von dem niedern Gewalteinfluß des tierischen Instinkts verschieden, wie der Himmel von der Erde verschieden ist. Wäre er das nicht, würde der mütterliche Einfluß tierisch instinktartig auf ihr Kind wirken, so würde er die Anlagen unsers Geschlechts nicht menschlich entfalten, er würde auch die wesentlichen Staatskräfte nicht wahrhaft, nicht menschlich begründen und keineswegs den Uebeln des Zivilisationsverderbens, unter dem fast die ganze Menschheit des Weltteils unterlegen, wahrhaft Einhalt zu thun imstande sein. Im Gegenteil, er würde das Welt-, das Zivilisationsverderben, er würde die einseitige und selbstsüchtige Ansicht der kollektiven Existenz unsers Geschlechts, der er in ihrem Keim entgegen wirken sollte, in der innersten Tiefe unsrer selbst noch fest gründen und die Quelle unsrer Uebel, die tierische Richtung des ganzen Umfangs aller unsrer Kräfte und Anlagen dem Kind, ich möchte sagen, schon von Mutterleib an, zur Natur und Gewohnheit machen. Aber das höhere, innere Wesen des menschlich mütterlichen Sinns und das heilige häusliche Leben, von dem die Mutter

in Rücksicht auf ihr Kind der unabänderliche, ewige Mittelpunkt ist, erhebt sie von der Stunde ihres Gebärens an über die instinktartige Gewalt ihres Muttertriebes zur Muttersorge, die ewig keine tierische Sorge, und zur Muttertreu, die ewig eine erhabene, reine, menschliche Treue ist.

Freund der Menschheit! Das häusliche Leben, dieses eigentlich wahre Naturleben unsres sich über die Verwilderung eines instinktartigen tierischen Daseins zu erheben bestimmten Geschlechts ist es wesentlich, was den instinktartig scheinenden, gewaltsamen mütterlichen Trieb auf lieblicher Bahn zur menschlichen Höhe der Muttersorge und der Muttertreu erhebt. In ihm, im Heiligtum des häuslichen Lebens liegt bestimmt der ganze Umfang aller Anfangsmittel, durch welche die sittlichen, geistigen und physischen Kräfte unsers Geschlechts auf eine naturgemäße Weise entfaltet werden können und folglich auch der Umfang aller Mittel, durch welche die Mutter in den Stand gesetzt wird, das häusliche Leben in sittlicher, geistiger, in Kunst- und Berufshinsicht zu diesem Zwecke zu benutzen.

Wie die Seele des Menschen nur durch ihren Leib in der Kraft ihrer selbst äußerlich als seine Seele erscheint, wie sie nur durch ihn, den sterblichen Leib, Mittel findet, als hohe, erhabene Menschenseele äußerlich dazustehen, also findet das hohe, innerliche, lebendige, mütterliche Streben, ich möchte sagen, nur durch den heiligen Leib des häuslichen Lebens die Mittel, für ihr Kind in menschlich gebildeter Sorgfalt und in reiner Muttertreu äußerlich zu erscheinen, es findet nur durch dieses Leben Mittel, die Kräfte und Anlagen ihres Kindes als menschliche und göttliche Anlagen zu entfalten, und in ihm die reinen Keime der Weisheit, der Liebe, der Thätigkeit, der Selbstüberwindung, der Frömmigkeit und Gottesfurcht d. i. den ganzen Umfang der höheren, der gebildeten Kräfte unsers Geschlechts naturgemäß zu entfalten.

So ist es, daß in ihm, im heiligen häuslichen Leben alle Mittel vereinigt sind, durch welche die menschliche Mutter auch äußerlich im ganzen Umfang ihrer Verhältnisse für ihr Kind in der Kraft der reinen Muttersorge und Muttertreu zu erscheinen vermag.

Diese Mittel, diese aus dem heiligsten innersten Mittelpunkt des menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns hervorgebrachten Resultate sind für die Bildung und Entfaltung der mütterlichen Menschlichkeit, d. i. alles desjenigen, was ihren Einfluß von dem Einfluß aller mütterlichen Wesen, die nicht Menschen sind, unterscheidet, so wesentlich, daß ihr Mangel, daß der Mangel der Erhebung der Mutter zu ihrer Kraft über den Mangel der wahrhaft menschlichen Bildung ihres Kindes entscheidet, daß er, wo er allgemein ist, die sittliche, geistige, und bürgerliche Entwürdigung unsers Geschlechts, und damit alle Uebel des Weltteils und des Zivilisationsverderbens herbeigeführt, sowie hingegen die durch das häusliche Leben allein mögliche naturgemäße und allgemeine Entfaltung dieser ewigen Fundamente des die Menschennatur von der tierischen unterscheidenden Handelns, Denkens und Fühlens

unsers Geschlechts als das einzige, ewige, göttlich gegebene Heilmittel gegen die tierische Verwilderung unsrer Natur und alle Uebel, die die sittliche und bürgerliche Entwürdigung unsers Geschlechts zur Folge haben, anerkannt werden muß.

Freund der Menschheit! Blicke mit mir noch einmal auf das Wesen dieses Grundmittels der Menschenveredlung, auf das ewige und einzige Fundament aller wahren Kultur, aller wahren Individual-, aller wahren National-, aller wahren Menschenbildung, auf das häusliche Leben, und fasse es jetzt besonders[1]) [vom Thun der Mutter und ihres, durch dieses Leben allein möglich gemachten Einflusses] auf die naturgemäße Entfaltung der sittlichen Anlagen ihres Kindes ins Auge.

So gewiß es ist, daß die Sittlichkeit ebensowohl eine reine, geläuterte Einsicht des Geistes, als ein durch die Liebe erhobenes Herz zu ihrem Fundament hat, so gewiß ist ebenso, daß die Liebe als Entfaltungsmittel der Sittlichkeit beim Mutterkind der Einsicht vorhergeht und sich in ihm lange vor ihr entfaltet. — Es ist gewiß, die Sittlichkeit entkeimt aus der unentfalteten sinnlichen Liebe. Sie entkeimt sich im Kind als heilige Knospe, die aus dem Tod seiner Sinnlichkeit, wie die Frühlingsknospe am Baum aus dem Tod seines Winters hervorbricht. Sie ist in ihrem Entkeimen schwach, die heilige neue Knospe, ein leichter Frühlingsfrost kann sie zernichten. [Die erste Einsicht in der Sittlichkeit ist schon als eine entfaltete Blüte derselben anzusehen]; aber auch sie unterliegt den Gefahren ihres Frühlings leicht, ein böser Nebel und warme Winde ersticken leicht die glänzenden Hoffnungen der Blüten, tausend und tausend derselben fallen in dieser Zeit vom blühenden Baum ab. Was sich errettet, was sich endlich zur Frucht bildet, das wächst still und langsam den heißen Sommer über, aber auch dann noch nicht ohne Gefahren zur Reifung empor, bis es endlich den ewigen Samen seiner Bestimmung gereift in sich selbst tragend als vollendete Frucht vom Baume fällt. Also wächst aus dem Tod der Sinnlichkeit die sich zur Einsicht, zum Bewußtsein entfaltete Sittlichkeit, nachdem sie die Gefahren ihres blühenden Frühlings überstanden, langsam und still ihrer Reifung entgegen, bis endlich auch sie den Samen ihrer ewigen Bestimmung in sich selbst tragend, vom Baume fällt.

Liebe ist das erste Gefühl, durch das sich beim Kind das Dasein einer höhern, von seinem tierischen Leben sich unterscheidenden, geistigen und menschlichen Kraft ausspricht. In ihrem ersten Entkeimen ist sie bei ihm freilich nur instinktartig; nicht aber bei der Mutter. Bei ihr ist sie durch das bildende häusliche Leben zur Einsicht, zur menschlichen, zur sittlichen und geistigen Kraft gereift.

Freund der Menschheit! Siehe, wie das häusliche Leben geeignet ist, in Uebereinstimmung mit ihrer gebildeten Sittlichkeit ihr täglich und stündlich gleichsam den Stoff, den sie zur sittlichen, geistigen

[1]) statt der eingeschlossenen Stelle hat C. A. nur: „in Rücksicht auf" . . .

und häuslichen Bildung ihres Kindes notwendig hat, an die Hand zu geben; wie sie durch dieses Leben auf die Sittlichkeit des Kindes einwirkt und von ihm erhoben und geleitet wird. Siehe, wie sie vom häuslichen Leben gleichsam genötigt, von der Stunde der Geburt an Ordnung und Regelmäßigkeit in die Besorgung des Kindes hineinbringt, aus welcher beim Kind ebenso notwendig eine auf eigner Erfahrung ruhende Ueberzeugung von den Bedürfnissen der Unterwerfung unter die Gesetze der Natur der Dinge hervorgeht und hervorgehen muß.

Das Kind wird auf dieser Bahn zur Ueberwindung seiner selbst und zum geduldigen Warten auf die Hilfe, deren es bedarf, gleichsam von der Wiege an gewöhnt. Es lernt warten, es lernt in Geduld warten der kommenden Hilfe, aber es ist auch der Hilfe, auf die es wartet, sicher, darum erwartet es sie auch ruhig [1]) und seine Selbstüberwindung wird dadurch menschlich und geht durchaus nicht aus der tierischen Gierigkeit unsrer sinnlichen Natur hervor.

Die innere Reinheit und menschliche Naturgemäßheit des häuslichen Lebens wirkt im Gegenteil dieser Gierigkeit durch ihr Wesen kraftvoll entgegen und dadurch bewährt sich dieses Leben eigentlich als Muttererde der Sittlichkeit.

Die Liebe, aus der die Sittlichkeit sich in und durch dieses Leben beim Kind entfaltet, ist in ihrem Ursprung eine Kraft, die unwillkürlich und selbständig im Kind liegt und den wachsenden Gebrauch, die wachsende Ausdehnung ihrer selbst notwendig suchen muß. Das Kind muß lieben. Es muß immer mehr lieben. Seine Natur zwingt es, die Gegenstände seiner Liebe immer mehr auszudehnen. Es dehnt sie immer mehr aus. Es liebt den Vater, den Bruder, die Schwester, es liebt den ganzen Kreis der häuslichen Umgebungen, soweit sie alle und soweit jedes von ihnen die Menschennatur in Liebe ansprechen. Es liebt alles, was die Mutter liebt, nicht nur Menschen, es liebt auch das Hündchen seiner Mutter, es liebt ihre Katze, es liebt das Kaninchen, es liebt den Vogel, es liebt alles Lebendige, das auf irgend eine Art Anmut an sich trägt. Es sucht allem wohl zu thun, was es liebt, es legt sein Abendbrot dem guten Schaf in den Mund, es gibt dem Eichhorn seine Nüsse, es legt der Katze von seinem Fleisch dar, es gibt ihr von seiner Milch. Seine Liebe ist teilnehmend, es sucht mit seiner Liebe wohlzuthun, zu erfreuen und zu erquicken.

---

[1]) darum erwartet es sie auch ruhig „und findet darum nicht in der Gierigkeit seiner tierischen Natur den Stein des Anstoßes, der bei gewaltsam erzwungener Selbstüberwindung im Mutterkind so oft den Keim der Sittlichkeit in seiner ersten Entfaltung tödlich verletzt.

Die Selbstüberwindung, die zur Entfaltung der Sittlichkeit wesentlich notwendig ist, geht in ihrer Wahrheit und Reinheit nur aus der Liebe hervor, und nur bei dieser Entfaltung wirkt sie der sinnlichen Gierigkeit unsrer tierischen Natur kraftvoll entgegen. Dadurch aber ist es auch, worin sich das häusliche Leben als die wahre Muttererde der Sittlichkeit bewährt."

Die Liebe, aus der die Sittlichkeit . . .

Das häusliche Leben ist das heilige Mittel, diese Teilnahme zur (sittlichen Kraft der) Menschlichkeit zu erheben, und dadurch der Menschennatur würdig zu machen. Es führt das Kind in den sanftesten Banden dahin, daß es lernt, sich anstrengen, um die Mutter zu erfreuen, daß es lernt entbehren, um die Armen zu erquicken. Seine Liebe wird durch dieses Leben zur Erkenntnis ihrer selbst, zur Einsicht in sich selbst und dadurch zum gereinigten Edelmut ihrer selbst erhoben und es wird, also in der Liebe menschlich erhoben, ein sittliches Wesen. In der Liebe veredelt, weiß das Kind, was es liebt und warum es das liebt, was es liebt, und findet in dieser Erkenntnis und in dieser Erhebung seiner selbst, die ihm das häusliche Leben gibt, immer mehr Stoff, mit Einsicht zu lieben und durch die Liebe sich zu veredeln. — Selbstüberwindung, Thätigkeit, Gehorsam und mit diesem der ganze Umfang des sittlichen Denkens und Fühlens und Handelns wird ihm an der Seite der liebenden Mutter und durch die Kraft des bildenden häuslichen Lebens auf lieblicher Bahn habituell und so wird es in diesem Leben naturgemäß d. i. in Uebereinstimmung mit allem dem, was seine veredelte Natur anspricht, zur Sittlichkeit erhoben.

Beides, die Neigung und die Fertigkeiten der Sittlichkeit, werden dem Kinde auf dieser Bahn allgemein naturgemäß habituell gemacht und zwar durch Mittel, die einerseits von der zarten Muttersorge eingelenkt, geleitet und benutzt mit dem bestimmten Wachstum seiner geistigen und physischen Kräfte in Uebereinstimmung stehen und mit demselben in lückenloser Progression vorschreiten und andrerseits die Kräfte und Fertigkeiten des Kindes nicht nur im allgemeinen sittlich ansprechen, sondern sie auch noch in der bestimmtesten Uebereinstimmung seines Standes, seiner Lage, seiner Bestimmung und dem ganzen Umfang seiner positiven wirklichen Lebensverhältnisse in ihm entfalten, so daß die Sittlichkeitsbildung in allem, was sie bis zu ihrer Vollendung anspricht, in der ganzen Ausdehnung ihrer Erfordernisse für nichts anderes angesehen werden kann, als für eine von der Natur eingelenkte und von der Kunst in Uebereinstimmung gebrachte und in Uebereinstimmung erhaltene, immer weiter geführte psychologisch progressive Fortsetzung der sittlichen Entfaltungsweise, die das Kind auf dem Schoß jeder für das Heiligtum ihrer innern Natur nicht zugrunde gerichteten Mutter von der Wiege an genießt.

Freund der Wahrheit! Erhebe dich im Hinblick auf das Wesen der Sittlichkeitsentfaltung auf der betretenen Bahn höher, hebe dich auf ihr empor zu ihrer göttlichen Weihe, zur heiligen Garantie ihrer Wahrheit, zur Religion. Siehe, wie auch diese im Heiligtum des häuslichen Lebens naturgemäß entkeimt, siehe, wie sie am Faden der Mutterpflege und Muttertreu in und durch dieses Leben zur heiligen Höhe ihres innern Wesens und zur Reifung ihrer Segenskräfte emporwächst.

Die Kraft des Glaubens, dieses von Gott in die Menschennatur gelegte Fundament aller Religion, das sich so allgemein und so offenbar in der Glaubensneigung aller Unverschrobenheit unsers

Geschlechtes ausspricht, diese Glaubenskraft liegt wie jede andre Kraftanlage unsers Geschlechts ursprünglich und selbständig im Kind. Sie will als solche vermöge des allgemeinen Wesens aller Kräfte der Menschennatur Spielraum und Freiheit für die Anwendung ihrer selbst.

Das Kind glaubt. Es glaubt gern. Es muß glauben, und es lebt in Umgebungen, die seine Glaubensneigung, man kann nicht mehr, ansprechen, nähren und bilden. Es wird zugleich, unabhängend vom Eindruck seiner Umgebungen, von seiner innern Natur getrieben, diese hohe Neigung als Wesen und Grundkraft seiner Natur selber immer mehr zu befriedigen. Es waltet in seinem Innersten ein beständiges Streben, den Kreis der Gegenstände, an die es glaubt, immer mehr auszudehnen. Das häusliche Leben befördert die Mittel, diese Neigung naturgemäß zu befriedigen, im höchsten Grad. Sein Glaube an die Mutter geht fast gleichzeitig in den Glauben an den Mann seiner Mutter, an seinen Vater hinüber. Es glaubt an seine Geschwister, es glaubt an die Hausgenossen, an die Magd seiner Mutter, an den Knecht seines Vaters. Aber es glaubt nicht nur an die sichtbaren, es glaubt auch an die unsichtbaren Gegenstände, die seine Mutter im Glauben umfaßt[1]). Es glaubt an den Gott seiner Mutter und faltet seine Hände in Andacht vor seiner Allgegenwart, wie seine Mutter dieselbigen in Andacht vor seiner Allgegenwart faltet. So wie seine Sittlichkeit durch das Wachstum seiner Einsicht und Erfahrung an der Seite seiner Mutter zunimmt, also nimmt auch sein Glaube durch das Wachstum seiner Erkenntnis an der Seite seiner Mutter zu, von Kraft zu Kraft, von Wahrheit zu Wahrheit. Die Erhebung seiner Seele durch die Ahnungen seines Glaubens führt es wesentlich zum Gefühl des Bedürfnisses der Erkenntnis Gottes. Das Gefühl dieses Bedürfnisses führt es dann eben so notwendig zum ernsten Nachdenken über den Gott, an den es glaubt, über seine Religion, nach welcher es ihn verehrt, über die Religion seiner Mutter, und zwar beides, sowohl über ihr inneres, ewiges Wesen, als über ihre wandelbare, äußerliche Form und Gestalt. Durch dieses ernste heilige Forschen erhebt es sich endlich zur heiligen Freiheit des Glaubens, zur hohen Kraft des Menschen, der im Göttlichen und Menschlichen nach seinem besten Vermögen mit jeder gereiften Kraft seines Lebens, alles zu prüfen und nur das Gute zu behalten — verpflichtet ist.

Freund der Menschheit! Wie sich die Religion in der Menschennatur an der Seite der Mutter und im Kreis des häuslichen Lebens in harmonischen Stufenfolgen menschlich erhaben entfaltet und zur göttlichen Höhe ihres Wesens erhebt, also hat sie sich auch geschichtlich in

---

[1]) umfaßt. „Es glaubt an den abwesenden Vater seiner Mutter. Es glaubt zweifellos an seine Liebe. Es traut jedem Wort, jedem Versprechen, das die Mutter seinethalben zu ihm sagt. Es denkt an ihn, wie wenn er da wäre. Es redet von ihm, wie wenn es ihn kennte. Es freut sich dessen, was ihm seine Mutter ihres Vaters halber verspricht, wie wenn es dasselbe schon in den Händen hätte. Ebenso glaubt es" an den Gott seiner Mutter . . .

eben dieser Stufenfolge im Menschengeschlecht entfaltet. Von der indischen, die Menschennatur an sich noch nicht höher hebenden Anbetung jedes Ehrfurcht erregenden Gegenstandes stieg sie zur Erkenntnis eines einzigen Gottes, dann von der noch unbelebten Erkenntnis eines einzigen Gottes zum hohen sich aufopfernden Glauben Abraham's, vom hohen Glauben Abrahams zum Gehorsam des Gesetzes, das Gott durch Mosen gegeben, vom Gehorsam des Gesetzes, zur erweiterten Kenntnis Gottes und des Wesens der Religion durch den Sänger David und die Männer Gottes, die jüdischen Propheten, von diesen zur Erhebung des Menschengeschlechts über alles Aeußere der Formen des Gottesdienstes und aller Religionen zu ihrem ewigen, innern, unwandelbaren Wesen, zur erleuchteten Freiheit des Glaubens, die uns durch Jesum Christum gegeben ist.

Freund der Menschheit! Gehe auf dieser Bahn weiter! Wie du den Einfluß des häuslichen Lebens und seines heiligen Mittelpunktes, der Muttersorge und der Muttertreu, auf die sittliche und religiöse Bildung des Kindes ins Auge gefaßt, also erforsche jetzt auch nach gleichen Gesichtspunkten den Einfluß dieses Lebens auf die geistige, auf die intellektuelle Bildung des Kindes. Die Denkkraft ist, wie die sittliche und religiöse, im Kind eine ursprüngliche, selbständige Kraft. Das Kind muß denken. Die Natur zwingt das Kind unwillkürlich zum Anschauen, zum Auffassen, zum Beobachten der Gegenstände, die seine Sinne reizen. Das Anschauen, das Auffassen, das Beobachten dieser Gegenstände macht das Vergleichen derselben der Menschennatur notwendig und entfaltet vermöge des Wesens dieser Natur eben so notwendig das Urteil über dieselbe. Und da diese dreifache Aeußerung und Richtung der Geistesthätigkeit die Form und die Fundamente des menschlichen Denkens umfaßt, so ist offenbar, daß sie als wesentliches Entwicklungs- und Uebungsmittel des Geistes selbst angesehen werden muß. Da ferner aus dieser Thätigkeit selbst die an sich geistigen Elemente der Erkenntnis herausfallen und (dem Kinde) zum Bewußtsein gelangen und der Geist selbst von Stufe zu Stufe auf ihrem Wege sich zur lebendigen Einsicht und Kraft empor und naturgemäß höher hebt, so ist klar, daß die Mittel der Ausbildung der Denkkraft darin bestehen, diese dreifache Geistesthätigkeit im Kind naturgemäß zu beleben und habituell zu machen. Und nun fragt es sich, thut das das häusliche Leben? Ist es geeignet, das Kind naturgemäß, ruhig, vielseitig, richtig anhaltend und zweckmäßig beobachten, vergleichen und urteilen zu lehren? —

Siehe nur, Freund der Menschheit, wie die Gegenstände dieses Lebens, indem sie bei jedem Schritt der Entfaltung seines Bewußtseins alle seine Sinne kraftvoll ansprechen, es zum Anschauen, zum Auffassen, zum Beobachten, zwar mütterlich mild, aber kraftvoll und anhaltend hinlenken. Siehe, wie sie es nötigen, die beobachteten Gegenstände seiner Anschauung zu vergleichen, wie auf der einen Seite die Bedürfnisse dieses Lebens das Urteil des Kindes über alle Gegenstände seiner Umgebungen lebhaft ansprechen, wie auf der andern Seite die

Ruhe dieses Lebens sein Urteil in den Schranken dieser Umgebungen festhält und damit jede Neigung zu eiteln, voreilenden Urteilen zurückdrängt.

Siehe, wie dieses Leben beidem, der tierischen Gierigkeit und der interesselosen Gleichgiltigkeit, der tierischen Stupidität, die beiderseits zwar nach ungleichen Richtungen, aber mit gleicher Stärke die Entfaltung der Denkkraft hindern, mit sicherm Erfolg entgegen wirkt und wie endlich die Gegenstände dieses Lebens teils, weil ihrer wenige sind, teils, weil diese wenigen immer und ununterbrochen, aber in dem innigsten Zusammenhang und in den vielseitigsten Verhältnissen dem Kind vor den Sinnen stehen, sein Urteil darüber wahrhaft und kraftvoll begründen und so von allen Seiten geeignet sind, die Denkkraft in ihm naturgemäß zu beleben und zu entfalten. Siehe, wie die von der Mutterkraft und Muttertreu nicht verlassene Wohnstube jede heutige Beobachtung, jede heutige Vergleichung, jedes heutige Urteil an die gestrigen und damit an alle vorhergehenden im innigsten, lebendigsten Zusammenhang anknüpft und so das Kind täglich und lückenlos von gereiften Anschauungen zu reifenden, von gereiften Vergleichungen zu reifenden, von gereiften Urteilen zu reifenden hinführt und vorschreiten macht, wie also die Fundamentalkräfte und Fertigkeiten alles Denkens, das Anschauen, das Vergleichen, das Urteilen in dem Kind auf dieser Bahn von der Mutterbrust an in der höchsten Uebereinstimmung mit dem bestimmten Punkt seiner Entfaltung und mit seiner äußern Lage in ihrem ganzen Umfang durch dieses Leben psychologisch gebildet werden, und das Kind von dieser Seite gleichsam notwendig, von seiner Natur selber gezwungen, vorschreitet von Einsicht zu Einsicht, von Erkenntnis zu Erkenntnis, von Kraft zu Kraft. Siehe noch mehr, siehe, wie mit der Erkenntnis des sinnlichen Bildungsstoffs, den die Wohnstube und das häusliche Leben dem Kinde darbieten, zugleich das Bewußtsein des geistigen Erkenntnisstoffes, wie Sprache, Form und Zahl als Auffassungs- und Festhaltungs- und zugleich als selbständige Bildungsmittel in ihm entwickelt werden, so daß hinwieder die ganze Fortsetzung der naturgemäßen Entfaltung der Geisteskraft des Kindes bis zu ihrer Vollendung für nichts anderes angesehen werden kann, als für eine von der Natur eingelenkte und von der Kunst ergriffene Fortsetzung des ganzen Umfangs aller Mittel zur Entfaltung seiner Geisteskraft, die das Kind schon auf dem Schoß seiner Mutter genossen.

Freund der Menschheit! Gehe weiter, wirf jetzt noch einen Blick auf den Einfluß des häuslichen Lebens in Rücksicht auf seine physische Entfaltung, wie du das nämliche in Rücksicht auf seine sittliche und geistige gethan hast. Die Natur ist sich in allem selbst gleich, jede Kraft strebt durch sich selbst nach ihrer eigenen Entfaltung, das Kind muß sich physisch entfalten, es will sich physisch entfalten, es steht, es geht, es wirft, es zieht, es stößt, es schlägt, es stampft, ohne daß man es ihm zumutet, blos vom Gefühl seiner physischen Kraft getrieben; es thut mehr; es wirft nicht blos, es wirft nach dem Kegel, damit

es ihn treffe, es geht nicht blos, es geht, damit es an den Ort hinkomme, an den es hin will, es trennt die Teile seines Spielwerks von einander, um sie wieder zusammen zu setzen, es bringt die Kleider seiner Puppen in Unordnung, damit es sie wieder in Ordnung bringen könne; es thut noch mehr, es zeichnet mit dem Stock Figuren in den Sand, die es in der Wirklichkeit gesehen, es zeichnet sie mit der Kreide, mit der Kohle an die Wand; es ist offenbar, der Trieb, sich physisch zu entfalten, ist zumteil physisches Bedürfnis, aber ebenso offenbar ist's daß er auch geistig belebt ist und einerseits als Mittel der tierischen Selbsterhaltung unsers Geschlechts, anderseits als Basis aller Kunst- und Berufskräfte unsers Geschlechts zum Vorschein kommt.

In der ersten Rücksicht ist es wesentlich eine sinnliche, tierische Kraft, die durch die ganze Gierigkeit und selbstsüchtige Gewaltthätigkeit der sinnlichen Natur unterstützt und belebt wird, in der zweiten ist es ein mit der Sittlichkeit und Geisteskraft des Kindes innig verbundener höherer Trieb unsrer Natur, der dann eben wie diese Kräfte und mit ihnen das unterscheidende Wesen der Menschlichkeit konstituiert. Aber selbst auch in der ersten Hinsicht unterscheidet sich die menschliche Entfaltungsweise dieses Triebes durch den Einfluß des häuslichen Lebens von der tierischen Entfaltung eben dieses Triebes wesentlich. Wo immer das Kind den Segen des häuslichen Lebens rein und wahrhaft genießt, da entfaltet sich diese Kraft ohne einige Belebung der tierischen Gierigkeit. In dem ruhigen häuslichen Zustand, in dem das Kind von der Mutter wohl besorgt ist, ist in seinen Umgebungen durchaus kein Stoff zur Belebung dieser Gierigkeit da; würde einer erscheinen, — das Kind liegt auf dem Schoß der Mutter, — sie würde es vor ihm schützen, sie würde ihn von ihm entfernen, wie sein guter Engel es vor dem Bösen schützt.

Die ganze physische Entfaltung des besorgten Mutterkindes geht durchaus ebensowenig aus der Not und dem Drang des physischen Lebens, als aus den Reizen der unser Geschlecht zur Unnatur herabwürdigenden Ueberfüllung von sinnlichen Genießungen hervor, nein, nein, sie geht in ihrem Ursprung aus einer Ruh, aus einer Wonne, aus einer Unschuld hervor, in der das Kind kaum zum Bewußtsein kommt, daß es etwas bedarf, was es nicht hat. Das besorgte Mutterkind fühlt nur die Gegenwart, in der ihm die Mutter nichts mangeln läßt. Es ahnt keine Zukunft. So lebt es, ohne das Bewußtsein des Bedürfnisses irgend einer Kraft seiner Selbsterhaltung und ohne alle Sorge für dieselbe, und zwar so lange, als es noch nicht anfängt zur richtigen Erkenntnis und menschlichen Beurteilung und Würdigung der Mittel seiner Selbsterhaltung zu reifen. Und es ist bestimmt *diese* erhabene *Verspätung* der Entfaltung der physischen Kraft der Selbsterhaltung und sogar des Bewußtseins ihres Bedürfnisses, wodurch sich das *menschliche* Kind von den Kindern aller Geschöpfe, die nicht Menschen sind und darum auch *ohne alle Menschlichkeit* zur Reifung der physischen Kräfte der Selbsterhaltung gelangen, unterscheidet. Aber

diese Langsamkeit wird dann zugleich durch den lebendigen Einfluß aller Eindrücke des häuslichen Lebens und der regen Betriebsamkeit der Muttersorge als Hindernis der Entfaltung der physischen Kraft der Selbsterhaltung gleichsam aufgehoben. Das Kind empfängt auch für diesen Zweck menschlich erhaben, was ihm tierisch-niedrig zu mangeln scheint. So ist es eben diese Langsamkeit der tierischen physischen Stärkung und Belebung des Kindes, wodurch eben diese Kraft geeignet wird, auch in Rücksicht auf die sinnliche Selbsterhaltung unsers Geschlechts in Uebereinstimmung mit dem ganzen Umfang aller unsrer Anlagen, folglich veredelnd auf dieselbe einzuwirken und die Gemeinentfaltung aller unsrer Kräfte und Anlagen auch von physischer Seite in unterbrochener Progression menschlich vorwärts zu bringen und zwar nicht nur insoweit die physische Kraft unsrer Natur das äußere Mittel unsrer sinnlichen Selbsterhaltung, sondern auch insofern sie die Basis der die Menschennatur veredelnden und sie eigentlich als menschliche Natur auszeichnenden Kunst ist.

Freund der Menschheit! Blicke auf sie hin, auf die erhabenen Keime der Kunst, wie sie beides, als Kräfte der menschlichen Sinne und als Kräfte der menschlichen Glieder mit den Kräften des menschlichen Geistes und des menschlichen Herzens vereinigt, nicht blos als Grundlagen des Aeußern und Physischen aller Berufe und Gewerbe unsers Geschlechts, sondern auch als Grundlagen des Innern und Höhern dieser Berufe erscheinen und dastehen. Blicke auf sie hin, auf diese Kräfte unsres physischen Seins, wie sich dieselben im häuslichen Leben an der Seite der Mutter im festen Zusammenhang mit der sittlichen und geistigen Entfaltung des Kindes menschlich enthüllen, und nicht nur die häusliche Thätigkeit, ich möchte sagen, schon von der Wiege an in der Eigenheit der Schranken des Standes und Berufes des Kindes gemütlich [und menschlich] entfalten, sondern auch die Anfangspunkte aller Kunst, insofern sie als unabhängend von Beruf und Stand die menschliche Natur durch das Hohe, Göttliche ihres innern Wesens selber zu veredeln geeignet sind, allgemein rege machen und beleben.

Freund der Menschheit! Blicke auf sie hin, auf die physischen Grundlagen aller Kunst, wie sie sich im heiligen Kreis des häuslichen Lebens und an der Seite der Mutter allgemein mächtig entfalten, wie sie von ihrem Keim aus lückenlos vorschreiten, von Kraft zu Kraft, von Fertigkeit zu Fertigkeit, von Freiheit zu Freiheit. Blicke noch einmal auf das häusliche Leben, wie es geeignet ist, auf jedem Punkt der Ausbildung, auf dem das Kind steht, Vollendung und Vollkommenheit dieses Punktes zu erzielen und so die Kunst im Kind mit psychologischer Sicherheit von Stufe zu Stufe zu begründen und bis zur Vollendung, sie schützend zu leiten, so, daß die Bildung zur Kunst, beides, insofern sie Mittel der physischen Erhaltung unsers Geschlechts, und hinwieder, insofern sie wesentliche Basis der innern Veredlung unsrer Natur ist, von ihren Anfangspunkten an bis zu ihrer Voll-

endung für nichts andres kann angesehen werden, als für eine psychologisch eingelenkte und geordnete Fortsetzung der Entfaltungsweise der diesfälligen Kräfte und Anlagen unsrer Natur, wie das Kind dieselbe schon allgemein im wohlgeordneten häuslichen Leben an der Seite jeder unverschrobenen, von dem einfachen Pfad der Natur nicht abgewichenen Mutter von der Wiege an genoß.

Freund der Menschheit! Stehe jetzt einen Augenblick still, fasse diese Gesichtspunkte zusammen und wirf einen ernsten Blick auf den ganzen Umfang der sittlichen, geistigen und physischen Entfaltung unsers Geschlechts, siehe, wie aller Segen, alles Heil der Völker von ihr abhängt[1]), und wie gewiß eine radikale Rettung unsers Weltteils von den Uebeln, unter denen er leidet, einzig und allein nur durch eine unsrer Natur gemäße sittliche, geistige und physische Individualbesorgung unsres Geschlechtes möglich ist und wie diese ebenso einzig und allein durch die Wiederherstellung der Reinheit, Würde und Kraft des häuslichen Lebens erzielt werden kann.

Aber Tausende unter uns sind zu dieser Ansicht bei fernem noch nicht reif. Ich höre tausend Stimmen mir zurufen: Was soll uns die Reinheit, Würde und Kraft des häuslichen Lebens? Wir sehen uns um, und finden sie nirgend. Wer will also und kann unser Geschlecht also versorgen und wie eine Henne ihre Jungen unter ihre Flügel nehmen?

Es ist wahr, das häusliche Leben ist nur insoweit bildend, als die Personen, durch die ein Haus sich konstituiert, selbst häuslich gebildet sind, insoweit, als sie den häuslichen Sinn in seiner Reinheit in sich tragen und in seiner Kraft wandeln. Sie sind unsittlich, unterliegen sie dem tierischen Sinn (unsres sinnlichen Verderbens C. A.) des menschlichen Verderbens, so unterliegt auch ihr Haus demselben und hört auf, ein menschlich bildendes Haus zu sein. In welcher

---

[1]) von ihr abhängt — wie in der Harmonie der Entfaltung dieser drei Kräfte die einzige wahre Grundlage zur psychologischen und naturgemäßen Entfaltung der Menschlichkeit selber vorliegt.

Freund der Menschheit! Erkenne in diesem Gesichtspunkt, daß den wesentlichen Uebeln, ich mag nicht sagen, unsers Zeitgeistes, ich möchte lieber sagen, unsrer Zeitungeistigkeit und ihrer herzlosen Kraftlosigkeit unmöglich mit Erfolg entgegen gearbeitet werden kann, als durch eine, auf diesen Weg eingelenkte Anbahnung einer naturgemäßen sittlichen, geistigen und physischen Individualbesorgung unsers Geschlechts möglich und denkbar ist.

Freund der Menschheit! Achte die Ansicht, daß diese Individualbesorgung unsers Geschlechtes und aller Volks- und Nationalsegen, der durch sie erzielt werden soll, allein durch die Wiederherstellung, Würde und Kraft des häuslichen Lebens erzielt werden kann, der ernstesten Aufmerksamkeit deines Geistes und der wärmsten Teilnahme deines Herzens würdig. Aber, Freund der Menschheit! nimm mit mir eben so zu Herzen, in welch einem hohen Grad unser Geschlecht für diese Ansicht nicht nur nicht reift, sondern im Gegenteil mit großer Lebendigkeit dahin gebracht ist, für dieselbe nicht reifen zu wollen, sondern sie sogar als ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Ueberlegung unwürdig wegwirft.

Freund der Menschheit! Höre mit mir tausend Stimmen uns" zurufen: Was soll uns die Reinheit, Würde und Kraft des häuslichen Lebens? . . .

Form und Gestalt es dann dastehe, in welchem Scheinglanz oder in welcher Ekelhaftigkeit es erscheine, ob es sich im Wohlstand oder in der Armut befinde, ob es, ein mächtiger großer Zyklop, einäugig regiere, oder ob ein armer Bettelzigeuner in toter Herzlosigkeit ihm vorstehe, das ist gleichviel. Das Haus wird in seinem Wesen eine Gesindelhöhle; es ist kein die edlern Kräfte der Menschennatur erhebendes und bildendes Haus.

Das häusliche d. h. blos äußerliche, örtliche Verhältnis des Zusammenlebens von Weib und Kind als solches ist an sich weder sittlich noch unsittlich. Es bietet zwar seiner Natur nach denen, die ihn ergreifen können, Stoff zu sittlicher Bildung dar, aber der Mensch im häuslichen Leben ist frei, dieses zu thun oder nicht zu thun, und wenn er dem Tiersinn seiner Natur unterliegt, so ist er unfähig, diesen Stoff zu ergreifen. Die niedere Schlechtheit dieses Sinnes zerreißt alle Bande des häuslichen Lebens. Wer ihm unterliegt, ist nicht Vater, er ist nicht Mutter, er ist nicht Sohn, er ist nicht Tochter, er genießt diese Verhältnisse nur sinnlich, er genießt sie nicht menschlich, sie können nicht menschlich bildend für ihn sein. Aber wenn er auch nicht so versunken, wenn er bürgerlich rechtlich lebt, und mit Weib und Kind in friedlicher Vereinigung das häusliche Leben als Mittel des häuslichen Wohlstandes benutzt, so ist dieses Leben um deswillen für ihn noch nicht sittlich bildend. Nur das Geistige bildet geistig, nur das Sittliche bildet sittlich, nur das Selbstsuchtlose bildet menschlich; weder Handwerk, Beruf, noch Stand bilden an sich sittlich. Werden sie sittlich benutzt, so bilden sie sittlich, werden sie nicht sittlich benutzt, so bilden sie nicht sittlich. Es ist nur die hohe, innere, von Stand und Beruf, folglich auch von den äußern Fundamenten des häuslichen Lebens unabhängige innere Würde und Kraft der Menschennatur selber, durch die das häusliche Leben sittlich bildend zu werden vermag. Was der Mensch ist, das ist auch sein Haus. Und soweit als er selbst gebildet ist, nur soweit kann auch sein Haus bildend sein. Muß also das häusliche Leben zu einem bildenden, zu einem, das Individuum innerlich veredelnden Leben erhoben werden, so kann dieses immer nur in dem Grad statt finden, als die Individuen im Staat kultiviert, d. i. dahin gebracht worden sind, die Wahrheit zu erkennen, das Gute zu wollen und das Notwendige zu können.

Weltteil! Der du in den kulturlosen Zivilisationskünsten und ihrer blinden Scheinkraft eine seltene Höhe erreicht hast, [wie sie die Welt noch nie gesehen,] Weltteil! tritt einen Augenblick aus dem Blendwerk deiner Selbsttäuschung heraus, blick auf die hohe Kraft der stillen verborgenen Tugend, die wie das duftende Veilchen unsichtbar ihren Wohlgeruch in verborgenen niedern Hütten des Landes ausduftet. Blick auf die Ueberreste der Sitten, Gewohnheiten und Lebensweisen, die noch in deinen Provinzen die Nationalkraft, den Nationalcharakter deiner Väter, wenn auch im befleckten, zerrissenen Gewand, dennoch wahrhaft und kennbar ausdrücken.

Weltteil! Blick auf die leuchtenden Punkte einer bessern Vorwelt zurück! Blick auf die leuchtenden Punkte der vaterländischen Tugenden, des vaterländischen Charakters und der vaterländischen Kraft deiner Hansestädte, deiner Reichsstädte 2c., blick auf die leuchtenden Punkte ihrer hohen Bevölkerung, ihrer charaktervollen Thatkraft und ihrer hohen gesegneten Erwerbskraft zurück! Und auch du, Vaterland! blick auch du auf die leuchtenden Punkte deiner hohen charaktervollen That- und Erwerbskraft[1]), auf ihre Folgen zurück und frage dich selbst, warum leuchteten diese Punkte, und wodurch erhielten sie ihr leuchtendes Dasein durch Jahrhunderte, als durch die vereinigte Bemühung der Edeln und Guten für die Fundamente des reinen häuslichen Lebens, nämlich für eine Volkskultur, die auf der reinen, frommen Anerkennung der göttlichen Würde der Menschennatur in jedem Individuum selbst, als ihrem ersten innern Fundamente ruht, und für eine bürgerlich rechtliche Stellung des Volks, wodurch die Kultur und mit ihr der bildende Einfluß des häuslichen Lebens allein erzielt, belebt und erhalten werden kann?

Das Volk, das häuslich erhoben werden soll, bedarf einer solchen Stellung, oder wo war je hohe Nationalkraft, wo war je hohe Nationalkultur, die nicht aus der gesetzlich gesicherten Individualbesorgung, Individualkultur der Bürger hervorging? Blick auf Venedig's Lagunen, blick auf Holland's Moräste, blick auf die rohe, bergige Schweiz und ihre ursprünglich wilden, unfruchtbaren Hügel! Wodurch erhoben sich alle diese Stellen zu der Höhe des Wohlstandes, in dem sie dastehen, als durch den vorzüglich guten Zustand ihres rechtlich, sittlich und religiös begründeten und gesicherten häuslichen Lebens und die vorzügliche Individualbildung ihrer Bürger? Doch die Jahrhunderte, in denen sich dieses begründet, sind verschwunden, die Vergangenheit macht keinen mächtigen Eindruck auf die taumelnde Zeit, diese vergißt im reizvollen Streben nach augenblicklichen sinnlichen Genießungen leicht alles dessen, was nicht auf den Augenblick sinnlich angenehm oder sinnlich drückend auf ihre Gefühlsnerven wirkt. Sie fühlt nur die Gegenwart.

[1]) That- und Erwerbskraft „deiner Väter, — blick' höher, blick' auf die stille, innere Höhe dieser deiner Väter, so lange sie nur noch Bürger und als Bürger Eidsgenossen und als Eidsgenossen Burger waren; blick' auf den Grad ihrer damaligen Aufopferungskraft für Wahrheit und Recht; blick auf ihre selbstsuchtlosen Großthaten für ihre leibliche und geistige Freiheit, für die rechtliche, gesetzliche Sicherheit ihrer Personen und ihres Landes; fasse die Allgemeinheit ins Auge, mit der sie für Weib und Kind, für Gott und Vaterland Gut und Blut aufopferten; sieh', wie sie den Pflichtdienst der obrigkeitlichen Stellen beinahe unbesoldet verrichteten und den Notdienst des Vaterlandes, die Pflege der Armen, wie sie es hießen, durch Gott, d. h. umsonst übernahmen; fasse den innern Geist ihres diesfälligen, höhern Lebens mit Wahrheit ins Auge, dann erst wirf einen Blick auf die Folgen dieses ihres höhern Lebens, denn du vermagst diese nicht in ihrer Wahrheit zu erkennen, wenn du nicht zu ihren Ursachen hinaufsteigst; blick' also auf diese Ursachen zurück und dann frage dich selbst, warum leuchteten diese Punkte, und wodurch erhielten sie ihr leuchtendes Leben" durch Jahrhunderte, . . .

Aber England lebt und macht sich ja dir für die Gegenwart fühlen. Blick auf England hin, und fühle es tief! Es ist nicht der Zufall, es ist nicht das blinde Glück des Handels, daß die königliche Insel zu der Kraft und Höhe erhoben, in der sie dir vorsteht; nein, es ist die heilige Sorgfalt seiner Verfassung für die höchste und gesetzlich gesicherte Belebung der Kräfte aller seiner Bürger, es ist ihre heilige Achtung für die Selbständigkeit des häuslichen Lebens, für die unverletzliche Heiligkeit der Wohnstube eines jeden, es ist ihre habeas corpus Akte, die diese Insel zur Beherrscherin aller Meere und seiner Ufer gemacht hat. Vaterland! Deutschland! Wirf einen Blick auf die Natur der von der Welt unerkannten oder wenigstens nicht genug beachteten innern Fundamente der Größe dieses Reichs und der wesentlichen Mittel, durch welche es diese Größe sich zu erwerben und bisher zu erhalten gewußt hat. Vaterland! Deutschland! Es ist seine aus der kraftvollen und allgemeinen Belebung des häuslichen Lebens hervorgegangene und mit hoher religiös begründeter Gemütskraft verbundene allgemeine Geistes- und Kunstbildung der Individuen dieses Reichs, was aus demselben das alles gemacht ha, was aus ihm geworden.[1]) Vaterland! Deutschland! Wundere dich nicht. Die Resultate einer also begründeten, aber auch nur in konstitutionell gesicherten Staatsverfassungen möglichen Volks- und Nationalkultur sind allmächtig und unermeßlich.

In ihr, in einer also begründeten und gesichterten Volks- und Nationalkultur liegt das einzige, ewige Geheimnis einer allgemeinen, in alle Stände eingreifenden Erhebung der Völker. In ihr, in ihr allein liegt das Geheimnis, das Erkennen des Wahren, das Wollen des Guten und das Können des von der Wahrheit und der Liebe anerkannten Notwendigen in einer Nation in der geometrischen Proportion vorschreiten zu machen, durch welche die unermeßliche Allmacht einer psychologisch wahrhaft gegründeten Nationalkultur sich von jeher erwahret hat und für immer erwahren wird.

Vaterland! Er, dieser gesetzlich und patriotisch gesicherte geometrisch-progressive Vorschritt der Kultur ist der eigentliche Machtarm der Nationen, der, wenn er in lebendiger Kraft ausgestreckt ist, dasteht, als wäre er eisern; wer will ihn dann brechen, wer will ihn

[1]) was aus ihm geworden. „Ob aber England dieses noch wirklich sei, oder ob es das Gleichgewicht seiner Kräfte, durch welches es sich zu seiner Höhe geschwungen, in sich selber verloren, und ob besonders, wie einige sagen, sein Mittelstand jetzt, wie in andern Staaten, kraftlos darnieder liegt und England und sein Freiheitsrecht in ihm keine kraftvolle Stütze mehr findet, das weiß ich nicht, aber daß es durch Recht, Gesetz, Freiheit, Volkskraft und besonders durch die häusliche und bürgerliche Tugend seines Mittelstands und die öffentliche Achtung für denselben geworden ist, was es ist, das weiß ich. Vaterland! Deutschland! Zweifle nicht an der Wahrheit dieser Aeußerung. England ist durch seine Freiheit, seine Volkskraft und seinen Mittelstand geworden, was es ist. Vaterland! Deutschland! Wundere dich dessen nicht. Die Resultate einer wohl begründeten" Volks- und Nationalkultur sind allmächtig und unermeßlich.

dann biegen? Aber wo ist er, dieser Machtarm der Nationen, wo steht er ausgestreckt da, als wäre er eisern? Kinderärmchen und lahme, eiternde, in Bandagen getragene Arme sehe ich weit und breit um mich her an seiner statt, und ach! Kinderärmchen wachsen nur langsam zur Männerkraft, und eiternden Armen, die man lang, ewig lang in Bandagen getragen, sucht man gewöhnlich nur nicht mehr zu helfen, man sucht sie gewöhnlich nur nicht einmal mehr zu heilen.[1])

Das ist denn aber auch das non plus ultra, zu dem das bürgerliche Verderben unser Geschlecht versinken zu machen vermag. Aber die Menschheit soll nie dahin versinken, sie soll nie sich selber aufgeben. Wenn sie nur das nicht thut, wenn sie nur den Willen, sich selber wieder zu helfen, lebendig in sich erhält, dann ist in jedem Versinken der Staaten noch Trost und noch Hoffnung für die Menschheit übrig.

Vaterland! Zeitalter! Laß diesen Willen, dich wieder zu erheben, dir selber wieder zu helfen, nicht in dir sinken. Erhebe dich heute zum Mut, zum entschlossenen Mut, der dir Kraft dazu gibt. Vaterland! Zeitalter! Könnte ich etwas dazu beitragen, dich zu diesem Mut, dich zu diesem Selbstgefühl zu erheben; wie gern thät' ich's! Ich träume mich zu dem Bild hinauf, was wir wären, wenn wir diesen Machtarm der Nationen wirklich besäßen, ich träume mich zu dem Bild hinauf, was wir werden können, wenn wir nur danach streben. Wären wir da, oder würden wir nur wieder mit Kraft und in Unschuld dahin streben, die Entfaltung der sittlichen und geistigen Kräfte unsrer Väter allgemein in unsrer Mitte wieder herstellen zu wollen, wir würden uns ganz aus jedem Verderben, dem wir unterlegen, wieder erheben, die ersten Fundamente unsrer alten Nationalkraft, unsrer alten Nationalwürde würden in unsrer Mitte in ihrem alten Glanz wieder hervorbrechen, die Uebel unsers Welt- und Zivilisationsverderbens müßten in allen ihren Formen und Gestalten verschwinden.

[Freund der Menschheit! Fasse diesen Gesichtspunkt in den Hauptmomenten deiner neuesten Geschichte ins Auge.] Die Erschlaffung der

---

[1]) zu heilen, „sondern nur diesen diesfalls verschätzten armen Menschen ihre Bandagen immer so bequem als möglich zu machen."

Das ist dann aber auch das non plus ultra, zu dem das bürgerliche Verderben unser Geschlecht versinken zu machen vermag. „Das ist dann das Aeußerste. Es entscheidet über die endlichen Schicksale der Staaten, oder vielmehr über die endlichen Schicksale der Menschen und der Menschlichkeit im Staat. — Wenn es nur nicht dahin kommt, wenn die Menschheit nur den Willen, sich selber wieder zu helfen, sich selber wieder herzustellen, noch mit einigem Leben in sich selber erhält, dann ist in jedem Versinken der Staaten noch Trost und Hoffnung für die Menschheit, für die Menschlichkeit übrig.

Vaterland! Versinke nur nicht so weit! Laß deinen Willen, dich selber wieder herzustellen, nicht in dir erkalten, nicht in dir sinken! Suche dich selbst in dir selbst für diesen Willen zu erwärmen! Mit der Rückkunft deines Willens ist der Weg zu deiner Wiederherstellung, zu deiner Erhebung, zu deiner Rettung in dir selbst durch dich selbst gebahnt. Vaterland! Ich überlasse mich dem Traum, als wäre dieses geschehen, als wäre dieses wirklich. Ich schwinge mich staunend und träumend zu dem Bild hinauf, was wir wären . . .

Völker, die der Revolution vorherging, ist bei der von der Wahrheit und Reinheit des häuslichen Lebens ausgehenden Völkerkultur nicht denkbar. Die Revolution selber würde in dieser Kultur sich selbst in allen ihren Begierden und Reizen aufgehoben fühlen und ihre schrecklichen Folgen, die Verwilderung der Völker und diejenige der Throne könnten neben ihr ebensowenig mehr stattfinden. Ihre Ursachen, ihr gegenseitiges, äußerlich so ungleich scheinendes, aber innerlich so gleichartiges Versinken zu Gelüsten, die nur aus innerer Unmenschlichkeit hervorgehen und nur durch äußere Unmenschlichkeiten realisiert werden können, wäre durch die allgemein belebte Menschlichkeit selber gehoben! Am allerwenigsten könnte die große Quelle ihrer bösen Thaten, das trügende Zeitgeschwätz über die menschliche und bürgerliche Freiheit und Gleichheit[1]) und über die Nichtfreiheit und Ungleichheit der Menschen den Spuk beides, seiner rohen Tierheit und seiner bürgerlichen Verfänglichkeit in unsrer Mitte forttreiben. Das sichtbare Hervorstrahlen der zwar göttlich von Ewigkeit her gegebenen, aber menschlich nur selten bieder und liebend anerkannten Freiheit und Gleichheit im Wesen der menschlichen Kräfte und Anlagen und ihrer ebenso notwendigen Nichtfreiheit und Ungleichheit würden dann den wilden Wogen dieses Tiersinns wie ein ewiger Fels den Wogen des reißenden Waldstroms widerstehen. Sie, die Staaten, würden den bösen Kräften seiner alles untergrabenden Verfänglichkeit wie ein Damm, der aus Granitblöcken aufgetürmt ist, entgegenstehen. Ihr Traum müßte verschwinden, wie ein schreckender Traum vom Hungersterben bei einem Mann verschwindet, der am vollen Tisch sitzt. Wären wir da, wäre der menschlich würdige und der gesetzlich rechtliche Spielraum jeder sittlichen, geistigen und Kunstauszeichnung dem Individuo des Staats durch die erweckte und belebte Nationalmenschlichkeit innerlich und durch eine damit übereinstimmende Gesetzgebung äußerlich gesichert, die Segnungen einer auf die Erhebungen des häuslichen Lebens gegründeten Nationalbildung würden in ihren Folgen in sittlicher Demut,

---

[1]) Freiheit und Gleichheit und „das ebenso trügende Zeitgeschwätz über die Nichtfreiheit und Ungleichheit unsres Geschlechts, sowie der Streit des Rechts und der Macht, der nur im Mund der Unrechtlichkeit statt finden kann, den Spuk, beides, seiner tierischen Roheit und seiner bürgerlichen Verfänglichkeit nicht forttreiben, wie es ihn gegenwärtig hie und da so vielseitig zu treiben ein leichtes Spiel hat. Der heilige, in der Menschennatur tief begründete Zusammenhang, der unserm Geschlecht zwar von Ewigkeit her göttlich gegebenen, aber menschlich selten bieder und liebend anerkannten Freiheit und Gleichheit mit der, durch die an sich zwar zufälligen, aber genau bestimmten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens notwendigen Nichtfreiheit und Nichtgleichheit würde dann im Licht seiner innern Wahrheit und Rechtlichkeit hervorstrahlen, und der rohen Wildheit so wie der schlauen Verfänglichkeit der Ansprüche des einen gegen den andern kraftvoll entgegenstehen, wie ein Damm, der von Granitblöcken aufgeführt ist, wilden, leicht austretenden Waldströmen mit unerschütterlicher Kraft entgegensteht, und so den bösen Kräften ihres, allen Staatssegen untergrabenden Streits ein sicheres Ziel setzen.“ Wären wir da, . . .

in geistiger Kraft und in hohen großen Werken der Kunst allgemein strahlend hervorbrechen.

Unser Geschlecht würde sich in allen Ständen und Verhältnissen in seinem Recht, in seinem Wert und in seinem Verdienst selbständig fühlen und in jedem Stand weit davon entfernt sein, die Last seiner Selbständigkeit einem andern Stand als seine Dienstpflicht aufzubürden.

In den niedersten wie in den obersten Ständen würden Männer von ausgezeichneter Kraft es unter sich, unter der Würde der Menschennatur fühlen, in ihren Verhältnissen, wie über einen Leisten geschlagen, als geputzte Marionetten dazustehen, die ein Knabe hinter dem Vorhang mit seinem Draht sitzen, liegen, gehen, stehen und tanzen machen könnte, wie und wenn er nur wollte. Nein, nein, Männer aus allen Ständen würden sich gegen den Irrtum, gegen die Schwäche und gegen die Niedrigkeit unsers Zeitgeistes und sein Verderben mit der Charakterstärke unsrer Väter und mit dem hohen Sinn der edlen Männer der bessern Tage unsrer Vorzeit über die engherzige Selbstsucht ihrer Standes- und Familienverhältnisse und selber über den verhärteten Esprit du corps der Behörden, deren Mitglieder sie selbst sind, erheben und der Selbstsucht ihrer Familien- und ihrer Behördenansprüche mit erneuerter Ehrfurcht für das Wesentliche und Heilige der Menschennatur entgegenstehen. Vieles, vieles würde dann freilich in unsrer Mitte anders sein und anders werden als es jetzt ist.[1]) Der hohe Wert des Menschen und besonders des in Armut und Niedrigkeit rein, edel, kraftvoll und gemütlich selbständig erhaltenen Menschen würde in allen Rücksichten wieder richtiger erkannt, selber sein Dienstwert, selber der Wert seiner niedersten Dienste würde dann mit mehr Menschlichkeit und mit mehr Einsicht geschätzt und darum auch mit mehr Vorteil benutzt werden, seine eigne Selbstsucht würde den Eigentümer dahin führen, diesfalls richtiger zu urteilen und seinen Vorteil besser inacht zu nehmen. Der Arme würde weniger Hilfe bedürfen, weil er sich selber besser helfen könnte, die Menschenfreundlichkeit würde ihm darum auch in jeder Not und in jedem Bedürfnis leichter helfen können. Die Irrtümer über seine Erziehungsbedürfnisse und Erziehungsmittel würden verschwinden; von den Bildungsbrocken,[2]) die man für ihn vorschlägt und ihm hinwirft, wie man dem Bettler ein Stück Brot

---

[1]) als es jetzt ist. Die Individualkraft der Menschennatur, die durch die Kunstkraft der Masse im großen und durch die Maschinenkraft im kleinen in kriegerischer Hinsicht beinahe allgemein, in industriöser Hinsicht größtenteils verloren gegangen, würde sich denn doch wenigstens in sittlicher, geistiger und Kunsthinsicht wieder neu zu beleben, einige Mittel und Kräfte gewinnen." Der hohe Wert des Menschen . . .

[2]) von den Bildungsbrocken, „die man ihm, als dürfte er sie nach keinem Rechtsverhältnis ansprechen, gleichsam aus Barmherzigkeit vorschlägt und, als wären sie ein Almosen, darwirft, könnte dann doch nicht mehr auf eine empörende, den Brudersinn der Menschennatur eigentlich verhöhnende Weise die Rede sein. Das Verhältnis der Armen gegen die Reichen würde durch den Genuß einer,

zuwirft, wäre keine Rede mehr. Das Verhältnis der Armen gegen die Reichen würde bürgerlich menschlicher und dadurch der Weg gebahnt werden, es durch religiöse Ansichten höher zu heben, zu veredeln, zu heiligen.

Auch die Könige würden dann besser erzogen. Kein Höfling, keine Hofstelle würde es mehr wagen, das ausschließliche Privilegium, schlecht erzogen zu werden, für sich anzusprechen. Nein, die empörende Aeußerung, daß die Zartheit der edlern menschlichen Gefühle mit der Standeskraft nicht vereinbar sei, deren Regierende und den Regierenden nahe stehende Familien bedürfen, würde dann gewiß als eine Lästerung ebensowohl gegen den Stand der Fürsten, als gegen die Menschennatur erkannt werden. Die Staaten würden allgemein anerkennen, daß die Fürsten eben wie die Menschen durch die Erziehung, ich spreche es aus, durch Menschenbildung innerlich und dahin erhoben werden müssen, sich in ihrer Stellung göttlich berufen zu fühlen, mit dem höchsten Zartgefühl der veredelten Menschennatur als Gesalbte Gottes unter ihrem Volke da zu stehen und mit der Kraft ihrer heiligen Macht allem Rohen, Niedrigen, Einseitigen der Selbstsucht unsers Geschlechts, das allen Individuen und allen Behörden, in deren Hand die öffentliche Macht gelegt ist, mehr und minder immer anklebt, den Stachel seines Verderbens zu entreißen und ihm mit der heiligen Zartheit, die alle Schwäche der Menschheit mit dem göttlichen Recht, das in ihrer Brust schlägt, anspricht und anzusprechen befugt ist, Einhalt zu thun.

Freunde der Menschheit! Der erhabene Anspruch an die heilige Zartheit gegen die Schwäche unsers Geschlechts, sie, deren festes Dasein in jedem Falle hohe innere Menschlichkeitskraft voraussetzt, deren Mangel hingegen hinwieder tiefe Schwäche und ein würdeloses Inneres der Menschennatur beurkundet, sie, diese heilige Zartheit der reinen, hohen menschlichen Kraft ist das erhabene äußere Merkmal der innern Heiligkeit der souveränen Macht. Ihr hehres Leben in den Umgebungen der Fürsten und in dem Personal ihrer Gewaltsbehörden ist die erste von Gott selbst gegebene Stütze der Throne, alle andern sind nur äußerlich, und insofern sie nicht auf dieses oberste Innere gebaut sind, insofern sind sie auch ungöttlich.

Den Anspruch an sie, an diese heilige Zartheit im Herzen tragend, beugen die Völker der Erde sich vor ihren Königen und strecken ihre Hände mit Vertrauen zu ihrem Dienst aus.

---

der Menschennatur genugthuend bildenden Aufmerksamkeit und Sorgfalt bürgerlich menschlicher; die Bürgerlichkeit würde dadurch selber wieder menschlich; der Weg würde dadurch gebahnt werden, das Volk auch durch die Mitwirkung seiner häuslich und bürgerlich menschlich, ich möchte fast sagen, legitim gesicherten Verhältnisse zu dem höhern Segen einer religiösen Bildung zu erheben, und dasselbe dadurch zu veredeln und zu heiligen.

Das würde freilich weit führen. Auch die Könige würden dadurch dem Volk näher gebracht, und ihr Recht würde mit seinem Recht im Mittelpunkt des Rechts selber näher vereinigt. Es würde allgemein auf die Erziehung wirken." Kein Höfling, keine Hofstelle . . .

Der Dienst der Fürsten ist ein heiliger Dienst und die Macht des Thrones ist eine heilige Macht, aber, Fürsten, mangelt euch die heilige Zartheit gegen die Schwäche unsers Geschlechts in euern nächsten Umgebungen, in euern nächsten Staatsverhältnissen und Gewaltsbehörden, so mangelt euch die Uebereinstimmung aller dieser Verhältnisse mit der innern, reinen Göttlichkeit euers Rechts. Fürsten! Wird die heilige Zartheit der Staatskraft, die die Göttlichkeit euers Rechts äußerlich beurkundet, nicht vom Thron aus gleichsam geboren, gepflegt und groß gezogen, wird sie von euch nicht, wie die Diamanten eurer Krone hinter eisernen Riegeln verwahrt, dann, Fürsten, mangelt euch die erste Stütze eures Throns.

Blicket zurück, Fürsten, auf die bessere Vorwelt. Strahlte nicht diese erhabene Zartheit im Wesen des Rittergeistes selbst in den sogeheißenen dunkeln Zeiten des Mittelalters in hoher glänzender Kraft hervor? Selbst der Fürst durfte sie im Edelmann nicht verletzen. Sie, diese sittliche Zartheit, war selbst in der rohen Kraft der höhern edlern Stände als solcher, der Probestein des innern Wertes der alten Zeit. Er ist es nicht mehr. Wir dürfen den Wert der unsern nicht auf demselben erforschen. Diese heilige Zartheit der Menschennatur wird nicht mehr als das hohe innere Bedürfnis der Staatskraft, sie wird nicht mehr als das erste und wesentlich charakteristische Kennzeichen der höhern Stände angesehen. Ihr Mangel zieht dem Individuo im Kreis seiner Standesgenossen nicht mehr die Schande zu, die zur Erhaltung der Kraft dieser Zartheit wesentlich notwendig ist, insofern sie wirklich als Standeskraft dastehen und als eine allgemeine, die ersten Vorzüge der Menschennatur in den höhern Ständen sichernde und Edelmut und Reinheit des Herzens in die untern Stände herabbringende, von der Gesetzgebung selbsteingelenkte und begründete allgemeine Staatskraft wirken soll.

Fürsten! eure heilige Macht findet gegen das Verderben der Zeit und gegen die Gefahren, mit denen dieses Verderben auch euch bedroht, keine Rettung, als in der Erneuerung dieser in den höhern Ständen geschwächten heiligen Zartheit der Individuen und des Staates gegen die Schwäche unsers Geschlechts. Fürsten, eure Macht findet diesfalls ihre einzige Rettung in der Erneuerung der ersten Fundamente des reinen häuslichen Lebens, aus dem die hohe Kraft der heiligen Zartheit des menschlichen Gemüts allein hervorgeht. Wie nur dadurch sich unser Weltteil aus dem Verderben, dem er unterlegen, retten kann, so können nur dadurch sich die Fürsten aus den Gefahren erretten, denen alle Throne, die in der Macht ihre erste Stütze, in den Leidenschaften die ersten Mittel ihrer Macht erkannt haben und die mit dem Zugrundrichten des heiligen Hausrechts der Völker ihr Spiel treiben, immer ausgesetzt waren und ausgesetzt bleiben werden.

Und auch du, mein Vaterland, wirst dich nur dadurch wieder erheben, wenn du zur ernsten Sorge für die Wiederherstellung der alten Fundamente unsers häuslichen Lebens zurückkehren wirst. Du kannst,

du wirst die Uebel des innerhalb deiner Grenzen eigentlich neumodischen und inkonstitutionellen Hinlenkens zum Uebergewicht der kollektiven Ansichten unsers Geschlechts über die individuellen Ansprüche unsrer Natur selber nicht anders besiegen, als wenn du die fromme heilige Freiheitskraft unsrer Väter, die im eigentlichen Verstand eine Freiheitskraft des häuslichen Lebens und ein Freiheitsgenuß des häuslichen Segens war, wieder in dir selbst herstellt.

Vaterland! Um vorwärts zu kommen, mußt du zurück und dahin kommen, daß deine Kinder wieder, wie noch vor vierzig Jahren, Lavater's Schweizerlieder in Uebereinstimmung mit sich selbst im Herzen tragen und in Berg und Thälern, froh wie Aelpler, den Kühreihen anstimmen. Vaterland! Du mußt zurück und dahin kommen, daß deine Jünglinge wieder wie diejenigen, die sich in meiner Jugend um Bodmer und Breitinger versammelten, über ihr Zeitalter hinaus sehen und, unpassend für seine Schwäche außer die gewohnte Laufbahn der allbetretenen Karrenstraße hinauslenkend, nur für das Gute und Edle, das im Vaterland noch übrig geblieben, einen hohen belebten Sinn zeigen, und nur dieses mit verachtender Hintenansetzung alles Unedeln, Niedrigen, Selbstsüchtigen und Schlendriansmäßigen in ihren Umgebungen ergreifen. Vaterland! Du mußt dahin kommen, daß deine Söhne Müller's hohen Schweizersinn als den einzigen des Vaterlands würdigen Sinn erkennen und die hohen Bilder des Edlen, ihrer selbst und ihrer Vaterlandsliebe bewußt, ohne Schamröte unter ihren Zeitgenossen wieder vordeklamieren können. Vaterland! Du mußt mehr thun, du mußt deine Söhne, du mußt deine Jünglinge weiter führen, als Müller selbst ging, du mußt sie dahin bringen, daß sie sich auch dahin erheben, die Tage des sinkenden Vaterlandes bis auf die unsern hinab mit seinem Tiefblick in ihren Ursachen zu erforschen und in ihren Folgen ins Licht zu setzen und selbige uns und unsern Kindern mit seiner Freiheit und mit seiner Kraft zur Lehre, zur Strafe, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit unverholen vor Augen zu stellen, wie er die hohen Thaten besserer Zeiten, unsrer ersten Vorfahren uns zur Aufmunterung, zur Erhebung, zur Stärkung und zur Begeisterung mit erhabener Kraft dargelegt und hinterlassen.

Wären wir da, hätten wir die Bildung zum reinen häuslichen Leben, aus dem die Bildung zur Menschlichkeit allein hervorgeht und durch die die Erhaltung der innern Würde der Menschennatur allein möglich ist, als den einzig wahren Weg zur Erhaltung der Kraft und der Würde unsrer Väter, als den einzigen Weg zur Erhaltung unsrer alten Bürger- und Staatskraft und als das ewige und unabänderliche Fundament unsrer Eintracht und der allgemeinen Landes-Vereinigung, durch die wir Eidgenossen geworden, mit reinem Herzen, mit der Unschuld verbundener Brüder von jeher ins Auge gefaßt und anerkannt, so wären die Uebel, unter denen wir heute leiden, in ihren Ursachen verschwunden. Wir wären dann gleichsam von uns selbst und ohne alle Kunst geworden, was wir in den schon so lang dauernden Tagen

der öffentlichen Gefahr hätten sein sollen und was wir heute (1815)[1] mehr als je sein sollten. Kein edler Mann müßte dann in unsrer Mitte aussprechen: ach! daß wir gestern nicht waren, ach, daß wir heute nicht sind, was unsre Väter waren.

Keine Gelüste der Privatselbstsucht, keine Anmaßung der Familienselbstsucht hätten uns dann im Heiligtum unsrer freien Verfassung getrübt. Die Lücken, die Unbestimmtheiten, die Widersprüche derselben hätten dann in diesem hohen ob uns waltenden Geist ein kraftvolles und genugthuendes Gegengewicht gegen den Mißbrauch derselben gefunden, und so wären unsre bürgerlichen Uebel in ihren Ursachen gehoben gewesen.

Vaterland, Vaterland! Und hätten wir auch dem Zivilisationsverderben Europa's nicht ganz widerstanden, wären wir zumteil mit fortgerissen worden in den Strom seines alles erniedrigenden, alles entwürdigenden Zeitgeistes, Vaterland! hätten wir nur ihn, den Segen des häuslichen Lebens mehr in seiner Allgemeinheit in unsrer Mitte erhalten, unsre Wiederherstellung, die Erneurung unsrer Verfassungen wäre in unsrer Mitte ein leichtes Werk gewesen, sie wäre dann aus uns selber hervorgegangen[2]) und wir würden heute dem Ausland nicht für unsre Vereinigung danken, wie wir Buonaparte vor kurzem ebenso dafür gedankt haben. Nein, wir hätten weder ihm noch jemand in der Welt dafür danken müssen, wir wären dann nicht getrennt gewesen. Nein, wenn wir den reinen Segnungen des häuslichen Lebens, wie wir hätten sollen, seit langem in unsrer Mitte allgemein und mit reinem Herzen Vorsehung gethan hätten, so hätte Frankreich's Revolution niemals in der öden Leerheit unsers Volks, in seinem Mißmut und hie und da

---

[1]) (1815) „bei der Umwandlung der äußern Formen unserer, auf beschworenen Rechten und auf geschworenen Briefen ruhenden freien Staatsverfassungen in neue, den Geist der alten beschwornen Rechte und geschwornen Briefe im wesentlichen zu erhalten, zu beleben, und zu sichern bestimmte Verfassungen, sein sollten. — Kein edler Mann . . .

[2]) hervorgegangen. „Der Geist der Kraft, der Unschuld, der Unverfänglichkeit, der Geist der unbefangenen Freiheits- und Rechtsliebe unsrer Väter würde dann aus der Tendenz unsrer neuen Verfassungen in den Geist und in das Herz unsrer Bürger hinübergehen, wie der Geist, das Leben und die Thaten der Stifter unsrer Freiheit ehemals in den Geist, in das Leben, in das Denken und in das Thun ihrer Mitbürger, bis auf die niedersten Volksklassen, hinübergegangen. Männer, in deren Hand die Schöpfung dieser Verfassungen gelegen, ihr würdet nicht nur auf die gegenwärtige Zeit, in der ihr lebt, segnend auf unser Vaterland wirken, selber unsere spätesten Nachkommen würden dann diese eure Verfassungen allgemein dankend als ein Werk unsrer alten Unschuld, als ein Werk des Geistes und des Herzens unsrer Väter, als ein Werk würdiger Söhne der Männer im Grütli erkennen, und Jahrhunderte lang Gott für euer Werk dankend euer Angedenken verehren, wie unsere Väter Jahrhunderte lang Gott für unsere alten Verfassungen dankten und ihre Stifter verehrten. Vaterland! Vaterland! Wir hätten dann heute schon den Einfluß des Auslandes auf unsere Verfassungen vergessen, und würden weder Buonaparte noch irgend jemand auf der Welt für unsere neue, gesetzliche Wiedervereinigung danken." Nein, wir hätten weder ihm . . .

selber in seiner Verwaisung Mittel gefunden, uns mit eiteln leeren Worten zu täuschen, wie sie uns mit eiteln leeren Worten getäuscht hat.

Vaterland! Buonaparte hätte dann ebensowenig selber unter deinen Führern gegenseitig bald niederträchtige Gehilfen in dem, wo er Unrecht hatte, bald eben so schlaue und verschmitzte Widersacher in dem, wo er **Recht** hatte, und in beiden Rücksichten keine schändlichen Süchler eigner Vorteile und niederträchtige Schmeichler seines Glücks gefunden!!!

Vaterland! Die Ansprüche an die Rechte deiner Väter hätten sich dann auch in diesem bösen Zeitpunkt in Unschuld und Liebe, aber nicht weniger in mannhafterm Gleichmut und standhafter Kraft, wie es freien Völkern gebührt, ausgesprochen!

Vaterland! In allen Ständen, im Magistraturstand, im Stand der Geistlichen und selber im Stand unsrer freien Landeigentümer, in unserm Bauernstand, hätten sich dann in unsrer bösen Zeit Männer gefunden und würden sich heute Männer finden, die in ihrer Bildung über die Zivilisationsschranken und über die Zivilisationsengherzigkeit ihres Standes erhaben als Männer der Menschennatur und des Menschengeschlechts, wie die Helden und Lehrer der Vorzeit, in deiner Mitte stehen und das Vertrauen des schweizerischen Vaterlands in seinem ganzen Umfang genießen würden. Männer, die das tiefe Verderben unsers Versinkens in seinen Ursachen erkennen, seine Folgen in der Gegenwart und für die Zukunft richtig beurteilen und sich ihnen in der ganzen Kraft ihres veredelten Daseins entgegenstämmen würden.

Wir wären nicht so tief gesunken, wir würden uns wieder erheben, wir würden uns wieder herstellen, wir würden uns von selbst wieder herstellen!

Die Mittel unsrer Erhebung, die Mittel unsrer Wiederherstellung würden dann nicht mehr aus der einseitigen Kraft und dem beschränkten guten Willen einzelner Stände, in denen sie oft wie in tiefen Grüften verborgen liegen, künstlich bald mit wunderbaren Schonungs-, bald mit drückenden Mühseligkeitsmaßregeln hervorgesucht und zu Tage gefördert werden müssen.

Ich sprech es noch einmal aus, wären wir da, hätten wir seit Jahrhunderten dem sittlich, geistig und bürgerlich kultivierten häuslichen Leben unsers Volks allgemein Vorsehung gethan, wie wir es hätten können und sollen, so würden unsre Ansichten über unsre wichtigsten bürgerlichen Angelegenheiten und die wesentlichsten Fundamente unsrer Nationalwürde und unsrer Nationalkraft allgemein reiner und edler, sie würden allgemein eidgenössischer, und, im hohen Sinn des Worts, mehr **populär** sein. Selber ihr Wenigen, in deren ob uns waltender Hand, wie ihrer viele sagen, das Geheimnis der Leitung unsrer Schicksale ruht, wie die Geheimnisse der die Erde segnenden Sonne (die aber mit dem Geheimnisse des einschlagenden Strahls und der verherenden Gewitter die nämlichen sind), in der tiefen Stille der heiligen Natur ruhen, selber ihr Wenigen, die ihr also ob uns waltet, auch

ihr würdet erkennen, daß ihr über Söhne von Männern waltet, die würdig sind, die segnenden Vorzüge alle zu genießen, die ihre Väter ihnen mit ihrem Blut erkauft haben! Ihr würdet fühlen, daß ihr über ein Geschlecht waltet, das heute noch fähig und würdig ist, die Welt von dem Irrtum zurück zu bringen, dem auch einige von euch oder wenigstens einige von denen, die sagen, daß sie der Euern welche seien, mit so vielen Geschäftsmännern unsers Zeit- und Zivilisationsverderbens gemein haben, von dem Irrtum nämlich, daß alle Völker der Erde und alle Geschlechter der Menschen, auch wenn sie durch ihre Gesetzgebungen nicht entkräftet, durch ihre Regierungen nicht entwürdigt, durch ihre Tribunalien nicht entrechtlicht, durch ihr Kultministerium nicht seelenlos, durch ihr Finanzministerium nicht leib- und gutlos gemacht worden, dennoch alle rechtlich große bürgerliche Freiheiten in jedem Fall mißbrauchen würden, wenn man sie ihnen ohne vögtliche Obhut, d. i. ohne den Regierungen einen freien Spielraum vorzubehalten, sie in jedem einzelnen Fall eludieren zu können und eludieren zu dürfen, ertheilen würde.

Auch ihr wenigen, die ihr in der Allgemeinheit unsrer Zeitschwäche und unsers Zeitverderbens dennoch die einsichtsvollsten und tiefsehendsten (und die eigentlichen Kraftmänner unsrer wenn auch nicht gar guten Zeit seid·) (C. A.) seid, auch ihr und sogar auch diejenigen unter euch, die im Zusammenhang mit dem in der Empörung verwirrten und in der Verwirrung empörten Zeitgeist einen mächtig bittern Sinn gegen das Volk, gegen das Volksrecht und gegen das Menschenrecht im angegriffenen Busen trage, auch ihr würdet, wenn die hohen Resultate einer bessern Menschenerziehung und Menschenversorgung vor euern Augen stehen würden, wie ehemals ein besser erzogenes, ein besser versorgtes Schweizervolk vor den Augen eurer Väter stand, auch ihr würdet dann von euerm Mißtrauen gegen die Menschennatur zurückkommen und dem Vaterland und mit ihm dem ärmsten niedrigsten Mann im Lande die rechtlichen Segnungen, die die Stifter unsrer Freiheit ihm, wie dem Edelsten im Lande erworben haben, mit unbefangenen Herzen gern geben und lassen. Ihr würdet es thun, ihr müßtet es thun; denn ihr würdet erkennen, daß die wohlbesorgte d. i. die zur guten Besorgung ihrer selbst emporgehobene Menschheit in allem ihrem Thun ruhig, bedacht und selber weise und edel zu Werke geht, folglich gegen den Mißbrauch guter reiner, edler, weiser Menschen- und Bürgerrechte keine vögtliche Obhut nötig hat.

Aber freilich sind wir noch nicht da. Wir können nicht sagen, daß unser Volk allgemein dahin gebracht worden, sich selbst wohl zu besorgen, wir müssen vielmehr sagen, daß alle unsre Uebel daher kommen, weil dieses nicht geschehen und unser Volk nicht allgemein und kraftvoll zu dieser Selbstsorge gebracht worden, und daß die einzigen Mittel, uns in unsrer Lage wieder zu erheben, darin bestehen, alles zu thun,

·) Anm.: Ich rede hier bestimmt von der Schweiz (C. A.)

was in unsrer Hand liegt, die Kraft dieser Selbstsorge in unsrer Mitte zu erneuern.

Der Wohnstubenraub[1]), dessen sich das Zivilisationsverderben unsrer Zeit schuldig gemacht, muß wieder erstattet, das häusliche Leben muß wieder in seiner Reinheit, in seiner Kraft, in seinem Recht anerkannt; das Weib der Zeit muß in allen Ständen wieder der Natur und dem Gefühl seiner Bestimmung näher gebracht werden. Die Volksschulen müssen wieder zu gereiften und wirksamen Mitteln des Lebens und seiner nötigen Fertigkeiten erhoben werden; die Grundsätze der Armenversorgung müssen auf die Grundsätze der Menschenbildung zurück geführt und zu den Grundsätzen der Menschenversorgung erhoben werden; die Menschenbildung, die Erziehungskunst selber muß wieder der Natur näher gebracht, sie muß elementarisiert und auf dieser Bahn zu einer wissentschaftlichen Kunst erhoben werden, die Kräfte der Menschennatur in ihrem ganzen Umfang rein und an sich zu entfalten, um das nötige Wissen und Können der Kinder darauf zu bauen und gleichsam aus demselben hervorgehen zu machen. Ohne die Anerkennung dieser Ansichten sind auch nicht einmal die Anfangspunkte denkbar, wodurch es möglich ist, unser Volk über das Zivilisationsverderben empor zur Kultur der Menschennatur zu erheben.

Die Lücke, die der Wohnstubenraub unsers Zeitalters in die Kraft unsers Geschlechts für die Erziehung der Kinder gebracht hat, ist un-

[1]) Der Wohnstubenraub, dessen sich das Zivilisationsverderben unsres Geschlechtes durch den Umfang aller Mittel seines kollektiven Einflusses zum Nachteil der Individualveredlung und des Individualsegens unsers Geschlechts allgemein schuldig gemacht, muß wieder erstattet, oder das Realstreben nach wirklicher Veredlung unsers Geschlechtes durch den gesellschaftlichen Zustand und die Realbemühungen zu fester Begründung des Menschensegens in seinen Individualverhältnissen muß geradezu aufgegeben werden. Es ist unwidersprechlich, wenn das gesellschaftliche Verhältnis unsers Geschlechts als ein Zustand, der die Begründung, Erhaltung und Sicherstellung des Individualsegens für die Menschen zu erzielen bestimmt ist, angesehn werden soll, so muß der allgemeine Zeitgeist, wie er sich im esprit du corps unsers Zivilisationsverderbens im Uebergewicht, das er sich für die kollektive Ansicht unsers Geschlechts über die Ansprüche seiner Individualbesorgung anmaßt, ausspricht, in seiner Quelle und in seinen Wurzeln angegriffen werden. Der Geschäftsmann der Zeit, das Weib der Zeit muß wieder in allen Ständen der Natur und dem Gefühl seiner Bestimmung näher gebracht, die Volksschulen müssen wieder zu gereiften und wirksamen Mitteln des Lebens und seiner nötigen Fertigkeiten erhoben, die Grundsätze der Armenversorgung wieder auf die Grundsätze der Menschenbildung zurückgeführt und zu den Grundsätzen der Menschenversorgung erhoben werden; die Menschenbildung, die Erziehungskunst selber muß wieder der Natur näher gebracht, sie muß wieder in ihren Grundteilen tiefer erforscht, sie muß elementarisiert und auf dieser Bahn zu einer wissenschaftlich durchforschten, aber praktisch in ihren Mitteln vereinfachten, popularisierten Kunst erhoben werden, um durch sie die Kräfte der Menschennatur in ihrem ganzen Umfang rein an sich und in Uebereinstimmung unter sich selber zu entfalten, und fähig gemacht werden, die Unterrichtsmittel jeder Art der realen Entfaltung der Kräfte, deren Ausbildung dieser Unterricht voraussetzt, unterzuordnen und so das nötige Erlernen dessen, was die Kinder können und wissen sollen, auf diese entfalteten Kräfte zu bauen und gleichsam aus ihnen hervorgehn zu machen. . . .

endlich groß. In allen Ständen ist sie in sittlicher, geistiger und Berufshinsicht in ihren Grundlagen erschüttert und es braucht unendlich viel, dem häuslichen Leben wieder den bildenden Einfluß zu verschaffen, ohne dessen Dasein der Erziehung unsers Geschlechts ihr erstes, wesentlichstes und heiligstes Fundament mangelt.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, die Mütter der Zeit sind fast allgemein in allen Ständen im reinen Bewußtsein ihrer mütterlichen Kraft, ihrer mütterlichen Bestimmung und ihrer mütterlichen Mittel verwirrt, von der Natur, von sich selbst, von ihren Wohnstuben und von ihren Kindern weg und in die Irrwege der Welt und ihrer äußern Erscheinung hingelenkt. Sie sind unaussprechlich ungewandt und unkundig in allem dem, was sie zur Bildung ihrer Kinder sein und thun sollten. Wir können und sollen uns nicht verhehlen, in diesem Umstand liegt der Mittelpunkt aller Schwierigkeiten, den Uebeln unsrer Zeit durch die Erziehung wesentlich abzuhelfen. Insoweit dieses so ist und so lang die Mütter ungewandt, ungeübt, unkundig in allem dem sind, was sie für ihre Kinder sein und thun sollten, so mangelt im Heiligtum der häuslichen Erziehung wesentlich der Anfangspunkt und mit ihm das Fundament alles dessen, was wir zur Erneuerung unsrer selbst dringend bedürfen.

Die ersten Bemühungen für diesen Zweck müssen desnahen notwendig auf diesen Punkt gerichtet sein. Die Zeitwelt bedarf dringend eines Mutterbuchs [1]), eines Lehrbuchs für Mütter, das geeignet ist,

[1]) eines Mütterbuchs. — Doch, was sage ich? Das Mütterbuch, wie ich es denke, kann nicht gemacht werden, bis die Sachen, die es den Müttern vor die Sinne bringen, ans Herz legen und heiter machen sollen, wirklich da sind. Die Mittel, deren die Wohnstube bedarf, die Mittel deren Anwendung die Mütter wieder lernen sollen, müssen erforscht, gedacht, geordnet und ausgearbeitet da sein, ehe ein Buch nur denkbar ist, das für die Mütter leisten soll, was sie diesfalls bedürfen. Dieses wesentlich der Möglichkeit eines wahrhaft guten Mütterbuchs Vorhergehende ist der ganze Umfang aller psychologischen Mittel, durch welche die reinen Kräfte der mütterlichen Natur in den Haushaltungen allgemein wieder geweckt, belebt, gestärkt, gesichert und geheiligt werden können. Diese Mittel müssen in ihrer ganzen Ausdehnung, in ihrem ganzen Umfange erforscht werden, wie sie aus der innern, religiösen Erhebung des Herzens, wie sie aus häuslich und bürgerlich belebenden und sichernden Verhältnissen, aus gereinigten Quellen des Berufssegens, aus allgemein gesicherten Bildungsmitteln des nötigen Wissens und Könnens und der nötigen Fertigkeiten im Leben hervorgehn. Die Wiederherstellung der häuslichen Bildung, wie wir sie gegenwärtig bedürfen, setzt vor allem aus eine vollendete Durcharbeitung der elementarischen Entfaltungsmittel unsrer Kräfte, eine vollendete Ausarbeitung psychologisch geordneter Hausmittel einiger Hauptfächer des Unterrichts, es setzt wesentlich eine ungesäumte Ausbildung einer beträchtlichen Anzahl von Personen männlichen und weiblichen Geschlechts voraus, die zu einem hohen Grade richtiger Kenntnisse und praktischer Fertigkeiten im Erziehungswesen gebildet, zu vollendeten Einsichten und zu vollendeten Fertigkeiten in der Erziehungskunst gebracht, als Beispiel und Mittel dastehn würden, in allen Ständen und Verhältnissen unsers Geschlechtes diese große Aufgabe unsrer Zeit auf eine Weise zu lösen, die in ihren Folgen geeignet wäre, den Geist und das Herz der Zeitmenschen zu tausenden zu ergreifen und auch mit sinn-

die innere tief eingegriffene Gefühllosigkeit der Mütter in dieser Hinsicht zu erschüttern, ihre Natur wieder für das, was sie ihren Kindern sein könnten und sollten, zu beleben und ihnen dasselbe von Stufe zu Stufe klar zu machen, ich möchte sagen, von Wort zu Wort in den Mund zu legen, Gedanken für Gedanken ihrem Geist, Gefühl für Gefühl ihrem Herzen näher zu bringen und ihnen Mittel für Mittel dazu in die Hand zu legen.

Freund der Menschheit! Das Gefühl der Dringlichkeit des Bedürfnisses einer solchen Anleitung für die Zeitmütter spricht sich schon in dem, was ich S. 31 sagte, aus:

„Das Weib der Zeit wird in allen Ständen täglich mit größerer Gewalt und mit mehr raffinierter Kunst aus der Reinheit ihres mütterlichen Seins und ihrer mütterlichen Kraft herausgerissen. Die Einseitigkeit unsrer exzentrischen Zivilisation verirrt sie täglich mehr im Innersten ihrer Natur. Trügende Scheingenießungen eines eiteln verderblichen Tandes lenken sie immer mehr von den Realgenießungen ihres Muttersinnes und von dem hohen Heilsgefühl eines steten, ununterbrochenen, sich hingebenden Lebens in aller Menschlichkeit der Muttertreu und der Mutterfreuden ab. Eine kulturlose, nur von der Sinnlichkeit ausgehende, aber auch mit großer Sinnlichkeitskraft eingeübte künstliche Lebensgewandtheit, wie sie es in Jahrhunderten nicht war, überwältigt die Unschuld und Schwäche der Natur in der Mehrheit der mütterlichen Wesen unsrer Zeit in dem Grad, daß sie im Gefühl ihrer innern Verwirrung sich nicht mehr selbst zu helfen imstande sind und bei der Welt,[1])

---

lichen Reizen dahin zu führen, daß das Höchste, das die Erziehungskunst zu leisten vermag, nicht nur das Interesse der seltenen Edeln im Land, sondern auch die größere Mehrzahl der gewöhnlichen Menschen und selber auch der eiteln und selbstsüchtigen unter ihnen ergreifen würde. Dann freilich, wenn der Reiz für die Erziehung also belebt und die Mittel dazu also begründet würden, dann freilich wäre auch ein Mütterbuch, ein Lehrbuch für Mütter, das geeignet wäre, die innere, tief eingegriffene Gefühllosigkeit der Mütter in dieser Hinsicht zu erschüttern, ihre Natur wieder für das, was sie ihren Kindern sein könnten und sollten, in allen Ständen zu beleben und ihnen dasselbe von Stufe zu Stufe klar zu machen, ich möchte sagen, von Wort zu Wort in den Mund zu legen, Gedanken für Gedanken ihrem Geist, Gefühl für Gefühl ihrem Herzen näher zu bringen, und ihnen für alle Stände und nach allen Richtungen bearbeitete Mittel für diesen Zweck in die Hand zu legen, nötig.

Es ist freilich wahr, es fehlt den Zeitmüttern, um den Zeitbedürfnissen der Erziehung ein Genüge zu leisten, und der Volkskultur und der Menschenbildung durch ihren mitwirkenden Einfluß auf das häusliche Leben vorwärts zu helfen, so viel als alles. Ich drückte mich im Anfang dieser Schrift über diesen Gesichtspunkt also aus:

„Das Weib der Zeit wird in allen Ständen“ . . . .

[1]) imstande sind, und bei der zivilisierten Zeitwelt, die wider sie ist usw. usw.

Es ist der Geist der Menschlichkeit, der uns in dieser Rücksicht wesentlich mangelt, und im warmen Gefühl der Uebel, die wir diesfalls leiden, und der Dringlichkeit der Hilfsmittel, die wir diesfalls bedürfen, möchte ich diesen Sinn der Menschlichkeit, wo er sich immer im Verderben unserer Zivilisationsverkünstlung noch erhalten, anrufen und unserm Geschlecht zu Herzen legen, daß die Möglchkeit der Wiederherstellung eines reinern Vater- und Muttersinnes,

die wider sie ist und ihnen selber die reinste Kraft ihres mütterlichen Sinns geraubt hat, dennoch Hilfe und Handbietung suchen müssen, ich will nicht sagen, um ihren innerlichen mütterlichen Sinn in sich selber zu erneuern und wieder herzustellen (sie wissen in ihrer Verirrung kaum, daß er ihnen mangelt), ich will nur sagen, um ihren Kindern auch nur halb zu sein, was sie ihnen gern ganz wären, und auch nur halb aus ihnen zu machen, was sie wohl sehen, daß sie ganz aus ihnen machen

---

der wesentlichen, heiligen Kräfte der Wohnstube und aller Fundamente des wahren häuslichen Menschensegens allein durch die Wiederherstellung der Menschlichkeit selber zu erzielen möglich sei. Umsonst ist alle Darstellung unsers Verderbens, umsonst alle Ueberzeugung vom sittlichen, geistigen, häuslichen und bürgerlichen Versinken aller Stände, wenn wir nicht dahin kommen, den Sinn unsrer Menschlichkeit selber in uns höher zu beleben und durch diese Belebung unser Innerstes in uns selbst über unser Verderben zu erschüttern? Was hilft alles Gerede über das Verderben unsrer Zeit, wenn unser Innerstes darüber nicht erschüttert wird? Was hilft eine Stimme in der Wüste, die verschallt, ohne daß eine Menschenseele davon geweckt wird? Was hilft alle Ueberzeugung von der Wahrheit und Vielseitigkeit unsers Unrechts wegen, wo die Unnatur unsers Lebens unsre Selbstsucht unmenschlich macht, ohne daß wir es nur wünschen? Was hilft uns alles äußere Licht der Wahrheit, wenn uns das innere Licht der Menschlichkeit mangelt? Es ist diesfalls nicht um Wahrheit, es ist nicht um Wahrheiten, es ist nicht um Ansichten, es ist nicht um Einsichten, es ist darum zu thun, den reinen Geist der Menschlichkeit, des Brudersinns und des Christentums in allen Ständen und Verhältnissen neu zu beleben, zu stärken und zu heiligen, und dann durch diesen neu belebten, lebendig geweckten und christlich geheiligten Sinn der Menschlichkeit auf eine neue Belebung des Vater- und Muttersinnes, des Wohnstubengeistes und aller Fundamente des reinen, häuslichen Lebens einzuwirken. Es ist darum zu thun, den letzten Funken der Menschlichkeit unsers Geschlechts zu einer heiligen Vereinigung, zu einem heiligen Bund für die Vorbereitung und Anbahnung aller Mittel, durch welche die Fundamente einer wahren Nationalkultur, einer wahren Volksbildung wahrhaft gelegt werden könnten, anzusprechen. Dann erst, wenn dieses geschehen, oder wenigstens in der innigsten Vereinigung mit allem diesem ist die Bearbeitung eines Mütterbuchs, das real zur Wiederherstellung des verlorenen Vater- und Muttersinns und der verlorenen Wohnstubenkraft hinführt, denkbar und ausführbar. Ich habe aber oben gesagt und wiederhole jetzt noch einmal: Dieses Buch, wie ich mir es denke und wie es sein soll, ist nichts weniger als leicht; es ist auch weder die Sache eines einzelnen Menschen, noch die eines kurzen Zeitpunkts. Wenn es zu dem Grad der Vollendung erhoben werden soll, deren es bedarf, um ihm eine öffentliche und allgemeine Wirkung zu sichern, so ist seine Bearbeitung schwer, sehr schwer, und ich kann mir nichts anderes denken, als es könnte nur als das Resultat der Vereinigung edler, einsichtsvoller, tiefdenkender Menschenfreunde und Menschenkenner und eines von einem solchen Menschenverein gemeinsam für diesen Zweck angewandten, großen Zeitpunkts sein. Einzelne Beiträge könnten viele Menschen dazu liefern, und es ist zu wünschen, daß es viele, sehr viele thun, ehe die endliche, allumfassende, gemeinsame Bearbeitung desselben gesucht wird. Ich habe auch einzelne Ansichten, die in dasselbe einschlagen, zu behandeln versucht und werde, so lange mir Gott das Leben schenkt, fortfahren, unabläßlich mein möglichstes zu thun; aber ich bin fern davon, zu denken, daß ich mit dem, was ich allfällig darüber zu leisten imstand sein werde, mich auch nur in einem einzelnen Punkt der vollendeten Bearbeitung des Gegenstands werde nähern können.

Indessen wiederhole ich, die Lage der Welt ruft die Edelsten, die Weisesten unter uns auf, ...

sollten. Auch dieses wenige müssen unsre Zeitmütter außer sich und bei der Welt suchen. Sie suchen es auch alle, aber sie finden es nicht, oder gewiß die wenigsten von ihnen finden auch nur dieses Halbe bei ihr. Die meisten werden beim ungeleiteten und unverständigen Suchen dieses Halben, wie ich oben gesagt, auch nur dafür von Pontio zu Pilato gewiesen, und müssen so gewiesen werden. Die Sache, die sie suchen und bedürfen, mangelt im pädagogischen Zeitalter vielseitig selbst."

Freund der Menschheit! Auch S. 108 bis S. 110 schilderte ich die diesfällige Verlegenheit und Unbehilflichkeit unsrer Zeitmütter und unsrer Zeitväter. Leser! Wiederhole dir auch diese Stelle und fühle es tief, wie dringend die Handbietung für die Erziehung, wie dringend ein dem Wesen der Menschenbildung entsprechendes, der Vollendung nahe gebrachtes „Buch der Mütter" ein Bedürfnis der Zeit ist.

Aber seine Bearbeitung, wenn es zu dem Grad der Vollendung, ohne den es seinen Zweck nicht erreichen kann, gebracht werden soll, ist schwer, sehr schwer. Ich habe seine Ausführung in einzelnen Teilen versucht und arbeite noch forthin daran, aber ich bin fern davon, zu denken, daß seine Vollendung in meiner Hand möglich sei. Sie geht beides über den Kreis meines Lebens und meiner Kräfte hinaus und ist auch wesentlich nicht das Werk eines einzelnen Mannes und der kurzen Zeit seines Lebens. Nein, sie ist, sie muß das Resultat edler, vereinigter Menschenfreunde und Menschenkenner und eines von einem solchen Menschenverein gemeinsam für diesen Zweck angewandten großen Zeitpunkts sein.

Aber die Lage der Welt ruft die edelsten, die weisesten unter uns auf, nicht zu säumen und ihnen, den Müttern des Landes, dem Vaterlande, dem Weltteil diese Handbietung, deren sie so dringend bedürfen, zu reichen.

Auch die Volksschulen sind, eben wie die Mütter der Zeit, fern davon, die Bedürfnisse der Zeit befriedigen zu können; sie sind fern davon, mit den Bildungsmitteln des häuslichen Lebens in Uebereinstimmung stehende Kraftübungen des menschlichen Geistes im ganzen Umfang seiner wesentlichen Bedürfnisse zu sein und also dazustehen.

Das Fundament dieser Ansicht, die reine, hohe Wohnstubenkraft des häuslichen Lebens fehlt den Volksschulen fast ganz. Ich möchte sagen, sie ist im allgemeinen, vom Dorfschulmeister an bis auf den Kultminister hinauf außer den Kreis des Personals, das auf diesen Staats- und Menschendienst wirklich Einfluß hat, gefallen. Einige trösten sich zwar damit, wenn nur das Christentum in den Schulen recht gelehrt werde, so sei für alles andre schon gesorgt. Diese zwar guten aber oft auch * * * * Menschen bedenken nicht, daß das Christentum nicht nur eine Lehre, sondern auch eine Uebung des Lebens ist und in den Schulen[1]), wie sie jetzt sind, ewig nie recht gelehrt

[1]) in den Schulen, wie sie jetzt getrennt von allem Heiligen des häuslichen Lebens in unsrer Mitte dastehen, nie recht gelehrt werden kann. Und es ist ganz in den Tag hineingeredet, wenn man den wirklichen Mangel des

werden kann, und entschuldigen so den wesentlichen Mangel des Menschlichen mit dem eiteln Maulbrauchen über das Göttliche eigentlich in den Tag hinein. — Es ist auch wirklich eine Lästerung gegen das Göttliche, . . . einen Freibrief für den Mangel des wirklich wesentlichen Menschlichen geltend zu machen. Das Christentum — das wahre, ist die vollendetste Lebenssache, die die Welt je aufzuweisen vermag. Die unchristliche Verwahrlosung der Kinder des Volkes für alles Sein und Thun des Lebens mit dem Auswendiglehren eines unverständlichen Katechismus und ebenso unverstandenem Ave Maria zu entschuldigen und damit seinen Mangel ersetzen zu wollen, dazu braucht's freilich K*** Unverschämtheit oder einen Hintergrund, der noch schlimmer ist, als die Unverschämtheit der Unwissendsten unter den ****.

Die Thatsache ist gewiß. Die Volksschulen sind für die Ausbildung der wesentlichen Kräfte, deren der Mensch im gesellschaftlichen Zustand bedarf, nicht nur ungenugthuend, sie sind der reinen psychologischen Entfaltung derselben hie und da wirklich hinderlich geworden, indem sogar diejenigen von ihnen, die man für die bessern gehalten, eine Richtung genommen haben, in welcher das Wissen unabhängend von der Kraft des Denkens, des Könnens und Fühlens betrieben, und die Scheinkenntnis unfruchtbarer, eitler so geheißener Wahrheiten der Einübung für das Leben notwendiger Grundsätze und Fertigkeiten vorgezogen, und die wirkliche Ausbildung der wesentlichen menschlichen Kräfte unnützer und überflüssigen Scheinfertigkeiten untergeordnet worden ist.

Der Schuleinfluß hat weit und breit seine einübende Kraft auf die wirkliche Lebensbildung unsers Geschlechtes verloren und ist in einen Träumereinfluß verwandelt, durch welchen die Bücher allgemein [wie Zucker, Kaffee und Schnupftabak] zu einem Luxusbedürfnis von Menschen geworden, davon die Mehrheit derselben sie nicht zu verdauen und viele sogar nicht zu bezahlen vermögen. (C. A. sondern noch gar viele davon nicht einmal den täglichen Lesekreuzer in den Lesebibliotheken dafür zu zahlen vermögen.)

Tausend und tausend Kinder, die am Ende zu einem thätigen Berufsleben bestimmt sind, werden bei dieser Ordnung bis ins vierzehnte und funfzehnte Jahr in einem träumerischen Schulleben herumführt, kommen dann nach dieser Zeit zu einem Handwerk und werden dann erst zu geplagten Lehrlingen des wirklichen Lebens gemacht, — das ist wahrlich übel. Wenn man Kinder bis ins funfzehnte Jahr im Wagen herumführen und dann erst gehen lehren wollte, so hätte man das nämliche gethan, wie wenn man sie sich so lange in den Büchern verträumen läßt.

Freilich wenn dergleichen „im Wagen geführte" und durch das „im Wagen führen" erzogene Kinder ihre Equipage und ihre Bedienung bis ans Grab sicher haben, so können sie sich bei aller Abschwächung

Menschlichen in den Schulen mit dem leeren Maulbrauchen über das Göttliche entschuldigen und bedecken will. Wahrlich, es ist eine Lästerung gegen das Göttliche, seinen Trugschein . . . .

ihrer Füße dennoch in ihrem Wagen erträglich durch die Welt schleppen lassen. Wenn aber dieses der Fall nicht ist, so kommen sie ganz gewiß in sehr große Verlegenheiten.

Die Bande des Staats, die die gute Besorgung des Volks zum Zweck hatten, sind alle locker geworden, (Das innere Wesen aller Staatsbande, von dessen geheiligtem Dasein der wirkliche Volkssegen im Land allgemein abhängt, ist allenthalben locker geworden,) sonst hätte es auch mit dieser Verirrung in der Welt nicht so weit kommen können, als es mit ihr wirklich gekommen. Ohne das hätten die Schulen und selber die Dorfschulen ewig nie zu eigentlichen Gymnasien des menschlichen Verträumens (und der menschlichen Abrichtungskünste) herabsinken können. Ohne das hätte man gewiß gefühlt, daß Gymnasien, die das Verträumen des Lebens bis auf die Dörfer hinabbringen, der Schwächlinge und Armen für unsre Welt zu viel machen (und mit ihnen der Unzufriedenen im Land, viel, gar zu viel machen). So wahr, so unbedingt wahr ist es, was ich vor so vielen Jahren im Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt," ausgesprochen: „Der Schulkarren des Weltteils muß nicht nur frisch angezogen, er muß umgekehrt, und nach einer andern Richtung angezogen werden." Das notwendige Wissen und Können der Kinder muß aus der vorhergegangenen Entfaltung der menschlichen Kräfte, die dieses Wissen und Können voraussetzen, gebaut und die Erziehung allgemein zu einer von der Elementarbildung ausgehenden Wissenschaft erhoben werden.

Aber die Wissenschaft dieser Bildung selber liegt, insofern sie in ihrem ganzen Umfang ins Auge gefaßt wird, noch in ihrer Kindheit und wir müssen hinzusetzen, die ihr von allen Seiten entgegen stehenden Verirrungen der Routine, des Schlendrians, der Oberflächlichkeit und der Selbstsucht sind unsern Zeitmenschen allgemein so habituell geworden, daß es uns[1]) unaussprechlich schwer wird, gegen ihren Stachel zu lecken und aus dem Tod ihres verwesenden Leibes in das Leben des Geistes der Erziehung und des innern wahren Wesens der Elementarbildung hinüber zu gehen und uns an Ansichten und Fertigkeiten einer wissenschaftlichen Kunst zu gewöhnen, die über die diesfälligen Zeitverirrungen erhaben, geeignet wäre, im verworrenen Knäuel der Zeiterziehung die Anfangsfäden der Elemente dieser Kunst in allen ihren Teilen zu erkennen und fest zu halten.

Der ganze Umfang der Elementarmittel hat allgemein, wie das Buch der Mütter, die gleichen Schwierigkeiten. Sie sind die höchste

---

[1]) daß es „allen und jeden Bestrebungen sehr schwer werden muß, unser Geschlecht aus dem Tod der wirklich der Verwesung entgegengehenden Routine der Erziehung in das Leben des Geistes derselben und des innern, wahren Wesens der Elementarbildung hinübergehn zu machen. Es kann nicht anders, es muß allen und jeden Bestrebungen, die hierüber statt finden, unaussprechlich schwer werden, die Erziehung den Ansichten, Grundsätzen und Fertigkeiten einer wissenschaftlichen Kunst zu unterwerfen, die, über die diesfälligen Zeitverirrungen erhaben, geeignet wären, im verworrenen Knäuel der" Zeiterziehung . .

Aufgabe der Zeit und sprechen die höchste Weisheit, die höchste Reinheit und Kraft der gebildeten, der durch Bildung (durch Glauben und Liebe) erhabenen Menschheit an. Und wenn die Idee dieser Bildung nicht in ihr Nichts zurückfallen, wenn sie nicht als eine überwundene und gefallene Idee ins Grab gelegt und zu einer neuen Auferstehung im künftigen Jahrhundert aufbewahrt werden soll, so muß, wie dieses in Rücksicht auf die Idee eines, seiner Vollendung nahe zu bringenden Buches der Mütter schon bemerkt worden, eine Vereinigung mehrerer, des Versuchs nach ungleichen Gesichtspunkten fähiger Menschenkenner und Menschenfreunde statt finden, die diesem höchst wichtigen Zweck gemeinsam ihre Zeit und zwar so lang als es notwendig ist, widmen.

Halbarbeiten, die immer fehl schlagen, dann wieder angefangen werden, dann wieder fehlschlagen und wieder angefangen werden, ohne das Ziel sicher zu stellen, diese sollten einmal diesfalls enden, der Gegenstand ist zu wichtig.

Zeitalter! (Du siehst, was not thut, du siehst, was mangelt.) Wenn das heilige häusliche Leben forthin in unsrer Mitte abgeschwächt dastehen und wir selber dahin versinken würden, dem Schaden seiner Abschwächung kein großes Gewicht mehr zu geben und im Gegenteil die entschiedene unwidersprechliche Ursache davon, das böse Unterordnen der ewigen unabänderlichen Ansprüche unser Individualveredlung unter die Zeit- und Wechselansprüche unsrer jeweiligen Zivilisationsbildung (Zivilisationsansprüche) als im gesellschaftlichen Zustand unausweichlich anzusehen und in dieser Täuschung verirrt, als allmählich immer unbedeutender zu achten —— konnten in dieser Lage Hilfsmittel unser Vertrauen verdienen, die von dem Verderben selber ausgehen, dem sie entgegenzuwirken, bestimmt sind? Könnten uns in dieser Lage Mittel helfen, die den Grund ihrer Erlahmung in sich selbst tragen? Könnten uns denn sittliche und geistige Mittel helfen, die aus unsittlichem und ungeistigem Grund und Boden hervorgewachsen und Früchte der Unsittlichkeit und der Ungeistigkeit selbst sind?

Kann es uns helfen, wenn wir Schul- und Erziehungseinrichtungen, deren Unnatur und Schlechtheit wir erkennen, in ihrer innern Unnatur und Schlechtheit, wie sie sind, bleiben lassen, und ihr Elend nur etwas weniger elend erscheinen machen? Kann es in solchen Lagen helfen, wenn wir an die anerkannte Schlechtheit des Ganzen eine partielle Kleinigkeit von etwas Besserem, wie einen neuen Lappen an ein altes Kleid anklexen? Kann es uns helfen, daß wir aus einem verwirrten Knäuel einzelne Fäden herausreißen, sie zwischen den Fingern gerade strecken, aber den verwirrten Knäuel selber con amore, in integro, in statu quo erhalten? Kann es uns helfen, daß wir das Schlechte nur verschönkünsteln, anstatt es zu verdammen? Kann es uns helfen, daß wir der Wirklichkeit der Entkräftung und Entmenschlichung unsers Geschlechts den bloßen Schein der Kraft und der Menschlichkeit unterschieben? Und kann jemals eine erniedrigte, mißbrauchte, entwürdigte

und verkünstelte Volksmasse durch Mittel wirklich erhoben werden, die nicht tief in die Menschennatur eingreifend, jedes Individium, in dem ihr reines, inneres Wesen noch nicht ausgelöscht ist, mit Macht ergreifen, anregen und beleben? Oder ist es denkbar, daß der fast erstorbene reine Mutter- und Familiensinn des Weltteils und mit ihm die Fundamente des höhern Menschen- und Bürgerlebens, deren wir so sehr bedürfen, etwa durch Mittel wieder ins Leben gerufen werden können, die entweder nicht geradsinnig und offen, oder gar an sich klein, ohnmächtig dastehen und in allen andern Beziehungen als wirkungslos erkannt sind? Können es Scheinmittel, können es Palliative sein, durch die das geistige, sittliche, bürgerliche Verbluten des Weltteils, das wir in Strömen aus der Riesengestalt unsers Verderbens hervorbrechen gesehen, gestillt zu werden vermag und können die Hoffnungen einer befriedigenden Volks- und Nationalbildung etwa durch oberflächliche, an sich selbst zerrissene und sich untereinander selbst entgegenstehende Mittel eingelenkt und erzielt werden?

Nein, nein! Es muß in solchen Lagen tief auf den menschlichen Geist und durch denselben, es muß in demselben tief auf das menschliche Herz und durch dasselbe gewirkt werden. Die Ueberzeugung davon muß bei den Edelsten der Nation erzielt, der Enthusiasmus der Nation muß dafür belebt und die Thätigkeit der Edelsten der Nation muß dafür angesprochen werden. Das muß sein, das muß erzielt sein. (Das allein kann uns helfen, kann uns wahrhaft helfen. Wo es da ist, wo es erzielt ist, wo man wirklich dahin gekommen . . . .) Aber wo dieses ist, wo man wirklich dahin gekommen, die Menschheit in ihren edleren Individuen für die Wiederherstellung ihrer selbst zu beleben und den reinen Enthusiasmus der Menschennatur für diese Zwecke kraftvoll rege zu machen, da erhebt sich dann auch unser Geschlecht zum Schwersten, zum Höchsten, zum Erhabensten, dessen die Menschennatur fähig ist. Der Kraftarm der Nationen wird dann entfessellt, die Folgen dieser Entfesselung sind nicht zu berechnen. Das Leben ist dann angeregt, jede einzelne Handlung der Weisheit und Tugend wirkt auf die Gemeinkraft der Weisheit und Tugend. Sei es der höchste und größte oder der ärmste Mann im Lande, der sie thut, sie verschwindet als einzelne Handlung. Sie steht dann als Handlung der Menschheit, als Handlung der höhern Menschennatur, als sich erhaben der Menschheit und dem Vaterland aufopfernde und den dringendsten Bedürfnissen der Zeit und des Augenblicks hingebende Großthat des Menschengeschlechts da und spricht die Achtung und die Verehrung der Mit- und Nachwelt an.

Das Weib, das dahin erhoben ist, ihrem Kind im vollen Sinn des Wortes ganz zu leben, d. h. ihr Leben für dasselbe hin zu geben, dieses Weib opfert sich nicht blos für ihr Kind, es opfert sich für das Menschengeschlecht. Ihr Leben hat selber für dieses, für seine Kultur, für seine Erhebung in dem Grad einen hohen Wert, als es mit der Lebensweise der gemeinen Zeitweiber einen großen Kontrast macht.

Der Augenblick,*) in dem wir leben, ist für das Bedürfnis des Großen, des Erhabenen, er ist für das Bedürfnis des Enthusiasmus für das Große, für das Erhabene, dessen wir bedürfen, entscheidend. Aber eben darum, weil er es ist, müssen die Maßregeln, ihm ein Genüge zu leisten, mit seiner Wichtigkeit übereinstimmend und ihm gemäß sein.

Weltteil! Was bist du ohne deine Erhebung, was bist du ohne dich selbst, ohne die gebildete, sittliche, geistige und physische Individualkraft deiner Bürger? Und deine Regierung, was ist sie, was kann sie werden, wenn die ersten Ansprüche der Menschennatur, die ersten Ansprüche der Humanität in deinen Individuen nicht befriedigt und ihre Kräfte darin nicht in eine veredelte Gemeinkraft hinüber zu gehen vermögen?

Vaterland! Liebes kleines gesegnetes Vaterland! Was bist du ohne den Individualwert deiner Bürger? Was bist du ohne die, diesen Individualwert begründende und sicherstellende gesetzliche Freiheit deines Volks? Und was ist dein Mut, was ist deine Treue, Vaterland, wenn dein Mut nicht erleuchtet und deine Treue nicht weise ist? Was wäre selber deine Frommkeit, wenn jeder Heuchler sie mißbrauchen könnte? Was wäre deine Vaterlandsliebe, wenn du blind jedem Impuls eines selbstsüchtigen Schwächlings, der durch * * * * Mittel hinter dem Vorhang auf dich wirkte, folgen würdest?

Vaterland! Vaterland! Deine Bürger sind dem Staat um kein Haar mehr wert, als sich selbst; und jeder Glaube an den Staatswert von Bürgern, die keinen Individualwert für sich selbst haben, ist ein Traum, aus dem du früher oder später mit Entsetzen erwachen mußt. Jedes Land, und besonders jedes freie Land steht nur durch den sittlichen, geistigen und bürgerlichen Wert seiner Individuen gesellschaftlich gut; wo dieser mangelt, wo die Fundamente, aus denen dieser allein hervorzugehen vermag, mangeln, wo ein edelmütiger und erleuchteter Eifer für die Allgemeinheit der Erziehung im öffentlichen, und der Vater- und Muttereifer der reinen Wohnstubenkraft im Privatleben mangelt, da halten alle anderen Vorzüge eines Volks die Feuerprobe Wahrheit im Glück und im Unglück nicht aus. Sie sind nur äußerlich, ob sie auch noch so sehr glänzen, sie sind innerlich voll Trug und Tand.

Vaterland, die Erhebung deines Volks über diesen Trug und Tand ist um so mehr dringend für dich, weil du frei bist und deine Bürger für die Besorgung ihres Individualwohls zwar mehr Rechte und Freiheiten, aber auch für den Mißbrauch derselben mehr Spielraum

*) Von hier ab kommen vielfache Aenderungen und große Erweiterungen in der C. A. vor; erst der Schluß — etwa zwei Seiten — stimmt wieder in beiden Ausgaben überein. Wir ziehen es deshalb vor, die Aenderungen und Erweiterungen der C. A. zum Schlusse dieser Schrift im Zusammenhange wiederzugeben, wenn auch einige Wiederholungen vorkommen. Die Stelle, bis wohin der Abdruck aus der C. A. erfolgt, wird in einer Bemerkung unter dem Texte angegeben werden.

und zugleich Oberkeiten haben, deren äußere Mittel zur allgemeinen öffentlichen Belebung, Veredlung und Benutzung der Individualkräfte der Bürger beschränkter sind, als diejenigen der Fürsten.

Kannst du zögern, Vaterland, dein Volk auf der Bahn der Erziehung zu erheben, kannst du zögern, dein Volk auf der Bahn der Erziehung innerlich frei zu machen, wie es durch das Blut seiner Väter äußerlich frei geworden, kannst du zögern, es durch die Erziehung zu jeder gesetzlichen rechtlichen Freiheit, die es wirklich besitzt, fähig zu machen? Die Mittel, es zu thun, sind in deiner Hand, die Beweggründe dazu sind dringend.

Vaterland! Ich sagte es oben S. 36 u. f. und wiederhole es jetzt:

„Das Bedürfnis der Zeit ruft heute jedem edeln Mann, herrsche er als König auf dem Thron, diene er für das Volk dem König, sitze er als Edelmann in seinem Eigentum und unter den Seinen, lebe er durch bürgerliche Thätigkeit in Verbindung mit dem Volk, sei er von Gottes wegen ihr Lehrer und Tröster, baue er das Land umgeben mit Söhnen und Töchtern, mit Knechten und Mägden im Wohlstand und Ehre, oder sitze er verborgen in der niedersten Hütte, nur seinem Weib, seinen Kindern und seinen Nachbarn als ein edler Mann bekannt, ihm und allen Edlen ruft der Zustand der Welt heute zu, wie es seit Jahrhunderten nie geschehen: Was der Staat und alle seine Einrichtungen für die Volkskultur nicht thun und nicht thun können, das müssen wir thun. Vaterland! Deutschland! Unter den tausenden, die sich durch den Schrecken der vergangenen Jahre zur Besonnenheit einer gereiften Selbstsorge erhoben haben, ist nur eine Stimme: Wir müssen unsre Kinder besser und kraftvoller erziehen, als sie bisher erzogen worden."

Ich setze jetzt noch hinzu, unter den Staatsmännern, die durch das Staatsunglück der vorigen Jahre zur Besonnenheit und gereiften Ansichten über die tiefern Fundamente des Wohls aller Staaten gelangt, ist ebenso nur eine Stimme: Wir müssen die Kinder unsrer Völker besser und kraftvoller erziehen, als dieses bisher geschehen.

Im Gefühl, daß wir dieses können, wie wir es sollen, wiederhole ich die Stelle S. 35:

„Es mag der öffentlichen Einrichtungen halber auch in der Mehrheit unsrer Staaten stehen wie es will, so sind an jedem derselben dennoch tausend und tausend Individua vorhanden, die unser Zeitverderben in seiner Wurzel erkennen und dasselbe nicht blos oberflächlich ins Auge fassen, sondern im Hochgefühl ihrer Pflicht und ihrer Kraft danach streben, ihm in allen seinen Zweigen entgegen zu arbeiten.

Die Menschennatur müßte sich verloren, das Menschengeschlecht müßte sich selbst weggeworfen haben, wenn es nicht dahin gekommen wäre, und das ist gottlob nicht der Fall, die Menschen, die zu tausenden und zu hundertausenden zu einer höhern Erkenntnis der ersten Be-

dürfnisse des Weltteils gekommen, haben nur eine Erweckungsstunde, nur einen höheren, sie erweckenden, einen sie vereinigenden Mittelpunkt notwendig, um sich zur höchsten, belebtesten Thätigkeit für die ersten Bedürfnisse unsers Geschlechts zu erheben."

Vaterland! Die Menschennatur hat sich nicht verloren, das Menschengeschlecht hat sich nicht weggeworfen, die Menschennatur verliert sich nie, das Menschengeschlecht als solches wirft sich nie weg. Zwar es ist seiner Erhebung, seiner Veredlung halber oft in ungünstigen Umständen, aber auch das ist gegenwärtig nicht der Fall. Im Gegenteil, es ist heute diesfalls in den günstigsten Umständen. Die Erweckungsstunde der Welt ist da, der Mittelpunkt der allgemeinen Erweckung zu den heiligsten Zwecken ist wirklich gefunden — die ersten Throne der Welt stehen vereinigt als dieser Mittelpunkt da; die Männer, in deren Hand die Vorsehung in unsern Tagen das Schicksal des Weltteils gelegt hat, erkennen in der Erziehung der Völker das erste Mittel des Wohles ihrer Staaten, sie wollen das Heil der Welt und erkennen im Wohnstubenheil das Heil und die Rettung des Weltteils. Franzen's heiliger Vatersinn findet seine Kinder, wo er immer in seinen Staaten hinkommt; Alexander, dessen menschliche Hilfsbegierde der Kraft gleich ist, die in seiner Hand liegt; und Friedrich Wilhelm, der sich als Mensch und Vater höher fühlt, als er sich je als König gefühlt hat, — sie, diese ernsten Männer, in deren Hand die Vorsehung auch dein Schicksal, Vaterland, gelegt hat, sie, sie alle wollen die häusliche Erhebung des Menschengeschlechts durch die hohe Kraft der Erziehung auf weisen, gesetzlichen Wegen und suchen auf ihren Thronen die rechtliche Sicherheit ihrer Unterthanen in allem, was zu der sittlichen, geistigen und bürgerlichen Veredlung der Völker erforderlich ist. Sie wollen auch dein Heil, Vaterland, auf dieser Bahn. Vaterland! Stehe in deinem Edelmut nicht hinter dem ihrigen, hinter demjenigen, zu dem sie dich selbst zu erheben sich bemühen, zurück.

Vaterland! Mangle dir selbst nicht! So groß dein Glück ist, du kannst es dennoch verscherzen. So groß es ist, so können wir heute doch dahin versinken, daß unsre nächsten Nachkommen in tiefem Gefühl einer unwürdigen, aber von unserm Zeitalter herbeigeführten Erniedrigung Gott bitten müßten: Herr, gib uns wieder Unglück, denn unsre Väter haben nicht gewußt, das Glück, das du ihnen gabst, wohl zu benutzen.

Vaterland! Könntest du zögern, dein Volk, dein versunkenes Volk auf der Bahn wieder zu erheben, die Europa als die Pflichtbahn aller Regierungen, die sich selbst in erleuchteter Edelmut zu begreifen gelernt haben, anerkennt?

Vaterland! Sieh dich um, Europa ist von dieser Seite erwacht. Es erhebt sich von dieser Seite. Sieh dich um, Vaterland, und verhehle es dir nicht: In allen bedeutenden Staaten vereinigen sich edle Männer zu diesem Zweck und schwesterlich stehen den diesfälligen Männerbemühungen noch Frauenvereine, Königinnen an ihrer Spitze,

zur Seite und erheben sich, die heilige Zartheit ihres Geschlechts mit Männerkraft verbunden, hoch über Zivilisationsschlendrian, der auch ihr Geschlecht erniedrigte, und über den die Menschennatur entwürdigenden Trugglanz seines niedern Seins und Treibens empor, und dienen mit einer Unschuld und Liebe, die die Hütten im Staube zum Wohnsitz der Engel erhebt, der Armut und der Not der Leidenden. Auch sie, auch diese Frauenvereine erkennen in der bildenden Kraft der Erziehung und in der ersten Versorgung der Menschen im häuslichen Leben das Heil unsers Geschlechts und erheben sich in dieser Ansicht zu einem Gemeingeist der Menschenfreundlichkeit und zu einer Gemeinwirkung guter Thaten, die die Welt in diesen Kreisen lange also nicht gesehen. Die Erleuchtung des Weltteils hat von dieser Seite eine Richtung, die von dem Gefühl des Bedürfnisses einer zu erneuernden, zu heiligenden Sorge für das Volk ausgeht, erhalten.

Der Weltteil erhebt sich, er erkennt sich in seiner Schwäche, er erkennt sich in seinem Verderben; der Trugglanz des eitlen Wissens und seiner oberflächlichen Hülle hat seinen Glauben, und mit ihm die Kraft, das Menschengeschlecht durch Abschleifung kraftlos zu machen, verloren. Auch die Zauberkraft, das Volk mit dem Schein des geheuchelten Göttlichen für das wirkliche und wesentliche Menschliche unbehilflich und unverständig zu machen, ist in unsern Tagen mehr als verdächtig, sie ist in denselben verächtlich geworden. Das Volk, das die Priester der Unwissenheit ihre eigenen Augen über das offen behalten gesehen, worüber sie ihm, dem Volk raten, die seinigen zuzuschließen, weiß jetzt ziemlich allgemein, warum ihr guter Rat mit ihrer schlauen That so sehr im Widerspruch steht. Die Welt verachtet jetzt auf ziemlich bedeutenden Punkten die Prediger der Blindheit als schlechte Diener der göttlichen Wahrheit und als ebenso schlechte Diener der heiligen Macht der Fürsten.

Völker, die sich auf edeln rechtlichen Wegen der Selbständigkeit nähern, rufen vereinigt mit ihren Fürsten den Priestern laut zu: Diener Gottes, erbarmt Euch der Armen, widerstehet dem Unrecht und redet die Wahrheit! Auch die rohe Verachtung des Göttlichen ist von sich selbst in Trümmern gestürzt und steht schamrot vor dem Heiligtum der Menschheit, von dem sie gewichen. Der Unglaube selber wird auch unbekehrt geräuschloser, ernster und stiller und wandelt auf einer Bahn, die ihn dem Mißtrauen, gegen sich selbst und damit der heiligen Zartheit näher bringt, die das Menschengeschlecht auf sicherer Bahn von der Anhänglichkeit an das Niedere, Vergängliche, von der trüben Quelle des Unglaubens, zur Anhänglichkeit an das Edle, Erhabene, Göttliche, zu den reinen Fundamenten des heiligen Glaubens hinlenkt. — Ebenso hat auch die rohe Gierigkeit nach tierischer Freiheit den Zeitpunkt ihres Irrtums und ihres Rasens hinter sich gelegt. Meine Ueberzeugung ist fest. Welch ein Sturm sich jetzt auch nähert — der Sturm ist nichts, er wird vorüber gehn; es wird besser, es wird gewiß besser werden.

Die Fürsten haben das Wort der Engel der Weihnacht: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menschen ein mildes Gemüt“ zum Wort ihrer Vereinigung für das Menschengeschlecht gemacht.

Eine hohe Sorgfalt für ihre Kinder, — die Völker, — eine hohe Sorgfalt für das Wohnstubenheil, für Kirchen, Schulen und Armut liegt den vereinigten Fürsten am Herzen — am fürstlichen Vaterherzen. Sie erkennen gemeinsam, daß ohne die Wiederherstellung einer tiefen, reiner und edler begründeten Wohnstubenkraft, ohne eine also bewirkte Belebung, ich möchte sagen, Heiligung des Kirchen-, Schul- und Armenwesens es unmöglich ist — die Ehre Gottes in der Höhe, den Frieden auf Erden und ein sanftes, mildes, edles und gerechtes Leben unter den Menschen wahrhaft und dauerhaft in unsrer Mitte zu befördern.

Es wird geschehen, der Weltteil, an ihrer Spitze die Fürsten, wird sich erheben, Europa wird die edlern Kräfte der Menschennatur in seiner Mitte nicht untergehen sehen, wie es sie in Asien untergehen gesehn. Es wird die ewigen Fundamente der höhern Kräfte der Menschennatur wieder beleben, es wird die Erhebung der Völker zu den Kräften, die ihnen der gute Zustand der Wohnstuben, der Schulen und der Armenbesorgung gewähren kann, als das Recht des Menschengeschlechts anerkennen, es wird ihre Erzielung als die Pflicht jeder Regierung, als den ersten Segen der bürgerlichen Vereinigung, es wird sie als das von Gott selbst gegebene Mittel, jeder rechtlichen Begründung des gesellschaftlichen Zustandes und als das ewige Fundament aller wahren Staatskräfte anerkennen.

Es ist geschehen, das Wort der Engel der Weihnacht im Mund der Fürsten sichert dieses Besserwerden dem Weltteil. — Er soll sich, er wird sich auf edeln, treuen, rechtlichen Wegen erheben.

Wie sich im Mittelalter der Adel, die Gewalt Gottes ob sich und das Recht des Gewissens in sich anerkennend, zu allem, was edel, was groß, was würdig, was erhaben, was menschlich ist, vereinigte, und dadurch der Rohheitsbarbarei des Feudalsystems, an dessen harte Zeitform das innere Hohe und Edle der damaligen bürgerlichen Vereinigung gebunden war, mit großer psychologischer Kraft Schranken setzte und durch Rittersinn und Ritterehre der harten Zeitform der bürgerlichen Verhältnisse gleichsam eine höhere, innere, reinere Seele gab, also sollen die Edlern, die Bessern des Menschengeschlechts (die ersten Fürsten des Weltteils stehen an ihrer Spitze), heute das Recht Gottes ob sich und das Recht des Gewissen in sich anerkennend, sich dahin vereinigen, durch gemeinthätige Beförderung alles Edeln, Schönen und Guten und durch mutige Bekämpfung alles Niedern, Unedeln, Verschrobenen der öden leeren Schwachheitsbarbarei unsers Zivilisationsverderbens mit psychologisch gegründeter Kraft Einhalt zu thun und dadurch der seelenlosen Zeitform unsrer Schwäche gleichsam wieder eine neue, innere, reinere Seele zu geben, also daß das würdige und humane Leben der Edlern unsrer Zeitmenschen auch wieder auf die Veredlung unsrer gemeinen Stände und dahinab wirke, daß das nur

äußerlich scheinende aber durch seine magische Kraft innerlich fast allmächtig wirkende Kunstband aller gesellschaftlichen Vereinigung — die Uebereinstimung des Pflichtlebens der Menschen mit den Ehren- und Standesgewohnheiten und mit den Ehren- und Standesauszeichnungen der Zeit in unsrer Mitte wieder hergestellt und der sogeheißene gute Ton unsrer vornehmen Leute nicht forthin und immer mehr mit den wesentlichsten Bildungs- und Erhebungsbedürfnissen der niedern Stände im grellsten Kontrast sondern in einer vom Staat und der Gesetzgebung aus eingelenkten und gesicherten Harmonie erscheine.

Freunde der Menschheit! Ohne eine ernste, sittliche Vereinigung der Edlern unsers Geschlechts ist es nicht möglich, so dringend das Bedürfnis auch ist, den Mittelstand des Landes, diese sittliche geistige und Kunstbasis aller Staaten, wieder anmaßungslos und kraftvoll zu machen und dadurch zu der Achtung zu erheben, die er unter unsern Vätern genoß.

Es ist nur durch eine solche Vereinigung möglich, auch unsre niedersten Stände in innere Harmonie ihrer selbst mit ihren Verhältnissen und mit den obern Ständen zu bringen und dahin zu wirken, daß die Söhne unsrer niedersten, gemeinsten Leute, unsre Knechte, an der Seite ihrer Herren wieder treu und bieder und ihm anhänglich werden, wie sie in den schönen Tagen der Ritterzeit an der Seite ihrer Herren bieder und treu und ihm anhänglich wurden, und daß die Töchter unsrer niedersten gemeinsten Leute, unsre Mägde, an der Seite edler Frauen wieder rein und keusch bleiben, wie sie in den schönen Tagen der Ritterzeit an der Seite edler Frauen rein und keusch blieben.

Zeitalter! Vaterland! Weltteil! Nicht Palliative, nicht Lug und Trug in dir selbst und wider dich selbst werden dich retten. Nur hohe Zwecke solcher Art und ein Ziel solcher Art kann dich retten. Ein solches, ein so hohes Ziel, Zeitalter, ist der Ruf der Stunde, in der du lebst, an den Ernst, an die Unschuld und an den Edelmut deines Geschlechts. Er kann, er wird nicht ohne Folgen sein.

Der Zauber ist zwar groß, ich möchte sagen, er ist allmächtig groß, der den Weltteil von den ewigen Ansprüchen der Menschennatur an die Einfachheit, Wahrheit und Kraft des reinen häuslichen Lebens, und von der heiligen Aufmerksamkeit auf die Individualbedürfnisse unsers Geschlechts ab und von ihr weg zu aller Gierigkeit und Gewaltthätigkeit der kollektiven Ansicht desselben hingelenkt: aber die Uebel, die aus dieser Hochverirrung des gesellschaftlichen Zustandes für den Weltteil entsprungen, sind dem lebenden Geschlecht nicht nur zum Bewußtsein gelangt, sie sind von ihm in aller ihrer Gräßlichkeit gefühlt worden.

Es wird, es muß besser werden! Es wird eine Gemeinkraft zum Bessermachen, zum Schaffen des Bessern erwachen. Fürsten, — die ersten Fürsten des Weltteils stehen an der Spitze dieser erwachsenden Kraft. Es wird im Weltteil ein Ruf erschallen: Auf, auf! zu den Waffen der Weisheit und Tugend! Auf, auf! zu den Waffen der Unschuld

und Liebe! Es wird ein Ruf erschallen: Hinab, hinab mit den ersten Quellen der Uebel des Weltteils, hinab mit dem Uebergewicht des kollektiven Verderbens über das heilbringende der Individualansicht unsers Geschlechts! — Hinab, hinab, mit dem größten Auswuchs dieses Verderbens, — mit der falschen Ehre, die, indem sie die Menschennatur sinnlich aufbläht, sie sittlich und geistig zerquetscht! Hinab, hinab mit der Schandehre, die, indem sie mit Gott, mit dem Recht, mit der Wahrheit und der Liebe im ewigen Streit steht, die heilige Zartheit unsers göttlichen liebenden Sinnes in selbstsüchtigen Kaltsinn, in höhnende Anmaßung, in niederträchtige Menschenverachtung und in lasterhafte Verwahrlosung der Leidenden und Schwachen umwandelt! Hinab, hinab mit der falschen Ehre, die von der Schwachheitsbarbarei unsers Zivilisationsverderbens ausgehend, in Dummheit, Anmaßung und Lieblosigkeit sich brüstend, so lange die Welt steht, die heiligen Rechte der Kultur und edler kultivierter menschlicher Verhältnisse mit tierischer Gierigkeit zu usurpieren gelüstet und durch die Derbheit und Schlauheit ihrer äußern Gewalt oft und vielfältig in den Fall kommt, sie usurpieren zu können! Hinab, hinab mit der ersten Quelle der Uebel des Weltteils — hinab mit der falschen Ehre! Aber nur durch Mittel der Weisheit und Liebe. Keine böse Gewalt, kein Ueberrest der Barbarei, aus der sie selber entsprungen, stürze sie hinab. Die erhöhte Einsicht und die belebte Liebe eines bessern Geschlechts lächle sie hinab!! Sie falle lieblich in unsre Menschlichkeit und sie habe sich in ihrem Fall über nichts zu beklagen, als höchstens über unser Lächeln.

Auf! auf zu den Waffen der Weisheit und Tugend, auf! auf zu den Waffen der Unschuld und Liebe!

Auf! auf zu den Waffen! — Der Sieg ist gewiß. — Der Feind war zwar stark, und es ist nicht Gut und Blut, es ist die Ehre, die wahre Ehre, es ist die ewige Ehre der Menschennatur, die der Feind zu bekämpfen und in Staub zu treten versuchte. Der Zeitgeist verhöhnte den innern heiligen Wert der Menschennatur und leugnete in seiner Erniedrigung ihre Fähigkeit, sich von Stufe zu Stufe höher zu heben, sich zu veredeln. Er leugnete die Perfektibilität unsers Geschlechts. — Buonaparte war der Held dieser Verhöhnung. Umsonst vergoß er, gestützt auf das Recht dieses Unglaubens an den Wert der Menschennatur, Ströme von Menschenblut. Umsonst machte er die schwache Sinnlichkeit seiner Zeitmenschen, die Greuel seines Blutvergießens mit dem Köder wilder Menschenfreuden vergessen. Er vermochte es nicht, den Unglauben an die Perfektibilität des Menschengeschlechts zum Weltglauben zu machen. Der Unwert seines Köders und das Verbluten für ihn, für diesen niedern Köder, empörte die Menschennatur und machte sie nur ihren innern Wert höher fühlen. Die Fürsten haben durch diesen Unglauben an die Menschennatur gelitten wie das Volk, aber die Menschennatur hat sich erhoben. Die Fürsten haben sich aus ihrem Schlummer erhoben und wie die Völker sich durch ihre Not gestärkt.

Völker und Fürsten haben sich zum tiefern Fühlen des Wertes der Menschennatur und der daraus fließenden Menschenpflichten erhoben. Diese Erhebung ist der Triumph der Menschennatur über das Zivilisationsverderben der Welt, — sie ist nicht ein Triumph der Guten, sie ist ein Triumph des Guten. Völker und Fürsten sind zu einer höhern Erkenntnis von dem höhern Wert der Menschennatur und von dem innern Wesen ihrer sittlichen, geistigen und physischen Bedürfnisse gelangt.

Freunde der Menschheit! Zu welchen Hoffnungen erhebt uns die Zeit und die steigende Ueberzeugung der Fürsten und Völker von den sittlichen und geistigen Bedürfnissen unsers Geschlechts?!

Was können Fürsten nicht, die auf diesem Punkt der wahren bürgerlichen Gemeinerleuchtung stehen und dieselbe als das erste Fundament ihrer fürstlichen Gemeinweisheit — ihrer Staatsweisheit und ihrer fürstlichen Gemeinkraft — ihrer Staatskraft anerkennen?! Freunde der Menschheit! Was ist solchen Fürsten nicht möglich, wenn sie nur wollen?

Und was ist auch den Edeln im Land nicht möglich, wenn ihre Fürsten alles, was edel, was groß, was erhaben, was menschlich ist, als den Machtarm ihrer heiligen Selbstkraft anerkennen? Freund der Menschheit! Zu welchen Hoffnungen erhebt uns die Stunde, in der wir leben!

Es wird besser werden, es muß besser werden. Es ist laut ausgesprochen, das heilige Wort der Fürsten. — Ihr heiliges Versprechen an die leidende Menschheit, es ist laut ausgesprochen, das Fürstenwort der Aufmunterung an jeden Edeln und Guten, mitzuwirken zum heiligen Zweck.

Auch an dich ist es ausgesprochen, Vaterland, das Wort der Aufmunterung der Fürsten. Es ist am großen, am entscheidenden Tage der Wiederherstellung deiner Verfassungen an dich gelangt, das große Wort der Aufmunterung der Fürsten, „mitzuwirken zum hohen Zweck der Wiederherstellung des verirrten, gesunkenen und blutenden Menschengeschlechts.“ Vaterland! Das edle Wort der Menschenfreunde, das edle Wort der Freunde des Rechts ist in eben der Stunde an dich gelangt, in der du die heiligen Fundamente der Freiheits- und Rechtsurkunden unsrer alten, geschwornen Briefe in ihrem Wesen erneuert, gereinigt und veredelt wieder herzustellen beauftragt warest.

Meine gegenwärtige schriftstellerische Arbeit fiel in eben diesen Zeitpunkt. Seine Wichtigkeit veranlaßte die vaterländischen Aeußerungen, die die hohe Bedeutung dieses Augenblicks mir einflößte. Aber eine heilige Ehrfurcht für den Gegenstand selber hielt mich zurück, sie in diesem Zeitpunkt öffentlich zu machen. Ich wollte und durfte auch nicht von ferne unberufen einen Einfluß auf ein Geschäft zu suchen scheinen, dessen Geraten oder Mißraten ich als für das Wohl oder Weh des Vaterlands auf Jahrhunderte entscheidend, und darum der höchsten Verantwortlichkeit vor Gott und der Nachwelt unterworfen ansah. Aber jetzt, da das große Staatswerk des Vaterlandes voll-

endet, da die neuen Verfassungen des Vaterlandes allgemein angenommen, sanktioniert und beschworen sind, folglich die Ideen und selber die Träume eines Privatmannes über die psychologischen Fundamente, die jeder wahrhaft republikanischen Staatsverfassung zugrunde liegen müssen, weder auf die Staatsberatungen über unsre neuen Verfassungen, noch auf die Ansichten der Bürgerpflichten, die aus der Vollendung derselben als absolut hervorgehen, keinen Einfluß mehr haben, wohl aber dahin wirken können, richtige Ansichten über wesentliche Gegenstände des gesellschaftlichen Zusammenlebens allgemeiner zu machen und den innern Geist unsers vaterländischen Denkens, Fühlens und Handelns in unsrer Mitte zu befördern, folglich mit dem innern Wesen, das allen äußern Formen weiser Staatsgesetzgebungen zugrunde liegen muß, in Uebereinstimmung zu wirken, habe ich kein weiteres Bedenken gefunden, sie der Prüfung meiner Mitbürger öffentlich vorzulegen.

Es ist jetzt durch unsre neuen Verfassungen gesetzlich beurkundet, daß wir Schweizer alle frei und vor dem Recht gleich seien, was vorher für viele Schweizer nicht war.

Aber alles nur auf den äußern Formen der Staatsverfassungen ruhende Recht der Bürger ist ohne innere sittlich und geistig gebildete Bürgerkraft in den Republiken wie in den Königreichen nur Staub, den die öffentliche Macht in allen ihren Abteilungen und Behörden der Schlechtheit ihrer Bürger mir nichts dir nichts in die Augen werfen kann, wenn und wo sie nur will.

Selber[1]) das Bedürfnis einer geschriebenen und mit wörtlicher Genauigkeit beurkundeten Bestimmung unsrer Rechte setzt den Mangel der innern Kraft dieser Rechte, deren wörtliche Bestimmung unter unsern Ahnen überflüssig gewesen wäre, schon zum voraus. Wir müssen also den positiven sittlichen, geistigen und bürgerlichen Zustand der Individuen unsers Staates genau ins Auge fassen, um den wirklichen Wert der Rechtsbestimmungen unsrer neuen Verfassungen für unser Vaterland richtig zu beurteilen.

Unstreitig ist, keine Rechtsurkunde rettet uns vor den Folgen der Einseitigkeit, Schwäche und leidenschaftlichen Selbstsucht, die in der Masse des Volks und seiner Repräsentation in den öffentlichen Behörden das allgemeine Denken, Fühlen und Handeln der Bürger bestimmt. Nur die Erhebung unsrer selbst über alle diese Schwächen ist es, was uns mit der innern Wahrheit gesetzlicher Rechte und Vorzüge in Uebereinstimmung zu bringen vermag.

Daraus erhellt aber auch die unumgängliche Notwendigkeit, folglich das absulote republikanische Recht, die Mittel, durch welche es allein möglich ist, die innere Uebereinstimmung der Bürger mit dem Wesen einer guten Verfassung zu erzielen, in unsrer Mitte in ihrem ganzen Umfange mit Freiheit und Mut zu erforschen, sowie auf der

[1]) Von hier ab stimmt die erste Ausgabe mit der C. A. wieder ganz überein.

andern Seite und über alles, was uns und unsre Väter schon lange an dieser innern Einheit unsrer selbst mit unsern freien Verfassungen gehindert, mit der unbedingtesten Freiheit auszusprechen.

Ich habe dem ersteren mein Leben verwendet und das letztere in diesen Bogen mit unbefangener Entschlossenheit und zwar auf eine Weise gethan, daß ich von der Zeitschwäche des Vorwurfs gewärtig bin, ich habe es nicht mit gehöriger Schonung und mit den nötigen Rücksichten gethan.

Aber so sehr ich auf der einen Seite wünsche, daß mein Vaterland diese Schrift durchaus nicht im Zusammenhang mit den leidenschaftlichen und darum so vielseitig und so merkwürdig armseligen politischen Zeitansichten der Revolution und ihrer Nachwehen ins Auge fasse, so wenig habe ich es auf der andern Seite dem Zweck meiner Bogen angemessen gefunden, die Fehler der Vorzeit und das Angedenken der Leidenschaften, die uns an den Rand des Verderbens gebracht und noch heute am Rand desselben erhalten, durch mein Stillschweigen blos vergessen zu machen.

Das bloße Verschweigen und Verschweigenmachen geschichtlich erwiesener leidenschaftlicher Gesichtspunkte und Thatsachen, noch mehr „das künstliche Vergessenmachen des Unrechts, das dem Volk, welches diese Gesinnungen und Thatsachen jetzt vergessen soll, selber begegnet", ist nichts weniger als geeignet, die Leidenschaften, weder bei dem, der das Unrecht gethan, noch bei dem, der es gelitten, auszulöschen. Es ist nichts weniger als geeignet, weder den einen noch den andern besser zu machen, als er vorher war. Im Gegenteil, der Anspruch an ein solches Vergessen und Verschweigenmachen ist bei einem Geschlecht, in dem die bösen Gelüste einer von den Vätern geerbten unbürgerlichen Selbstsucht sich noch lebendig und kraftvoll in den Söhnen aussprechen, gar oft nur ein Kunstmittel, eben die Grundsätze und Handlungsweisen, die man um des lieben Friedens willen vergessenmachen zu wollen vorgibt, in aller Stille im sichern Hafen aufzubewahren, um sie beim ersten günstigen Winde wieder mit vollen Segeln ins offene Meer ausfahren zu lassen.

Es ist nur das geradsinnige Erkennen des Unrechts und das ernste Bereuen seiner Folgen, was das menschliche Gemüt über den Trug seiner Leidenschaften und über die Gewaltthätigkeit seiner Selbstsucht zu erheben und wahrhaft Ruhe, Vertrauen und Eintracht unter entzweiten Menschen und entzweiten Ständen hervorzubringen vermag. Diese Ansicht ist es, die mich über die eines freien Mannes unwürdige Schwäche, Wahrheiten, deren Offenkunde der Gegenwart und der Zukunft segensvoll werden können, aus Menschenfurcht und aus armseliger Sorge für ein vorübergehendes, eitles Tagsgeschwätz in mir selbst zu ersticken und in geliebten Umgebungen zu unterdrücken, erhoben und dahin gebracht hat, die offene Darstellung der leidenschaftlichen Meinungen, die in meinen Lebenstagen in meinem Vaterlande statt hatten, nicht blos als mein Recht, sondern als meine Pflicht an-

zusehen und selbige mit vollem Vertrauen in dieser Schrift meinen Zeitgenossen zur Anschauung und der Nachwelt zur Beurteilung zu hinterlassen.

Ich fühle mich durch meine Lage über den Streit aller und jeder Standes-, Orts-, Lokal- und Personal-Selbstsucht erhaben und indem mein vaterländisches Herz jeder Art dieser Selbstsucht entgegensteht, suche ich die Hilfsmittel gegen die Uebel, die aus allen Arten unsrer unbürgerlichen Selbstsucht entsprungen, durchaus nicht in den Schwachheitsmaßregeln eines sich gegenseitig schonenden Nachgebens in sich gegenseitig durchkreuzenden unstatthaften Ansprüchen dieser Selbstsucht selber, sondern im ernsten Widerstehen gegen ihr beiderseitiges Unrecht und in der Vereinigung aller Edeln und Guten zur Ausbildung aller sittlichen, geistigen und Kunstkräfte der Menschennatur, ohne welche kein wirksamer Widerstand gegen das Unrecht des Zeitgeistes und des Zivilisationsverderbens, dem wir unterlegen, möglich und denkbar ist.

„Reiche vergehen und Staaten verschwinden, aber die Menschennatur bleibt und ihre Gesetze sind ewig" — das sind die Ansichten, auf welche gestützt ich die Freimütigkeit dieser Bogen und meine Winke über das Unrecht der Vorzeit und der Gegenwart, insofern es meine nächsten heiligsten Verhältnisse betrifft, nicht nur für mein Recht sondern für meine Pflicht achte.

Ich bin durch mein Leben der Revolution so ziemlich vorhergegangen oder vielmehr mein Leben ist zwischen den Endzustand des guten Alten, das der Revolution vorherging, und sie selber — es ist zwischen die Vollendung der Fehler, die sie hervorgebracht, und zwischen den Anfang derer, die durch sie erzeugt worden, hineingefallen; meine Jugend schloß sich noch lebhaft an das freilich zu erlöschen begonnene innere Wesen unsrer alten guten Zeit in meiner Vaterstadt an. Ich bin auch durchaus noch zu edlern, freiern und humanern Ansichten und Grundsätzen erzogen worden, als beides diejenigen sind, die dieses böse Weltbegegnis hervorgebracht haben, und diejenigen, die durch dasselbe bis jetzt hervorgebracht worden sind; ich habe von meiner Jugend auf die Angelegenheiten des Vaterlandes altvaterländisch selbstsuchtlos und unbefangen, aber auch warm, frei und teilnehmend ins Auge zu fassen gelernt, und bin den diesfälligen Ansichten, die in meiner Jugend die Ansichten aller edlern Söhne des Vaterlandes waren, (in Unschuld und Einfalt) treu geblieben. Wie sehr aber die diesfälligen Ansichten meiner jüngern Jahre mit denjenigen, die ich jetzt über die Angelegenheiten meines Vaterlandes geäußert, übereinstimmen, beurkundet nichts so sehr als die Nummer des Schweizerblattes, das Anno 1782, folglich vor mehr als dreißig Jahren geschrieben worden und die ich als mein diesfälliges Schlußwort diesen Bogen beifüge.

(Diese „Anrede" ist die Schrift „An mein Vaterland", die 1782 im Schweizerblatt erschien. Dieselbe findet sich in unsrer Ausgabe in Bd. VI. S. 136—141.

Nachtrag.

Zusätze und Aenderungen der Cotta'schen Ausgabe

(Urschrift S. 184—192.)



Der Augenblick, in dem wir leben, ist für das vielseitige Bedürfnis solcher Thaten, er ist für das Bedürfnis des Großen, des Erhabenen, er ist für das Bedürfnis des Enthusiasmus für das Große, dessen wir bedürfen, entscheidend. Nur muß man sich in der Bedeutung der Wörter „groß" und „erhaben" nicht täuschen. Das wahre Große, das wahrhaft Erhabene geht aus dem Wachstum des Kleinen, aus der Erhebung des Niedern hervor, und es ist dieses Große, das aus dem Wachstum des Kleinen, es ist dieses Erhabene, das aus der Erhebung des Niedern hervorgeht, dessen Bedürfnis wir in dem Augenblick, in dem wir leben, eigentlich mit Enthusiasmus und allgemein zu fühlen berufen scheinen. Wir können desnahen auch nicht genug Sorge tragen, uns über die Natur des Großen, des Erhabenen, dessen Bedürfnis wir so notwendig fühlen sollten, nicht zu irren; es ist unstreitig das Bedürfnis des kollektiven Großen, aber bestimmt, nur insofern es aus der Vollendung des individuellen Kleinen, es ist unstreitig das Bedürfnis des Großen der Volksbildung und der Nationalkultur, aber hinwieder bestimmt, nur insofern beide aus dem Kleinen der Individualbildung und der Wohnstubenkultur hervorgehen.

Aber der Weltteil steht noch unendlich fern von dem Punkt, auf dem sich ein solcher, aus Reinheit und Unschuld des Herzens hervorgehender Enthusiasmus für das also bestimmte Hohe und Große der Menschenbildung und Volkskultur denken und erklären lassen sollte,

und es ist wichtig, daß wir uns darüber nicht irren und nicht forthin, wie dieses jetzt schon seit langem geschehen, uns auf der Höhe eines Kulturpunktes glauben, dessen unterste Fundamente in unsrer Mitte nicht einmal gesichert dastehn.

Ich fasse desnahen den Weltteil, wie er mir im allgemeinen in seiner Erscheinung im großen vor Augen steht, noch einmal ins Auge. Es ist schon lange, daß er auf der Bahn einer ungeistigen, ungemütlichen und selber physisch schwächlichen und abschwächenden Scheinkultur gesucht, dem Mangel des Haussegens, dessen Abnahme man in allen Ständen und in allen Verhältnissen fühlte, abzuhelfen; man ging aber in diesen Versuchen immer von Zivilisationsansichten aus, die, indem sie das Uebergewicht der kollektiven Verhältnisse unsers Geschlechtes über die Individualansprüche der Menschennatur zu ihrem Fundament und zu ihrer Quelle hatten, den Weltteil immer mehr von dem Ziel, das man suchte und zu suchen schien, entfernten und ihn im Gegenteil so weit zu einer sittlichen, geistigen, häuslichen und bürgerlichen Engherzigkeit, Einseitigkeit und Beschränktheit selber in seinen Sinnlichkeitsansprüchen hinführte, in welcher er sich auf der einen Seite nicht mehr verhehlen konnte, daß ihm die wesentlichsten Segnungen des häuslichen Lebens allgemein mangelten, auf der andern Seite, daß seine bisherigen Bestrebungen, diesem Mangel abzuhelfen, ihn immer mehr von diesem Ziel abführten und ihm die größten, fast unübersteigliche Hindernisse dagegen in den Weg legten.

Indessen ist der Weltteil bei dem großen, durchlaufenen Zirkel seines Verderbens und bei allen Erfahrungen seiner wirklichen Verirrungen und seines wirklichen Zurückstehens dennoch noch nicht dahin gekommen, mit genugsamer innerer Belebung, und ich möchte sagen, mit einer lebendigen innern Empörung zu erkennen, daß die Quelle der Uebel, die wir leiden, wesentlich im Zivilisationsverderben unsrer Zeit selber liegt, und daß es dringend notwendig ist, ungesäumt kraftvolle Maßregeln zu ergreifen, ihnen durch das einzige hiefür taugliche Mitttel, durch eine tief und segensvoll auf die Individualveredlung unsers Geschlechts hinwirkende Erziehung und durch eine aus ihr hervorgehende solid begründete Volkskultur und Menschenbildung entgegenzuwirken; im Gegenteil, wie ein verscheuchter Hirsch das Lager, in dem er von Hund und Jäger aufgeschreckt worden, eine lange Weile scheut und beinahe der stillen Ruhe und des befriedigten Lebens ganz vergißt, das er bis auf die Stunde des Schreckens darin genossen, so scheint jetzt auch die Zeitwelt im tiefen Fühlen der großen Schreckensfolgen seines Zivilisationsverderbens, durch die es gleichsam aus den letzten Segensgenießungen der Wohnstube und des häuslichen Lebens hinausgejagt worden, vergessen und wenigstens den Mut verloren zu haben, den es forderte, mitten in den bestehenden Folgen des Weltverderbens, durch welche wir diese Segnungen verloren, dieselbigen wieder als das einzige Hilfsmittel der Uebel, unter denen wir leiden, mit Glauben und Liebe anzusprechen und mit wahrem Ernst und geradsinniger Kraft darnach zu streben, sie wieder in Wahrheit zu besitzen.

Es ist gewiß, wir haben, ich möchte sagen, im ganzen Umfang unsrer Zeitwelt den Mut nicht, dem Laufe des täglich mehr anschwellenden Zivilisationsverderbens mit den religiösen, häuslichen und bürgerlichen Mitteln, die wir von unsern Vätern geerbt, wenigstens der äußern Form nach noch nicht gänzlich verloren, offen und gradsinnig Einhalt zu thun und den Grundquellen unsers Verderbens durch Erziehungsmaßregeln, welche den sittlichen, geistigen und Kunstkräften unsers Geschlechts durch das Uebergewicht ihres psychologischen Einflusses über die sinnlichen Ansprüche unsrer tierischen Natur zu verschaffen geeignet wären, mit entschiedener, vorbiegender Kraft entgegenzuwirken. Die Zeitwelt gibt beinahe beim ersten Schlag gegen die Uebel, zu dem sie die Not drängt, das Spiel, ihnen ganz und real abzuhelfen, zum voraus auf, hascht aber dann mit großer Lebendigkeit nach allen Seiten nach Halbmitteln, zur Halbhilfe gegen Uebel, die ganz, zur Kleinhilfe gegen Uebel, die groß, zur Scheinhilfe gegen Uebel, die wirklich, und zur Augenblickshilfe gegen Uebel, deren Dauer in ihren Ursachen und in ihren Folgen so fest stehen als die Dauer festgewurzelter Eichen, die schon Menschenalter durchlebt und noch Menschenalter durchleben werden.

Ich muß es sagen, unser Zeitalter scheint mir in dieser Rücksicht eigentlich das Zeitalter des Halblebens und des Halbsterbens. Es scheint eigentlich nicht recht zu wissen, ob es das ganz leben oder das ganz sterben mehr fürchten soll. In allen wesentlichen Angelegenheiten sind seine Maßregeln immer nur halbe Maßregeln. In allen, in allen scheint es nichts so sehr zu fürchten, als das Wesen der Menschennatur selber und ihr tiefes, inneres, unzerstörbares Leben. Sie will darum auch allen Eifer und allen Enthusiasmus von ihrem Thun und von ihren Maßregeln entfernt wissen. Sogar ein großer Fleiß, eine große Thätigkeit, wenn es nicht ein in sich selbst beschränkter Dienstfleiß und eine einseitig gelähmte Dienstthätigkeit ist, ist ihr schon verdächtig und wo sich selbst beschränkter Dienstfleiß und eine einseitig gelähmte Dienstthätigkeit ist, ist ihr schon verdächtig und wo sich immer Spuren einer glühenden Wärme in einem freien Fleiß und in einer selbständigen Thätigkeit zeigen, da sucht sie meistens, so schnell sie kann, kaltes Wasser darein zu schütten und handelt in diesen Angelegenheiten gar oft im Geist eines tollen Menschen, der, da er gewaschen sein sollte und das Wasser scheute, zu seinem Diener sagte: „Wasch mir den Buckel (Rücken) und mach' ihn nicht naß." In diesem Geist ist es, daß die Zeitwelt weit und breit den Hauptübeln, unter denen wir leiden, entgegenzuwirken sucht. Die Wahrheit, das Recht und die Liebe, wie sie das Innerste unsers Wesens in Unschuld und Einfalt rein anspricht, ist ihr zu vielen, zu sehr vielen Maßregeln gegen die Uebel des Unrechts und der Lieblosigkeit, unter denen wir leiden, unbrauchbar. Wahrheit, Liebe und Recht muß ihr zum voraus zum Dienst ihres Verderbens gemodelt sein, sonst kann sie sie nicht brauchen, sie kann bei der beschränkten, kaum halbwahren Ansicht ihres Verderbens durchaus keine

andern als Halbmaßregeln dagegen als brauchbar erkennen. Das ist so wahr, daß man bestimmt sagen darf, es ist der Zeitwelt im allgemeinen noch jetzt nicht möglich, auch nur zu ahnen, daß freie, außer die Beschränkung ihrer Modelle und Formen heraustretende Ansichten der Wahrheit, des Rechts und der Liebe wirklich gute und brauchbare Hilfsmittel gegen die Uebel, unter denen wir leiden, sein könnten.

So im blinden Herumtappen nach Halbhilfe durch Halbmittel immer tiefer zur Unfähigkeit einer wirklichen Erhebung unsrer selbst über die Quellen der Uebel, unter denen wir leiden, versunken, werden unsere, durch diesen Halbgeist unsers Thuns und unsrer Maßregeln gebundenen Grundkräfte unsers Geistes, unsers Herzens und unsrer Kunst immer mehr entwürdigte Mittel unsrer Sinnlichkeit und unsrer Selbstsucht im Dienst unsrer Halbmaßregeln und es wird uns auf dieser Bahn täglich schwerer, uns zu einem reellen, kraftvollen und selbständigen Streben nach den wirklichen Segnungen der Wahrheit, des Rechts und der Liebe zu erheben, durch die wir allein zur Wiederherstellung des reinen, häuslichen Segens und der heiligen Kräfte der Wohnstube, die ewig als das einzige, wahre Fundament dieser Segnungen anzusehen ist, zu gelangen vermögen.

Dieser Umstand aber kann seiner Natur nach nicht anders als uns immer tiefer in unser Verderben hinein und am Ende dahin führen, daß unser Forschen nach Wahrheit mehr ein Forschen nach Raffinementsmitteln zum Mißbrauch und zur Entstellung von Wahrheiten, die unserm Fleisch und Blut nicht behaglich sind, als ein Forschen nach Wahrheit, die uns über die Ansprüche unsres Fleisches und unsres Blutes erheben sollte, werden, und hinwieder, daß unser Forschen nach Recht mehr ein Forschen nach Raffinementsmitteln zur Entstellung von Rechten, die unsrer Selbstsucht nicht behaglich sind, als durch ein unschuldiges Forschen nach dem Segen des Rechts selber werden muß; wahrlich, das geht so weit, daß auch unsre Wohlthätigkeitshandlungen täglich mehr in raffinierte Bedeckungsmittel unsrer immer mehr wachsenden Hartherzigkeit und Lieblosigkeit ausarten und eine Richtung nehmen, die dem Geist der reinen Wohlthätigkeitshandlungen und den wahren Volks- und Menschenbildungsmitteln zur Wohlthätigkeit geradezu entgegenstehen, indem sie geeignet sind, im Geist von tausend und tausend Menschen, die kleinere oder größere Wohlthätigkeitshandlungen ausüben, den Sinn des hohen, göttlichen Wortes: „Deine Linke soll nicht wissen, was deine Rechte thut“, dahin zu entstellen und aufzuklären, als ob es hieße: „Du hast dir darüber nicht den Kopf zu zerbrechen und dein Herz hat keinen Teil daran zu nehmen, in welchen Winkel dein Wohlthätigkeitsbatzen hinfalle und ob ein kleines oder ein großes Gutes daraus erzielt werde.“ Wir können uns nicht verhehlen, die lange Dauer unsres Lebens im Geist der Lauheit für Wahrheit und Recht, von dessen würdeloser Schwäche die Halbmaßregeln unsrer Zeit für Wahrheit, Recht und Liebe ausgehen, lenkt uns mit jedem Tag mehr dahin, selber auch im Mißbrauch des

Christentums Bedeckungsmittel unsrer allgemeinen Kraftlosigkeit und Schwäche im Guten zu suchen und dasselbe zu diesem Endzweck in Weltformen zu modeln, in denen es notwendig zu einem, für alles Böse und Schlechte unbedingt brauchbaren Dienstmittel unsrer Schwäche und unsrer Schlechtheit und dahin versinken muß, daß endlich und endlich selber ein Mann des Rechts und der Wahrheit, wie Johannes der Täufer einer war, hie und da selber in christlichen Ländern gefahren könnte, daß sein Haupt zum Vergnügen einer Tänzerin und zur Befriedigung der Rachsucht eines bösen Weibes auf einer Schüssel in den Tanzsaal eines Königs, wie Herodes einer war, gebracht werden könnte. Wir können uns nicht verhehlen, daß in jedem Fall, in dem wir Halbmaßregeln für einen Gegenstand ergreifen, den wir in seiner ganzen Wahrheit und in seiner ganzen Kraft nicht wollen, wir dann auch in diesem Fall die Maßregeln, die wir für ihn ergreifen, nicht einmal im Ernst wollen, sondern uns nur dem Schein nach damit beschäftigen.

Darum aber wirken auch solche Halbmaßregeln, so sehr sie äußerlich und dem Schein nach für die Wahrheit und das Recht ergriffen worden, dennoch immer überwiegend zugunsten der Unwahrheit und des Unrechts. Das ist in Rücksicht auf Halbmaßregeln für Wahrheit und Recht, die äußerlich von ganz christlichen Gesinnungen auszugehen scheinen, ebenso wahr, als es auch in Rücksicht auf die Halbmaßregeln wahr ist, die öffentlich und geradezu vom Weltdienst und von Weltgesinnungen ausgehend, die Wahrheit und das Recht, dem sie zu dienen scheinen, nur halb wollen.

Es ist unwidersprechlich, wenn das Scheinchristentum sich dahin erniedrigt, Halbmaßregeln für Recht und für Wahrheit, welche dafür gemacht sind, dem Unrecht durch Bedeckung seines grellen Heidenscheins unter dem mildern Christenvolk Dauer, Kraft und Bleiben zu verschaffen, ihnen zu huldigen und sie als christliche Maßregeln zu erklären, wenn es sie dadurch, daß es sie in seinen Schoß nimmt, gleichsam mit einem heiligen Schein umhüllt und dadurch ihre Betrugskraft zugunsten des Unrechts und der Lügen verstärkt, so wirft sich ein solches Scheinchristentum dadurch dann auch ganz einfach außer den Dienst der Wahrheit und des Rechtes hinaus und kann in dieser Rücksicht durchaus nicht mehr als ein wahres Christentum ins Auge gefaßt werden. Es ist aller Heuchelei des Augendienstes, des Weltdienstes und des Menschendienstes dahin gegeben. Sein Scheingottesdienst ist kein wahrer Gottesdienst. Seine Scheinreligiosität ist keine wahre Religiosität und vom wahren Christentum kann bei Halbmaßregeln für eine Wahrheit und für ein Recht, das man nicht ganz will und nicht ganz brauchen kann, auch keine Rede sein. Der größte Weltintrigant kann mit solchen Halbmaßregeln für Wahrheit und Recht mit seinen Heidenzwecken so weit fahren als er nur will, ohne, wenn er schlau und pfiffig ist, im geringsten dadurch geniert zu sein. Wir können uns nicht verhehlen, jede im Dienst der Finsternis dieser Welt stehenden Lobredner von

Halbmaßregeln für Wahrheit und Recht, die ihrer Natur nach Unrecht und Lügen mehr fördern und ihnen mehr aufhelfen, als der Wahrheit und dem Recht, sind für den wirklichen Dienst der Wahrheit und des Rechts so ganz verloren und so ganz untauglich, als die Schlange zum Geradegehen; das Krummgehen ist ihre Natur und das Geradegehen ist ihrem Geschlecht so fremd, als das Fliegen dem Bärengeschlecht und den Fischen unterm Wasser. Die wirkliche Wahrheit und das reine Recht wird von der Gesamtheit solcher Halbmaßregeln-Menschen in jedem Fall auf eine Weise ins Auge gefaßt, wie Herodes, Cajaphas, die Schriftgelehrten und Pharisäer und die ganze Gemeinschaft der auf das Volk Israels den ersten Einfluß habenden Stände das Leben und die Lehre Jesu Christi ins Auge faßten und ins Auge fassen mußten, weil sie beim anerkannten religiösen und politischen Versinken ihres Volkes die Wiederherstellung des Glaubens Abrahams, des Gesetzes Mosis und des hohen Dienstes Jehovas mit Halbmaßregeln erzielen wollten, die, dem innern Geist und Wesen des Glaubens Abrahams, der mosaischen Gesetzgebung und dem hohen Dienst Jehovas gerade entgegen, ein armseliges Geschwätzwerk und an elende Nichtswürdigkeiten eines durch Abrichtungskünste eingeübten Zeremoniendienstes geleitet, bei deren Festhaltung sie in dem Leben und in der Lehre Jesu Christi nichts anderes sehen konnten, als einen Widersacher des Glaubens Abrahams, der mosaischen Gesetzgebung und der Verehrung Jehovas im Tempel Jerusalems, weil er wirklich ein göttlich erhabener Widersacher der armseligen Halbmaßregeln war, mit welchen die ungöttlichen jüdischen geist- und weltlichen Machthaber den äußern Schein und die äußere Form ihres verlorenen alten Glaubens und hohen Gottesdienstes zu erhalten und wieder herstellen zu können glaubten.

Jesus Christus, der in die Welt gekommen, unser Geschlecht mit göttlicher Kraft über die Täuschungen des unter Juden und Heiden herrschenden Weltsinnes zur wirklichen Erkenntnis der göttlichen Wahrheit und des göttlichen Rechtes zu erheben, durchsah mit seinem göttlichen Blick die Leerheit, die Unnatur und die Segenslosigkeit ihrer elenden Maßregeln und die tiefe, innere Schlechtheit der Personen, die damit ihr Spiel trieben wider Gott und wider ihr Volk. Er hieß sie auch Schlangen- und Natterngezücht und verkündigte ihnen, daß der Untergang Jerusalems die Folge ihrer verkehrten Denkungsart und ihrer blinden Anhänglichkeit an äußere Maßregeln, die den innern Geist dessen, was sie erzielen, selber untergraben und ihn töten, sein werde. Bei seiner Erscheinung im Fleisch war der Augenblick da, wo ein freierer, höherer und weniger beschränkter religiöser Sinn Jerusalem zum Mittelpunkt einer religiös höher gehobenen Welt hätte erheben können; aber die Führer des jüdischen Volks, in Sinnlichkeit versunken und an Routineformen ihres Seins und Lebens gekettet, die mit ihrer Sinnlichkeit und Selbstsucht in einer verderblichen Uebereinstimmung standen, waren des höhern Sinnes, zu dem Christus die Welt durch seine Glaubenslehre erhob, nicht fähig. Jerusalem verschwand von der

Erde und das Volk der Juden, das durch den Glauben Abrahams, durch die Gesetzgebung Mosis, durch die Religiosität seiner bürgerlichen Vereinigung, durch den Sänger David und seine Propheten, wie kein Volk der Erde, zum höhern Sinn des Glaubens, mit dem Christus durch sein Leben, Leiden und Sterben die Welt erleuchtete und beseligte, vorbereitet und gleichsam berufen war, dieses Volk ward auf der ganzen Erde zerstreut zum erniedrigten Dienstvolk aller Heiden, weil es sich in dem Augenblick, der für seine Rettung und Erhöhung entscheidend war, nicht über die Erbärmlichkeit seines sinnlichen Routinelebens und zur Erkenntnis der Untauglichkeit der Halbmaßregeln, mit denen es dem erkannten Zustand seiner Gefahren, seines Versinkens und seiner Entwürdigung entgegenarbeitete, erheben konnte.

So weit führte einst die thörichte Hartnäckigkeit des Verharrens in Routinenschwächen und Halbmaßregeln unter Umständen, wo entscheidende und durchgreifende Maßregeln für den Augenblick dringendes Bedürfnis der Zeit und als die einzigen, möglichen Mittel der Rettung eines Geschäfts, eines Ortes und selber eines Staates angesehen werden müssen. Und wahrlich, die Welt ist in Rücksicht auf ihr sinnliches, selbstsüchtiges, schwaches Benehmen in solchen Augenblicken fast immer sich selbst gleich, aber die Folgen ihres diesfälligen Benehmens sind denn auch immer sich selbst gleich und sie gefahret heute in Rücksicht auf ihre Halbmaßregeln, was sie unter den ähnlichen Umständen immer damit gefahret.

Freunde der Menschheit! Freunde des Volks! Können wir uns verhehlen, daß der Weltteil in Rücksicht auf den Zustand, in welchen ihn einige Folgen unsers Zivilisationsverderbens hinzuführen drohen, in einer Lage ist, in welcher einige feste und durchgreifende Maßregeln, besonders Erziehungsmaßregeln, ein Bedürfnis der Zeit sind, dessen Dringlichkeit nicht wohl geleugnet werden kann? Und müssen uns nicht tausend vor uns stehende Thatsachen und Erfahrungen überzeugen, daß Halbmaßregeln unter obwaltenden Umständen unsre Uebel nur zu verstärken und dem geraden Lauf des anschwellenden Stromes unsers Verderbens nur vielseitige Krümmungen zu geben geeignet wären, wodurch der Schaden seines verderblichen Laufes in unsrer Mitte nur noch erhöht würde? Es ist dringend, daß wir in dieser Lage erkennen, daß Halbmaßregeln in jedem Fall Kinder der Schwäche, ich möchte sagen, der Altersschwäche unserer Sinnlichkeit und unsrer Selbstsucht und gar oft noch von Gefühlen belebt sind, die in der Fabel von dem seine Jugendsünden beichtenden und büßenden, alten, kranken Fuchs richtig bezeichnet und dargestellt werden. Der Sinn der Welt, der in seinen Halbmaßregeln für Wahrheit und Recht nichts sucht, als Bedeckungsmittel seines Unrechts und seiner Lügen und Bedeckungsmittel seiner selbst vor sich selbst, damit er das Verderben seiner selbst in sich selbst nicht zu erkennen genötigt sei, dieser Sinn der Welt, der in seinen Halbmaßregeln gewöhnlich nur aus den Verlegenheiten entspringt, in die das Uebergewicht der kollektiven Ansichten unsers Ge-

schlechts über die individuellen Ansprüche unsrer Natur unser Geschlecht immer hinführt, dieser Sinn der Welt ist dem Geist des Christentums, der die ewigen Grundpfeiler der menschlichen Befriedigung in der Wahrheit, der Reinheit und Heiligung der Individualsorge unsres Geschlechtes tief ins Innerste unsrer Natur gelegt hat, eben wie das Fleisch dem Geist, die Sünde der Tugend und die Lüge der Wahrheit entgegen.

Es ist wichtig, es ist im hohen Grad wichtig, daß unser Weltteil, der in allen Landkarten als der christliche bezeichnet wird, seinen diesfalls in allen Rücksichten zu Halbmaßregeln lenkenden Zeitgeist in festem Zusammenhang mit dem Geist des Christentums, mit dem Geist des Brudersinnes und der Bruderliebe, die er von jedem Menschen, wer er auch ist, gegen alle seine Mitmenschen, sowie mit dem Geist des Kindersinns, den er von allen Menschen gegen seinen himmlischen Vater fordert, ins Auge fasse. Ebenso thut es auch not und ist unbedingt Zeit, daß der Weltteil die Grundsätze, Maßregeln und Gesinnungen, die er sich im Drang der Folgen, zu denen ihn sein Zivilisationsverderben selber hingeführt, hie und da als Grundsätze seiner Zeit- und Notstaatsweisheit ausgeheckt, in Verbindung mit den alten Sprichwörtern der menschenfreundlichen Vorzeit und besonders mit dem lieben Wort: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch einem andern nicht“ ins Auge fasse und als geistige und sittliche Grundansicht des gegenseitigen Pflichtbenehmens aller und jeder Stände und Verhältnisse der Menschen gegen einander anerkennen.

Doch, ich verlasse das Allgemeine dieses Gesichtspunktes, und nähere mich den Verhältnissen meiner Personallage und den Beziehungen auf die ich in diesen Bogen vorzügliche Rücksicht genommen.

Vaterland! Ich fasse den Gesichtspunkt von der Notwendigkeit, den guten Zustand deiner kollektiven Existenz von dem guten Zustand deiner Individuen hervorgehen zu machen, in Rücksicht auf dich selber ins Auge und frage dich: Was bist du ohne die gebildete, sittliche, geistige und physische Individualkraft deiner Bürger? Und deine Regierung, was ist sie, was kann sie werden, wenn die ersten Ansprüche der Menschennatur, die ersten Ansprüche der Humanität in deinen Individuen nicht befriedigt, und ihre Kräfte darin nicht in eine veredelte Gemeinkraft hinüber zu gehn vermögen?

Vaterland! Liebes kleines gesegnetes Vaterland! Was bist du ohne den Individualwert deiner Bürger? Was bist du ohne die diesen Individualwert begründende und sicherstellende gesetzliche Erhebung deines Volkes? Und was ist dein Mut, was ist deine Treue, Vaterland, wenn dein Mut nicht erleuchtet und deine Treue nicht weise ist? Was wäre selber deine Frommkeit, wenn jeder Heuchler sie mißbrauchen könnte? Was wäre deine Vaterlandsliebe, wenn du blind jedem Impuls eines selbstsüchtigen, intriguierenden, Schwächlings, der durch * * * * Mittel hinter dem Vorhang auf dich wirkte, folgen würdest?

Vaterland! Vaterland! Deine Bürger sind dem Staat um kein Haar mehr wert, als sich selbst, und jeder Glaube an den Staats-

wert von Bürgern, die keinen Individualwert für sich selbst haben, ist ein Traum, aus dem du früher oder später mit Entsetzen erwachen mußt. Jedes Land, und besonders jedes freie Land steht nur durch den sittlichen, geistigen und bürgerlichen Wert seiner Individuen gesellschaftlich gut; wo dieser mangelt, wo die Fundamente, aus denen dieser allein hervorzugehen vermag, mangeln, wo ein edelmütiger und erleuchteter Eifer für die Allgemeinheit der Erziehung im öffentlichen, und der Vater- und Muttereifer der reinen Wohnstubenkraft im Privatleben mangelt, da halten alle anderen Vorzüge eines Volks die Feuerprobe ihrer Wahrheit im Glück und im Unglück nicht aus. Sie sind nur äußerlich, ob sie auch noch so sehr glänzen, sie sind innerlich voll Trug und Tand.

Vaterland! Die Erhebung deines Volkes über diesen Trug und über den Geist von Halbmaßregeln für Wahrheit und Recht, die man selbst nur halb will, ist für dich um so mehr dringend, weil du frei bist und deine Bürger für die Besorgung ihres Individualwohls zwar mehr Rechte und Freiheiten, aber auch für den Mißbrauch derselben mehr Spielraum und zugleich Obrigkeiten haben, deren äußere Mittel zur allgemeinen, öffentlichen Belebung, Veredlung und Benutzung der Individualkräfte der Bürger beschränkter sind, als diejenigen der Fürsten, und ich will es gerade heraus sagen, weil in der Kleinheit deiner Verhältnisse auch die Reize zu Kleinmaßregeln, wie die Halbmaßregeln immer sind, in eben diesem Verhältnis größer und leichter anwendbar sind, als vielleicht sonst irgendwo. Das macht aber die Uebel, die die Klein- und Halbmaßregeln in deiner Mitte haben, gar nicht kleiner.

In jedem Fall, Vaterland! darfst du nicht zögern, dein Volk auf der Bahn der Erziehung zu erheben; du kannst nicht zögern, dein Volk auf der Bahn der Erziehung innerlich frei zu machen, wie es durch das Blut seiner Väter äußerlich frei geworden; du kannst nicht zögern, es durch Erziehung zu jeder gesetzlichen, rechtlichen Freiheit, die es wirklich besitzt, fähig zu machen. Die Mittel, es zu thun, sind in deiner Hand. Die Beweggründe dazu sind dringend.

Ich weiß zwar wohl, was ich oben von der Tiefe des Zivilisationsverderbens, dem unsere Zeitwelt und unser Zeitgeist unterlegen, gesagt habe. Ich weiß, wie schwer es ist, mitten im schrecklichen Hochflug seiner wesentlichen Ursache, mitten im Hochflug des allgemein gewonnenen Uebergewichts der kollektiven Ansichten unsers Geschlechts über die heilige Aufmerksamkeit auf die Individualbedürfnisse desselben, mitten im allgemein bestehenden Mangel einer tiefen Erkenntnis der Ungenugsamkeit der öffentlichen Aufmerksamkeit auf die Individualbedürfnisse zur soliden, guten Begründung des kollektiven Zustandes und mitten im Wirrwarr des Chaos, zu dem uns unsre Halbmaßregeln gegen unsre in ihren Ursachen und Folgen kaum halb in ihrer Wahrheit erkannten Uebel dahin zu gelangen, die Menschheit, die durch ihr Zivilisationsverderben so weit verkünstelt und abgeschwächt, wieder zu der Einfachheit zurückzulenken, aus der alle wahre menschliche Kraft

und aller wahre menschliche Segen allein hervorzugehen vermag. Aber wir dürfen und sollen um deswillen nicht zur Hoffnungslosigkeit versinken. Wir wissen auch, alle Uebel der Welt müssen zu einer Art von Reifung ihres Verderbens gelangen, ehe die Sinnlichkeit des Menschengeschlechts Gewalt braucht gegen dasselbe. Wir wissen, bis so lange ist ihrethalben die Stimme einzelner Menschen, die über diese Uebel klagen, wie die Stimme eines Rufenden in der Wüste, die niemand hört, und das Gefühl des Bedürfnisses, ein Volk aus den Folgen des Zivilisationsverderbens wieder zu erheben, erwacht beinahe immer am spätesten bei denjenigen Menschen, die die größten und kraftvollsten Mittel hätten, hierin zu helfen.

Doch, es kann auch nicht immer also bleiben. Die Menschennatur, die Menschlichkeit selber müßte sich verloren haben, wenn dieses der Fall werden könnte. Aber die Menschheit, die Menschlichkeit hat sich nie verloren und wird sich ewig nie verlieren. Sie erwacht immer wieder. Ihr inneres, höheres Leben erwacht immer wieder. Sie braucht nur eine genugsam belebte Erweckungsstunde. Sie braucht nur einen höhern, ihre zerstreuten und vernachlässigten Kräfte wieder vereinigenden Mittelpunkt, um die Kräfte wieder zu beleben, die ewig in ihr liegen und die sie ewig mit Unlieb schlafend in sich selbst trägt. Es ist zwar auch wahr, eine solche Erweckungsstunde und ein solcher, alles Gute vereinigender und belebender Mittelpunkt erscheint bei einem tief verkünstelteten Volk nicht leicht und höchst selten, bis ihm, von seiner Selbstsorge erschüttert, in ihm selber ein Licht aufgeht, dem es nicht mehr zu widerstehn vermag und dessen wachsendes Leuchten tausend und tausende als einen heiligen Segen des Landes und als ein dringendes Bedürfnis ihrer Lagen und ihrer Umstände erkennen. Aber wenn dann dieses geschehen und die Menschheit in ihren edlern Individuen für die Wiederherstellung ihrer selbst belebt und zu einem reinen Enthusiasmus dafür erhoben worden, dann erhebt sich auch unser Geschlecht, wie ich oben gesagt habe, zum Höchsten, zum Erhabensten, dessen die Menschennatur fähig ist. Der Kraftarm der Nationen ist darin entfesselt und die Folgen dieser Entfesselung sind nicht zu berechnen.

Vaterland! Ich wiederhole auch dieses Wort: „Das Bedürfnis der Zeit ruft heute jedem edeln Mann, herrsche er als König auf dem Thron, diene er für das Volk dem König, sitze er als Edelmann in seinem Eigentum und unter den Seinen, lebe er durch bürgerliche Thätigkeit in Verbindung mit dem Volk, sei er von Gottes wegen ihr Lehrer und Tröster, baue er das Land umgeben mit Söhnen und Töchtern, mit Knechten und Mägden in Wohlstand und Ehre, oder sitze er verborgen in der niedersten Hütte, nur seinem Weibe, seinen Kindern und seinen Nachbarn als ein edler Mann bekannt, — ihm und allen Edeln ruft der Zustand der Welt heute zu, wie es seit Jahrhunderten nie geschehn: Was der Staat und alle seine Einrichtungen für die Volkskultur nicht thun und nicht thun können, das müssen wir thun. Vaterland! Deutschland! Unter

den tausenden, die sich durch den Schrecken der vergangenen Jahre zu Besonnenheit einer gereiften Selbstsorge erhoben haben, ist nur eine Stimme: Wir müssen unsre Kinder besser und kraftvoller erziehn, als sie bisher erzogen worden."

Ich setze jetzt noch hinzu: „Unter den Staatsmännern, die mitten unter den großen Erfahrungen der Staatsunglücke in den letzten Jahren nicht die Staatsschwächlinge geblieben, die sie vorher waren, sondern durch die Größe und Allgemeinheit der erschütternden Staatsunglücke der vorigen Jahre zur Besonnenheit und zu gereiften Ansichten über die tiefern Fundamente des Wohls aller Staaten gelangt, ist ebenso nur eine Stimme: Wir müssen die Kinder unsrer Völker besser und kraftvoller erziehn, als dieses bisher geschehn.

Im Gefühl, daß wir dieses können, wie wir es sollen, wiederhole ich: „Es mag der öffentlichen Einrichtungen halber auch in der Mehrheit unsrer Staaten stehen wie es will, so sind an jedem derselben dennoch tausend und tausend Individua vorhanden, die unser Zeitverderben in seiner Wurzel erkennen und dasselbe nicht blos oberflächlich ins Auge fassen, sondern im Hochgefühl ihrer Pflicht und ihrer Kraft danach streben, ihm in allen seinen Zweigen entgegen zu arbeiten."

Vaterland! Die Erweckungsstunde des Weltteils ist gekommen. Sie ist da. Sie ist mit hoher Kraft da, ich möchte sagen, wer fast keine Augen hat, sieht sie, und wer fast keine Ohren hat, hört sie. Man muß sie sehen, auch wer nicht will, muß sie sehen; man kann nicht anders. Vaterland! Sie ist erkannt. Sie ist besonders in Rücksicht auf die Erziehung mit Wohlwollen erkannt worden. Die Männer, in deren Hand die Vorsehung in unsern Tagen das Schicksal des Weltteils gelegt hat, erkennen in der Erziehung der Völker das erste Mittel des Wohls ihrer Staaten; sie wollen das Heil der Welt und erkennen im Wohnstubenheil das Heil und die Rettung des Weltteils. Franzen's heiliger Vatersinn findet seine Kinder, wo er immer in seinen Staaten hinkommt; Alexander, dessen menschliche Hilfsbegierde der Kraft gleich ist, die in seiner Hand ist, und Friedrich Wilhelm, der sich als Mensch und Vater höher fühlt, als er sich je als König gefühlt hat, — sie, diese ersten Männer in deren Hand die Vorsehung auch dein Schicksal, Vaterland, gelegt hat, sie, sie alle wollen die häusliche Erhebung des Menschengeschlechts durch die hohe Kraft der Erziehung auf weisen gesetzlichen Wegen. Sie erkennen auf ihren Thronen, wie dieses noch nie also geschehn, daß die äußeren Formen und Gestalten des kollektiven Beisammenlebens unsers Geschlechts nur durch den sittlichen, geistigen und häuslichen guten Zustand der Individuen im Volk sich zu wahrhaft guten und segensreichen Staatsformen zu erheben vermögen, daß folglich der ganze innere Segenseinfluß ihrer Throne von den Maßregeln, die sie in dieser Rücksicht ergreifen werden, abhänglich ist. So weit hat die große Erweckungsstunde unsrer Tage auf den Weltteil gewirkt. Die ersten Throne der Welt suchen die rechtliche Sicherheit ihrer Völker durch Mittel zu erzielen, die vom Wohnstubensegen und von der Erziehung ausgehn.

Vaterland! Sei nicht das letzte unter den Völkern, die den Segen dieser Erweckungsstunde offen, in selbstsuchtloser Gradsinnigkeit sich eigen zu machen haben werden. Vaterland! Die ersten Männer des Weltteils wünschen auch dein Heil auf dieser Bahn. Vaterland! Stehe in deinem Edelmut nicht hinter dem ihrigen, hinter demjenigen, zu dem sie dich in großherzigen Erklärungen zu erheben sich bemüht haben, und mangle dir selbst nicht. So groß dein Glück ist, du kannst es doch noch verscherzen. So groß es ist, so können wir heute doch dahin versinken, daß unsre nächsten Nachkommen in tiefem Gefühl einer unwürdigen, aber von unserm Zeitalter herbeigeführten Erniedrigung Gott bitten müßten: Herr, gib uns wieder Unglück, denn unsre Väter haben nicht gewußt, das Glück, das du ihnen gabst, wohl zu benutzen.

Vaterland! du kannst nicht zögern, dein Volk, dein versunkenes Volk auf der Bahn wieder zu erheben, die Europa als die Pflichtbahn aller Regierungen, die sich selbst in erleuchtetem Edelmut zu begreifen gelernt haben, anerkennt.

Vaterland! Sieh dich um, Europa ist ist von dieser Seite erwacht. Sieh dich um, in allen bedeutenden Staaten vereinigen sich edle Männer zu diesem Zweck, und schwesterlich stehen den diesfälligen Männerbemühungen hie und da noch Frauenvereine, Königinnen an ihrer Spitze, zur Seite und erheben sich, die heilige Zartheit ihres Geschlechtes mit Männerkraft verbunden, hoch über den Zivilisationsschlendrian, der auch ihr Geschlecht erniedrigte, ich möchte sagen entfrauete; sie erheben sich über den, die Menschennatur entwürdigenden Trugglanz des niedern Seins und Treibens dieses Schlendrians empor und wollen mit einer Unschuld und Liebe, die die Hütten im Staube zum Wohnsitz der Engel erhebt, der Armut und der Not der Leidenden dienen. Auch sie, auch einige dieser Frauenvereine erkennen in der bildenden Kraft der Erziehung und in der ernsten Versorgung der Menschen im häuslichen Leben das Heil unsers Geschlechts und erheben sich in dieser Ansicht zu einem Gemeingeist der Menschenfreundlichkeit und zu einer Gemeinwirkung guter, der Not und der Armut helfender Thaten, die die Welt in diesen Kreisen lange also nicht gesehen. Die Erleuchtung des Weltteils hat von dieser Seite eine Richtung, die von dem Gefühl des Bedürfnisses einer zu erneuernden, zu heiligenden Sorge für das Volk ausgeht, erhalten.

Der Weltteil erkennt sich in seiner Schwäche, er erkennt sich in seinem Verderben; der Trugglanz des Nichtsthuns, des eitlen Wissens und seiner oberflächlichen Hülle hat seinen Glauben und mit ihm die Kraft, das Menschengeschlecht durch Abschleifung kraftlos zu machen, verloren. Auch die Zauberkraft, das Volk mit dem Schein des geheuchelten Göttlichen für das wirkliche und wesentliche Menschliche unbehilflich und unverständig zu machen und sich selbst ungenugsam zu erhalten, fangen in unsern Tagen an, mehr als verdächtig, sie fangen in denselben an verächtlich zu werden. Das Volk, das die Priester der Unwissenheit ihre eigenen Augen über das offen behalten ge-

sehen, worüber sie ihm, dem Volk, raten, die seinigen zuzuschließen, weiß jetzt ziemlich allgemein, warum ihr guter Rat mit ihrer schlauen That so sehr im Widerspruch steht. Die Welt verachtet jetzt auf ziemlich bedeutenden Punkten die Prediger der Blindheit als schlechte Diener des göttlichen Lichtes, und als ebenso schlechte Diener der heiligen Macht der Fürsten.

Völker, die sich auf edeln rechtlichen Wegen der Selbständigkeit nähern, rufen, vereinigt mit ihren Fürsten, den Priestern laut zu: Diener Gottes erbarmet euch der Armen, widerstehet dem Unrecht und redet die Wahrheit! Auch die rohe Verachtung des Göttlichen ist von sich selbst in Trümmer gestürzt und steht schamrot vor dem Heiligtum der Menschheit, von dem sie gewichen. Der Unglaube selber wird auch unbekehrt geräuschloser, ernster und stiller, und wandelt auf einer Bahn, die ihn dem Mißtrauen gegen sich selbst und damit der heiligen Zartheit näher bringt, die das Menschengeschlecht auf sicherer Bahn von der Anhänglichkeit an das Niedere, Vergängliche, dieser trüben Quelle des Unglaubens, zur Anhänglichkeit an das Edle, Erhabene, Göttliche, diesen reinen Fundamenten des heiligen Glaubens hinlenkt. — Ebenso hat auch die hohe Gierigkeit nach tierischer Freiheit den Zeitpunkt ihres Irrtums und ihres Rasens hinter sich gelegt. Meine Ueberzeugung ist fest. Welch ein Sturm sich jetzt auch nähert, — der Sturm ist nichts, er wird vorübergehn; es wird besser, es wird gewiß besser werden.

Die Fürsten haben das Wort der Engel der Weihnacht: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menschen ein mildes Gemüt" zum Wort ihrer Vereinigung für das Menschengeschlecht gemacht.

Eine hohe Sorgfalt für ihre Kinder, — die Völker — eine hohe Sorgfalt für das Wohnstubenheil, für Kirchen, Schulen und Armut liegt den vereinigten Fürsten am Herzen -- am fürstlichen Vaterherzen. Sie erkennen gemeinsam, daß ohne die Wiederherstellung einer tiefen, reiner und edler begründeten Wohnstubenkraft, ohne eine also bewirkte, neue Belebung, ich möchte sagen, ohne eine also bewirkte, erneuerte Heiligung des Kirchen-, Schul- und Armenwesens es unmöglich ist, die Ehre Gottes in der Höhe, den Frieden auf Erden und ein sanftes, mildes, edles, und gerechtes Leben unter den Menschen wahrhaft und dauerhaft in unsrer Mitte zu befördern.

Es wird geschehen, der Weltteil, an seiner Spitze die Fürsten, wird sich erheben; Europa wird die edlern Kräfte der Menschennatur in seiner Mitte nicht untergehen sehen, wie sie es in Asien untergehen gesehn. Es wird die ewigen Fundamente der höhern Kräfte der Menschennatur wieder beleben; es wird die Erhebung der Völker zu den Kräften, die ihnen der gute Zustand der Wohnstuben, der Schulen und der Armenbesorgung gewähren kann, als das Recht des Menschengeschlechts anerkennen; es wird ihre Erzielung als die Pflicht jeder Regierung, als den ersten Segen der bürgerlichen Vereinigung, es wird sie als das von Gott selbst gegebene Mittel, jeder rechtlichen Begründung

des gesellschaftlichen Zustands und als das ewige Fundament aller wahren Staatskräfte anerkennen.

Es ist geschehen; das Wort der Engel der Weihnacht im Munde der Fürsten sichert dieses Besserwerden dem Weltteil. — Er soll sich, er wird sich auf edeln, treuen, rechtlichen Wegen erheben.

Wie sich im Mittelalter der Adel, die Gewalt Gottes ob sich und das Recht des Gewissens in sich anerkennend, zu allem, was edel, was groß, was würdig, was erhaben, was menschlich ist, vereinigte, und dadurch der Rohheitsbarbarei des Feudalsystems, an dessen harte Zeitform das innere Hohe und Edle der damaligen bürgerlichen Vereinigung gebunden war, mit großer psychologischer Kraft Schranken setzte und durch Frommkeit und Ritterehre der harten Zeitform der bürgerlichen Verhältnisse in den Individuen der Zeitwelt, die auf die Mehrheit ihres Geschlechts einen äußerlich harten willkürlichen Einfluß hatten, gleichsam eine innere, höhere und reinere Seele gab, also sollten auch heute die Edlern, die Bessern des Menschengeschlechts, die äußerlich auf die Mehrheit ihres Geschlechts nicht mehr den harten, willkürlichen Einfluß haben (die ersten Fürsten des Weltteils stehen an ihrer Spitze), das Recht Gottes ob sich und das Recht des Gewissens in sich anerkennend, sich dahin vereinigen, durch gemeinthätige Beförderung alles Edeln, Schönen und Guten und durch mutige Behauptung alles Niedern, Unedeln, Verschrobenen der öden, leeren Schwachheitsbarbarei unsers Zivilisationsverderbens mit psychologisch gegründeter Kraft Einhalt zu thun und dadurch der seelenlosen Zeitform unsrer Schwäche gleichsam wieder eine neue, innere, reinere Seele zu geben, also daß das würdige und humane Leben der Edlern unsrer Zeitmenschen auch wieder auf die Veredlung unsrer gemeinen Stände hinwirkte. Es ist nur durch eine solche Vereinigung möglich, auch unsre niedern Stände in innere Harmonie ihrer selbst mit sich selbst, mit ihren Verhältnissen und mit den obern Ständen zu bringen und dahin zu wirken, daß ihre Söhne, unsre Knechte, an der Seite ihrer Herren wieder treu, bieder und ihnen anhänglich werden, wie sie in den schönsten Tagen der Ritterzeit an der Seite ihrer Herren so vielseitig bieder, treu und ihnen anhänglich waren; hinwieder, daß die Töchter unsrer niedersten, gemeinsten Leute, unsre Mägde, an der Seite edler Frauen wieder rein, keusch, fromm und anhänglich bleiben, wie sie in den schönsten Tagen der Ritterzeit an der Seite edler Frauen rein, keusch, fromm und anhänglich blieben.

Freunde der Menschheit! Es ist unstreitig, daß der arme, eigentumslose Mann in der berührten Vorzeit im allgemeinen weit befriedigter war und für das, was er damals, ich möchte sagen, an Leib und Seele als sein Bedürfnis erkannte, weit gebildeter lebte und da stand, als dieses wenigstens hie und da beim armen und eigentumslosen Mann jetzt der Fall ist. Die Unwidersprechlichkeit dieses Umstandes erhellt auch vorzüglich daraus, daß sich in diesen von uns so geheißenen dunkeln Zeiten der Mittelstand erheben konnte, den wir

jetzt im Schimmerglanz unsrer Zivilisationsverkünstlung in seinen wesentlichen Segenskräften allgemein vor unsern Augen zugrunde gehen lassen, ob wir gleich wohl wissen und vollkommen überzeugt sind, daß derselbe die eigentliche Quelle der wirklichen Kultur unsers Weltteils war, daß aus ihm der wirkliche Flor aller europäischen Reiche und aller ihrer Staatskräfte hervorging und auch ihre Staatsformen und Staatsrechte allgemein in ihm ihre Entfaltung, Stütze und Sicherheit fanden. Wahrlich, es verdient alle unsre Aufmerksamkeit, daß dieser Mittelstand sich in einem Zeitpunkt aus dem Staub erhob, in welchem das Uebergewicht der kollektiven Ansicht des Volkes über die Individualbedürfnisse des Menschengeschlechts die Raffinementsmittel und Maßregeln der gegenwärtigen Zeit noch nicht kannte, und daß hingegen dieser Stand mit allen seinen wesentlichen Segenskräften in dem Grad zugrunde ging, als wir in den Raffinementskräften dieses Uebergewichts die unermeßlichen Vorschritte gethan, deren wir uns bis jetzt rühmen zu dürfen glauben. Wir können uns nicht verhehlen, der Burgerstand, der in diesem Zeitpunkt diesen kraftvollen Mittelstand des Staates ausmachte, fand Jahrhunderte durch nicht nur allgemein leicht die Wege zum häuslichen Wohlstand, die damals weder von der öffentlichen noch von der Privat-Finanzkunst und Finanzgierigkeit durch überwiegende Gewaltkräfte untergraben, unsicher gemacht und gelähmt werden konnten. Fleiß und Wohlstand gab diesem gesegneten Stand wissenschaftliche, höhere Kultur und durch diese eine Staatsehre und einen Staatseinfluß, der den ausgezeichneten Burger nicht nur im Umkreis der Städte, darin er geboren war, sondern auch außer den Mauern derselben vielseitige Laufbahn zu allgemeiner, öffentlicher Achtung, hohen Ehren und vielseitigen Einfluß auf das Wohlsein der unkultivierten Menschheit der damaligen Zeit darbot. Die Einfachheit dieser Zeit machte damals möglich, was wir uns jetzt nicht mehr als möglich denken. Der Mann, der ohne Helm und Wappen in der Schlacht mehr leistete, als die gekrönten Helme, unter denen er kämpfte, ward mit Jubel und Freude zum Ritter geschlagen, zu dem ihn seine Kraft zum voraus würdig gestempelt.

Freunde der Menschheit! Die Einfachheit der Zeit band die obern und untern Stände durch ihr heiliges, menschliches Nahestehen allenthalben näher zusammen, als sie jetzt in ihrer Kunst-, Gewalt-, Zeremonien- und Komödiantenzerstückelung einander nicht mehr nahe stehen können. Im tiefsten Norden nannte der Leibeigene den Herrn, der ihn alle Augenblicke ohne Verantwortung töten konnte, Vater, und dieser mußte ihm an der Ostern, wo er ihn antraf, den Bruderkuß geben; er mußte das Freudenei des Tags aus seiner Hand nehmen oder es in die seinige legen, und ihm auf das Wort „Der Herr ist erstanden" antworten: „Er ist auch für dich auferstanden." Selber der Czar in Moskau ging an diesem Tag zu seinem Gefangenen in den Kerker, gab ihm den Bruderkuß, sagte zu ihm: Der Herr ist auch für dich auferstanden — und legte das Freudenei des Tags aus seiner

Hand in die Hand des Mannes, über den sein Richter vielleicht in wenigen Tagen das Todesurteil sprach.

Allenthalben entfaltete und sicherte die Einfachheit der Zeit die Individualnäherung der Menschen gegen einander und bildete und erzeugte bis in die niederste Tiefe des Volks hinab die seelenerhebenden Gefühle, die die ungekünstelte, einfache, menschliche Näherung der Höhern gegen die Niedern und der Niedern gegen die Höhern in der menschlichen Natur immer erzeugt und erzeugen muß. In der Einfachheit dieser Zeit war der Knecht des Ritters an der Seite des einfachen, geradsinnigen, edeln Mannes, dem er diente, leicht, natürlich und vielseitig selber edel, treu und aller Liebe und aller Achtung wert, die er in tausend und tausend Wohnsitzen der Edeln bis an sein Grab genoß, und ebenso ward die fromme Tochter des ärmsten, gemeinsten Mannes, die Magd der edeln Frau, vielseitig und natürlich an ihrer Seite edel, keusch, fromm und aller Liebe und aller Achtung wert, die sie in tausend und tausend Wohnsitzen der Edeln bis an ihr Grab genoß.

Freunde der Menschheit! In einer so einfachen Zeit, in welcher eine humane Näherung der Menschen gegeneinander ungeachtet der bestandenen Verschiedenheit der Stände noch so allgemein und belebt war, ist es, daß der Mittelstand, den wir durch unsre Verkünstlung und die lieblosen, kaltsinnigen Modeentfernungen der Menschen von einander verloren, sich gebildet, und die Möglichkeit der Neuerschaffung dieses verlorenen Mittelstandes und der hohen Segenskräfte der Staaten, die mit ihm dahin schwanden, ist wahrlich an die Rückkehr der Welt zu dem innern Geist und dem innern Wesen der Einfachheit dieser Zeiten und der durch sie allein möglichen, sittlichen und geistigen Näherung aller Stände gegen einander gebunden und ohne Rückkehr zu dieser Einfachheit und zu dieser Näherung unmöglich zu erzielen. Freilich aber ist hierin nicht von der Rückkehr zu dem Aeußerlichen der alten Formen und Gestalten dieser Einfachheit und dieser Näherung die Rede; die Wiederherstellung dieses Aeußerlichen wäre jetzt weder möglich noch zu wünschen; aber es ist auch hier wahr: „Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist zu nichts nütze." Es sind gar nicht die Formen und Gestalten, es ist der Geist des Altertums, dessen wir bedürfen; es ist der Geist des Uebergewichts der Menschlichkeit über die Ansprüche unsrer tierischen Selbstsucht, es ist der Geist des Uebergewichts der sittlichen und geistigen Individualkräfte unsrer Natur über die sinnlichen Gewaltsansprüche des kollektiven Zusammenhangs unsrer Menschenhaufen, was wir im allgemeinen und besonders zur Wiederherstellung der in unsrer Mitte verloren gegangenen Segenskräfte des Mittelstands so dringend bedürfen.

Freunde der Menschheit! Wir dürfen uns nicht verhehlen, der Mittelpunkt aller Zeitübel unsers Weltteils geht von dem, durch unsre Zivilisationsverkünstlung herbeigeführten und durch dasselbe unnatürlich belebten und begünstigten Uebergewicht von Ansichten, Neigungen und Bestrebungen aus, die nur als untergeordnet das Wesen der Menschlichkeit zu fördern geeignet sind — dieser Mittelpunkt unsrer

Zeitübel geht von der Unterordnung von Ansichten, Neigungen und Bestrebungen aus, die nur durch ihr Uebergewicht einen wahren Segenswert auf unser Geschlecht haben können. Die Wiederherstellung unsers Geschlechtes kann nur durch die Wiederherstellung des Uebergewichts der höhern, edlern Kräfte der Menschennatur über die Ansprüche der Sinnlichkeit, sie kann nur durch die Unterordnung unsrer Selbstsucht unter unsre Selbstlosigkeit, sie kann nur durch das Uebergewicht der einfachen Menschlichkeit über den Kunsteinfluß der Unmenschlichkeit, sie kann nur durch das Uebergewicht der Individualbesorgung unsers Geschlechts über seine kollektive Abrichtung und Unterordnung erzielt werden.

Vaterland! Deutschland! So wie es unmöglich ist, durch Maßregeln, die von der kollektiven Ansicht unsers Geschlechtes ausgehn, der Individualbesorgung desselben ein Genüge zu leisten, so sind es auch nicht die Anstalten, Einrichtungen und Behörden, die zur Befriedigung, Sicherstellung und Aeufnung der Bedürfnisse des kollektiven Beieinanderstehens unsers Geschlechts eingerichtet dastehen, von denen zweckmäßige und genugthuende Maßregeln zur Befriedigung unsrer Individualbedürfnisse erwartet werden dürfen; es ist vielmehr von der Vereinigung der edelsten, gebildetsten Männer eines Landes, es ist vielmehr von dem Individualvorschritt der sittlichen, geistigen und Kunstkultur der einzelnen Menschen im Land, von deren übereinstimmendem Gemeingeist und Volksliebe, wovon die wesentlichsten Maßregeln gegen die Uebel unsers Zivilisationsverderbens und wahrhaft wirkende Mittel zur Beförderung einer soliden Volkskultur und besonders zur Wiederherstellung eines soliden und auf alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens segnend einwirkenden Mittelstandes zu hoffen und zu erwarten sind.

Vaterland! Deutschland! Es ist nur durch den Einfluß einer solchen Individualvereinigung edler Menschen möglich, daß die Not und die Armut des Volks in unsrer Mitte nicht nur allgemein wieder befriedigend erleichtert, sondern ihr durch den Vorschritt unsrer Kultur auf eine Weise vorgebeugt würde, wie dieses in der kulturlosen Vorzeit nicht möglich gewesen. Vaterland! Deutschland! Es ist nur durch eine solche Vereinigung der menschenfreundlichen Bestrebungen der edlern Individuen eines jeden Reichs möglich, daß mitten in dem Verderben unsrer glänzenden Scheinhöhe und der neben ihr stehenden wahrhaft schauerlichen Volkstiefe sich wieder ein würdiger und geachteter Mittelstand erhebe und fest gründe, der in bescheidenen Schranken die Segnungen der wissenschaftlichen und Kunstvorzüge der Zeit, den unser Zivilisationsverderben in allen Ständen so sehr zugrund gerichtet, wieder allgemein mache, sie in die untersten Dörfer hinabbringe und in denselben durch die Wiederherstellung des sittlichen, geistigen und Kunstunterschiedes der Menschen dem Geld-, Gewalt- und Amtsunterschied, der mitten in unserm Zivilisationsverderben in denselben einseitig, aber kraftvoll statt hat, ein nötiges Gegengewicht entgegenstelle, und das nur äußerlich scheinende, aber durch seine magische Kraft innerlich fast all-

mächtig wirkende Kunstband aller gesellschaftlichen Vereinigung — die Uebereinstimmung des Pflichtlebens der Menschen mit den Ehren- und Standesgewohnheiten und mit den Ehren- und Standesauszeichnungen der Zeit in unsrer Mitte wieder hergestellt und der so geheißene, gute Ton unsrer jetzt allgemein kraftlos und vornehm sein wollenden Zeitwelt nicht forthin und immer mehr mit den wesentlichsten Bildungs- und Erhebungsbedürfnissen der niedern Stände im grellsten Kontrast, sondern in einer vom Staat und der Gesetzgebung aus eingelenkten und gesicherten Harmonie erscheine.

Zeitalter! Vaterland! Weltteil! Nicht Palliative, nicht Lug und Trug in dir selbst und wider dich selbst werden dich retten, nur hohe Zwecke solcher Art und ein Ziel solcher Art kann dich retten. Ein solches, ein so hohes Ziel, Zeitalter, ist der Ruf der Stunde, in der du lebst, an den Ernst, an die Unschuld und an den Edelmut deines Geschlechts. Er kann, er wird nicht ohne Folgen sein.

Der Zauber ist zwar groß, ich möchte sagen, er ist allmächtig groß, der den Weltteil von den ewigen Ansprüchen der Menschennatur an die Einfachheit, Wahrheit und Kraft des reinen häuslichen Lebens, und von der heiligen Aufmerksamkeit auf die Individualbedürfnisse unsers Geschlechts ab und von ihr weg zu aller Gierigkeit und Gewaltthätigkeit der kollektiven Ansicht desselben hingelenkt; aber die Uebel, die aus dieser Hochverirrung des gesellschaftlichen Zustandes für den Weltteil entsprungen, sind dem lebenden Geschlecht nicht nur zum Bewußtsein gelangt, sie sind von ihm in aller ihrer Gräßlichkeit gefühlt worden.

Es wird, es muß besser werden! Es wird eine Gemeinkraft zum Bessermachen, zum Schaffen des Bessern erwachen. Fürsten — die ersten Fürsten des Weltteils stehen an der Spitze dieser erwachenden Kraft.

Es wird im Weltteil ein Ruf erschallen: Auf! auf! zu den Waffen der Weisheit und Tugend; auf! auf zu den Waffen der Unschuld und Liebe. Es wird ein Ruf erschallen: Hinab! hinab mit den ersten Quellen der Uebel des Weltteils, hinab mit dem Uebergewicht des kollektiven Verderbens über das Heilbringende der Individualansicht unsers Geschlechts! — Hinab! hinab mit dem größten Auswuchs dieses Verderbens — mit der falschen Ehre, die, indem sie die Menschennatur sinnlich aufbläht, sie sittlich und geistig zerquetscht! Hinab! hinab mit der Schandehre, die, indem sie mit Gott, mit dem Recht, mit der Wahrheit und der Liebe im ewigen Streit steht, die heilige Zartheit unsers göttlichen liebenden Sinnes in selbstsüchtigen Kaltsinn, in höhnende Anmaßung, in niederträchtige Menschenverachtung und in lasterhafte Verwahrlosung der Leidenden und Schwachen umwandelt! Hinab! hinab mit der falschen Ehre, die von der Schwachheitsbarbarei unsers Zivilisationsverderbens ausgehend, in Dummheit, Anmaßung und Lieblosigkeit sich brüstend, so lange die Welt steht, die heiligen Rechte der Kultur und edler kultivierter menschlicher Verhält-

nisse mit tierischer Gierigkeit zu usurpieren gelüstet und durch die Derbheit und Schlauheit ihrer äußern Gewalt oft und vielfältig in Fall kommt, sie usurpieren zu können. Hinab, hinab mit der ersten Quelle der Uebel des Weltteils — hinab mit der falschen Ehre! Aber nur durch Mittel der Weisheit und Liebe. Keine böse Gewalt, kein Ueberrest der Barbarei, aus der sie selber entsprungen, stürze sie hinab. Die erhöhte Einsicht und die belebte Liebe eines bessern Geschlechts lächle sie hinab!! Sie falle lieblich in unsre Menschlichkeit, und sie habe sich in ihrem Fall über nichts zu beklagen, als höchstens über unser Lächeln.

Auf! auf zu den Waffen der Weisheit und Tugend, auf! auf zu den Waffen der Unschuld und Liebe.

Auf! auf zu den Waffen! — Der Sieg ist gewiß. — Der Feind war zwar stark, und es ist nicht Gut und Blut, es ist die Ehre, die wahre Ehre, es ist die ewige Ehre der Menschennatur, die der Feind zu bekämpfen und in Staub zu treten versuchte. Der Zeitgeist verhöhnte den innern heiligen Wert der Menschennatur und leugnete in seiner Erniedrigung ihre Fähigkeit, sich von Stufe zu Stufe höher zu heben, sich zu veredeln. Er leugnete die Perfektibilität unsers Geschlechts. — Buonaparte war der Held dieser Verhöhnung. Umsonst vergoß er, gestützt auf das Recht dieses Unglaubens an den Wert der Menschennatur, Ströme von Menschenblut. Umsonst machte er die schwache Sinnlichkeit seiner Zeitmenschen, die Greuel seines Blutvergießens mit dem Köder wilder Menschenfreuden vergessen. Er vermochte es nicht, den Unglauben an die innere Würde der Menschennatur und an die Perfektibilität des Menschengeschlechts, sowie an die daraus hergeleitete Notwendigkeit, die Bändigungs- und Abrichtungsmittel unsrer tierischen Natur als das oberste Gesetz aller menschlichen Vereinigungen und als das reine und absolute Fundament alles Menschenrechts, alles Staatsrechts und der in ihr liegenden, heiligen Einheits-, Rechts- und Freiheitsgleichheit der gesetzgebenden und exekutiven Gewalt, zum allgemeinen Weltglauben zu machen. Der Unwert seines Köders und das Verbluten für ihn, für diesen niedern Köder, empörte die Menschennatur und machte sie nur ihren innern Wert höher fühlen. Die Fürsten haben durch diesen Unglauben an die Menschennatur gelitten wie das Volk, aber die Menschennatur hat sich erhoben. Die Fürsten haben sich aus ihrem Schlummer erhoben und wie die Völker sich durch ihre Not gestärkt.

Völker und Fürsten haben sich zum tiefern Fühlen des Wertes der Menschennatur und der daraus fließenden Menschenpflichten erhoben. Diese Erhebung ist der Triumph der Menschennatur über das Zivilisationsverderben der Welt, — sie ist nicht ein Triumph der Guten, sie ist ein Triumph des Guten. Völker und Fürsten sind zu einer höhern Erkenntnis von dem höhern Wert der Menschennatur und von dem innern Wesen ihrer sittlichen, geistigen und physischen Bedürfnisse gelangt.

Freunde der Menschheit! Zu welchen Hoffnungen erhebt uns die Zeit und die steigende Ueberzeugung der Fürsten und Völker von den sittlichen und geistigen Bedürfnissen unsers Geschlechts?!

Was können Fürsten nicht, die auf diesem Punkt der wahren bürgerlichen Gemeinerleuchtung stehen, und dieselbe als das erste Fundament ihrer fürstlichen Gemeinweisheit, ihrer Staatsweisheit und ihrer fürstlichen Gemeinkraft, ihrer Staatskraft anerkennen?! Freunde der Menschheit! Was ist solchen Fürsten nicht möglich, wenn sie nur wollen?

Und was ist auch den Edeln im Land nicht möglich, wenn ihre Fürsten alles, was edel, was groß, was erhaben, was menschlich ist, als den Machtarm ihrer heiligen Staatskraft anerkennen? Freunde der Menschheit! Zu welchen Hoffnungen erhebt uns die Stunde, in der wir leben!

Es wird besser werden, es muß besser werden. Es ist laut ausgesprochen, das heilige Wort der Fürsten. — Ihr heiliges Versprechen an die leidende Menschheit, es ist laut ausgesprochen, das Fürstenwort der Aufmunterung an Jeden Edeln und Guten, mitzuwirken zum heiligen Zweck!

Auch an dich ist es ausgesprochen, Vaterland! das Wort der Aufmunterung der Fürsten. Es ist am großen, am entscheidenden Tage der Wiederherstellung deiner Verfassungen an dich gelangt, das große Wort der Aufmunterung der Fürsten, „mitzuwirken zum hohen Zweck der Wiederherstellung des verirrten, gesunkenen und blutenden Menschengschlechts.“ Vaterland! Das edle Wort der Menschenfreude, das edle Wort der Freude des Rechts ist in eben der Stunde an dich gelangt, in der du die heiligen Fundamente der Freiheits- und Rechtsurkunden unsrer alten, von dir und deinen Vätern beschworenen Briefe in ihrem Wesen erneuert, gereinigt und veredelt wieder herzustellen beauftragt warst.

Meine gegenwärtige schriftstellerische Arbeit fiel in eben diesen Zeitpunkt. Seine Wichtigkeit veranlaßte die vaterländischen Aeußerungen, die die hohe Bedeutung dieses Augenblicks mir einflößte. Aber eine heilige Ehrfurcht für den Gegenstand selber, und vieles, sehr vieles, wovon ich jetzt gern schweige, hielt mich zurück, sie in diesem Zeitpunkt öffentlich zu machen. Ich hatte keinen Beruf, über diesen Gegenstand meine Stimme zu erheben und wollte unberufen auch nicht von ferne einen Einfluß auf ein Geschäft zu suchen scheinen, dessen Geraten oder Mißraten ich als für das Wohl oder Weh des Vaterlands auf Jahrhunderte entscheidend, und darum der höchsten Verantwortlichkeit vor Gott und der Nachwelt unterworfen ansah. Aber jetzt, da unsre neuen Staatsverfassungen nun allgemein angenommen, sanktioniert und beschworen sind, folglich die Ideen und selber die Träume eines Privatmannes über die psychologischen Fundamente, die jeder königlichen und jeder republikanischen Staatsverfassung zugrunde liegen müssen, weder auf die Staatsberatungen über unsre neuen Verfassungen noch auf die

Ansichten der Bürgerpflichten, die aus der Vollendung derselben als absolut hervorgehen, keinen Einfluß mehr haben, wohl aber dahin wirken können, richtige Ansichten über wesentliche Gegenstände des gesellschaftlichen Zusammenlebens allgemeiner zu machen, und den Geist unsers vaterländischen Denkens, Fühlens und Handelns in unsrer Mitte mit dem innern Wesen, das allen äußern Formen weiser Staatsgesetzgebungen zugrunde liegen muß, in Uebereinstimmung zu bringen, habe ich kein weiteres Bedenken gefunden, sie der Prüfung meiner Mitbürger und selber der Männer des Vaterlands, von denen wir sagen dürfen und sagen müssen, die neuen Staatsverfassungen seien das Werk ihres Geistes, ihres Herzens und ihrer Kunst, öffentlich vorzulegen.

Männer des Vaterlandes! Euer Auftrag, die Freiheits- und Rechtsurkunden unsrer alten, beschworenen Briefe mit den Bedürfnissen der Zeit in Uebereinstimmung zu bringen und also gereinigt, veredelt, gestärkt und gesichert dem Volk des Vaterlands wieder herzustellen, ist nun vollbracht. Euer Werk ist nun unser Recht und unser Gesetz und steht nun als das Recht und Gesetz des Schweizervolkes, und zwar in zweiundzwanzigfacher, merkwürdig gleicher und merkwürdig ungleicher Gestalt. Und es ist nicht zu leugnen, dieses Gestalten unsers Rechtes und des wirklichen Beieinanderlebens aller Individuen dieser zweiundzwanzigfach ungleiche Rechte und ungleiche Rechtsstellen ansprechenden Teile unsres Ganzen*) war allerdings sehr schwierig. Es waren auch unstreitig, die Sache nur allgemein ins Auge gefaßt, zweiundzwanzig ungleiche und hie und da wirklich sehr mißlich stehende Klippen, an denen ihr, oder vielmehr an denen das Vaterland hätte scheitern können und die ihr mit großer Weisheit und Gewandtheit habt umgehen müssen.

Männer des Vaterlandes! Es ist jetzt durch unsere neuen Verfassungen wörtlich ausgesprochen, daß wir Schweizer alle frei und vor dem Recht gleich seien — welchem vorher in Thaten und Worten vielseitig widersprochen worden.

Aber, Vaterland, alles nur auf den äußern Formen der Staatsverfassungen ruhende Recht der Bürger ist ohne innere sittlich und geistig gebildete Bürgerkraft in den Republiken wie in den Königreichen nur Staub, den die kleinste öffentliche Macht eben wie die größte in allen ihren Abteilungen und Behörden der Schlechtheit ihrer Bürger mir nichts dir nichts in die Augen werfen kann, wenn und wo sie nur will.

---

*) 22 Kantone.

Stücke zu und aus der
Cotta'schen Ausgabe
von Pestalozzi's sämtlichen Schriften.

Schon 1808 hatte Pestalozzi den Gedanken gefaßt, seine sämtlichen Schriften herauszugeben. Aber obwohl Niederer die Besorgung der geschäftlichen Arbeiten zugesagt hatte, geschah doch nichts in dieser Angelegenheit. Im Februar 1811 schreibt v. Wangenheim an Niederer: „Sie sagten mir, Pestalozzi habe die Idee, sich noch am Abende seiner Tage an die Ueberarbeitung seiner Schriften zu machen und auch das Thun und Treiben von Gertruds Tochter und ihren Kindern in einem Roman darzustellen. Das wäre herrlich. Aber noch herrlicher wäre es, wenn man ihn dazu vermögen könnte, die Herausgabe seiner sämtlichen Werke, wohin ich auch seine einzelnen in Journalen erschienenen Aufsätze, seine Gelegenheitsreden seine Morgenbetrachtungen u. s. f. rechne, zu besorgen . . . Schreiben Sie mir doch Pestalozzi's und Ihre Gedanken darüber. Ich könnte dann mit Cotta und Ricke (Verlagsbuchhändlern) sprechen und das Pekuniäre besorgen." Auf zustimmende Antwort beider schreibt v. Wangenheim dann im November, er habe schon mit Cotta für sie abgeschlossen, Cotta wollte den Bogen mit drei Louisd'or honorieren. Die Sache wurde vonseiten Niederers flau betrieben, Pestalozzi erkrankte im Januar 1812 sehr schwer; dann kamen die Streitigkeiten mit Bremi, die sehr viel Unruhe und Zeitverlust mit sich brachten, so daß an eine Sammlung der Werke nicht gedacht wurde. Bald darauf brach der Weltkrieg gegen Napoleon aus und da die Kriegsjahre dem Buchhandel ungünstig waren, vertröstete Cotta bis auf die Zeit nach dem Frieden. (Morf. IV. 318 ff.)

Auch von anderer Seite wurde die Ausgabe der sämtlichen Werke gewünscht. So schrieb Nicolovius an Pestalozzi am 6. September 1814: „Säume nicht mit der Herausgabe Deiner Schriften; sie sind vergriffen, schwer zu erhalten und daher sehr unbekannt geworden. Werden sie in einer neuen Auflage verbreitet, so gewinnen sie — das bin ich sicher — Dir und Deiner Sache viele Freunde. Den wahren Worten des Lebens, die sie vielfach entfalten, widersteht auch nicht der, der, wenn er durch zweite, dritte Hand Deinen Sinn überliefert erhält, zum Widerspruch sich aufmacht. Die Nachwelt wird richten zwischen Dir und deinen Widersachern, ja, ich möchte sagen zwischen Dir und Deinen Werken, weil diese — bedingt durch die Hindernisse der Zeit oder der irdischen Unvollkommenheit — Dir selbst nicht als Dein Werk Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Auch Mieg hatte sich auf die Herausgabe von Pestalozzi's Schriften gefreut. Er schrieb von Paris aus zu Anfang des Jahres 1813: „Was Sie mir, geliebter Vater, von dem Fortschritt der Methode sagen, hat mich herzlich gefreut, sowie die Gewißheit, daß sie ernstlich an einer neuen Aufgabe Ihrer schon längst von dem Publikum sehnlich erwarteten Schriften arbeiten, die noch mit bedeutenden neuen Schriften vermehrt werden. Ich wünsche Ihnen zur Vollendung Ihres Werks eine dauerhafte Gesundheit, die Heiterkeit des Geistes und den hohen, felsenfesten Mut, den ich immer an Ihnen bewundert habe und der Ihre Kraft außerordentlich erhöht und so lange sich immer gleich erhalten hat."

Im Jahre 1817 wurden die Verhandlungen mit Cotta wieder aufgenommen und zwar durch Joseph Schmid, der selbst nach Stuttgart reiste

und einen sehr vorteilhaften Vertrag über die Herausgabe der Werke zustande brachte (Morf IV, 518 ff). Die Subskriptionsgelder gingen erst spät ein; im Herbst 1818 hatte Pestalozzi bereits die Armenanstalt in Clindy, die aus diesen Geldern erhalten werden sollte (Morf IV, 593), eingerichtet, aber erst 1821 erhielt er die ersten 10 000 Frcs., im ganzen wurden es 35 000. Seine Schuldenlast wurde deshalb noch größer, zur Tilgung derselben wurden die Honorare verwendet.

Die 15 Bände der sämtlichen Schriften erschienen ziemlich unregelmäßig, waren aber auch innerlich unordentlich; „Lienhard und Gertrud" blieb ein Fragment; es war keine Ordnung in der Zusammenstellung der Schriften, Band XIV und Band XV enthalten Schriften von Joseph Schmid, jedes Inhaltsverzeichnis, jedes Register fehlt u. s. f. Aber auch bedeutende Schriften, wie „Agis", „die Abendstunde eines Einsiedlers", „das Schweizerblatt", „die Revolutionsschriften" usw. waren übergangen, kurz, die Ausgabe machte mehr den Eindruck eines gewinnsuchenden Geschäftes als einer Darreichung unsterblicher Ideen in entsprechender Form. Natürlich konnte eine solche Ausgabe der Schriften Pestalozzi's eben keine Propaganda für Pestalozzi, seine Ideen und sein Wirken machen und so hat denn diese Ausgabe eher dazu beigetragen, sein Ansehen zu vermindern, als zu vermehren. — Die C. A. trägt folgende Zueignung: „Den Freunden der Menschheit und der Armut gewidmet und zu Rat und That empfohlen."

Wir haben natürlich alle Schriften aus dieser Ausgabe, soweit sie von Pestalozzi herrühren, in unsre Ausgabe aufgenommen und zwar möglichst chronologisch geordnet; einige kleinere Stücke, drei Vorreden und eine öffentliche Erklärung geben wir hier wieder, da sie für sich bestehende Aufsätze bilden. Außerdem bringen wir die abgeänderten Teile von Lienhard und Gertrud an dieser Stelle zum Abdruck.

Der Inhalt von „Pestalozzi's sämtlichen Schriften", die in den Jahren 1819—1826 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen „mit den allergnädigsten Privilegien Ihrer Majestäten des Kaisers aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs von Bayern, des Königs von Württemberg, Seiner Königl. Hoheit des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Kantonsregierungen der Eidgenossenschaft" erschienen, ist folgender:

I. Band. 1819. Vorrede S. III—XII. Liste der Unterzeichnungen S. XIII—IX.
Lienhard u. Gertrud. Erster Teil. 3. Auflage, mit Vorreden zur ersten Auflage S. III—VI und zur zweiten Auflage S. VII—XII 320 S.

II. Band. 1819. Lienhard u. Gertrud. Zweiter Teil. 3. Auflage 372 S.

III. Band. 1819. Lienhard u. Gertrud. Dritter Teil. 3. Auflage 436 S.

IV. Band. 1820. Lienhard u. Gertrud. Vierter Teil. 3. Auflage 407 S.

V. Band. 1820. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Nachtrag zu dem Subskribentenverzeichnis S. I—III. Vorrede S. III.—XVI. 281 S.

VI. Band. 1820. An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Vaterlandes. 392 S.

VII. Band. 1822. Subskriptionsliste. — Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechtes. S. 1—261. Ueber Gesetzgebung und Kindermord. S. 263—408.

VIII. Band. 1822. Ueber Gesetzgebung und Kindermord. (Schluß.) S. 1—116. Lenzburger Rede über die Idee der Elementarbildung. S. 117—343.

IX. Band. 1822. Pestalozzi's Brief an einen Freund über seinen Aufenthalt in Stans. S. 1—47.
Ansichten über Industrie, Erziehung und Politik. S. 48—131.
Bild eines Armenhauses. S. 131—143.

Religiöse Bildung der Kinder der Armen. S. 143—150.
Rede an mein Haus am 12. Januar 1818. S. 151—300.

X. Band. 1823. Figuren zu meinem ABCbuch. 384 S.

XI. Band. 1823. Ansichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend. IV u. 1—101 S.
Ueber die Grundsätze und den Plan einer im Jahre 1807 angekündigten Zeitschrift. S. 102—133.
Bericht an die Eltern und das Publikum über den Zustand und die Einrichtungen der Pestalozzi'schen Anstalten im Jahre 1807. S. 133—192.
Ein Wort über den Zustand meiner pädagogischen Bestrebungen und über die Organisation meiner Anstalt im Jahre 1820. S. 193—248.
Einige Reden an mein Haus: Neujahr 1808. S. 249—260. — Neujahr 1809. S. 261—278. — Neujahr 1810. S. 279—304 — Neujahr 1811. S. 305—330. — Neujahr 1812. S. 331—371.

XII. Band. 1824. Christoph und Else. XVI u. 496 S.

XIII. Band. 1826. Schwanengesang. II u. 346 S.

XIV. Band. 1826. Zahl- und Formlehre von Joseph Schmid. 304 S. — Vorrede von Pestalozzi XXXVI S.

XV. Band. 1826. Form- und Größenlehre von Joseph Schmid, mit 5 Figurentafeln 323 S. u. II S. Vorrede,
Rede Pestalozzi's als Präsident der helvetischen Gesellschaft, den 26. April 1826 in Langenthal gehalten. S. 324—398.

Pestalozzi an's Publikum.

Vorbemerkung. Diese Ansprache ist als besonderes Flugblatt von 4 Seiten erschienen, in der C. A. findet sie sich nicht.

Dieselbe zerfällt in zwei Teile. Der erste fordert lediglich zur Subskription auf die von Cotta in Tübingen übernommene Ausgabe der sämtlichen Schriften Pestalozzi's auf und behandelt die geschäftliche Seite der Sache. Der zweite gibt den Zweck an, den er mit dieser Gesamtausgabe verbindet: Die Not der Armen, die als eine schauerliche bezeichnet wird, durch tiefer greifende Mittel allgemein zu lindern, nicht aber einen viel beliebten Wohlthätigkeitsthurm zu errichten, sondern das Volk selbst innerlich zu kräftigen und dadurch der erwachenden Wohlthätigkeit eine höhere Richtung zu geben. Dazu erbittet er die Unterstützung der Menschheit. Herzliche Worte! Sie lassen aber auch einen wehmütigen Blick in das schwere Ringen seines ganzen Lebens thun, das er am Ende seines Lebens doch noch von Erfolg gekrönt zu sehen hofft. Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen.

Ich bin im Begriff, meine sämtlichen Schriften neu auflegen zu lassen und sehe in den Vorteilen, die mir diese Unternehmung gewähren wird, das letzte und vielleicht das einzige Mittel, in meinen alten Tagen noch zu der Ruhe und Befriedigung zu gelangen, wodurch ich allein instand gesetzt werden kann, mich meine noch übrige Zeit den Endzwecken meines Lebens noch mit einiger Hoffnung eines guten Erfolgs widmen zu können.

Herr Cotta, der sich so vielseitig um die deutsche Kultur verdient gemacht, hat sich der diesfälligen Beförderung meiner Zwecke mit sehr viel Menschenfreundlichkeit angenommen und ist mir darin auf eine Art entgegen gekommen, die in mir die gegründete Hoffnung belebt, aus meinen Schriften endlich einmal auch diejenigen ökonomischen Hilfsmittel für meine Zwecke zu finden, die ich ihrer Natur nach schon lange darin hätte finden sollen.

Ich weiß, daß es meine Freunde freuen wird, bestimmt zu wissen, daß die Herausgabe meiner Schriften mir mit Sicherheit zur Beförderung meiner Zwecke zu einem Vorteil gereichen wird, den ich in meiner Lage

jetzt dringend nötig habe. Herr Cotta hat in dieser Absicht mit mir die Einrichtung getroffen, daß ich von heute an ein halbes Jahr lang oder bis Ende Oktober 1817 Eigentümer der von nun an zu eröffnenden Subskription auf meine Schriften bin. Seine Buchhandlung wird den Druck derselben und deren Versendung an die Subskribenten und die Einziehung der Subskriptionsgelder besorgen.

Es hängt in meiner Lage äußerst viel von dem Erfolg dieser Subskription ab. Ich bin also im Fall, jeden meiner Freunde zu bitten, diese Subskription freundschaftlich zu befördern. Schon seit langem haben mir viele von ihnen zu diesem Schritt ihre Handbietung versprochen, und gewiß sind noch viele mir unbekannte Männer, denen es Freude macht, mir mit ihrem diesfälligen Einfluß in meiner Lage für meine Zwecke an die Hand zu gehen. Ich bitte jeden dieser Freunde und die, die die Gefälligkeit für mich haben wollen, in ihren Umgebungen für mich Subskriptionen zu sammeln, das Verzeichnis ihrer Subskribenten an mich nach Yverdon einzusenden, da die Namen derselben den Schriften vorgedruckt werden sollen. Aber ich bitte, daß die Briefe oder Päckchen an mich auf die wenigst kostspielige Weise besorgt werden.

Sollte einer der Männer, der sich mit der Annahme der Subskriptionen beladen wird, 5 bis 10 Pzt. für seine diesfällige Mühe zu irgend einem wohlthätigen Zweck für sich wünschen, so freue ich mich, diesem Wunsch zu entsprechen.

Noch gibt es auch edlere Buchhändler, die die Vorteile ihrer Lage dahin zu benutzen suchen, edlere Zwecke zu befördern. Ich werde die Auslagen, die solche Männer in einem ausgedehnten Geschäftskreis für meine Zwecke haben möchten, nicht nur gern und dankbar vergüten, sondern auch 5 bis 10 Pzt. für menschenfreundliche Zwecke, die sie persönlich haben möchten, gern bewilligen. Freuen würde es mich indessen, wenn diese Zwecke mir bestimmt angezeigt würden.

Die Cotta'sche Buchhandlung, als späterer Verleger meiner Werke, wird keine Subskribenten aufnehmen und dann, nach Verfluß der Subskription, den Preis des weitern Verkaufs meiner Werke um wenigstens ein Viertel des Subskriptionspreises höher setzen. Um alles von meiner Seite zu thun, das Anschaffen meiner Schriften zu erleichtern, ist folgender Preis festgesetzt. (Die sämtlichen Werke werden gegen 12 Bände betragen, vielleicht einen mehr.) Der Band wird zu 25 Bogen gerechnet. Der Subskriptionspreis eines Bandes ist $2^1/_2$ Schweizerfranken, oder Reichswährg: 1 fl. 45 kr., Sächsisch 1 Thaler. Nach Beendigung der Subskription erscheint alle drei Monate 1 Band. Vier Bände machen eine Lieferung.

Die erste Lieferung enthält:

I. 1) Mein ältestes Volksbuch: Lienhard und Gertrud, und als dessen Anhang: 2) Christoph und Else.

II. 1) Meine ältern Fabeln mit neuen vermehrt. 2) Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts. 3) Ueber Gesetzgebung und Kindermord.

4) An den Ernst, die Unschuld und den Edelmut meines Zeitalters. 5) Auszüge aus meinem schweizerischen Wochenblatt und andere Aufsätze aus den letzten zwei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

III. 1) Fortsetzung dieser Aufsätze aus diesem Jahrhundert. 2) Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. 3) Meine Ansichten über Armenbildung und Armenversorgung. 4) Meine neuen Ansichten über Erziehung und das Eigene meiner vorgeschlagenen Erziehungsweise. 5) Gedrängte und bestimmte Darlegung der Erziehungs- und Unterrichtsmittel, welche sich in meiner Anstalt als gut und ausführbar bewährt haben, deren Bogenzahl wenigstens für jetzt nicht genau angegeben werden kann.

Wer auf 20 oder mehr Exemplare eines einzelnen Buches oder Bandes für Schulen, um den dabei beabsichtigten Zweck zu erleichtern, subskribiert, erhält den Band à 1 Schweizer Franken 35 Krzr. oder Reichswährg. 1 fl. 20 kr., Sächsisch 18 sgr. Später werden weder einzelne Bände noch einzelne Lieferungen ausgegeben. Sollten aber Regierungen oder Regierungsbehörden imfall sein, eine sehr bedeutende Anzahl einzelner Bände oder einzelner Lieferungen zu wünschen, und wäre der letzte Preis ihnen noch zu hoch, so würde man jeder billigen Forderung möglichst zu entsprechen suchen. Ich bitte sich deshalb an mich zu wenden, und ich werde suchen, das Nötige vereinigt mit Herrn Cotta einzuleiten. Außer der Schweiz und Deutschland ist die Subskription auch nach einem halben Jahr für die nämlichen Zwecke bei mir offen.

Freunde der Menschheit!

Erlaubt mir jetzt noch die wenigen Worte: Ich habe ein halbes Jahrhundert hindurch an allem, was unser Geschlecht näher berührte, zwar in einem sehr engen Kreis und in sehr beschränkten Verhältnissen, aber doch warmen und thätigen Anteil genommen. Ich sah den großen Glückszustand der Völker und besonders meines Vaterlandes in seiner ganzen Nichtigkeit. Ich sah die höchste sittliche, geistige und bürgerliche Verwilderung, in der unsere Geschlechter verblutet, wie Europa noch nie verblutete. Ich sah endlich das Volk unsers Weltteils durch Armut, Elend und Not allgemein in eine Tiefe versinken, wie Europa's Völker noch nie so allgemein versunken sind.

Freunde! Ich nahm durch mein Leben an den Begegnissen meines Zeitalters immer auf eine Weise teil, die meine Kräfte überstieg. Ich berechnete bis auf heute, und ich bin jetzt 72 Jahre alt, in allem meinem Thun nie genugsam meine Kräfte. Meiner jüngern noch schwerern Tage nicht zu gedenken, stehe ich nun seit 16 Jahren und fast immer ohne Vermögen an der Spitze eines Erziehungshauses, das beinahe immer mehr als 100 Personen in sich faßte. Bald schien dieses Haus durch Handbietung, die ich in meinen Umgebungen fand, sehr schnelle und weitführende Vorschritte zu machen, bald durch Mangel des Notwendigen und den Verlust des Genossenen wieder zu sinken.

Aber ich war weder im Steigen noch im Sinken meines Hauses meiner Lage jemals genugsam gewachsen. Ich vermochte es nie, ihm in seinem Umfang die Richtung zu geben, die es bedarf, und aus ihm ganz zu machen, was es partiell ward. Viel Gutes ist aus ihm entstanden, aber die Kraft, das ganz zu thun, was ich fühle, das es hätte sein sollen, mangelte mir immer, teils in mir selbst, teils äußerlich. Ich habe vieles gelitten und mein Haus hat vieles gelitten. Es ist ein Wunder, daß es noch steht. Aber es ist wichtig, daß es fortbestehe. Das Bedürfnis seiner Erhaltung und die Fortsetzung und tiefere Begründung unserer Versuche und die Ausreifung des keimenden Segens derselben ist in diesen Tagen dringender als je.

Der Weltteil fühlts selber. Die Not der Armen, gegen die ich ein halbes Jahrhundert tiefer greifende Mittel der Linderung gesucht, ist jetzt schauerlich und allgemein eingetreten und hat die Herzen vieler Menschen für eine höhere Sorgfalt für die Verlassenen ihres Geschlechts so allgemein geöffnet, wie ich dieselben durch mein Leben bei fernem nie offen gesehen. Sie hat den Sinn einer größern Sorgfalt von den Thronen bis in die niedern Hütten erweckt. Die menschliche Wohlthätigkeit scheint sich aus den Gräbern der unser Geschlecht so allgemein verwahrlosenden Selbstsucht zu erheben und gleichsam von den Toten zu auferstehn. Wahrlich, man hört Stimmen des diesfalls auferstehenden bessern menschlichen Geistes in allen Zungen und Sprachen. Einstimmig in ihrem Zweck, widersprechen sie sich aber in ihren Mitteln tausendfach, und wir gefahren in gewissen Rücksichten einen babylonischen Wohlthätigkeitsturm, der mit Mitteln nach dem Himmel hinauf zu steigen strebte, die sich ewig nie über die Wolken erheben. Wahrlich, die erwachende Wohlthätigkeit bedarf einer höhern Richtung und es erhebt mein Herz, diese Richtung im Geist und im Herzen der Edlern meines Geschlechts allgemein mit einer Kraft hervorbrechen zu sehen, wie ich sie in meinem Leben nie hervorbrechen gesehen, und ich hoffe, mein Zeitalter werde es mir nicht verargen, wenn ich auch in meiner Altersschwäche noch sehr daran hange, auch mein Scherflein zum Hervorbrechen des bessern Tages, dessen Morgenröte wir sehen, beitragen zu können. Nein, mein Zeitalter verargt es mir nicht. Ich weiß es, es bietet mir dafür liebreich die Hand. Selbst die ersten Monarchen muntern mich wohlthätig und teilnehmend auf, das, was ich der Menschheit noch leisten könnte, nicht mit mir vergraben zu lassen, und gehen mit ihrer Handbietung dem Publikum voran.

Freunde der Menschheit! Das Werk meines Lebens steht schwankend und kraftlos in der Hand meines Alters. Es ist in Eurer Hand, dasselbe zu stärken. Ihr werdet es thun. Ihr schlagt mir es nicht ab, durch Teilnahme an der Beförderung meiner Subskription noch das Scherflein, das ich für das Wohl der Menschheit in meiner Hand zu haben glaube, mit Hoffnung eines segensvollen Erfolgs auf den Altar der Menschheit und des Vaterlandes legen zu können.

Iferten, im Monat März 1817.

Pestalozzi.

Pestalozzi gegen ein Mißverständnis in seinem Subskriptionsplan.

Vorbemerkung. „Pestalozzi gegen ein Mißverständnis in seinem Subskriptionsplan", so betitelt sich ein gedrucktes Flugblatt (ohne Angabe des Druckortes und des Namens des Druckers), welches wohl nirgends mehr aufzufinden ist, als auf der Stadtbibliothek in Zürich. Es könnte scheinen, als handle es sich darin nur um geschäftliche Angelegenheiten und dann wäre ein Wiederabdruck desselben ohne großen Wert. Das ist aber nicht der Fall. Es ist vielmehr ein sehr wertvolles Aktenstück, denn es gibt nicht blos Auskunft über die finanziellen Gepflogenheiten Pestalozzi's, es gibt auch Zeugnis von seiner durchaus ehrenfesten Gesinnung, die nicht will, daß der Edelmut eines Menschen irregeführt werde zur Unterstützung seiner Person. Für seine Person habe er genug, ja, wenn er wollte, könnte er sogar im Ueberflusse leben. Auch für seinen Enkel bedürfe er nichts, diesem sei ein ausreichendes Erbteil von seiner Großmutter sicher gestellt. Aber für sein Lebenswerk fehlten ihm die Mittel und hier offenbart er Wahrheiten, die seinen klaren Blick auch in die praktischen Verhältnisse erkennen lassen, aber auch seine hohen Ideale, gegen die ihm das Finanzwesen in der Anstalt ganz zurücktrat, was ihm endlich große Schwierigkeiten bereitete, aus denen ihn hauptsächlich die Herausgabe seiner Schriften mit den erlangten Privilegien und Subskriptionen befreite. Es müßten aber noch viele Schriften, die er entworfen, bearbeitet und beigefügt werden „zur lebendigen Darstellung der geistigen und sittlichen Belebung" — man achte auf diesen Zweck, den er in seinen Schriften erreichen will, — wozu er beträchtlich größere ökonomische Kräfte gebrauche, als sie ihm jetzt zu Gebote stehen. Auch zur Erhaltung seines Hauses, das den höheren Mitteln der Menschenbildung nachforsche und sie der Welt darzureichen suche, bedürfe es weiterer Mittel.

Hierin liege seine Not und sein großes Darben, gewissermaßen ein sittlicher Heißhunger, und darum habe er in seinem Subskriptionsplane die Welt um Darreichung von Mitteln gebeten. Von seiner „Privatnot" würde er nie öffentlich geredet haben. Es ist das ein Fingerzeig, wie seine von ihm öfters erwähnte Armut eigentlich zu verstehen ist. Für sich und seine Bedürfnisse hatte der edle Mann immer genug, eine herrliche Stelle in dieser kleinen Schrift! Er habe selbst auf den Besuch der Herrlichkeit der Alpen verzichtet, um für die Menschheit diese Mittel zu sparen! Aber trotzdem schreibe er keinen Bettelbrief und habe nie einen geschrieben.

Ergreifend und erhebend zugleich sind wieder die klaren Blicke, die er in sein Leben und Streben und ihre Erfolge wirft, ergreifend die Erinnerung an das Todbett der Großmutter des armen Rudeli, der Aepfel gestohlen, in

„Lienhard und Gertrud" — aber „er will damit nicht den Ankauf seiner Schriften auf eine unedle Weise insinuieren und es sei ihm für seine Person ganz gewiß gleichgiltig, ob er viel oder wenig Subskriptionen bekomme." Sehr tief sind die Bemerkungen über sein zunehmendes Alter und der leise Blick auf die „fremde Individualität", — nicht eines Menschen, sondern einer Zeit, erhebend auch sein Geständnis, wie er irdische Schätze verschmäht hat, obwohl er sie hätte haben können, nur um sich seine Freiheit zu wahren, und wie er in seinem bescheidenen Kreise bleiben will bis an sein Grab. Darin erkennt er ein höheres ob ihm waltendes Gesetz, dem er sich unterwirft und wofür er Gott dankt. Denn gerade durch diese Schranken habe er den unerschütterlichen Mut gefunden, allem dem nachzuforschen, was die Natur unbeschränkt in ihn gelegt, — ein feiner Gedanke! Aus freiem Willen hätte er sich kaum dazu entschließen können; es war Gottes Werk. —

Es wäre ein sehr großer Verlust gewesen, wenn diese kleine, aber inhaltsvolle Schrift verloren gegangen wäre und gewiß werden unsere Leser dieselbe — trotz des mehr geschäftlichen Titels — in ihrer Bedeutung zu würdigen wissen.

Was die Person des Herrn Willemer betrifft, der durch seine Veröffentlichung in der Frankfurter Zeitung Veranlassung zu diesem Flugblatte gegeben hat, so war derselbe Bankier in Frankfurt a. M., ein Freund und eifriger Förderer der Sache Pestalozzi's in seiner Heimatstadt, wo sich überhaupt ein Sammelpunkt von Freunden und Förderern der Sache Pestalozzi's befand: Carl Ritter, Gruner, Lejeune, ein Arzt, Engelmann, Nänny, vor allen aber Mieg, der Erzieher im Hause des Geh. Rates v. Willemer war, ein Mann, der sich in Yverdon selbst um Pestalozzi große Verdienste erworben hatte, insofern er lange Zeit das Finanzwesen des Instituts in Ordnung hielt. Pestalozzi wurde von Frankfurt aus vielfach unterstützt, namentlich durch Uebersendung von Zöglingen, wie denn diese Stadt eine der ersten war, die das Pestalozzi'sche System in Deutschland einführte, namentlich in der s. g. Musterschule. Vergl. Morf, Bd. IV, 134 u. a. — u. m. Vortrag: „Pestalozzi in Frankfurt a. M." in der Frankfurter Schulzeitung 1895. No. 21 u. 22. —

Ein edler Vater eines Jünglings, der einer der ersten war, an dem sich der Wert einiger unserer Erziehungsmittel — die er durch die Hand seines Erziehers, meines Freundes, Herrn Mieg, zumteil in meinem Hause genossen hat — vorzüglich erprobte, Herr von Willemer aus Frankfurt am Main, hat in die Zeitung dieser Stadt folgendes einrücken lassen:

„Der alte, zweiundsiebenzigjährige Pestalozzi in Iferten, der auch von unsern Kindern erzogen hat, darbet im Alter, und bat in der Beilage der Oberpostamts-Zeitung vom 3. dieses Monats seine Zeitgenossen um Unterstützung. Zu dem Ende habe ich eine Subskriptionsliste auf seine Werke im Casino aufgelegt, außerdem kann man auch auf der Lesegesellschaft und auch auf dem Contor dieser Blätter unterzeichnen.

Frankfurt a. Main, den 14. Mai 1817.

Unterz. Willemer.

Der Edelmut, mit dem Herr von Willemer auch bei der leisesten Ahnung, ich möchte in meinem Alter darben müssen, seine Mitbürger

zur Unterzeichnung meines Subskriptionsplanes aufgefordert, hat mich innig gerührt und verdient meinen wärmsten, aufrichtigsten Dank. Aber ich fühle mich dabei auch verpflichtet, so viel an mir ist, zu verhüten, daß diesfalls der Edelmut keines einzigen Menschen irregeführt und mißbraucht werden könne. Das ist um so viel notwendiger, da viele, sehr viele Personen, die meine äußern Verhältnisse so ziemlich kennen, meinen Subskriptionsplan in Rücksicht auf seine anscheinende diesfällige Tendenz in einem hohen Grad laut mißbilligen. Ich eile also, so schnell, als es mir nur immer möglich ist, mich ganz offen zu erklären, daß ich in Rücksicht auf meine individuelle Personallage durchaus nichts weniger als darbe. Als Schriftsteller zahlt mir jeder Buchhändler so viel, daß ich im Ueberfluß leben könnte, wenn ich Ueberfluß suchte, und das mir Notwendige immer leicht finden kann, wenn ich arbeite. Ich muß noch weiter gehen und in das Verhältnis eintreten, in dem ich zu meinem einzigen Erben, meinem Sohnssohn, diesfalls stehe. Seine Großmutter, meine liebe Frau selig, hat den Ueberrest ihres geerbten Vermögens in vögtliche Hände gelegt, und dieser ist für den bürgerlichen Gewerbstand, dem er sich gewidmet, (er ist ein Gerber), vollkommen genugthuend. Ich habe also als Privatmann von dieser Seite gar nichts zu wünschen, und wünsche auch nichts. Aber für die ernste und wirksame Betreibung meines Lebenswerks bin ich in den Verhältnissen, in denen ich mich wirklich befinde, arm, sehr arm. Doch auch diese Seite fordert, um keinem Mißverstand unterworfen zu sein, eine nähere Bestimmung. Ich habe mehr als hundert Zöglinge. Ich habe ein in jeder Hinsicht für meine Zwecke vortreffliches Lokal umsonst. Ich genieße die Achtung und das Vertrauen vieler begüterter Eltern und die Stadt Iferten thut zur Begünstigung meiner Unternehmung, was ich mit Billigkeit von ihr fordern kann. Ein solches Unternehmen, sagen ihrer viele, und zwar dem Anschein nach mit vollkommenem Recht, sollte auch ökonomisch vortrefflich stehen. Aber ein Jeder, der weiß, daß mein Unternehmen ganz ohne den geringsten Kapitalfond angefangen und bis jetzt mehr durchgekrotet[1]), als ökonomisch solid geführt werden konnte, und beinahe als ein unverantwortliches Wagestück dastand, das, durchaus allem Auffressen der armen Wirtschaft unterliegend, die Folgen des diesfälligen Verderbens in riesenmäßiger Größe auf sich wirken ließ, der wird hierüber anders denken. Das Haus war, ich muß es einmal gerade heraus sagen, sehr genialisch geführt und trieb sich eine Reihe von Jahren in vielseitigen Versuchen herum, die, mit ökonomischer Sorglosigkeit gemacht, äußerst geldfressend waren und meistens, sobald die Ausgaben dafür bezahlt waren, wieder aufgegeben und vergessen wurden. Ich war in dieser Lage gut, aber nicht wie ein Mann, sondern wie ein Kind. Ich war gut, wo ich nicht hätte gut sein sollen, und ließ mir über den Kopf wachsen, was ich mir nie über den Kopf hätte wachsen lassen sollen. Da ich in unserm

[1]) Ein Schweizerwort.

Gang sichere Spuren des Höchsten, des Erhabensten fand, was für die Menschheit erzielt werden konnte, lebte ich liebend, glaubend und träumend in Umgebungen, in denen der Glaube und die Hoffnung an dieses Erhabene wie in mir selbst mit vielseitiger Untüchtigkeit zu genugthuender, kraftvoller Ausführung dessen, was im ganzen Umfang unserer Ansichten notwendig gewesen wäre, verbunden war. Wir saßen wahrlich in Rücksicht auf einige Gegenstände unserer Betriebsamkeit bei einander, wie Bergmänner, die sichern Spuren von Goldminen nachgraben, aber die Bergwerkskunst nicht genugsam verstehen, sich gar oft in Irrgängen verirrten, die wohl gar viel Gold ansprachen, aber zu keinem Gold führten. Die Folgen dieses Urzustandes unserer Bestrebungen waren zumteil voraus zu sehen. Aber ich sah sie nicht nicht voraus. Die ökonomische Verwirrung des Hauses, seine Verschuldung und die verderblichen Folgen dieses Zustandes auf den ganzen Umfang unserer Bestrebungen waren unausweichlich und erreichten vor ein paar Jahren so weit den höchsten Gipfel, daß Jedermann, der den näheren Zustand des Hauses kannte, seinen gänzlichen Ruin als gewiß annahm und annehmen mußte. Der Wunsch zu helfen war in der Umgebung vieler Männer rege, aber der Zustand des Hauses war von ihnen nicht genug im ganzen Umfang seines Verderbens erkannt, und die Maßregeln, die unter diesen Umständen genommen wurden, konnten durchaus nicht genug thun. Ich widersprach nicht, denn alles Vertrauen auf mich war gänzlich dahin. Ich ließ mir, um mein Haus zu retten, in diesem Zeitpunkt gefallen, was unter Tausenden sich kein Einziger gefallen lassen würde. Aber es half nicht. Täglich in meinem Haus fremder und ohnmächtiger, sah und erfuhr ich für mich neue Gefahren. Ich zitterte vor denselben, und mußte notwendig neue helfende Hände an mich ketten. Ich that es, und es gelang mir wirklich, den reißenden Strom des wirtschaftlichen Verderbens meines Hauses einmal etwas still zu stellen. Aber die Maßregeln, die hierfür ergriffen wurden, machten ebenfalls heiter, daß die wirtschaftlichen Kräfte, die aus der sich selbst überlassenen Anstalt hervorzugehen vermochten, durchaus nicht genugsam seien, die Erreichung der Zwecke, denen wir entgegenstrebten, zu erzielen. Es wurde unumgänglich notwendig, alle mir von einer andern Seite übrig gebliebenen Mittel zu vereinigen und in Thätigkeit zu setzen. Ich hatte aber keine andern, als meinen Schriften bei einer neuen Auflage den höchst möglichen Ertrag zu sichern. Ich wandte mich deshalb schon damals an verschiedene Monarchen und Regierungen, um durch Privilegien in den Stand zu kommen, mein einziges freies Eigentum, meine Schriften, für diesen Zweck vorteilhaft benutzen zu können. Daß ich diesfalls glücklich war, weiß jetzt Jedermann, daß ich dafür dankbar sein werde, wird die Nachwelt erkennen. Ich mußte diese Maßregeln der Privilegien und der Subskription ergreifen, wenn ich nicht gefahren wollte, daß das Scherflein, das ich persönlich bei dem, was bisher von meiner Seite zur Beförderung der Menschenbildung gethan worden, als das meinige ansehen darf, nicht völlig ver-

loren gehe, sondern sich, wie es persönlich, wenn auch noch so beschränkt, in mir liegt, auch in mir erhalten und von mir bis an mein Grab also fortbearbeitet werde, daß jeder tiefer sehende und kraftvoller und umfassender wirkende Mann das, was sich hiervon als gut und anwendbar erprobt, an sein höheres Thun anschließen und zum Wohl der Menschheit benutzen könne. Es liegen mir bedeutend scheinende und aus dieser Eigenheit hervorgehende Vorarbeiten über viele Teile der Erziehung und besonders der Volks- und Armenerziehung, sowie der Volks- und Armenversorgung noch in meiner Hand, die ich im Drang und in der Unruhe meiner Lage bei weitem nicht zu dem Grad der Reifung und Vollendung habe bringen können, zu der ich sie bei aller Schwäche und Beschränkung meines Alters und meiner Lage zu bringen vermag, wenn ich zu der Gemütsruhe und häuslichen Selbständigkeit, die ich hierfür notwendig habe, gelangen kann. Ich muß dieses ebenfalls von einigen Versuchen sagen, die eine philologisch tiefer begründete Erlernung der ältern und neuern Sprachen zum Zweck haben, ebenso von vielseitig bedeutenden Notizen über den Geist der Zeit und die Begegnisse meiner Tage, und endlich zähle ich hierzu Bruchstücke aus meinem Leben selber und frei bearbeitete Ansichten der Schicksale meines Lebens und meines eigenen Benehmens in demselben.

Es ist gewiß, wenn ich nicht dazu gelange, diesen Nachlaß meines Lebens, ich will nicht sagen genialisch, aber ich muß sagen auf eine Weise zu bearbeiten, die die Individualität meiner diesfälligen Ansichten bestimmt hervorspringen zu machen geeignet ist, so wird derselbe, so wie er in die Hand des Publikums fallen wird, durchaus nur der wörtliche Ausdruck des ermüdeten, unter seinen Lasten fast erlegenen und durch Mißverstand und Anstöße fast zur Verzweifelung gebrachten, halbtoten Pestalozzi sein, und auf keine Weise als die lebendige Darstellung der sittlichen und geistigen Belebung erscheinen, mit der mein Herz in den Augenblicken innerer Ruhe und Befriedigung von den Ansichten und Wahrheiten, die ich in diesem Nachlaß berühre, ergriffen glüht. Diese innere Belebung meiner selbst ist es aber auch allein, was imstande ist, diesem Nachlaß meines Lebens einen wahren Wert zu geben und ihm das heilige Gepräge aufzudrücken, mit dem meine Seele, so oft mit der Allseele der Menschennatur in Uebereinstimmung, die Herzen so vieler Menschen dem meinigen nahe gebracht und für das Göttliche und Heilige des reinen häuslichen Lebens und der aus ihm hervorgehenden höhern Mittel der Menschenbildung und Armenversorgung ergriffen und belebt hat. Aber die Ruhe und häusliche Selbständigkeit, die ich hierfür notwendig habe, fordert unter meinen gegenwärtigen Umständen Maßregeln, die ohne beträchtlich größere ökonomische Kräfte, als ich besitze, nicht genommen werden können.

Ebenso bin ich bei der Eigenheit meines Karakters, gebeugt von den Lasten meines Lebens, bei meinem Alter und bei den wachsenden menschlichen Schwächen dieses Zeitpunktes, ohne die Sicherstellung dieser Maßregel nicht imstande, die Mittel zu finden und anzuwenden, die es unumgänglich erfordert, um im ganzen Umfange meines Hauses die

häusliche Eintracht und Befriedigung und den Geist des allgemeinen Zusammenwirkens seiner Glieder zum gemeinsamen Ziel zu bewirken, auf welchem die innere Kraft aller wahren Menschenbildungsmittel und Erziehung wesentlich ruht. Und mein Herz sehnt sich unaussprechlich nach dem Zustande, in welchem ich an der Spitze eines, es ist gleichviel, ob eines kleinern oder eines größern Erziehungshauses als befriedigter und heiterer Großvater auf meine Kinder liebend und glaubend einzuwirken in den Stand gesetzt werde, und ebenso im Kreise meiner ältern und jüngern Freunde und Gehilfen in friedlicher Vereinigung, über jede Mißkennung erhaben, dastehen könnte, deren tief in der Menschennatur liegende Ursachen von einer Natur sind, daß sie mir es gebieterisch zur Pflicht machen, sie nur mit inniger Schonung und mit tief gerührtem Herzen ins Auge zu fassen und zu beurteilen. Ich spreche es bestimmt aus: Sie sind in ihrem innern Wesen aus einem ernsten Kampf edler Menschen für ihre individuelle Ansicht, für Wahrheit und Recht entsprungen, indessen aber doch von einer Natur, daß es heute noch Niemand vergönnt ist, sie in dem ganzen Umfang ihrer Wahrheit und ihrer Quellen zu erkennen. Mein inniger Wunsch ist, daß ihre Folgen verschwinden, ohne die Uebel zu erzeugen, die jedes oberflächliche und leidenschaftliche Geschwätz darüber veranlassen könnte. Der Gerichtsschreiber weiß, daß neue Geschichten nie viel taugen und der Psycholog weiß, warum.

Freunde der Menschheit! Das ist jetzt meine Lage, und in ihr liegt auch meine einzige Not und mein einziges großes, großes Darben, und es ist bestimmt diese und keine andere Not, warum ich in meinem Subskriptionsplan die Worte ausgesprochen, die die Mißdeutung meines Darbens veranlaßten. Ich hätte von keiner Privatnot je öffentlich geredet. Ich achtete ihrer durch mein Leben nicht, und habe auch nicht geglaubt, in meinem Leben Ursache zu haben, je etwas davon zu reden oder zu hören. Aber der Fall ist eingetreten, daß eine fast unglaublich schiefe Auslegung meines Subskriptionsplans mich zwingt, öffentlich zu sagen: Ich habe seit fünfzig Jahren keine Entbehrungen für meinen Zweck zu groß geachtet und mich in allen meinen Einrichtungen so eingeschränkt, daß ich selber die Sorge für meine Gesundheit diesen Zwecken untergeordnet, und selber in den letzten Jahren, in denen ich mir vornahm, zur Stärkung meiner Gesundheit eine Badekur zu gebrauchen, es die ganze Zeit übers Herz bringen konnte, mich dieser Ausgabe auszusetzen. Leidenschaftlicher Liebhaber von Mineralien, habe ich es nie wagen dürfen, auch nur von hier aus in das nahe Savoyen und Chamouny zu reisen, um hierfür etwas zu sammeln; und wer sollte es glauben, ich habe in meinem ganzen Leben es nie dahin bringen können, die Berghöhen auch nur meines Vaterlandes zu sehen. Ich habe noch keine einzige derselben gesehen, als die vom Gurnigel, wo mich der edle Zehender von Bern, nach meiner Zurückkunft von Stanz erschöpft und krank, aufnahm und heilte.

Noch einmal, ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, jemals eine Klage über die Beschränkung meiner Lage über meine Lippen

fallen lassen zu müssen; aber die Art, wie mein Subskriptionsplan an einigen, mir nichts weniger als gleichgiltigen Orten aufgenommen und beurteilt worden, zwingt mich zu dieser Aeußerung. Seit ein paar Wochen schreibt und sagt man mir fast von allen Seiten, meine Ankündigung sei als ein Bettelbrief angesehen, und tief unter der Würde, die ich mir selbst, meinem Leben, meinem Vaterland und meinen Zwecken schuldig sei. Diesem Mißverständnis und dieser Zudringlichkeit ein Ende zu machen, eile ich, mich bestimmt zu erklären. Der Fall eines persönlich wirtschaftlichen Notzustandes ist so wenig da, als eine meiner Seele ganz neue Neigung, in meinen alten Tagen noch für mich Geld zu sammeln. In Absicht auf meine ökonomische Beschränkung als Vorsteher meines hiesigen Etablissements ist wahr, dasselbe ist für den Augenblick noch merklich verschuldet. Aber die diesfällige Gefahr ist durch die seit ein paar Jahren eingetretene festere wirtschaftliche Ordnung schon gemindert und wird jetzt, bei der Fortdauer dieser Ordnung und durch die erhaltenen Privilegien, ganz wegfallen. Mein Subskriptionsplan gab nur darum zu dem berührten Mißverständnis Anlaß, weil ich die mir durch die Privilegien gewährten ökonomischen Vorteile schnell in meine Hand bringen und mein dadurch abträglicher gewordenes Eigentum noch bei meinem Leben auf die mir am vorteilhaftesten scheinende Weise benutzen wollte.

Ich glaubte mich auch in meiner Bitte an eine Welt zu wenden, der ich nicht mehr fremd sein sollte und der ich es auch nicht bin. Ich weiß, was ich durch mein Leben für meine Zwecke angeregt, in wie weit durch mein Streben und mein Thun viele edle Menschen angeregt worden sind, Erziehungs und Volksbesorgungs halber zu wünschen, was ich wünsche, zu hoffen, was ich hoffe und zu streben, wonach ich strebe. Ich weiß, mein Dasein und auch mein früheres Dasein ist in der Welt nicht verloren. Ich weiß, noch jetzt freuen sich viele, die mich kennen, wenn meine Kraft meine alten Hoffnungen und Wünsche für die Menschheit, für das Volk und die Erziehung forthin um mich her anzuregen, in mir selbst nicht stille gestellt, sondern gestärkt und sicher gestellt wird bis an mein Grab. Ich weiß, ich weiß es gewiß, viele von denen, die vor mehr als dreißig Jahren in Lienhard und Gertrud bei der Szene des Todbettes der Großmutter des armen Rudeli, der Erdäpfel gestohlen, Thränen der reinen Menschlichkeit geweint haben, werden sich auch heute noch freuen, dem Andenken an diese Thränen durch den Besitz meiner Schriften Dauer und neues Leben zu geben. Ich weiß ebenso, viele, sehr viele Menschen, die mich sowohl in meinen frühern Verhältnissen in Zürich und Neuhof, als in den spätern von Stans, Burgdorf, Buchsee und Iferten gekannt, das Streben meines Lebens und die Mißkennung und die Leiden die ich mir durch dieses Streben zugezogen, näher ins Auge gefaßt, freuen sich ebenso, durch den Ankauf meiner Schriften das Andenken an die Momente, in denen sie das Eigentümliche meiner Bestrebungen kennen lernten, in sich selbst zu erneuern. Ich könnte viel mehr sagen, aber ich will nicht, daß es auch nur von ferne scheine, ich wolle den An-

kauf meiner Schriften auf eine unedle Weise insinuieren. Das ist sicher, für meine Person ist es mir ganz gewiß gleichgiltig, ob ich viel oder wenig Subskriptionen bekomme. Ich freue mich ganz gewiß, noch recht viel damit ausrichten zu können. Ich freue mich ganz gewiß, mit vielem mehr auszurichten, als ich mit weniger kann. Ich bin aber auch bereit, mit Geduld und ungetrübtem Herzen es zu ertragen. Ich weiß, was es heißt, wer im kleinen treu ist, der wird über viel gesetzt werden, und ich muß es sagen, es ist mir viel lieber, die sichere Hoffnung zu haben, daß es nach meinem Tode geschehe, als durch täuschende Hoffnungen mich dahin führen zu lassen, in meinem gegenwärtigen kalten Winter erzwingen zu wollen, was zu seiner Reifung einen Sommer und Herbst fordert, der jetzt für mich bei fernem noch nicht da ist. Ich muß jetzt vielmehr die Maßregeln, die für mein nötiges Zurückschreiten zu dem, was zur Sicherstellung und neuen Begründung meiner Lebenszwecke jetzt not thut, als das, was zur Erzielung der spätern Resultate meiner Bestrebungen erforderlich ist, ins Auge fassen; und in dieser Rücksicht muß ich frei sagen, daß ich in meiner Lage und in meinem Alter meiner Individualität große Rechnung tragen muß. Was immer von einer Natur ist, daß es mich, so wie ich bin, aus meiner veralteten Individualität herauswirft, und mit welcher Art von Stricken in eine junge, neue, mir fremde, wenn auch über meine hoch emporragende Individualität hinzuziehen sucht, das scheue ich jetzt, wie ein alter Diener einen jungen neuen Herrn und ich weiß auch, warum. Ich will mir am Ende meiner Laufbahn nicht noch die unnütze Gewalt anthun, wider den Strom zu schwimmen, in den mich die Unschuld meiner Kinderjahre, gleichsam mir selbst unbewußt und ohne mein Zuthun, hineinwarf, und in dessen von mir unabhängenden Richtung ich nun einmal durch mein ganzes Leben fortgeschwommen bin. Ich kann nicht mehr anders. So wie ich älter und kraftloser werde, mischt sich jetzt noch Unruhe und Aengstlichkeit in mein diesfälliges Fühlen, Denken und Handeln und ich fürchte mich täglich mehr, auch nur daran zu gedenken, irgend etwas in meine Hand zu nehmen, das mir leicht wieder aus derselben herausfallen möchte, oder gar als eine Handschelle daran hängen bleiben dürfte.

Schon seit mehreren Jahren hat man mir Geld anerboten, um dem auffallenden Mißverhältnis meiner Bestrebungen zu meinen Kräften ein Ziel setzen zu können; aber hätte ich es angenommen, so wäre mein Alter Verpflichtungen unterworfen worden, die sich mit meiner Individualität gar nicht vertragen. Ich kann zwar nicht in Abrede ziehen, daß es mich oft wirklich gelüstete, diese Anerbietungen anzunehmen. Der engen Schranken meiner Kräfte mit Mißmut bewußt, habe ich sogar oft mit großer Unvorsichtigkeit versucht, aus denselben herauszutreten und an der Hand stärkerer Menschen, als ich bin, zu erzielen, was ich wohl sah, das ich in den Schranken meiner mir selbst überlassenen Kräfte nicht zu erzielen vermochte. Ich schäme mich der Wahrheit nicht, ich gestehe es frei, keine Erniedrigung, keine Demütigung war mir in der geduldigen Ertragung alles dessen, was ich glaubte,

das mich zu diesem Ziel führen könnte, zu viel. Aber es war umsonst. Ich blieb, was ich war, und keine meiner Adern nahm einen Tropfen Blut auf, der das meinige in dieser Hinsicht auch nur im geringsten anders gemacht hätte, als es immer war. Dieser Stillstand meiner selbst in dem vielseitigen Vorschreiten der kleinen Welt, die mich umgab, was ist er? Wie muß ich ihn ansehen? Soll ich ihn respektieren? Ich meine ja. Ich meine, ich soll den Kreis, der von Jugend an bis auf heute meinem Sein und meinem Streben die Schranken setzte, die ich ungestraft nicht zu überschreiten vermag, bis an mein Grab zu erhalten suchen. Ich meine, nach so vielen mißlungenen Versuchen, außer diesen Kreis herauszutreten, soll ich ihn endlich einmal als ein ob mir waltendes höheres Gesetz ins Auge fassen und ihn in der Reinheit und Unschuld seiner Erscheinung in meinen Jugendjahren in mir selbst wieder herzustellen und zu erhalten suchen. Von dieser Ansicht belebt, und gleichsam mir selbst wieder gegeben, kehre ich in mich selbst wieder zurück, und forsche mit Anerkennung der Schranken, die meine Bestrebungen unabänderlich begrenzen, mit unerschütterlichem Mut allem dem nach, was die Natur auf eine Art unbeschränkt, d. h. einer gänzlichen Reifung fähig, in mich selbst gelegt und danke es Gott, daß gebieterische Umstände mich nötigen, so viel als auf mich selbst beschränkt meinem Ziel entgegen gehen zu müssen. Ich hätte mich kaum aus freiem Willen hierzu entschließen können und doch ist kein anderes Rettungsmittel dessen, was in meinen Anstrengungen das meinige ist, als diese Beschränkung meiner selbst auf mich selbst. Ich kann nicht frei werden, als wenn ich nicht mehr sein will, als ich bin, und mein Leben war ein unnatürlicher Kampf gegen diese tief in mir liegende Neigung zur Freiheit meiner selbst. Auch erhebt es mein innerstes Gefühl, daß ich in dem durch die erhaltenen Privilegien erhöheten Wert meines schriftstellerischen Eigentums Mittel zur Sicherstellung dieser meiner Individualität so unumgänglich nötigen Freiheit des Lebens gefunden habe. Wie ein Licht, das dem Auslöschen nahe, den letzten Oeltropfen seiner Lampe gleichsam mit neuer Gewalt in seine sterbende Flamme hineinzieht, also zieht beim Erlöschen meiner Kräfte eine unwiderstehliche Gewalt noch den letzten Tropfen dieser meiner Kraft in die sterbende Flamme meiner Lebensbestrebungen hinauf. Ich bitte Gott, daß er diese meine letzte Kraft in mir stärke und die Herzen vieler Menschen zu mir wende, die, wenn sie wollen, imstande sind, mir das Tragen der schweren Lasten, die ich gleichsam noch auf meinem Todbett auf mich nehmen muß, zu erleichtern, und mir darin vor meinem Hinscheiden liebend und helfend beizustehen, wie ich vielen Menschen in meinem Leben in ihrer Notdurft und in ihren Bestrebungen helfend und liebend beigestanden habe und diesfalls bis an mein Grab mir selbst gleich bleiben und thun werde, was ich immer gethan habe, wenn man mir es möglich macht und es annimmt.

Iferten, den 6. Juni 1817.

Pestalozzi.

Drei Vorreden aus der Cotta'schen Ausgabe.

I. Vorrede Pestalozzi's zu den sämtlichen Schriften.

Diese Vorrede findet sich nur in der Cotta'schen Ausgabe, I. Band, S. III—XII. Die darin erwähnten Namen der Subskribenten sind in der C. A. aufgezeichnet, werden aber in die jetzige Ausgabe nicht aufgenommen.

Wenn ein Mann, dessen Mitwelt schon beinahe allgemein im Grabe ist, nach drückenden Täuschungen seines Lebens endlich noch erlebt, daß die Nachwelt, die er fast nicht mehr kennt, noch gern an den Gesinnungen und Bestrebungen seines Lebens teilnimmt, wenn ferner die Lebensbestrebungen dieses Mannes wichtig waren, wenn sie die Erziehung des Menschengeschlechts, wenn sie die Not und das Unrechtleiden der Armen, wenn sie die Gefahren, das Recht und das Heil seines Vaterlands selber betrafen, und Mißverstand und Unbill der Zeit diesen Mann durch sein Leben gleichsam ganz außer dem Kreise derer geworfen, die auf diese Gegenstände wirklichen Einfluß im Lande hatten, wenn seine Bestrebungen den nächsten Umgebungen der Mitwelt immer nur wie eine Lufterscheinung vorkam, von der sie nichts dachten, nichts fühlten und nichts hofften, als: Sie wird wieder verschwinden, — und dieser Mensch dann am Ende seiner Laufbahn doch noch erlebt, daß eine ihm folgende Nachwelt teil an den Bestrebungen seines Lebens nimmt und die Erhaltung derselben auch hinter seinem Grabe zu befördern sich anstrengt, wenn ein Mensch, der die erste Lieblingspflanze seines Gartens fast immer serben sah, dann endlich, wenn er auf die weitere Erhaltung ihres Lebens schon fast Verzicht gethan hat, sie nun einmal plötzlich in eine bessere Erde und, ich möchte sagen, unter einen bessern Himmel versetzt sieht, wie freut sich dieser Mensch, und wie glücklich fühlt er sich! — Edle der Zeit, die ihr meiner Mitwelt nachkommt und eine Nachwelt bildet, in

der ich mich nicht mehr kenne, — ich bin dieser glückliche Greis, der, nachdem er in durch sein Leben immer festgehaltenen menschenfreundlichen Versuchen der Ungunst seiner Zeit und seiner Umgebungen fast zu unterliegen schien, nun einmal am Rande seines Grabes wie vom Himmel herab neue Mittel und Kräfte zur Sicherstellung des Erfolgs seiner Bestrebungen in seine Hand fallen sieht.

Freunde der Menschheit! Das, wofür ich gelebt und es als den Erfolg meines Lebensschweißes und insoweit als das Meinige ansah, stirbt jetzt nicht, wie ich fürchtete, noch vor mir. Es stirbt jetzt nicht mit mir. Nein, das Grab, das mir gestern noch schwer vorkam, scheint es mir heute nicht mehr. Das Resultat meiner Lebensbestrebungen wird hinter demselben forthin und kraftvoller bestehen, als es je durch mein Leben dastand, — und, Freunde der Menschheit! wenn es mich jetzt schon innig freut, daß die Welt, die ich jetzt schon als die Nachwelt meiner Tage ansehen muß, durch eine höchst seltene Teilnahme an dem Thun meiner Vorzeit, an der neuen Ausgabe meiner zumteil ein halbes Menschenalter alten Schriften den Ansichten und Bestrebungen meines Lebens eine Aufmerksamkeit erzeigt, die ich seit langem nicht mehr hoffen zu dürfen glaubte, so erhebt es mein Herz noch unendlich mehr, daß diese Aufmerksamkeit sich in einer Handlung ausspricht, die die Fortdauer meiner Bestrebungen auch hinter meinem Grab zu sichern geeignet.

Es muß mein Herz erheben, daß Menschenfreunde auf den Thronen und edle Bürger in stillen Hütten hiefür so vieles beitrugen. Es muß mein Herz erheben, daß Rußlands erhabener Kaiser, der die Herzen der Könige zu einem Weltfrieden und zu der nur durch diesen möglichen Staatengerechtigkeit für den Armen und Schwachen im Lande vereinigt hat, auch das Scherflein meines Lebens zum Dienst der Armen und Schwachen seiner Aufmerksamkeit gewürdigt und die diesem Dienst geweihte Ausgabe meiner Schriften mit kaiserlicher Großmut begünstigt. Es muß mein Herz erheben, daß auch Preußens erhabener Herrscher meine diesfälligen Zwecke königlich unterstützt, und — sollte ich heute der angebeteten, verewigten Königin vergessen, die schon vor so vielen Jahren den Anfängen meiner Bestrebungen Ihren hohen Beifall erteilte, und, liebend und glaubend ans Menschenherz, Gutes davon erwartete? Seit dieser Zeit hat Preußens Staat nicht aufgehört, meine Bestrebungen zu unterstützen und durch die Begünstigung der jetzigen Ausgabe meiner Schriften gleichsam das Siegel auf das Zutrauen gelegt, das dieser Staat so standhaft und anhaltend meinen Versuchen geschenkt. Auch Bayern, das seit zwanzig Jahren durch die Erhöhung der Volkskraft in der Erhöhung der Staatskraft vorgeschritten, wie in diesem Zeitpunkt kein anderer Staat, und Württemberg, das die segensvollen Folgen einer hohen, religiösen Volkserhebung seit Jahrhunderten noch heute in sich selbst trägt, haben beide, sowie das Großherzogtum Baden, durch landesherrliche Begünstigung der neuen Ausgabe meiner Schriften ihre Teilnahme an den Mitteln, den Bestrebungen

meines Lebens auch hinter meinem Grabe Spielraum zu verschaffen, beurkundet und dadurch hohe Ansprüche an den Dank meines Herzens erhalten. Auch mein Vaterland hat mir das Privilegium für den Druck und Verkauf meiner Schriften durch das Organ seiner zwei und zwanzig Regierungen mit hohem Wohlwollen zukommen lassen, und in mehrern unserer Städte, besonders in Freiburg, St. Gallen, Basel und Zürich haben edle Partikularen die Subskription auf meine Schriften mit großer Thätigkeit begünstigt.

Aber herzerhebend ist die in die tausende gehende Anzahl der edlen, deutschen Männer aus allen Ständen, die der Beförderung meiner Zwecke durch ihre Subskription auf meine Werke gehuldigt haben. Viele deutsche Städte und besonders das meinen Bestrebungen schon so lange günstige Frankfurt am Main haben sich hierin sehr ausgezeichnet.

Edle Männer! Ihr habt durch eure Handlung nicht mir, ihr habt durch sie eurem eignen Herzen gehuldigt und eure Gabe — ich erkenne jede Subskription auf meine Schriften als eine von der Menschenfreundlichkeit meines Geschlechts für die Armut, für die Erziehung und für das Volk in meine Hand gelegte Gabe, — Freunde der Menschheit! Ihr habt durch eure Gaben nicht mir, ihr habt durch sie eurem eignen Herzen gehuldigt. Ihr habt durch sie ein Denkmal eurer Liebe zum Volk, eurer Sorgfalt für die heilige Armut und eurer Teilnahme an der Veredlung unsers Geschlechts auf den Altar der Menschheit gelegt und mich durch sie auf eine erhabene Art in Pflicht genommen, das Aeußerste, was in meinen Kräften ist, zu versuchen, das eure menschenfreundliche Handlungsweise wirklich die segensvollen Folgen habe, die ihr davon erwartet. Menschenfreunde! Ich werde das Aeußerste versuchen, euren Hoffnungen zu entsprechen.

Ich kann mir zwar nicht verhehlen, die Verpflichtungen, die ich in meiner Rede vom 12. Jenner übernommen, sind groß, und nach den Schwierigkeiten, die der Ausführung dieser Verpflichtungen vielseitig im Weg stehen, sollte ich mit dem Anfang meiner Armenanstalt wenigstens so lange warten, bis die Kapitalsumme, die mir meine Subskription auf meine Schriften zusichert, ganz in meiner Hand sein wird. Aber ich darf nicht. Meine Lebenstage sind auf ihrer Neige und mein Grab steht gleichsam offen vor meinen Füßen. Ich muß alles mögliche thun, um das, was ich in Rücksicht auf meine Bestrebungen persönlich zu leisten imstande bin, durch mich selbst noch bei meinem Leben zustande zu bringen.

Ich darf indessen hierin um so mehr mit einiger Zuversicht zu Werke gehen, da die Wahrscheinlichkeit eines sichern Eingangs der für den Anfang meiner Unternehmung notwendigen Ressourcen mit jedem Tage zunimmt und besonders dadurch sicher gestellt wird, daß Herr von Cotta mein diesfälliges Unternehmen mit fortdauerndem Edelmut begünstigt und mit mir die Einrichtung getroffen hat, daß die Subskription auf meine Schriften zugunsten meiner Unternehmung mit gleichen

Vorteilen für die Subskribenten forthin durch mich offen bleibt. Ich bitte in dieser Rücksicht die edlen Männer meines Vaterlandes und Deutschlands, die meine Bestrebungen in dieser Unternehmung so menschenfreundlich befördert haben, diese Subskription forthin mit dauerndem Wohlwollen zu begünstigen und sich diesfalls in ihren weitern Bemühungen an mich selber zu wenden. Ich werde die Namen der künftigen Subskribenten den folgenden Teilen dieser Ausgabe vordrucken lassen und mir alle mir mögliche Mühe geben, diese neue Ausgabe meiner Schriften durch Zusätze und Verbesserungen so nützlich und angenehm zu machen, als mir immer möglich.

Iferten, den 8. September 1818.

Pestalozzi.

II. Vorrede zur „Zahl- und Formlehre."

(Bd. XIV, C. A.)

Wir haben bereits die Vorrede zur C. A. wieder gegeben; Pestalozzi hatte außerdem zu den meisten Schriften noch besondere Vorreden geschrieben, die wir an der betreffenden Stelle zum Abdruck gebracht haben. Nun existieren aber noch zwei Vorreden zu Band XIV u. XV der C. A., welche mathematische Schriften von Joseph Schmid, die wir in die jetzige Aufnahme nicht aufnehmen, enthalten; die beiden Vorreden aber sind aufzunehmen, da sie von Pestalozzi herrühren und wichtige pädagogische Fragen, so namentlich über die erste häusliche Erziehung, über die Pflichten der Eltern und über das Verhältnis des Hauses zur Schule behandeln. Pestalozzi verfaßte gemeinlich solche Vorreden zu den Schriften seiner Mitarbeiter, so zu den Elementarbüchern, namentlich zu Krüsi's „Buch der Mütter", zu der Schrift Niederers „Pestalozzi's Erziehungsunternehmung im Verhältnis zur Zeitkultur" u. a. Ein Zeugnis, daß Pestalozzi die Vorreden zu solchen von seinen Mitarbeitern oder Schülern verfaßten Schriften schrieb, findet sich im Briefwechsel mit dem Kandidaten und Lehrer Hirt (Pest. Studien III, 47 ff.), wo Pestalozzi das Manuskript eines vereinbarten Elementarbuchs für die lateinische Sprache verlangt mit der Bemerkung: „Ich werde jetzt schnell an die Ausarbeitung meiner etwas weitläufig werdenden Vorrede gehen."

Die hier wieder gegebenen Vorreden finden sich C. A. Band XIV Seite III—XXXVI und Bd. XV, S. III u. IV. —

Indem wir uns vornehmen, die Resultate unsrer vieljährigen Bestrebungen, den Volksunterricht durch die möglichste Vereinfachung seiner Mittel den Wohnstuben desselben näher zu bringen, dem Publikum vorzulegen und besonders durch die gegenwärtigen Bogen thatsächlich ins Licht zu setzen, daß die von uns vereinfachte Zahl- und Formenlehre geeignet sei, von den Müttern des Landes allgemein dahin benutzt zu werden, sie in vorgezeichneten Stufenfolgen ihren Kindern naturgemäß und mit gesichertem Erfolg einzuüben, so fühlen wir da-

bei dennoch, daß diese Einführung sehr großen Schwierigkeiten ausgesetzt sein wird, um so mehr, da wir uns nicht verhehlen dürfen, daß die Art und Weise, wie der praktische Teil unsrer Erziehungs- und Unterrichtsmittel bis jetzt wirklich ausgeführt worden, zu vielerlei unrichtigen Ansichten, unbegründeten Urteilen und selbst zu Mißgriffen und Mißverständnissen Anlaß gegeben haben, die wir nicht mehr unberührt auf Geratewohl hin wirken lassen können, was sie fundamentlos zu wirken vermögen.

Soll das, was wir durch unsere Bestrebungen für die Erziehung und den Unterricht zu erzielen gesucht haben, in der Tiefe der Menschennatur Wurzel fassen, und nicht als eine oberflächliche und vergängliche Zeiterscheinung, wie ein Meteor, wieder verschwinden, so ist vor allem aus notwendig, daß wir diese praktische Darlegung des Gegenstandes von seinem ersten und ursprünglichsten Anfange an in's Auge fassen. Deswegen müssen wir bitten, nicht nur die Darlegung des Unterrichtsfaches, die den Inhalt dieses Bandes ausmacht, sondern alles, was wir diesfalls ununterbrochen vorzulegen gedenken, von diesem Standpunkt aus zu betrachten und einer ernsten Prüfung zu würdigen. Aus der gegenwärtig vorgelegten Schrift geht klar hervor, daß eine wahre und begründete Erziehung und ein naturgemäßer Unterricht in allen seinen Teilen von der Wiege an seinen Anfang nehmen muß, wenn er nicht fundamentlos dastehen und auf Sand gebaut werden soll; nicht weniger, daß das häusliche Leben mit allen seinen bildenden Elementen und Berührungen die erste und wesentlichste Schule aller Erziehung, alles Unterrichts, ja selbst die Schule des gesamten Menschengeschlechts ist. Wird das häusliche Leben fernerhin als ein verödetes, für die Erziehung und den Unterricht unnützes und unbrauchbares Bildungsmittel angesehen und behandelt, so müssen wir unverholen gestehen, das Eigentümliche unsrer Lebensbestrebungen würde in diesem Fall durchaus keinen Boden finden, auf dem es auf irgend eine Art wirklich zu gedeihen hoffen dürfte.

Es muß also alles daran liegen, daß das Wesen unsrer diesfälligen Ansichten nicht im Dunkeln gelassen werde. Es kann aber nicht. Doch, das Licht der wesentlichsten elementarischen Grundsätze, das durch alles Dunkel unsers verkünstelten Zustandes durchschimmert, ist von einer Natur, daß es nicht allein im Geist und im Herzen der edlern, ausgezeichnetern Männer unsers Geschlechts Nahrung findet, nein, es findet seine beste und kraftvollste Nahrung ganz gewiß in der Menge aller Menschen, denen Muttersinn und Muttertreue, Vaterkraft und Vatertreue inwohnt und truglos und wahrhaft eigen ist.

Indes kann ich mir durchaus nicht verhehlen, daß die größere Anzahl der sogeheißenen gebildeten Zeitwelt und ganz gewiß auch mehrere sehr ausgezeichnete Kenner wissenschaftlicher Fächer nur einwenden werden, das, was wir durch das ABC Buch unsrer Zahl- und Formenlehre zu erzielen suchen, werde in der Art und Weise, wie das Zählen, Messen und Rechnen in den bessern Schulen betrieben werden, nicht

nur alles geleistet, sondern weit übertroffen. Ich muß aber darüber bestimmt antworten, daß diejenigen Personen, welche hierüber also absprechen, welches Verdienst sie sonst auch immer haben mögen, das Eigentümliche unsrer Zahl- und Formlehre und den bestimmten Zweck ihrer Mittel nicht in seinem wahren Gesichtspunkt ansehn. Unsere Darlegung der Zahl- und Formlehre darf durchaus nicht als ein blos vorzügliches Handbuch, um die Kinder schnell und richtig zählen, messen und rechnen zu lehren, angesehen werden. Unsere aufgestellten Reihenfolgen der Uebungen im Zählen und Messen haben einen ganz andern Standpunkt, von dem sie ausgehn, und sollen das Kind durch ihr tief ins Innere seiner Bildungsfähigkeit eingreifendes Wesen unendlich weiter als nur dahin führen. Die allgemeine Entwickelung seiner geistigen Anlagen und Kräfte, von ihrer ersten Stufe an, in welcher sich dieselben zu äußern anfangen, ist das Wesentlichste und Wichtigste, das wir durch sie zu erzielen suchen und was bei genauer Befolgung der Wegweisung und der Stufenfolgen, die wir in diesen Bogen ausführlich darzulegen gesucht haben, auch mit Sicherheit erzielt werden kann. Es ist uns also nicht genug, daß der Schüler dahin geführt werde, mit einiger Leichtigkeit und Sicherheit rechnen zu lernen; er soll zur richtigen Anschauung und von der richtigen Anschauung zum richtigen Denken, und vom richtigen Denken endlich zum richtigen Rechnen geführt werden. Aber durch eine richtige Anschauung und durch ein richtiges Denken soll der Schüler eben so geschickt zu alle dem werden, was die Denkkraft nur einigermaßen anspricht, als er es durch die diesfälligen Uebungen für das Rechnen geworden ist. Es kann also niemand mehr auffallen, daß und warum man diesen Uebungen eine Ausdehnung und einen in einander greifenden Zusammenhang gegeben hat, vermöge deren immer jede vorhergehende Uebung als Grundlage, auf welche jede künftige gebaut werden kann und gebaut werden soll, angesehen werden muß. Daß auf diesem Wege nicht nur die Denkkraft des Kindes auf eine Weise gebildet wird, die das Höchste zu erzielen geeignet ist, sondern daß dadurch selbst die schöpferische Denk- und Erfindungskraft des Kindes einen Spielraum und eine Ausdehnung erhalten, die für sein ganzes künftiges Leben von den größten und weitführendsten Folgen sein werden, kann nun keinem Zweifel mehr unterliegen.

Eine andere Einwendung, von der ich mir eben so wenig verhehlen kann, daß sie von noch weit mehrern gebildeten Zeitmenschen gegen meine Anmaßung, die Zeitmütter mit der Erlernung dieser Stufenfolgen zu belasten, gemacht werden wird, ist diese: Es werde bei diesem Versuch, wenn er auch an sich gute Folgen haben könnte, dennoch nichts herauskommen, die Zeitmütter werden sich diese Hauslast zu den übrigen, die sie schon auf sich haben, nicht noch aufladen lassen. Und ich sehe zum voraus, die weit größere Anzahl der gebildeten Zeitmütter werden diesem vorlauten Urteil sehr vieler sonst weiser Männer unsrer Zeit ihren lauten Beifall geben und bestimmt behaupten, die Ansichten dieser Zahl- und Formlehre seien ihrer empfangenen Bildung ganz fremd

und sie selber darin so ungewandt als junge Kinder und sichtbar noch weit unbehaglicher als sie. Es ist indes gut, daß die größere Anzahl der Zeitmütter diesen Einwendungen nur darum ihren Beifall geben, weil sie sich selber in der Wahrheit ihrer Mutterliebe und ihrer Mutterkraft nicht erkennen und den Mangel an der Kunstausbildung dieser Kraft als Mangel an dem Wesen derselben, die hierfür allein angesprochen wird, ansehn. Viele von denen, die in dieser Täuschung leben, haben diese Kraft vielleicht in eben dem Grad reiner und stärker in sich selbst, weil sie unter dem Schein der Bildung dazu nicht mißbildet worden. Die Natur mangelt, Gott Lob! dem Menschengeschlecht nicht, wenn ihm schon die Handbietung der Kunstausbildung derselben mangelt. Die edelste Kraft kann durch Umstände so eingeschläfert werden, daß sie äußerlich wirklich als tot und gänzlich mangelnd in die Augen fällt und der Mensch, der sich der äußern Darstellungsfähigkeit beraubt sieht, kann wirklich in die Täuschung fallen, er besitze eine solche Kraft gar nicht. Aber sie mangelt ihm um deswillen bei fernem nicht innerlich in sich selbst und wenn Umstände und Verhältnisse eintreten und ihm Thatsachen vor seine Sinne gebracht werden, die diese innerlich in ihm noch lebende Kraft mit Macht ergreifen, so erwacht er aus seiner Selbsttäuschung und fühlt, was er ist, was er kann und was er will. Und imgrund ist das weibliche Geschlecht unendlich weniger in der Täuschung über alles, was ihre Mutterliebe, Muttertreue und Mutterpflicht anspricht, durch den Eindruck der Zeitverhältnisse und Zeitlasten verirrt und verhärtet, als das männliche durch diese Verhältnisse und Lasten gegen die heiligen Gefühle der reinen Vaterliebe, Vatertreue und Vaterpflicht, besonders in den gebildeten Ständen vielseitig verirrt und verhärtet ist. Es ist unstreitig richtig, die Mutter findet sich in allen Ständen und Verhältnissen, in denen ihr Mutterherz, ihre Muttertreue und ihre Mutterkraft naturgemäß angesprochen wird, leicht, lebendig und schnell sich selbstfühlend bewegt und wir dürfen durch eine Reihenfolge von großen Erfahrungen belegt, zuversichtlich aussprechen: Unsere Zahl- und Formenlehre hat Mütter aus allen Ständen, wenn sie ihre Resultate an unsern Kindern gesehen haben, auf eine Weise ergriffen, daß sie mit den bestimmten Worten vor unsern Ohren ausgesprochen: Gott! wenn wir in unserer Jugend auf diese Weise zählen, messen und zeichnen gelernt hätten, wie vieles könnten wir unsere Kinder in der Wohnstube selber lehren, das wir jetzt fremden Leuten überlassen müssen, die das, was hier geleistet wird, selber nicht können, indem sie es nicht thun. — Ja, es ist bestimmt wahr und wir dürfen es mit Zuversicht aussprechen, die Mittel der Elementarbildung, und namentlich diejenigen der Zahl- und Formlehre, sind durch ihr Wesen geeignet, nicht nur entscheidend große Resultate für die naturgemäße Ausbildung der Geistes- und Kunstkräfte hervorzubringen, sondern selber die Lücken und Fehler, die durch den Mangel an Bildung und selber durch die Mißbildung unsrer Kräfte und Anlagen erzeugt worden sind, allmählich in unserm Geschlecht wieder auszubilden. Nein,

Mütter des Landes! traut euch selbst und glaubt, und laßt euch nicht angeben, daß ihr unfähig seid, die Armseligkeit der einfachen Formen euch einzuüben und zum Segen eurer Kinder euch eigen zu machen, die ein jedes Kind, wenn sie ihm in Liebe und Freiheit vor die Sinne gebracht werden, von sich selber spielend ergreift und sich eigen macht. Die Teilnahme an dem Kinderspiel dieser Uebungen nimmt euch wahrlich nicht so viel Zeit und wird euch nicht so lästig, als es euch bei der ersten, euch nur auf dem Papier und nicht in der wirklichen Anschauung vorgelegten Darstellung erscheinen mag. Nein, Mütter! erliegt dem Blendwerk dieser euerm Mutterherzen so nachteiligen Täuschungen nicht in kindischem Leichtsinn, in kindischer Leichtgläubigkeit. Nein, Mütter! erliegt ihm nicht. Seid nicht schwachmütig. Es ist eure Mutterpflicht, unterliegt derselben nicht ohne Schwertstreich. Erlaubt mir, euch über diese Täuschung so viel Licht zu geben, als mir immer möglich ist. Ich habe in der Ueberzeugung eurer innern Belebung für alles, was das Heil und den Segen eurer Kinder zu betreffen vermag, mich in der ganzen Ausdehnung meiner Bestrebungen, den Volksunterricht zu vereinfachen, vorzüglich an euch gewandt, und die Mutter nicht nur als die wichtigste und erste Lehrerin ihrer Kinder dargestellt, sondern auch alles gethan, was mir möglich gewesen, ihr Mittel zu geben, die am allermeisten, und ich möchte fast sagen, nur allein in ihrer Hand groß und segensvoll werden können. Selbst die Zahl- und Formenlehre ist in diesem Geist bearbeitet, und es ist alles nur mögliche gethan worden, dieselbe zu der kindlichen Einfachheit, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, herabzustimmen oder hinaufzuheben, in der sie wirklich in eure Hand gelegt wird. Und, Mütter! seid dessen sicher, die Anforderungen, die dieser Bogen halber an euch geschehen, sind nicht geeignet, euch, wie ihr wähnet oder wie man euch angeben möchte, den Mut zu nehmen, auch nur einen Anfang davon zu machen und einen Versuch zu wagen. Nein, nein, sie sind bestimmt geeignet, euren Mut hiefür in euch selber zu begründen und euch den Erfolg desselben zum voraus sicher zu stellen, indem sie euch positive Mittel der Ausführung dessen, was wir von eurer Mutterliebe und von eurer Muttertreue wünschen und hoffen zu dürfen glauben, an die Hand geben.

Ich muß aber in dieser Rücksicht die Mutter auf den natürlichen Standpunkt zurückführen, von dem ihre ursprüngliche Thätigkeit in Rücksicht auf diesen Gegenstand, wie in allen andern in der Welt, auszugehen vermag. Sie, diese Thätigkeit, muß notwendig beim Leichten und Einfachen anfangen und an das geknüpft werden, was in ihr sich schon zum voraus begründet vorfindet. Ich will deswegen annehmen, eine Mutter sei nicht imstande, im ganzen Umfange der Bedürfnisse ihrer Kinder das zu gebrauchen und anzuwenden, was ich über die Zahl und Form diesfalls darlegte und sogar, es mache ihr sehr viele Mühe, sich das eigen zu machen, was von ihr in dieser Schrift, so wenig es auch sei, gefordert werde, ja, sie halte sich selbst für unfähig, sich dieses in einem hohen Grad eigen zu machen, um es ihren Kindern

mit bedeutendem Erfolg mitteilen zu können, so muß ich, wenn ich alles dieses für wahr und selbstsuchtlos ausgesprochen annehme, ihr dennoch bemerken, das enthebe sie in einer für ihr Kind so wichtigen Angelegenheit der Pflicht nicht, die ersten Anfänge dieser Anleitung in's Auge zu fassen und selbst zu sehen, ob es denn wirklich so schwer sei, sie sich eigen zu machen. Vieles, sehr vieles in der Welt ist nur darum und nur so lange schwer, als man nicht vernünftig und ernst versucht, es sich eigen zu machen. Alles in der Welt, das man nicht kann, muß gelernt werden. Fange die Mutter nur an, und sollte ihr Anfang noch einmal so mangelhaft und lückenvoll ausfallen, sie wird mit ihrem Kinde dennoch vorwärts kommen und morgen besser machen, was ihr heute noch nicht möglich war. Und sollte sie wirklich einzelne Sätze der Schrift nicht deutlich verstehen, so fahre sie nur fort, das, was sie wirklich versteht, ihrem Kinde fortdauernd einzuüben oder vielmehr mit ihm in's Auge zu fassen und kindlich und mütterlich zu betrachten. Sie wird das nicht lange fortsetzen, ohne daß ihr das Undeutliche und Unausführbare von Tag zu Tag deutlicher und ausführbarer in die Augen fällt. Indem sie das thut, schreitet sie auch ohne ihr Zuthun von Tag zu Tag weiter vorwärts. Das, was sie nicht weiß und nicht kann, schließt sich unmittelbar an das an, was sie besitzt und thut. Auch muß der Mutter auffallen, daß die meisten aufgestellten Uebungen sich unmittelbar an das freie Treiben und Leben der Kinder anschließen und ihre Hilfe darf nur als eine leise Nachhilfe dessen, was die Natur und ihr Instinkt am Kinde, ohne alle weitere Handbietung der Menschen, ohnehin, aber freilich lückenvoll und unvollkommen thut, angesehen werden. Daß die erste Bildungsepoche des Kindes mit weit größerm Erfolg von einer Mutter besorgt werden kann, wenn sie hiefür in ihrer Jugend genugthuend gebildet worden, unterliegt keinem Zweifel. Wo dieses aber nicht geschehen ist, da muß man aus einem Mißgriff und aus einer Lücke, die in der diesfälligen Bildung stattgefunden, nicht mehrere machen und nicht der Verewigung der Zeitirrtümer durch Erhaltung der Unthätigkeit und des Nichtsthuns selbst Hand bieten. Bist du Mutter und also verpflichtet, Mutterpflichten an deinem Kinde zu erfüllen, so darfst du nicht mehr fragen: „Was hätte ich in der Jugend lernen sollen, wenn ich die Bestimmung, in der ich mich nun einmal befinde, ganz erfüllen wollte?“ Du hast jetzt nur zu thun, was deine Pflicht ist, aber dieses so ganz und so gewissenhaft, als es dir immer möglich. Indes soll uns diese Ansicht auch nicht hindern, uns ernsthaft zu fragen: Wie und auf welche Weise müssen wir dem großen Unglück vorbeugen, daß die Mehrzahl der Kinder des Landes Väter und Mütter werden, ehe sie mit Sorgfalt von der Wiege an vorbereitet sind, ihre diesfälligen Pflichten zu erfüllen und sie in ihrer ersten Lebensepoche nicht den nämlichen Mängeln und Lücken unterliegen, denen unser Zeitgeschlecht in einem so hohen Grad unterlegen ist? Von dem diesfälligen Bedürfnis der Zeit innigst ergriffen, muß ich in die Beleuchtung der gegen-

wärtigen Ansicht mit einiger Umständlichkeit eintreten; denn obwohl ich vollends überzeugt bin, daß eine große Anzahl frommer, edler und erfahrener Mütter die Beweggründe ihrer Pflicht genugthuend finden werden, um den Rat, ohne weiteres Hand an den Versuch zu legen, die Anwendung der Elementarmittel, so wie wir sie gegenwärtig publizieren und besonders diejenigen der Zahl- und Formlehre, mit Mut und Vertrauen auf sich selber an ihren Kindern zu versuchen, so bin ich ebenso überzeugt, daß überhaupt die Einwendung: „Es werde nicht gehen und von keinem bedeutendem Erfolge sein," noch lange, sehr lange als unbeantwortet und unwiderlegt angesehn und behandelt werden wird. Man wird fortfahren, mir einzuwenden, die Sache sei in einer Welt, wie die gegenwärtige ist, nicht ausführbar, die Lücken und Fehler, die die Mütter unsrer Zeit durch ihre eigene Erziehung unfähig machen, von dem Geist, der in einer wahrhaft naturgemäßen Bildungsweise vorherrschend sein und den Erziehungsmitteln, die wir vorschlagen, zum Grunde liegen muß, in ihren Umgebungen und bei ihren Kindern anzuwenden, seien im Geiste der Zeit zu tief eingewurzelt; sie hätten bei ihnen selber ihren Ursprung schon in ihrem ersten kindlichen Alter; sie stammten gleichsam schon seit Menschenaltern von Geschlecht zu Geschlecht bis auf unsere Tage herab und seien durch die Reihenfolgen dieser langen Epoche immer mit der Zeit fortgewachsen und immer tiefer und härter in alles Thun und Leben, in alles Fühlen, Denken und Handeln unsers Geschlechts eingewurzelt.

Ich muß freilich zugeben, daß sich nicht jede Mutter zu einer solchen eigentlichen Wiedergeburt für die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder berufen fühlen wird, aber ich bin dennoch überzeugt, daß, wie ich eben gesagt habe, wo nicht viele, doch ganz gewiß einige wenige zugeben werden, sie seien nicht ungeneigt, die Lücken und Mißgriffe ihrer Jugendbildung, die ihnen an der Erfüllung ihrer Mutterpflichten so nachteilig, so viel immer möglich wieder auszufüllen und ihre bösen Folgen stille zu stellen; sie suchen nur eine gesicherte Wegweisung, Anleitung, Mittel und Handbietung, um ihr diesfälliges Ziel wirklich erreichen und ihre Pflichten gegen ihre Kinder segensreicher erfüllen zu können, als sie selbst fühlen, daß es ihnen gegenwärtig noch möglich sei. So lange der Mensch lebt, ist er auch bestimmt, noch zu lernen, und die edlern Mütter, welches Standes sie auch immer sind, werden in der Angelegenheit, um die es jetzt zu thun ist, fühlen, daß es ihre Pflicht ist. Ich wende mich also mit Vertrauen an sie und freue mich, ihnen sagen zu können, die Handbietung und Wegweisung, die sie selber wünschen, ist ihnen leicht zu verschaffen; sie liegt ihnen allenthalben an der Hand, wenn sie nur mit dem Ernst suchen, der hierzu nötig ist. Wenn die schwächern von ihnen das in dieser Schrift für sie Niedergelegte mit einer in der Erziehung und im Unterricht geübtern und gebildetern Person lesen und sich von ihnen das ihnen allenfalls Unverständliche erklären lassen, so werden sie dadurch sehr bald eine große Erleichterung in ihren dies-

fälligen Bestrebungen finden. Eine Handbietung, die vielen Müttern noch näher liegt und besonders schwächern, ältern und ermüdeten Müttern vorzüglich zu dienen geeignet ist, besteht darin, wenn sie allfällig eine auch nur zwölf- bis dreizehnjährige Tochter hat, die mit jugendlichem Frohsinn, Mut und Lebendigkeit diese Uebungen mit ihr ins Auge faßt, so wird diese ganz gewiß sich weit schneller als die Mutter die Erlernung dieser Mittel eigen machen und instand kommen, dieselben ihren jüngeren Geschwistern beizubringen um so der treuen, liebenden, aber schwachen und ermüdeten Mutter in der Erfüllung ihrer Pflichten an die Hand zu gehen; und indem sie dieses thut, und ihre ältere Tochter zur Mithilfe an der geistigen und gemütlichen Ausbildung ihrer jüngern Geschwister mit ihr teilnehmen läßt, wird sie dadurch auch vieles, sehr vieles dazu beitragen, diese Tochter auf eine vorzügliche Weise zur künftigen Erfüllung ihrer Mutterpflichten vorzubereiten und fähig zu machen. Mehr als das häusliche Leben ist nichts in der Welt geeignet, solche Töchter dahin zu bringen, das, was jetzt ihre Pflicht ist, ihren jüngern Geschwistern und später ihren eigenen Kindern mit Erfolg beizubringen, sich selbst in dem Grad und in der Vollendung einzuüben, die notwendig ist, um es andern wieder mit Erfolg beibringen zu können.

Das Auslernen auf jeder Stufe der Bildung und folglich die Fähigkeit, das andern mitzuteilen, was man gelernt hat, ist der Eigentümlichkeit des naturgemäßen Unterrichts wesentlich. Das ist besonders in Rücksicht auf die Einübung von Gegenständen, die bei der lernenden Mutter eine in soweit und für den bestimmten Punkt, auf dem sie im Unterricht mit ihren Kindern steht, genugthuende, geistige Bildung voraussetzt, wichtig. Im Fall aber eine solche schwächere und ermüdete Mutter sich der Mithilfe einer solchen eigenen Tochter nicht erfreuen kann, so muß sie natürlich ihre Zuflucht zu einer fremden Mithilfe in der Erfüllung ihrer Mutterpflichten anziehen und auch sie selber unter der Aufsicht ihres Mutterherzens dafür beleben. Sie muß diese Gehilfin in eine Lage und in eine Thätigkeit versetzen, in welcher die Lücken und Fehler ihrer eigenen Erziehung durchaus weder Nahrung noch Reiz finden können. Das vorzüglichste und wesentlichste Mittel hierfür wird indes ganz gewiß dieses sein, wenn sie in Verbindung mit ihrer Gehilfin ununterbrochen dahin trachtet, daß alles, was ihren jüngern Kindern und durch sie eingeübt wird, auf eine solche Weise und in einer solchen Vollendung geschehe, daß diese, auf welchem Punkt des Unterrichts sie in jedem Fall stehen, immer auch in den Stand gesetzt werden, das, was ihnen eingeübt worden, auch andern mitzuteilen.

Das, was der gegenseitige Unterricht zu leisten und zu geben fähig ist, wird seine wahre Gestalt und seine wahre Bedeutung erst dann ganz erhalten, wenn der Unterricht im häuslichen Leben auf den Punkt gebracht wird, auf welchem man es als ein unerläßliches Bedingnis desselben ansehen und anerkennen muß, daß jedes Kind das,

was ihm durch diesen Unterricht eingeübt worden, auch in den Stand gesetzt werden müsse, wieder anderen mitzuteilen, und daß man durchaus nicht annehmen dürfe, daß es sein Unterrichtsfach und auch den Punkt, auf dem es in demselben steht, wirklich verstehe, bis es darin zur Fähigkeit der Mitteilung an andere gebracht worden ist. Wird dieser Unterricht in seinem innern Wesen zu dieser Vollendung erhoben und diese innere Vollendung auch in ihren äußern Formen in die gehörige Uebereinstimmung gebracht, welches beides zu erzielen eine wesentliche Aufgabe der Elementarbildung ist, so wird auch die Härte der mechanischen Form, über die man jetzt bei dem diesfälligen Unterricht noch vielseitig klagt, und mit ihr die Schranken des Einflusses dieses Unterrichts, der ihrem geistig unbelebten Zustand notwendig beiwohnt, gänzlich wegfallen und sein Einfluß dadurch ganz gewiß einen tiefer greifenden und segensreichern Erfolg erhalten, als man sich dessen gegenwärtig noch vielseitig gar nicht zu erfreuen hat. Besonders wird der Hebel der Eitelkeitsreize und persönlichen Reibungen, der in dem gegenwärtigen Zustand dieses Unterrichts hie und da noch so grell benutzt wird, im ganzen Umfang seines verderblichen Einflusses dadurch so viel als völlig wegfallen.

Es liegt im Wesen des naturgemäßen Unterrichts und folglich auch im Wesen aller elementarischen Unterrichtsmittel, daß sie die kindliche Natur durch sich selbst ergreifen und folglich den Hebel der Sinnlichkeit und der Leidenschaften überflüssig zu machen geeignet sind, und dieses ist unstreitig die wichtigste und segensreichste Eigenschaft, die im Wesen der Unterrichtsweise liegt, und immer in dem Grad, in dem sie in der Reinheit ihres eigentümlichen Wesens gegeben wird, sicher erzielt wird, und durch sie dem enseignement mutuel, eben wie jeder Form, in der ihr Wesen ernsthaft mit psychologischen Takt festgehalten wird, auch erzielt werden kann.

Ich füge den Mitteln, die ich den Müttern, welche sich zur allgemeinen Benutzung unsrer Uebungen noch zu schwach finden, vorgeschlagen habe, noch ein wesentliches bei. Unsere diesfälligen Schriften werden nicht lange erschienen sein, so werden sehr bald allenthalben Beispiele aufgestellt werden, wo jede Mutter, deren Herz sie Hilfe suchen lehrt, Hilfe, Rat, Wegweisung und Handbietung dazu finden wird. Wenn je in einer Sache das Wort wahr ist: „wer sucht, wird finden, und wer anklopft, dem wird aufgethan werden," so ist dieses ganz gewiß sehr bald in der gegenwärtigen Angelegenheit der Fall. Das Wesen unsrer vorgeschlagenen Unterrichtsmittel ist von einer Natur, daß sie beides, das öffentliche Wohl und das Privatinteresse der einzelnen Haushaltungen in dem Grad anspricht, daß ganz gewiß sehr bald nach ihrer Erscheinung hie und da Anstalten zur Bildung von Erziehern und Erzieherinnen nach diesen Grundsätzen errichtet werden müssen, aus denen allseitige Hilfe für jede Haushaltung, die ihrer bedürftig sein wird, hervorgehen dürfte. Die Sache ist auf einen solchen Punkt einleuchtend, daß die Teilnahme des

Menschengeschlechts an derselben nicht mehr lange ausbleiben wird und nicht mehr lange ausbleiben kann.

Ich sehe noch einer Einwendung entgegen, die bei der gegenwärtigen Aeußerung der diesfälligen Ansprüche an die Mutter ganz gewiß nicht mangeln wird, zu erscheinen. Man wird nämlich fragen: Warum sollen diese Ansprüche, wenn sie auch wirklich zumeil notwendig und ganz gewiß gegründet sind, an die Mutter allein und nicht ebenso an den Vater gerichtet sein? Ich antworte, dieser Einwurf kommt gänzlich nur aus dem Mißverstand der Ansprüche selber her, die diesfalls an die Mutter geschehen sind und notwendig geschehen müssen. An sich selbst gehört die Bildung des unmündigen Kinds bis in das vierte und in den Anfang des fünften Jahrs so viel als ausschließlich dem zarten und in diesem Zeitpunkt im ganzen Umfang seiner Wahrheit mehr als beim Vater instinktartig belebten Mutterherzen zu; der Vater wird aber insonderheit in Rücksicht auf seine Knaben sehr früh zur Teilnahme an den mütterlichen Einfluß angesprochen werden. Wie die Einheit der Menschennatur im Wesen des reinen, häuslichen Lebens ihre erste und reinste Nahrung findet, so findet sie dieses eben so sehr im innigsten Zusammenhange des väterlichen und mütterlichen Einflusses auf ihre Kinder. Sie sind in dieser Rücksicht schon instinktartig vielseitig ein Herz und eine Seele. Sie werden es in einem weit höhern Sinn durch die Wirkung jedes Strahls von Weisheit und Tugend, die ihre Herzen beleben, am allermeisten und am allerherrlichsten durch den Einfluß des frommen Glaubens, daß ihre Kinder, sowie sie selber, Kinder Gottes sind, und daß sie im höchsten Sinne des Worts einer aus Liebe und Glauben hervorgehenden, religiösen und christlichen Bildung für ihr zeitliches und ewiges Wohl bedürfen.

Bei alle diesem ist gleich wahr, der Vater wird, insonderheit in den gebildetern Ständen, weit später und schwerer von dem segensvollen Einfluß der Anwendung der elementarischen Bildungsmittel im frühsten, kindlichen Alter überzeugt und ergriffen werden, als die Mutter. Die thatsächliche Anschauung steht dem Erfahrungskreise der Mutter weit näher als demjenigen des Vaters. Die Mutter wird unstreitig die innere Belebung, die diese Mittel schon im dritten und vierten Jahr bei ihrem Kind erzeugen werden, viel früher bemerken, als er. Es ist ganz gewiß das Zeugnis der liebenden und dadurch erfreuten Mutter, das ihn zuerst auf die Natur dieser Mittel aufmerksam machen wird; und Mütter! es ist darum auch ganz gewiß mit Recht, daß ich mich in meiner Hoffnung, daß das weibliche Geschlecht in Rücksicht auf den Erfolg dieser Mittel in der ersten kindlichen Epoche des menschlichen Lebens durch die Erfahrung eher lebendig ergriffen wird, als die Männer. Nein, nein, ich habe mich diesfalls ganz gewiß mit Recht zuerst an euch gewandt. Aber sobald der Vater von dem Zeugnis eurer Erfahrung auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht werden wird, so wird es ihm von dem Augenblick

an eine Lust und Freude werden, in den Stunden seiner Erholung mit euch an den geistigen Bildungsmitteln seiner Kinder teilzunehmen, und in mehrern Rücksichten wird er es sehr bald mit einem größern Erfolg thun, als ihr selbst. Die Realkenntnisse der elementarischen Bildungsmittel, besonders in Zahl und Form, liegen, insonderheit in dem Aeußerlichen ihrer gewohnten Formen, der männlichen Bildung näher als der weiblichen; auch ist der männliche Sinn an sich selber in der Richtung seiner Bildung in geistiger Hinsicht eben so vorzüglich einfach, als der weibliche Sinn in gemütlicher Hinsicht Einfachheit halber den Vorzug vor dem männlichen besitzt. Es ist unstreitig, da bald jeder Vater in den Fertigkeiten des Zählens, Messens, Rechnens und Zeichnens, die mit den elementarischen Bildungsmitteln der Zahl- und Formlehre so innig zusammenhangen, stärker ist als das weibliche Geschlecht, so wird er, sobald er die Kraft, die diese Uebungen auch auf seine, noch der Unmündigkeit nahe stehenden Kinder ihrer Natur nach haben und haben müssen, mit dem väterlichen Wonnegefühl teilnehmen, das dem mütterlichen wesentlich ganz gleich kommt. Die väterliche Teilnahme an der Geistes- und Kunstbildung ihrer Kinder auch im frühsten kindlichen Alter wird in den broterwerbenden Ständen von der Lage und den Umständen unendlich mehr befördert, als in den höhern. Die Landwirtschaft und der Handwerksstand begünstigt die frühe Teilnahme der Väter an der geistigen und Kunstbildung ihrer Kinder in einem weit höhern Grad, als dieses in den höhern Ständen der Fall ist. Diese aber hätten die diesfällige väterliche Mithilfe in eben dem Grad notwendiger, als ihre Umstände und Lagen die Reize und Mittel von ihnen entfernen. Sowie die niedern Stände durch thätige Teilnahme an dem Broterwerb ihres Hauses Reize und Mittel zu ihrer geistigen und gemütlichen Ausbildung finden, so sollten die höhern Stände in Künsten und Wissenschaften Reize und Mittel finden, sich für die äußere Thätigkeit und Arbeitsamkeit, die der Mensch unter allen Umständen und in allen Lagen des Lebens nötig hat, naturgemäß zu bilden.

Auf den Gesichtspunkt zurückkehrend, von dem ich eigentlich ausgegangen, fällt es auf, daß der diesfällige Irrtum, als ob ich die Teilnahme des Vaters an der Bildung und Erziehung seiner Kinder für weniger wichtig achte, als diejenige der Mutter, in jedem Fall auch nur auf den ersten Zeitpunkt des kindlichen Alters statt finden konnte. Dieser Irrtum ist aber hoffentlich gehoben. Es wird niemand mehr entgehen, daß ich die Dringlichkeit der Mithilfe des Vaters auch in ihrer vollen Bedeutung erkenne, und daß die Mittel der Elementarbildung diese Mithilfe besonders in Rücksicht auf die Zahl- und Formlehre früher und tiefer greifend ansprechen, als dieses ohne ihr Dasein und ihren Einfluß nie der Fall war und nie der Fall sein konnte. Bei dem Eintreten der Kinder in die Schulfähigkeit und in die Schuljahre wird aber die Stellung des Vaters in der Familie erst recht in seiner ganzen Bedeutung und in seiner ganzen Wichtigkeit in die Augen fallen.

Sowie das Kind in das schulfähige Alter eintritt und also einen Teil des Tages der Schule oder einem, die Schulbildung zu ersetzen bestimmten Privatunterricht anvertraut wird, schreitet es in den elementarischen, ja öfters schon in den wissenschaftlichen Kenntnissen und Fertigkeiten in einem Grade vorwärts, der allgemein die Einsicht und die Kraft der Mutter übersteigt. Aber das häusliche Leben darf dennoch weder von der Mutter noch von dem Vater als etwas von der Schule Getrenntes in's Auge gefaßt und behandelt werden. Es besteht in der Natur zwischen dem häuslichen Leben und der Schule eine Einheit und Harmonie, die von der Kunst und am wenigsten von Vater und Mutter nie einen Augenblick darf aus den Augen gelassen werden. Die thätige Teilnahme des Vaters an dem Unterricht seiner Kinder, besonders seiner männlichen Kinder, darf durchaus nicht verschoben werden. Der Zusammenhang des häuslichen Lebens mit der Schule ist in der Einheit der Menschennatur gegründet. Sie aber, diese Einheit der Menschennatur, ist von der Wiege an das vorherrschende Fundament aller naturgemäßen Erziehungsmaßregeln, die auf allen Punkten der menschlichen Bildung aus der Gemeinkraft der Menschennatur und hinwieder aus der hierin begründeten Gemeinkraft der väterlichen und mütterlichen Nachhilfe erzeugt und hervorgebracht werden müssen.

Sowie in der frühern Epoche von der Mutter gefordert werden darf, daß sie ihr Kind auch geistig bis zu seiner Schulfähigkeit zu erziehen und zu unterrichten als eine ihrer ersten Pflichten ansehe, der sie sich nicht entziehen kann, so darf und soll eben so in der jetzigen Epoche von dem Vater gefordert werden, daß er diesen Einfluß in Verbindung mit der Schule auf die ganze elementarische Bildung des Kindes ausdehne und zumteil wirklich daran persönlich teilnehme. Will er, was er unumgänglich sein soll, auch als männliche und väterliche Hauptstütze der Erziehung seiner Kinder in seiner Haushaltung dastehen, so darf er sich dieser Pflicht durchaus nicht entziehen. Thut er es nicht, so wird er sehr bald aus der Wahrheit und aus der Kraft seiner diesfälligen Stellung herausfallen. Sucht er aber diese Stellung, wie er soll, mit Ernst in Wahrheit und Kraft zu erhalten, so wird ihm dieses ganz gewiß nicht schwer werden. Gelangt die Mutter beim Mangel ihrer Bildung und bei den Lücken, die sich frühe in dieselbe eingeschlichen haben, durch guten Willen, durch Mut und Kraft selbst Hand ans Werk zu legen, in ihrem frühern Kreise nach und nach dahin, ihre geistigen Mutterpflichten dennoch zu erfüllen; so wird es dem Vater doppelt leicht werden, wenn er sich mit der nämlichen Ueberwindung und Hingebung seiner diesfälligen Pflicht unterzieht. Er kann dieses beinahe in allen Verhältnissen, in denen er lebt, um so viel leichter, da von ihm diesfalls weit aus weniger Zeit als von der Mutter gefordert wird. Er ist nicht Schulmeister, er ist nicht Lehrer seiner Kinder, er ist nur väterlicher Erzieher, Leiter und Stütze ihres Unterrichts und ihrer Lehrer. Aber das soll er in Wahrheit und Liebe ganz sein. Er soll den Geist und das Wesen des Schulunterrichts seiner Kinder so

richtig und sicher beurteilen können, als wenn er ihr wissenschaftlicher Lehrer selber sein müßte. Das aber ist er nicht und soll es nicht sein. Er muß eigentlich mehr lernen, den Einfluß der fremden Mithilfe richtig zu beurteilen, als in diesem Einfluß eine Hauptperson vorzustellen. Der Geist, in dem es geschehen soll, muß ihm sehr klar werden. Dadurch wird er genugsam fähig, über den Wert der Ausführungsmittel richtig zu urteilen. Der eigentliche wissenschaftliche Unterricht darf von den Vätern durchaus nicht gefordert werden. Man darf von ihnen diesfalls nichts fordern, als was allgemein ihre Pflicht sein kann und sein soll, und folglich auch nur das, was sie sich in ihrer Lage und in ihren Umständen allgemein eigen machen können, wenn sie nur wollen, und das, was in gegenwärtiger Schrift für die Schule aufgestellt worden, liegt ganz im Kreise dessen, was man von einem Vater, der die geistige Bildung seiner Kinder zu lenken für seine Pflicht achtet, mit Recht fordern darf und kann, und will er sich, wie er soll, auf diese Stufe des Einflusses und der Einsicht dessen, was seine Kinder in der Schule in diesem Fache lernen, erheben, so wird notwendig, daß er sich mit allen, in diesem Buche für die Schulen aufgestellten Uebungen, eben wie die Mutter, bekannt und vertraut mache, und in den Stunden, in denen er frei hat, auch einige diesfällige Uebungen mit seinen Kindern selbst mache. Er muß aber in seinem diesfälligen Einfluß notwendig zu dem Frohsinn und zu der Heiterkeit seiner kindlichen Jahre, ich möchte hinzusetzen, mit der Anmut der mütterlichen Liebe, hinabsteigen, und seine Vaterkraft darin gleichsam verschleiern, damit sie im Helldunkel ihrer Erscheinung desto kraftvoller bildend auf seine Kinder einwirke.

So wie die Mutter das innere Leben des Kindes vorzüglich ergreift, so bringt der Vater dasselbe beim Eintreten in seine Mitwirkung auf die Erziehung mehr mit seinem äußern Leben und mit seiner physischen Teilnahme an den Gegenständen, in denen es geistig vorwärts schreiten soll, in Uebereinstimmung. Er sucht die Fertigkeiten, die dem Kind im häuslichen Leben nur noch zart und gleichsam nur vorbereitend eingeübt werden, zu kraftvoll gebildeten Anwendungsfertigkeiten zu erheben und das Kind an eine wachsende Anstrengung in alle dem, was einst seine künftige Pflichterfüllung von ihm fordern wird, zu gewöhnen. Das Kind muß in diesem Alter nicht mehr blos allein mit dem zarten Gefühl der Liebe für den Gehorsam belebt werden, es muß in diesem Zeitpunkt eben sowenig mehr allein durch das Interesse, das es an dem Gegenstand seines Unterrichts selbst nimmt, zur Thätigkeit an demselben bewogen werden, es muß in diesem Zeitpunk anfangen, von der Pflicht des Gehorsams und der Anstrengung seiner Thätigkeit überzeugt und belebt zu werden. Die frühere, freie Vorbereitung zu diesen ernsten Ansichten, die ihm jetzt habituell gemacht werden müssen, ist indeß von der äußersten Wichtigkeit. Diese große Epoche der Vorbereitungszeit für die Schulen geht bei der gegenwärtigen Erziehungsweise in den meisten Ständen beinahe ganz ver-

loren und jedermann weiß, wie viel und was für Zeit auch neben der Schule für die Kinder verloren geht und man darf nicht nur mit Recht diese verlorne Zeit bedauern, sondern man darf sich noch mit viel mehr Recht über die übeln Gewohnheiten und Fertigkeiten, die es in dieser müßigen Zeit annimmt und sich eigen macht, beklagen; dieses ist auch einer der Beweggründe, die jeden für das Wohl seiner Kinder warm belebten Vater bewegen müssen, in der Epoche der Schulbildung seiner Kinder nicht unthätig und teilnehmungslos neben der Schule dastehen zu müssen, sondern sich fähig zu machen, mit Einsicht und Sachkenntnis darauf Einfluß haben zu können.

So wie die Mutter ihre Töchter zu dem bilden soll, was das häusliche Leben in seinen reinsten Verhältnissen anspricht, so soll dieses der Vater in Rücksicht auf alles, was das bürgerliche und öffentliche Leben anspricht, für seine Söhne auch thun und thun können und thun lernen. Den Vater aber in dem zu behelfen, was hierfür erfordert wird, ist ganz gewiß leichter, als es war, den Müttern hierfür genugthuende Handbietung zu leisten, indem sich für das schulfähige Alter wenigstens immer noch einige Hilfsmittel vorfinden, die freilich noch lange nicht das sind, was sie sein sollen, aber doch weit mehr als das, was den Müttern von der Kunst als Handbietung zu dem, was sie als Führerinnen und Leiterinnen der ersten Epoche des geistigen Lebens ihrer Kinder bereits vorfinden sollten und durchaus nicht vorfinden. Die Väter sind im allgemeinen durch das, was sie in ihrer eigenen Bildung selber genossen, weit mehr instand gesetzt, ihre Söhne dahin zu bringen, daß sie ihren Brüdern und allenfalls ihren Schwestern mitteilen können, was sie durch die Schule besitzen und sich erworben, als dieses die Zeitmütter durch die Bildung, die sie selber genossen, im allgemeinen durchaus nicht sind. Dieser Gesichtspunkt ist in unsern Tagen von ganz besonderer Wichtigkeit, denn wenn es je der Fall war, daß dafür gesorgt werden müsse, daß die Lücken und Fehler, die in einer Zeiterziehung sich eingeschlichen und durch Jahrhunderte erhalten, so ist es gewiß gegenwärtig der Fall; und es ist auffallend, daß das erste Mittel, diesem Zeitbedürfnis mit Erfolg entgegenzuwirken, darin besteht, daß die Jugend unserer Nachwelt jede bessere Erkenntnis und jede größere Fertigkeit und Gewandtheit, zu der sie gebildet werden, auf eine solche Weise eingeübt und ihr eigen gemacht werden, daß sie imstand und geneigt werden, dieselbe auch ihren Kindern in dem Grad und in der Vollendung einzuüben, als sie sie selber besitzen. Und wenn ich im Anfang dieser Bogen ausgesprochen, daß die Mutter weit eher und weit lebendiger auf den Standpunkt dieser Ansicht hingeführt und dafür begeistert werden könne, so ist es ganz gewiß ebenso wahr, daß die Väter, wenn sie einmal auf diesen Gesichtspunkt hingelenkt sind, in sich selber und in ihrer Bildung weit mehr Kraft und Mittel der Kunst finden werden, als dieses im allgemeinen bei den Müttern der Fall ist. Das ist aber freilich nur durch eine reine und hohe Erhebung des Vater- und

Mutterherzens zu erzielen möglich. Väter und Mütter! Mütter und Väter! nur dadurch ist es möglich, euch den höchsten menschlichen Segensgenuß zu verschaffen und zu sichern, nämlich, daß euren Töchtern die Erfüllung heiliger Mutterpflichten und euren Söhnen die Erfüllung heiliger Vaterpflichten leicht und zum innigsten Bedürfnis wird.

Endlich, wenn ich meinen Gesichtspunkt bis jetzt nur in Rücksicht auf die Väter und Mütter des Landes ins Auge gefaßt habe, so finde ich dennoch, ehe ich diese Vorrede schließe, notwendig, denselben auch noch in Rücksicht auf jede und alle Personen, die sich im Land der Erziehung widmen, mit eben diesem Ernst ins Auge zu fassen.

Es ist dringend und wichtig, daß sie alle die wichtigste Aufgabe ihres Lebens von dem Standpunkt, den wir soeben berührt und den Vätern und Müttern des Landes ans Herz gelegt haben, ins Auge fassen und fähig und geneigt werden, ihre Schüler und Zöglinge vorzüglich in dem kraftvoll und brauchbar zu bilden, was sie einst als Väter und Mütter ihren Kindern einzuüben vorzüglich verpflichtet sein werden. Niemand wird die weitgreifenden Folgen verkennen, die von dem desfällig solid eingeübten Einklang der Schule und des häuslichen Lebens zu erzielen notwendig und möglich sind. Sie ruhen wesentlich auf der Erkenntnis der Wahrheit, daß die Entfaltung der Kräfte und Anlagen der Menschennatur und Einübungsmitteln der Gewandtheiten und Fertigkeiten, die die Anwendung dieser Kräfte und Anlagen erheischen, vorhergehen sollen. Das aber ist in einer Welt, wo man allgemein die Anlagen der Menschennatur durch die vorhergehende Einübung der Fertigkeiten ihrer Anwendung und nirgends, nirgends die Fertigkeiten und Gewandtheiten der Anwendung dieser Kräfte aus der vorhergegangenen Entfaltung dieser Kräfte und Anlagen selber hervorgehen macht, — das ist aber in einer Welt eine harte Rede, das an vielen Orten gar oft das Jammerwort: „Wer mag sie hören?" — nach sich ziehen möchte. Wir dürfen uns nicht täuschen, dieses Jammerwort muß bei dem Schulgeist und bei den Schulansichten, die bei der Menge herrschend sind, beinahe allgemein besorgt werden. Desto dringender aber ist es auch, daß Beispiele aufgestellt werden, die durch ihr Wesen geeignet sind, dieser wichtigen Besorgnis mit Erfolg entgegenzuwirken. Es müssen Schulen und Anstalten errichtet werden, die einige der wesentlichsten Gesichtspunkte und Uebungen, die wir in diesen Bogen aufzustellen suchen, auf eine Weise anschaulich machen und ins Licht setzen, die allen weitern Zweifel darüber auszulöschen geeignet sind, indem sie jedermann, der sich über diesen Gegenstand zu unterrichten und zu bilden wünscht, hierfür genugthuende Mittel an die Hand bieten. Aber jedes Individuum, das die Aufgabe der Begründung einer solchen Schule mit Erfolg zu lösen auf sich nehmen will, muß sich nicht nur imstande fühlen, die Zöglinge, die man ihm allfällig anvertrauen wird, nach den in diesen Bogen aufgestellten Grundsätzen und Gesichtspunkten also zu führen, daß sie nicht nur selber vorzügliche väterliche und mütterliche Grund-

stützen der Erziehung und Bildung ihrer eigenen Kinder werden; ein solches Individuum muß ferner noch imstande sein, den Einfluß seines Unterrichts und seiner Bemühungen auch auf die Eltern seiner Zöglinge auszudehnen.

Ich muß schweigen. Man wird mir einwenden: Die Eltern unserer Zeit werden dessen nicht wollen und ich werde den Mann nicht finden, der das auf eine Weise thun könnte, wie es geschehen müßte, wenn man auch nur von ferne die Hoffnung schöpfen wollte, daß es mit gesegnetem Erfolg geschehen könnte. Ich weiß es, die Stimme ist laut und allgemein: Die alten Köpfe im Land müssen aus jedem Plan, der sie für die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder auf irgend eine besondere Art ansprechen könnte, ganz weggelassen werden. — Ich bin nicht der Meinung. Das Wesen der Menschlichkeit ist den alten Leuten so wenig ganz fremd, als den jungen. Ich bin auch alt und spreche in meinem achtzigsten Jahre mit der Jugend meiner Nachwelt, und zwar mit eben der Lebhaftigkeit, wie auch sie, das Wort aus »nihil humani a me alienum puto«. Ich setze hinzu: Wenn die Alten im Land von der Mitwirkung an allem guten Neuen in der Welt müßten weggelassen werden, so wüßte ich den wesentlichsten Anknüpfungspunkt alles Guten, der immer von gereiften Ansichten kommen muß, nicht zu finden. Wahrlich, man kann bei sehr großen Altersschwächen sehr gereifte Ansichten in sich selbst tragen. Man schone der Schwächen des Alters, aber man stelle es doch nicht auf die Seite. Ich weiß zwar wohl, die größere Zahl der Eltern, Lehrer und selber der Schriftsteller und Schriftgelehrten, die den praktischen Teil des Erziehungswesens und zwar in einigen Fächern mit großer Verkünstelung behandeln, hat nicht einmal eine dunkle Ahnung dessen, was mit so vielem Recht von einem jeden Individuo, das praktischen Einfluß auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen zu haben sich anmaßt, in Rücksicht auf die wesentlichen Fundamente der Naturgemäßheit oder welches eben so viel ist, der elementarischen Solidität, dieser großen Aufgabe des Menschengeschlechts und des ganzen Umfangs der Mittel ihrer Kunst gefordert werden darf und gefordert werden soll.

Wenn schon ganz gewiß ist, daß unsere Zeiteltern im allgemeinen die geforderte Näherung mit den Lehrern und Erziehern ihrer Kinder nicht suchen und nicht annehmen werden, und wenn eben so gewiß ist, daß dergleichen Lehrer, die mit Recht eine solche Forderung an die Näherung und tiefere Einwirkung auf die Eltern ihrer Zöglinge machen dürften, noch eine lange Zeit eine seltene Sache sein werde, so ist gleich wahr, daß alles Gute und Wahre in der Welt immer von dem Einzelnen, das dem Wahren und Guten am nächsten steht, ausgeht und ewig davon ausgehen muß. Man wird also ewig nur einzelne Väter, einzelne Mütter, einzelne Erzieher und einzelne Lehrer finden, die diese Wahrheit anerkennen und deren Anerkennung und Wachstum befördern helfen werden. Aber durch diese Einzelnen wird sich die Mehrzahl

in dem Verhältnis vermehren, als die Anerkennung durch die Einzelnen hinlänglich begründet sein wird. Es ist auch meine erste Pflicht, diesen einzigen möglichen Gang, durch welchen die Ansichten der gegenwärtigen Schrift bei der größern Anzahl edler Menschen allmählich Eingang finden und Fuß greifen können, fest im Auge zu behalten, und so viel mir möglich ist, das Meinige zu thun, diesen Gang einzulenken und anbahnen zu helfen. Ich wende mich desnahen auch am Ende meiner Vorrede an die edeln Männer, welche die Wahrheit dieser Ansicht mit mir erkennen werden, mit der Bitte, alles zu thun, daß einzelne Versuche, die sich dem großen Ziel unsrer Bestrebungen auf irgend eine Weise nähern, so schwach sie auch immer sein mögen, auf alle mögliche Weise geschont, begünstigt und beholfen werden, und daß besonders hie und da Schulen und Anstalten errichtet werden, worin Jünglinge und Mädchen in den wesentlichen Grundsätzen der elementarischen Erziehung solid unterrichtet und eigentlich selber zu Erziehern und Erzieherinnen erzogen werden. Edle Männer, die ihr schon seit so langem mich in meinen Lebensbestrebungen selber in ihrem noch sehr unreifen und in ihrer äußern Erscheinung tief in Kot getretenen Zustande eurer warmen Teilnahme und Mitwirkung gewürdigt, die gegenwärtig zu publizierenden Blätter werden euch vielseitig beweisen, daß diese Versuche nicht nur einer höheren Reifung fähig, sondern daß sie auch wirklich dazu gelangt sind.

Edle Männer! Prüfet die Aeußerung meines Herzens und meines Glaubens, die ich hiemit mit Vertrauen in euren Schoß werfe, und wenn ihr sie wahr findet, so weiß ich von selbst, daß ihr diesen letzten Bestrebungen meines Lebens eben die Aufmerksamkeit und eben die Teilnahme schenken werdet, die ich bisher von euch genossen und für die ich euch aufrichtig mit warmem Herzen danke. Ich ende also meine Vorrede. So viel ich auch über den Inhalt der gegenwärtigen Schrift noch zu erinnern hätte, so glaube ich, wenn man die in dieser Vorede angegebenen Gesichtspunkte näher prüfen und die in derselben aufgestellten Grundsätze und ihre Mittel anzuwenden und auszuführen versuchen wird, so sei auch jede nähere Erörterung ganz überflüssig.

III. Vorrede zur Form- und Größenlehre.

(Bd. XV, C. A.)

Indem ich hier mein Vorwort vom XIV. Band in Erinnerung bringe, habe ich rücksichtlich des Inhalts gegenwärtiger Schrift noch zu sagen:

Die Wichtigkeit der Zahl als Entwickelung der geistigen Anlagen des Kindes ist bis auf einen gewissen Punkt unter dem gebildetern

Teil des Publikums anerkannt. Anders verhält es sich mit dem, was aus der Form und ihren Verhältnissen hervorgeht. Daher auch diesem Umstand die Ausführlichkeit ihrer Darlegung in diesem Bande zugeschrieben werden muß. Vorzüglich aber soll sie als Typus der Art und Weise dienen, wie jedes Unterrichtsfach nach den, in verschiedenen meiner Schriften niedergelegten Grundsätzen verwirklicht werden kann und auch verwirklicht werden wird. In der künftigen und letzten Lieferung wird durch die weitere Fortsetzung dieses Unterrichtsfaches die Anwendung desselben in ein möglichst vollständiges Licht gesetzt und in vielseitigen Uebungen dargelegt werden.

Die Rede, die ich als diesjähriger Präsident der helvetischen Gesellschaft am 26. April in Langenthal gehalten und in diesen Band aufzunehmen für notwendig erachte, bitte ich vom Standpunkt aus ins Auge zu fassen, was besonders in einem Land, das durch die Folgen einer nicht solid begründeten Industrie in, dasselbe in sittlicher, geistiger, physischer und ökonomischer Hinsicht gefährdende Lagen versetzt worden, durch die Erziehung gethan werden kann und gethan werden muß, wenn den Uebeln, an denen Europa diesfalls mehr oder weniger allgemein leidet und an denen es nach und nach zu unterliegen gefahret, vorgebeugt und dieselben da, wo sie Fuß gegriffen, gemildert werden sollen. Eine tiefe und allgemeine Begründung des Volksunterrichts von der Wiege an ist eines der ersten und dringendsten Bedürfnisse der Zeit und ein Mittel, das geeignet ist, diesem Ziel auf eine sichere Weise entgegenzuschreiten. Die zwei vorhergehenden sowohl, als auch den gegenwärtigen Band meiner Schriften bitte ich hauptsächlich von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten und ihnen diejenige Aufmerksamkeit zu schenken, die sie verdienen mögen.

Neuhof, am 7. Juni 1826.

Der Verfasser.



Oeffentliche Erklärung.

Diese Erklärung findet sich im XII. Bande der C. A. und zwar nach der Vorrede (gegenwärtige Ausgabe, Bd. V. S. 7), wo Pestalozzi bemerkt: „Ich füge dieser Vorrede noch die unter gegenwärtigen Umständen notwendig gewordene „öffentliche Erklärung" bei. „Dieselbe betrifft den Streit zwischen Niederer, Krüsi, Näf, mit Pestalozzi und Schmid und erklärt die Auflösung der Armenanstalt in Clindy, gibt aber sonst noch einige Aufklärungen über Pestalozzi's Arbeiten und sein Institut, das allerdings unter dem Streite sehr litt, so daß er es im folgenden Jahre aufheben mußte.

Indem ich diesen Band meiner sämtlichen Schriften dem Publikum übergebe, darf ich über die Schicksale, die mich eine lange Reihe von Jahren getroffen und welche allgemein so viel Aergernis gaben und wahrlich tausend und tausend Menschenfreunden Thränen auspreßten, nicht länger schweigen, wenn ich die große Anzahl von Menschen, die an meinen Bestrebungen thätigen Anteil genommen, in den Hoffnungen und Erwartungen, welche ich in ihnen erregte, nicht zu täuschen gefahren will.

Was seit Jahren über mich und meine Anstalt und über die Personen, denen ich den Ueberrest meiner ganzen Existenz einzig noch zu danken habe, geredet und geschrieben worden, ist bekannt; aber indem ich alles verschweige, was jetzt meine Pflicht ist, nicht weiter zu berühren, soll ich mir doch nicht versagen, dem Publikum das Resultat dieses unglücklichen Zustandes mit Bestimmtheit und Offenheit darzulegen.

Gerechtigkeitsliebe und Mitleid bewog die hohe Regierung des Kantons schon mehreremal, den Versuch zu machen, den unglücklichen, meine Existenz gefährdenden Schritten, die in der bekannten Anklage gegen mich, Herrn Schmid und mein Haus an hiesige Stadtbehörde ihren Ursprung fanden und Jahre lang auf eine unerhörte Weise fortgesetzt wurden, ein Ziel zu setzen. Sie versuchte es lange umsonst; endlich aber gelang es ihr durch die sorgfältige und edle Bemühung des von ihr hierfür beauftragten Herrn Regierungsstatthalters du Thon, unterm 31. Dezember 1823, Herrn Niederer dahin zu bewegen,

den uns am 27. März v. J. von ihm freiwillig zugestellten, aber nach drei Tagen wieder zurückgenommenen Versöhnungsvorschlag in seiner völligen Kraft anzuerkennen und als Fundament eines endlichen Vergleichs unter oberkeitlicher Autorität zu bestätigen. Er lautet wörtlich also: »Les soussignés, Monsieur le Docteur Henri Pestalozzi, fondateur et chef de son institut d'éducation á Yverdon; de plus, d'un côté Monsieur Germain Krüsi, directeur de l'école cantonale d'Appenzell á Troghen, Monsieur Conrad Näf, chef d'un institut de sourds-muets, et Monsieur le Docteur Jean Niederer, ministre du saint Evangile et chef d'un institut de demoiselles, et de l'autre côté Monsieur Joseph Schmid *), résolus de terminer leurs différends à l'amiable et d'une manière conforme au caractère personnel, à la dignité et à la situation civile et sociale des personnes agissantes, sont convenus des points suivants:«

1) »Ils déclarent comme contraires à la vérité, á une meilleure connoissance et à une plus intime conviction, toutes les mauvaises interprétations, médisances et imputations qui ont eu lieu par effet de mabentendus depuis le retour de Monsieur Joseph Schmid dans l'institut Pestalozzi en 1815, particulièrement depuis le commencement de l'année 1816, quel qu'en soit le nom, de qui que ce soit qu'elles émanent et lesquelles ont été divulgnées verbalement, par écrit et par voie d'impression. Ils désavouent en particulier formellement les accusations et défenses basées sur une rélation de comptabilitée non-terminée, comme étant sans fondement et provenant d'une erreur devenue passionnée, en tant qu'elles offensent l'honneur et la droiture des personnes qu'elles regardent.«
2) »Les plaintes pendantes devant la Justice, seront retirées par chaque partie, en tant que cela la regarde. Chacune paye ses frais.«
3) »La rélation de comptabilité en contestation sera remise à quatre arbitres qui, dans le cas de voix égales, choisiront un surarbitre, qui alors décide. Chaque partie choisit deux arbitres. Leur choix en reste libre à chacune d'elles sans restriction. La décision peut être publiée si on le désire.«
4) »Comme il est essentiel, d'une part, que l'harmonie des établissements dans leur intérieur et la marche libre des personnes qui les dirigent, ne soient pas troublées, que, de l'autre part, les moyens existants pour l'entreprise de Pestalozzi puissent étre employés autant que possible, Messieurs Näf et Niederer s'offrent à Monsieur Pestalozzi pour l'avance-

*) Hier ist zu bemerken, daß Herr Niederer bei Verfertigung dieses Instruments mich als außer allem Streit mit ihm stehend, nur meinen Freund Schmid ihm gegenüber ins Auge zu fassen schien.

ment du but de ses efforts, en tant qu'ils peuvent lui être utiles et qu'il les y invite personnellement. Bien entendu qu'il n'est rien moins question que de s'ingérer dans les rélations intérieures de l'institut Pestalozzi et celles de sa direction, tout comme Monsieur Pestalozzi ne pouvoit jamais songer à s'ingérer dans la direction de leurs établissements.«

5) »Au cas que, relativement aux voeux et aux demandes de Monsieur Pestalozzi à l'égard des personnes ci-dessus nommées et de leurs établissements il dût, ce que nous sommes bien loin craindre, s'élever de nouveaux malentendus et de nouvelles dissentions, des juges arbitres à nommer à Yverdon même, termineront ces difficultés d'après des vues franches et généreuses.«

6) »Au cas que Monsieur Pestalozzi eût du scrupule à insérer tout le contenu de cette convention dans les feuilles publiques, Messieurs Krüsi, Näf et Niederer se contentent de la publication du premier point ou des trois premiers.«

Yverdon, le 31. Décembre 1823.

Signé. Pestalozzi.
Jos. Schmid.

Signé. J. C. Näf.
Jean Niederer,
tant en son nom qu'au nom
de Mons. Hermann Krüsi.«

Es schmerzt mich, dieses Dokument höchst unseliger Tage und Jahre in meine Werke aufnehmen zu müssen. Aber ich kann nicht anders, indem die Natur dieses Kampfes, der von seinen ersten Ursachen an bis auf seine letzten Folgen durch einen Zeitpunkt von mehr als einem Dezennium dahin wirkte, alle Hoffnungen und alle Mittel, die ich notwendig gehabt hätte, um meine Lebensbestrebungen zu realisieren, in mir und um mich her zu untergraben und allmählich so viel als gänzlich zu zernichten. Ich hoffe, das Publikum teile den Schmerz mit mir, daß ich mich genötigt sehe, meine projektierte Stiftung*), von der ich mir so viel Segen versprach, durch diese berührten Umstände als völlig vereitelt und mich als gänzlich unfähig zu erklären, die Verpflichtungen, die ich diesfalls mit so viel Hingebung und Aufopferung über mich genommen, wirklich erfüllen zu können.

Ich habe bis auf den letzten Pfennig des in meiner Hand gelegenen Vermögens alles gethan und alles aufgeopfert, diese projektierte Stiftung möglich zu machen. Ich habe sogar hierfür das Vermögen und die Rechte meines Sohnssohns nicht nur gefährdet, sondern wirklich geschwächt, aber mit allen meinen Aufopferungen richtete ich nichts anderes aus, als meinen Kopf an einen Felsen anzustoßen und in

*) Die Armen- und Waisenanstalt in Clindy.

Rücksicht auf diesen Plan ohne allen Nutzen und ohne allen Erfolg bluten zu machen. Ich hätte unter den Umständen, die obwalteten, unter den Unglücken, die mich betrafen, unter den Verlusten, die ich litt, und bei dem persönlichen Unvermögen, in welches ich mich hineingestürzt sah, diesen Plan schon vor vielen Jahren aufgeben und das thun sollen, was ich jetzt zu thun genötigt bin, nämlich zu erklären, daß ich gegenwärtig gänzlich unfähig bin, ihn wirklich auszuführen, und in dieser Rücksicht die freiwillig, aber unvorsichtig auf mich genommenen Verpflichtungen nicht weiter als auf mir liegend anerkennen kann, sondern einzig als Privatmann frei und unverpflichtet für meine Lebensbestrebungen noch zu thun gedenke, was mir diesfalls möglich sein wird.

Meine hiesige Anstalt ist in ihrem Wesen von einer Natur, daß sie gänzlich nur unter günstigen Umständen und unter Fortdauer eines öffentlichen Vertrauens hätte gedeihen können. Dieses ist durch die unglücklichen Umstände, die man nun weiß, zugrunde gerichtet. Ihr innerer Wert ist deswegen nicht geringer; ich werde darüber auch im nächsten Band meiner Schriften entscheidendes Licht geben. Aber ich bedarf zur Forterhaltung meines tief untergrabenen Hauses Ressourcen, die ich gegenwärtig nur in meinem schriftstellerischen Verdienst finden kann. Ich muß und werde also alles thun, diese einzig mir übriggebliebene Ressource für die Fortbearbeitung meiner Lebenszwecke, so viel als mir möglich ist, zu benutzen.

Die Vollendung des vorzüglichsten Werkes meines Lebens, die Fortsetzung von Lienhard und Gertrud, fordert noch zwei Teile, wovon der erste so viel als vollendet in meiner Hand ist*); und mehrere kleinere Aufsätze, die zumteil über die Geschichte meiner, in verschiedenen Richtungen die Aufmerksamkeit des Publikums verdienenden Lebensbestrebungen Licht geben, werden auch etwa einen Teil ausfüllen. Nebendem werden, nach der Anzeige vom März 1817, über die praktischen Ausführungsmittel der Idee der Elementarbildung, soweit sie in unsrer Mitte zur Reifung gebracht worden sind, folgende Bände erscheinen, deren Bogenzahl damals nicht bestimmt werden konnte: erstens, ein Band über alles, was in der elementarischen Behandlung der Zahl sich als zuverlässig brauchbar bewährt hat; zweitens, ein Band über die elementarische Behandlung der Form; und ebenso ein Band über alles, was ich über die elementarische Behandlung der Sprache und anderer Unterrichtsfächer seit vielen Jahren vorbereitet und in praktischen Uebungen dargelegt in Händen habe**).

---

*) Derselbe ist bei einer Sendung von Manuskripten an Joseph Schmid in Paris 1840 verloren gegangen.

**) Davon sind nur die beiden ersten als Band 14 und 15 erschienen; sie sind von Joseph Schmid verfaßt.

Ich hoffe, das Publikum, das ein halbes Jahrhundert mit so vieler Menschenfreundlichkeit an meinen Lebensbestrebungen und Schicksalen teilgenommen hat, werde mir diese Teilnahme in Tagen, in denen ich sie für meine Zwecke nötiger als je habe, auch weniger als je versagen.

Iferten, den 17. März 1824.

Pestalozzi.

Lienhard und Gertrud.

Ein Buch fürs Volk.

Nach der Cotta'schen Ausgabe

von 1819 und 1820.

Vorbemerkungen.

Pestalozzi betrachtete das Werk „Lienhard und Gertrud“ bleibend als Programm und Grundlage seiner schöpferischen Ideen auf politischem und sozialem, wie auf pädagogischem Gebiete; er nannte es deshalb auch das „ABC-Buch der Menschheit“. Er hat es denn auch verschiedentlich bearbeitet, nicht nur, indem er es 1790—92 in verkürzter Gestalt herausgab, auch 1804 veranstaltete er wieder eine Ausgabe des ersten Teils gänzlich übereinstimmend mit der ersten Ausgabe. (Zürich 1804. In Kommission bei Heinrich Geßner.) Dieselbe enthält eine besondere Vorrede, die auch, ebenso wie die Vorrede zur ersten Ausgabe von 1781, in die Cotta'sche Ausgabe übergegangen ist und die wir hier zum Abdruck bringen. Die letzte Bearbeitung erschien 1819—20 in der Cotta'schen Ausgabe. Außerdem liegen noch zwei Bearbeitungen des Anfangs dieses Werkes für besondere Zwecke in „Christoph und Else“ und in der „Kinderlehre der Wohnstube“ vor.

Wie hoch Pestalozzi dieses Werk bis ans Ende seines Lebens schätzte, geht aus einem Briefe von 1822 hervor, der die Uebersendung dieses Werkes an ein Enkelkind seiner Schwester in Leipzig begleitete. Er bedauert darin, daß sein Alter ihm nicht gestatte, mit der ganzen Kraft seines in ihm selbst bewegten Lebens auf die Erweckung und Entfaltung des seinigen einwirken zu können; er schickt ihm dafür „Lienhard und Gertrud“, dieses „Denkmal seiner Lebenserfahrungen, seiner Lebensansichten und seiner Lebensbestrebungen im Schattenbild dieser toten Hülle“ . . . „Meine Zeit ist vorüber; darum gebe ich Dir dieses tote, aber mir herzlich liebe Denkmal meiner Lebenserfahrungen, „Lienhard und Gertrud“. Möge sein Eindruck auf Dich dahin wirken, das Göttliche und Menschliche des Lebens in Weisheit und heiliger Kraft zu vereinigen“. (Pest.-Studien. IV, 136/37.)

In der C. A. hat das berühmte Werk mehrfache Umänderungen erfahren, namentlich vom Ende des zweiten Teiles ab. Das Ganze war auf sechs Teile berechnet, aber es ist Fragment geblieben, es sind nur vier Teile zum Druck gekommen, der fünfte Teil war im Manuskript, der sechste im Entwurfe vollendet, beide sind aber verloren gegangen. In meiner ersten Ausgabe der Werke Pestalozzi's hatte ich die C. A. zugrunde gelegt und den Schluß dazu aus der ersten Ausgabe ergänzt, aber das gab denn doch eine unsymmetrische Ordnung und so blieb nichts übrig, da man die Erweiterungen der C. A. vom zweiten Teile ab unmöglich als Anmerkungen unter den Text der ersten Ausgabe setzen konnte, die Abweichungen der letzten Teile genau nach der C. A. für sich zu drucken. Hunziker sagt in der Jubiläumsausgabe dieses Werkes (Zürich 1896, bei F. Schultheß, S. 500): „Der dritte und vierte Teil sind in der Ausgabe von 1781/87 und 1819/20 ganz verschiedene Werke, die wenig mehr als den Bruchteil des Rahmens der Erzählung gemeinsam haben.“ — Wir geben hier die Verschiedenheiten der beiden Ausgaben bis auf wenige unwesentliche Aenderungen in der Erzählung, die hier und da in der C. A. nur etwas erweitert ist, ohne daß neue Momente beigebracht wurden.

In der C. A. nimmt das Werk die vier ersten Bände ein.

Vorrede zur zweiten Auflage (1804).

Dieses Buch, das ich vor etlich und zwanzig Jahren schrieb, erhalten hier meine Leser aufs neue in unveränderter Gestalt, wie es zum erstenmal aus meiner Feder floß. Es war ein Versuch, den Zustand des Volkes, so wie ich ihn aus unmittelbarer Erfahrung kennen lernte, darzustellen und aus dieser Darstellung selbst die Mittel auffallen zu machen, durch welche es möglich ist, denselben wahrhaft zu verbessern. Es hat eine Menge Menschen gerührt, mir viele Freunde erworben und manche Mutter zu dem Wunsche gebracht, ihren Kindern zu sein, was Gertrud den ihrigen war. Aber das Zeitalter, im ganzen genommen, war meinen Ansichten nicht günstig und konnte es nicht sein. Die herrschenden Maximen der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts mangelten ziemlich allgemein einfacher Kraft und kraftvoller Einfachheit. Sie bezweckten eine hohe Ausdehnung des Wissens; aber der Mensch im ganzen blieb unentwickelt, anmaßlich und unbefriedigt. Er mußte ob der Größe dieses Wissens, auf das man alles baute, gleichsam sich selbst verlieren. Das größte Unglück für das Geschlecht dieses Zeitalters war das, daß es durch diese Ausdehnung seines Wissens gehindert wurde, einzusehen, daß es ohne Kraft und ohne Selbständigkeit lebt und in dieser Selbsttäuschung allen Sinn für die Wahrheit und Größe der einfachsten Verhältnisse der Natur und der Gesellschaft verlor.

In diesen Umständen mußte mein Buch seines eigentlichen Zwecks: Eine von der wahren Lage des Volkes und seinen natürlichen ewigen Verhältnissen ausgehende bessere Volksbildung zu bewirken, natürlich verfehlen. Es hatte als Darstellung des Wesens der häuslichen Volksbildung fast keine Wirkung, und machte hauptsächlich als Roman Eindruck. Dem Ziel meines Lebens getreu, fuhr ich indessen immer fort, mein Vaterland auf den Zweck des Buches aufmerksam zu machen, sowie mich in den Stand zu setzen, den Müttern und Lehrern die Mittel an die Hand zu geben, wodurch sie im Geiste der Gertrud und meines Buchs an ihren Kindern handeln könnten. Alles, was ich bis jetzt gethan habe, ist gleichsam nur die Fortsetzung des Buches, das ich dir, Leser, nun wieder in die Hand gebe. Nimm es noch einmal freundlich auf, wie du es zum erstenmal freundlich aufgenommen. Es war mein erstes Wort an das Herz derer, die für

den Armen und Verlassenen im Land an Gottes Statt stehen. Es war mein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann. Möge es dem Armen im Land zum Segen dienen, wie es ihm noch nicht zum Segen diente! Möge es bei denen, die bei ihm an Gottes Statt stehen, denjenigen Eindruck machen, den es bei ihnen machen muß, wenn es dem Armen und Verlassenen im Land zum Segen gereichen soll! Möge manche edle Mutter des Landes, von ihm bewegt, ihren Kindern sein, was ihnen kein Mensch auf Erden sein kann! Man sage, was man will, die Natur und Gott, ihr ewiger Schöpfer, läßt keine Lücke. Es ist Lästerung, wenn man behauptet, daß die Mütter keinen Willen haben, sich ihren Kindern zu widmen. Man sage, was man will, ich bin voll Glauben an diesen Willen und voll Hoffnung für die Folgen, die die Erweckung dieses Willens haben wird. Auch das größte Verderben, das aus Verirrungen der Menschen entspringen kann, tötet die Menschennatur nie ewig; ihre Wirkung kann stillgestellt werden, ihre Kraft ist unauslöschlich. Man gehe in die Hütten der Aermsten unter dem Volke und sehe, was auch da ein Mutterherz fast ohne Handbietung und Hilfe an Kindern zu thun imstande ist. Es ist eben so wenig wahr, daß die Mütter keine Zeit dazu haben, die erste Hand an die Bildung des Kopfes und des Herzens ihrer Kinder zu legen. Die meisten, besonders die zuhause, haben ja ihre Kinder einen großen Teil des Tages neben sich, und warum sollten sie bei ihrer Arbeit nicht ebensowohl auf eine Art mit ihnen umgehn und mit ihnen reden können, die sie unterrichtet und bildet, als auf eine Art, die sie nicht unterrichtet und nicht bildet? Der Mutterunterricht setzt ja keine Kunst voraus, er ist nichts anderes als Reizung des Kindes zur mannichfaltigen Aufmerksamkeit auf die Dinge, die es umgeben; er ist nichts anderes als geordnete Uebung der Sinne, der zarten Gefühle des Herzens, der Sprach-, Gedächtnis- und Denkkraft und der natürlichen Fertigkeiten des Körpers der Kinder. Es fehlt nichts, als daß man dem Herzen der Mütter und ihrem durch ihr Herz selbst vorbereiteten und, ich möchte sagen, instinktartig einfach und richtig geleiteten Verstande die Hand biete und ihnen die Mittel, die sie zu gebrauchen haben, so bearbeitet darlege, wie sie dieselben wirklich gebrauchen müssen.

Gute Mütter des Landes! Laßt euch nicht ferner darin Unrecht thun, daß man sagt, ihr hättet keinen Sinn und keine Kraft für das, was unter den Umständen, in denen ihr lebt, eure höchste und heiligste Pflicht ist. Wenn ihr dahin kommt, im Stillen eurer Stuben zu weinen, daß die gute Gertrud mehr an den Ihrigen thut, als ihr an den Eurigen bisher thatet, so bin ich sicher, ihr versucht dann auch, ob es euch möglich sei zu thun, was sie gethan hat, und auf diesem Wege ist's, wo ich euch mit meinen Elementarbüchern zu begegnen wünsche.

Mein Herz heißt mich hier schweigen. Nur noch das einzige Wort: Wer immer im Land es mit Gott, mit der Nachwelt, mit dem

öffentlichen Recht und der öffentlichen Ordnung und mit dem gesicherten Haussegen wohl meint, der muß, auf welche Art es auch immer sei, mit dem Geiste meines Buches übereinstimmen und mit mir das nämliche suchen. Darum lebe ich getrost. Wenn meine Wahrheit zu der Reife gedeiht, zu der sie gedeihen muß, so wird sie auch Frucht bringen; wenn sie dem Armen und Verlassenen im Land genießbar dargebracht wird, so wird er sie auch wirklich genießen. Mancher gute Mann, der bisher seinem Nachbar, und manche gute Frau, die bisher ihrer Nachbarin, bei allem herzlichen Wohlwollen nicht imstande war, einen guten Rat zu geben, wird dahin kommen, Vater des Armen und Mutter des Verlassenen zu sein. Zu dieser Kraft und zu dieser Größe ist's, wohin ich den Geist und das Herz der Edlen und des Volks meines Vaterlandes zu erheben suche. Mögen hinter meinem Grabe Männer mit vollendeteren Kräften fortwirken zu diesem großen Ziel meines Lebens, und möge mein Auge sich nicht schließen, ohne noch der Seligkeit zu genießen, beides, in meinem Zwecke und in den Mitteln, die ich dafür anwende, nicht mißkannt zu werden! Ach, diese Mißkennung hemmt das Glück von tausenden, die allenthalben weisere und kraftvollere Handbietung fänden, wenn es hierin besser wäre!

Burgdorf, im Wintermonat 1803.

Pestalozzi.

Lienhard und Gertrud.

Von **Veränderungen des ersten Teiles** kommen in der C. A. nur zwei vor:

Bei Nr. 30 S. 71 fehlt die „Anmerkung" in der C. A.

Nr. 39. Statt der letzten zwei Absätze der Predigt S. 86 hat die C. A. folgende weitere Ausführungen:

„Darum freuet euch, daß ihr den Herrn der Liebe erkennet, der den Erdkreis von der Unmenschlichkeit zur Liebe, von der Finsternis zum Licht und vom Tod zum ewigen Leben berufen hat. Freuet euch, daß ihr Jesum Christum erkennet und durch den Glauben an ihn zur Kindschaft Gottes und zum ewigen Leben berufen seid.

Hier hielt er einen Augenblick still, sah die Gemeinde mit einem Blick voll Wehmut an und sagte dann: Fast redete ich heute zu viel von der Not und dem Drang frommer Armen. Ich bedachte nicht, wie wenig solcher frommen Armen in unsrer Mitte sind und wie viel Arme unter uns noch das Unrecht, das ihnen hartherzige und gewaltthätige Menschen unter uns gethan haben, noch selber verursacht und veranlaßt. Wahrlich, wahrlich, wir sind alle, Reiche und Arme, von

dem Herrn gewichen. Ja, ihr Armen, die ich so sehr bedauerte, auch ihr seid von dem Herrn gewichen und gabet euch dadurch selber in die Hand derer, die euch unterdrückten und euch leiden machten. Ja, ihr Armen, mit denen ich so viel Mitleid hatte, ich muß euch doch sagen, selber die hartherzigen Menschen, die euch leiden machten, hätten nicht zu dem Grad der Verhärtung gegen euch versinken können, wenn ihr bessere Menschen gewesen wäret. Nein, nein, sie hätten nicht alles Unrecht, das sie euch gethan, thun können, wenn nicht wenigstens viele von euch in ihrem Innersten eben so schlecht gewesen wären, als sie selber. Geht doch in Euch selber, ihr Armen! Ergreifet Jesum Christum im wahren Glauben und alles Böse wird von euch weichen, und das Unrecht selber, das euch begegnet, wird euch zum besten dienen. Freunde! Brüder! Alle! Reiche und Arme! Glückliche und Unglückliche! Geht doch in euch selber, und keiner, keiner von uns allen nahe sich doch jetzt zum Nachtmahl des Herrn, ohne daß ihn ein wahrer, innerer Glaube an Jesum Christum zu seinem heiligen Tisch hinführe. Nahe sich doch keiner zum Tisch des Herrn, ohne eine innere lebendige Freude, daß er ein Christ und zur Kindschaft Gottes und zum Erbteil des ewigen Lebens berufen ist. Noch einmal sage ich euch: Freuet euch, daß ihr den Herrn erkennet, und betet für alle die, so ihn nicht erkennen, daß sie zur Erkenntnis der Wahrheit und zum Glauben an ihn gelangen.

Nachdem der Pfarrer eine ganze Stunde also mit ihnen geredet und seine Predigt geendet, betete er noch mit ihnen. Dann nahm die ganze Gemeinde das Nachtmahl des Herrn und der Vogt Hummel diente dabei zu¹); und nachdem alles Volk dem Herrn gedankt hatte, sangen sie wieder ein Lied, und der Pfarrer segnete die Gemeinde, und ein Jeder ging in seine Hütte."

Veränderungen des zweiten Teiles.

Die Ueberschrift zu Nr. 2 (S. 161) lautet in der C. A.: Der Pfarrer hemmt den wenn auch noch so gerechten Volksunfug. — Im Texte selbst steht (S. 162) „morgigen" statt „morndrigen", „Gemütsstimmung" statt „Verfassung", „zum Segen" statt „zum wahren Nutzen"; „den Zugang nach Bonnal versperren" statt „den Zugang verbieten".

Nr. 3: Nach „oder sie daheim lassen" (S. 163) hat die C. A. noch den Zusatz: „und dann heute Abend, wenn wir heimkommen, sie brav drob auslachen?"

In Nr. 5 hat der zweite Absatz der Predigt in der C. A. noch folgenden Satz (S. 165) nach „auszurotten trachtest": „Denke nicht, daß Du nicht ob jeder Sünde, die in Dir herrscht, werden könnest, was jetzt dieser arme Tropf ist, wenn Du nicht mit Gebet und Glauben

¹) „Zudienen" heißt in der Schweiz, dem Pfarrer helfen das Nachtmahl austeilen.

durch Gottes heiligen Geist Hilfe suchst zur Stärkung Deiner selbst gegen die Sünde, die in Dir liegt".

Im dritten Absatz ist der Schluß (S. 166) bedeutend erweitert, nach „als es die Not erfordert": „Und, meine Kinder, werdet selber je länger, je menschlicher, schonender, gewissenhafter gegen solche Unglückliche. Aber thut noch mehr. Wirket euer eigen Heil mit Furcht und Zittern. So wie die Sünde in euch ist, kann auch euch alles weltliche und äußere Unglück der Sünde treffen. Täuschet euch nicht. Der Fluch der Sünde kann über euch und über eure Kinder kommen, wie er über diesen Mann gekommen, der vor wenig Tagen noch äußerlich blühte, wie ein Baum, der an den Wasserbächen gepflanzt ist. Ziehet eure Kinder auf in der Furcht und Ermahnung des Herrn." Und noch einmal sagte er: „O Gott! wie viel fehlt oben und unten, daß so viel Böses im Land ist! Bittet Gott, daß er eure geistlichen und weltlichen Führer in seiner Gnade dahin leite, daß sie ihr Gewissen ob euch nicht beflecken, sondern allen Fleiß anwenden, vorzubiegen und auszurotten alle Veranlassungen zur Schlechtheit und Sünde, und auch und vorzüglich dann, wenn diese Verführungen von Menschen herrühren, die ihre Lieblinge sind und mit deren Sünden sie oft selber verstrickt werden. Aber wenn ihr das Gott bittet, so zeigt selber, daß ihr das wünscht und sucht, worum ihr betet. Führt niemand in Versuchung. Verführt niemand durch euer Leben weder zur Hoffart, noch zum Geiz, noch zur Liederlichkeit, noch zum Leichtsinn. Lasset euer Licht leuchten vor den Armen und Schwachen, daß sie euer gutes, frommes Leben sehen und an euch ein Beispiel finden zu allem Guten."

Nr. 6: Nach dem zweiten Absatze (S. 160): „Das macht gar nichts" heißt es in C. A. weiter: „Und der Pfarrer hatte Recht. Was die Liebe heiligt, verunreinigt den Altar nicht. Aber der Altar, auf dem die Liebe entheiligt wird, verunreinigt das Heilige, dem er selbst geweiht ist. Alles, auch das Heiligste, wird an der Hand der Lieblosigkeit unheilig, und der Wein und das Brot, das der Pfarrer in reiner Liebe herbrachte, stand mit Recht auf dem Taufstein."

Nr. 8: Im ersten Absatz nach: „daß man ihn ausführte" (S. 168) hat C. A.: „Er war ganz allein bei der Kirche und sagte zu sich selber: Jetzt nimmt meine Frau ihr Betbuch und betet für den armen Mann. Sie thut das allemal, wenn so ein Unglück obhanden. — Es war vor altem eine gute Gewohnheit, daß, wenn ein armer Sünder zu seiner Hinrichtung ausgeführt wurde und die Totenglocke das Zeichen seiner Ausführung gab, allemal jeder Hausvater die Seinigen zusammen berief und so lange die Glocke läutete, mit ihnen betete und sie vor allem dem warnte, was jeden Menschen zu einem so unglücklichen Ende führen kann. Diese Stunden waren fast in allen Haushaltungen rührend und oft mit warmen Thränen begleitet. Auch die rohesten Mütter drückten, von der Empfindung dieser Unglücke hingerissen, meistens ihre

Kinder an ihr Herz und sagten ihnen in ihrer tiefsten Bewegung: Um Gotteswillen hütet euch doch, daß keins von euch so unglücklich werde! — Auch bei der Richtstätte war ehemals über das ganze Volk eine feierliche, stille Andacht verbreitet. Alles zog, wenn der Augenblick der Hinrichtung nahte, wie vor dem Todbett des frömmsten Mannes, den Hut ab, faltete die Hände und betete für den Unglücklichen, daß Gott sich seiner erbarme, und die meisten Menschen, die zusahen, standen sichtbar voll Rührung bei dem Anblick des Unglücklichen. Aber, ach Gott, ach Gott, wie ist alles dieses in unsern Tagen bei unserm Volk verschwunden! Das Herz der Menschen ist viel roher und teilnehmungsloser geworden, als es unter den Alten war. Man sieht jetzt dem Hinrichten oft so kalt und ungerührt zu, als man dem Schlachten eines unvernünftigen Viehs zusieht. Man macht sich nichts mehr daraus. Darum werden auch die Verbrecher umsonst getötet. Ihr Tod hilft nichts, beweist nichts, als, wie gering der Wert eines Menschen in den Augen unsrer Zeit ist."

Die erste Hälfte von 9 ist vielfach erweitert, ohne daß indeß neue Momente oder Gedanken beigebracht würden, weshalb wir diese Aenderung hier nicht wiedergeben. Ebenso ist es bei 10 (S. 174), dessen veränderte erste Hälfte wir hier wiedergeben:

10. Der Pfarrer sucht forthin das Herz des Hummels zu gewinnen.

Der Pfarrer ließ jetzt den Vogt einige Augenblicke sich selber über, dann ging er zu ihm hin und das erste Wort, das der Vogt zu ihm sagte, war: „Ich bin jetzt ein armer, alter, verlorner Tropf und in der Welt zu nichts weiter gut. Ich will mich auch vor allen Menschen verbergen in einem Winkel. Wenn ich nur bald sterben könnte!"

Der Pfarrer, der sah, daß es ihm imgrund nicht so fast ums Sterben zu thun war, aber daß es ihm nur Mühe mache, wieder gefangen zu sein, sagte ihm gerade heraus: Es macht dir Mühe, daß du wieder gefangen bist.

Vogt. Natürlich möchte ich gern wieder heim und nicht eingesperrt sein.

Pfarrer. Wenn du suchst, wieder zur Ruh und zu dir selber zu kommen, so bist du nicht eingesperrt. Sei doch froh, dich eine Weile dir selber und ernsten Betrachtungen deiner künftigen Tage zu überlassen.

Der Vogt sah ihn jetzt wehmütig an, war gerührt und sagte: Von dieser Seite kann's mir hier wirklich wohl sein, wenn ihr nur oft zu mir kommt.

Pfarrer: Das will ich gern thun und dir deinen Aufenthalt hier in allem, was ich kann und darf, erleichtern.

Der Vogt hatte jetzt wirklich eine Thräne im Auge und ergriff unwillkürlich mit seiner Hand diejenige des Pfarrers. Als er aber die drei noch schwarzen Finger daran erblickte, zog er sie schnell und

schauernd zurück. Aber der Pfarrer nahm sie wieder und sagte: „Es macht mir nichts; ich wünsche, daß du mir sie immer herzlich und freundlich gebest, wenn du nur willst.“ Das Gespräch war nach und nach ziemlich vertraulich. Der Pfarrer ging mit ihm in sein Jugendleben, in sein männliches Alter, in die Zeit, wo er Wirt und in die, wo er Weibel und Vogt war, hinein. Er brachte ihm, was er tausendmal vergessen, wieder zu Sinn, daß er am Ende heiter wie der Tag sah, wie der Vogt das werden müssen, was er worden ist.

Zu 11 lautet der Schluß (S. 176) nach: „Die Liebe war wie der Wind weg“: „Sie mußte weggehen. Es braucht aber auch keinen großen Wind, um eine Liebe wegzublasen, die sich gegen einen Menschen zeigen wollte, vor dem man schon lange Angst im Herzen hatte und jetzt von neuem wieder hat.“

Der Schluß von 16 (S. 184) fehlt in C. A. Der letzte Absatz lautet da nach: „was es will, sein“: „Auch das Katzenschwanz-Spiel, das die guten Kinder des Maurers und des Rudis spielten, wurden je länger je bedenklicher gemacht. Die Hartknopfennärrin hatte am gleichen Abend allenthalben ausgebreitet, was sie selber in des Rudis Stube von seinen Kindern davon gehört, und wie ein Lauffeuer war's im Dorf herum, es sei in des Maurers Haus nicht richtig. Bei allem dem aber sagte weder dem Maurer noch der Gertrud lange, sehr lange niemand kein Wort davon.“

17 und 18 haben nur unwesentliche Aenderungen.

Von 19 lautet der Schluß: „Das ist doch eine Sprache, wie der jetzt gegen mich nicht haben sollte,“ murmelte der Lienert, als er mit seiner Katze im Fürfell wieder heim ging. Vater, du bringst unser Kätzchen wieder? sagte das Liseli und die Frau: Was ist das, warum bringst du sie wieder?

Lienhard. Ich wollte, ich hätte sie nie ins Fürfell genommen.

Gertrud. Das hat mir geträumt, ehe du fortgingst. Aber was ist denn begegnet?

Jetzt erzählte der Lienhard, wie er so freundlich und gutmütig mit dem Murrbär geredet und wie unverschämt ihm dieser geantwortet.

Gertrud. Du weißt dich nicht zu benehmen. Ich wollte lieber, ich hätte dich zu Arner gesandt, als zu diesem Mann.

Lienhard. Ich wollte auch lieber zu ihm gehen.

Gertrud. Ich hätte dich besser kennen sollen. Es war erzdumm, daß ich dir die Katze anriet. Aber es hat dich so gefreut, daß du mein Nachwort nicht mehr hören wolltest.

Lienhard. Es dünkte mich lustig.

Gertrud. Ja, wenn er nicht der unverschämte Kerl wäre, wie ich ihn kenne.

Lienhard. Ich hab' ihn erfahren.

Gertrud. Sein Benehmen hätte mich zehnmal mehr in Zorn bringen können, als der Gritte ihre dumme Katzenschwanzgeschichte.

20 und 21 sind etwas erweitert.

22. Der Schluß des ersten Absatzes (S. 193) lautet in C. A.: Solche kleine Sprüche waren dieser Frau der Leitfaden zu einer häuslichen und bürgerlichen Weisheit, über die sich Bücher schreiben ließen. Aber ihre Weisheit ist nicht die Weisheit unsers Volks und unsrer Tage. Selber die Dorfmeisterweiber und überhaupt alles, was im Dorf pfiffig war und etwas zu bedeuten hatte, verachteten ihre Sprüchlein und lachten sie darob aus, und unser Zeitgeist verachtet die Manier dieser Sprüchlein allgemein und von Herzen. Sie sind viel zu kraftvoll für das Spinnengewebe seines Maulbrauchens und seiner Herzlosigkeit. Er will alles nur erklären und wörtlich heiter machen, ohne es zu Herzen zu nehmen, und solche Sprüchlein passen gar nicht in die Wortbrühen, Weitläufigkeiten und Kunstformen dieser herzlosen Erklärungssucht, welche die Lebensquelle des reinen Mutterwitzes, der das Wesen aller Anschauungseindrücke so geist- und kraftvoll ausdrückt, untergraben und abschwächen und den Menschen zu dem in stiller Lebendigkeit herrschenden Geist, der sich in der Gertrud und in ihren Sprüchen ausspricht, eigentlich unfähig machen. Ihr waren sie Leitfaden zu einer häuslichen Weisheit und Kraft, die täglich in wirklich erhabenen Zügen hervortrat. Im Sturm des aufgebrachten und verwirrten Dorfs entging ihr kein einziges Wort, das man nur hätte mißdeuten können, keins, bei dem man sie ins Spiel hineinziehen, ob dem man sie hassen, keins, bei dem man sie nur auslachen könnte.

Der letzte Absatz lautet: Die Kinder trieben einander bei diesem Spiel gar gern selber, welches am geschwindesten und sichersten darin fortkomme. Zwischenhinein sangen sie Lieder. Am Morgen und am Abend las sie ein Kapitel aus der Bibel und betete mit ihnen und wenn eine Stelle in diesem Kapitel sie vorzüglich rührte, so sprach sie dieselbe ihnen den Tag über während dem Arbeiten so oft vor, bis sie selbige auswendig konnten. Ihr liebstes Gebet und das, so sie die Kinder zuerst lehrte, heißt: O, Gott, du frommer Gott usw.

27 (S. 196) ist in C. A. erweitert, auch die Ueberschrift ist eine andere.

27. In welchem Grad die Folgen der Sünden den Menschen verwirren und verwildern.

Das waren Gertruds und Arners Wege. Der Weg des Pfarrers war nicht weniger edel und schön. Er war forthin alle Tage mehrere Stunden beim Vogt und brachte ihn durch Liebe, Ernst und Glauben dahin, daß er wirklich sein tiefes, inneres Verderben vielseitig einsah, und nun entfaltete sich in diesem Mann ein großer Kampf zwischen der neu erwachenden Scham und einer neu erwachenden Reue mit den alle Augenblicke in ihm wieder aufsteigenden Gefühlen und Gelüsten seines alten Lebens; und wie er in diesen Gelüsten bei allem seinem Unrecht gewaltthätig war, so mischte sich diese Gewaltthätigkeit jetzt auch in die Vorsätze, die er nahm, sich zu bessern. Wenn der Pfarrer

ihn verließ und er allein war, so war er meistens trotz allem Willen, sich zu bessern, in sich selbst verwirrt und in allem seinem Thun gewaltthätig, oft selbst gegen sich. Bald trank er den Wein, den ihm der Pfarrer gab, plötzlich fast in einem Schluck aus, bald ließ er ihn stehen und sagte: Wenn ich auch Dursts ersticken müßte, ich will ihn jetzt nicht trinken. Einmal schüttete er ihn zum Fenster hinaus mit den Worten: Ich bin nicht wert, daß ich mehr ein Glas Wein auf der Welt trinke. Bald jammerte er wieder, wenn er heim komme, so werde er wie ein Bettler leben müssen und kein Glas Wein mehr bekommen. Am meisten wütete er über seine Mitvorgesetzten, daß sie ihm durch den Kalberleder hatten drohen lassen. Sie sind, sagte er zu sich selber, alle so schlimm als ich, und ich mußte allein unter den Galgen, und jetzt meinen sie, ich soll ihnen noch mit ihren Rechnungen helfen. Aber ich will nicht, wenn ich auch könnte, und einen Augenblick darauf: Ich kann nicht, wenn ich auch wollte.

Der Pfarrer sah allemal, wenn er zu ihm kam, daß er ihn gleichsam aus einem Traum der Verwilderung, in den er versunken war, wieder aufwecke, und daß eigentlich noch weder Liebe noch Glauben in ihm wahre und tiefe Wurzel gefaßt, sondern daß vielmehr die Sorge, er werde vergantet und müsse ohne Hilf' und Rat in Not und Elend versinken, doch immer als das vorherrschende Gefühl seiner jetzigen Stimmung noch dastehe. Er freute sich darum des Anerbietens des Rudi und sagte in dieser Rücksicht zu sich selber: „Dieser Mann kommt mir jetzt sehr zur gelegenen Zeit; seine Handlung wird, wills Gott, den Vogt in eine mildere und sanftere Stimmung bringen, als es mir bis jetzt noch gelungen“ — und schickte seinen Hans, dem Rudi zu sagen, daß er jetzt wohl zum Vogt kommen könne. Der Pfarrer war einen Augenblick vorher, ehe er das that, in einem Gespräch mit dem Vogt, darin ihm dieser seine Sorgen und seinen Kummer diesfalls deutlich zeigte und ihm mit leidenschaftlicher Bewegung erzählte, wie die Vorgesetzten ihm diesfalls noch haben drohen lassen. Der Pfarrer setzte jetzt dieses Gespräch noch mit ihm fort und sagte ihm, da er wirklich Thränen in seinen Augen sah: „Beruhige dich doch auch diesfalls Vogt! Ich muß dir etwas sagen, es ist ein altes, aber wahres Sprichwort: Wenn die Not am größten, so ist Gottes Hilf am nächsten.“ In dem Augenblick, da er das sagte, meldete der Hans dem Pfarrer, der Rudi sei vor der Thür, und der Pfarrer ging zu ihm hinaus und sagte ihm: Sag ihm, ehe du ihm von dem großen Geschenk, das du ihm machen willst, redest, doch zuerst, was deine Mutter selig seinethalben noch zu dir gesagt und wie sie mit versöhntem Herzen gegen ihn gestorben.

Der Rudi erwiderte: das will ich gewiß thun — und mit diesem Wort ging er mit dem Pfarrer zum Vogt in die Stube.

28 ist in ähnlicher Weise erweitert, wie 27; die Ueberschrift lautet in C. A.: „Ein Gespräch voll Güte auf der einen und voll Angst auf der andern Seite.“

29 lautet umgeändert in der C. A.:

Der Sonnenschein und die Himmelstropfen.

Der Rudi nahm jetzt freundlich vom Vogt Abschied. Der Pfarrer aber blieb noch eine Weile bei ihm und suchte die Rührung, in der er ihn jetzt sah, zu benutzen, um seine Stimmung im allgemeinen milder und sanfter zu machen. Er sagte zu ihm: Du bist zwar jetzt gerührt, aber nicht ruhig, wie es nötig ist, daß du werdest. Es ist so ein schöner Abend. Geh jetzt ein wenig in meinen Garten und genieße diesen Abend mit Ruhe und Stille. Der Vogt sagte: Ja, es ist ein himmelschöner Abend, und dankte ihm für die Erlaubnis, in seinen Garten zu gehen. Er ging und legte sich unter einen Baum, der hinter der Weide war. Ein kühlendes Lüftchen milderte die Abendwärme eines der schönsten Herbsttage. Der Vogt fühlte, wie wohl diese Kühlung ihm thue, denn sein Blut war heute den ganzen Tag in beständiger Wallung. So unter seinem Baum halb hinschlummernd, wiederholte er sich jetzt halbträumend die Begegnisse des Tags und sagte zu sich selber: Die Menschen sind doch besser, als ich geglaubt. So eine That, wie jetzt des Rudi gegen mich ist, hätte ich nicht möglich geglaubt, und auch der Pfarrer geht mit mir um, wie ich es von keinem Menschen in meinen Umständen erwartet hätte. — Selbst die untergehende Sonne machte einen neuen Eindruck auf ihn. Er fühlte es und sagte: Ja, in meiner Kindheit, da ich noch nicht recht wußte, was links und rechts ist, war es mir an der Sonne eben wie es mir jetzt ist, aber seitdem nicht mehr. Er fühlte sich jetzt auf eine Weise, wie er sich seit seinem Unglück noch nie gefühlt hatte. Er weinte und wußte es selbst nicht; aber als er zufällig mit seiner Hand an seine Augen kam und sie naß fand, sagte er zu sich selbst: So sind sie doch lange nie mehr naß gewesen! Ach, es rührte mich nichts mehr, weder das, was mir hätte wohl thun sollen, noch das, was andern weh that.

Des Pfarrers Hans stand eine Weile, ohne daß der Vogt ihn sah, hinter dem Zaun neben dem Baum, an dem der Hummel lag, hörte ihn in dieser Stimmung mit sich selbst reden, und als er heim kam, konnte er nicht genug erzählen, wie der böse wilde Mann unter dem Birnbaum in diesem Augenblick so ruhig und heiter da gelegen.

Der Vogt vergaß in dieser Stimmung sein Abendbrot, das er sonst nicht leicht vergaß, und ging nicht ins Pfarrhaus zurück, bis die Sonne untergegangen. In der Zwischenzeit war der Pfarrer bei der kranken Frau des Vogt. Er fand sie so übel, daß er es für seine Pflicht hielt, ihren Mann zu ihr heim zu schicken. Die arme Frau hatte das Unglück, dem Treufaug in die Hände zu fallen. Dieser gab ihr Himmelstropfen, die unter seinem Großvater Henkerstropfen hießen; da aber sein Vater ehrlich worden, hat er sie nicht mehr unter diesem Titul verkaufen wollen, unter welchem Namen sie bis auf jetzt für Menschen und Vieh vielen Abgang hatten. — Als die Vogtin dem Treufaug ihre Not klagte, war seine erste Antwort: Gib mir Kirsch-

wasser, ich bin so durstig, daß ich mich anfeuchten muß, eh' ich mit dir reden kann. Sie gabs ihm und klagte dann ferner der Länge und der Breite nach ihre Not.

Er gab aber erst, nachdem er sein Kirschwasser fast ausgetrunken, zur Antwort: „Was magst du doch so viel schwatzen! Wenn du kein Wort redetest, so wüßte ich gleich, wo es dir fehlt, so gut, als wenn du einen halben Tag davon erzählst. Der Pfiff ist an der Leber und es ist große Zeit, daß man zu dir schaue, denn sie ist halb faul, und wenn man dem nicht wehrt, so geht dir in kurzem das Maul auf eine Art zu, daß du es nicht wieder aufthust; aber ich will dir etwas schicken, das schon Prinzen und Pfaffen und großen Herren ihre Leber wieder kuriert hat, wenn nur noch ein halb Batzens groß gut daran gewesen, und es muß der Teufel thun, wenn's dir nicht auch hilft. Aber du mußts saufen, was ich dir schicke, und ich will dir's zum voraus sagen, es ist kein Schleckwerk; du wirst meinen, es sei aus der Hölle, so wird es dir feuern. Aber Böses muß Böses vertreiben und wenn's dir schon bang macht, so fahre fort auf mein Wort hin und nimm alle zwei Stund ein paar Löffel, bis du damit fertig bist. Wenn's durchgebrochen, so wird es dir dann schon anders kommen.

Es geschah auch ganz, was er sagte. Die Tropfen feuerten ihr schon im Maul wie der höllische Teufel und brachten sie in einen Jast (Hitze), wie wenn sie das größte Fieber hätte. Seitdem sie solche brauchte, war ihr Atem sichtbar kürzer. Sie konnte nicht mehr schlafen wie vorher, hatte viel stärkere Beklemmungen auf der Brust und auch der Schweiß, den sie vorher hatte, verlor sich.

Bei dem allem dachte sie an nichts weniger, als daß die Himmelstropfen daran schuld seien, und sie brauchte sie nur desto gewissenhafter, je kränker sie davon ward. So groß war der Glaube an die Tropfen und an den Doktor bei dieser armen Frau; und ich muß bei diesem Anlaß sagen, der Glaube an die Aerzte ist sonst freilich ein guter Glaube. Er hilft sehr viel zur Genesung. Der beste Arzt, den ich kannte, hat einst zu mir gesagt: Wenn ein Kranker, der, wenn ich das erstemal zu ihm komme, vor Freuden fast aus dem Bett springt und nicht genug sagen kann, wie sehr es ihm ein Trost sei, daß ich da sei, so glaube ich, die halbe Arbeit, ihn wieder herzustellen, sei schon geschehen. Er setzte hinzu: Wo Mut, Freude und Hoffnung im Menschen sich lebendig ausspricht, da erwacht gleichsam ein inneres Leben in ihm, das unter allen Umständen auf den guten Zustand des Körpers die wohlthätigste Wirkung hat; denn ist auch das ganz gewiß wahr, beim Mut und beim Glauben öffnen sich alle Schweißlöcher (Poren), und das wirkt unglaublich mit zum Heilen; wo Furcht und Angst ist, da schließen sie sich zu und das hindert die Heilung eben so sehr. Der fromme Arzt setzte noch hinzu: Wahrlich, der lebendige Glaube an einen Arzt hilft zur Heilung des kranken Leibes, wie der lebendige Glaube an Gott in jedem Fall auf die Heilung einer kranken Seele wirkt. — Er hat im Wesen ganz recht. Aber es muß in beiden Fällen ein

wahrer Glaube, ein Glaube an die Wahrheit sein. Der lebendigste Glaube an ein Götzenbild und an die Wunder seiner Kraft hilft keiner kranken Seele und der Glaube an einen Arzt darf nicht der Glaube an einen Treufang sein, sonst führt dieser Glaube leiblicherweise sehr leicht zum Verlust aller Kräfte des Leibes und dadurch zum leiblichen Tod, wie der Aberglaube eben so leicht zum Verlust aller Kräfte der Seele und dadurch zum geistigen Tod führt.

30 und 31 haben in C. A. nur einige weitere Ausführungen der Form nach.

Der Anfang von 32 lautet in C. A.:

32. Lips Hüni — der Wächter, und der Untervogt Meyer.

Die Notablen im Dorf, die wir aber jetzt freilich für das kennen, was sie waren, hatten nun Tag und Nacht ein Getriebe in der Gemeinde, wie Schelmenbanden im Wald, wenn sie vernehmen, daß eine allgemeine Betteljagd um den Ort ihres Aufenthalts angesagt ist. Sie erkundigten sich alle Augenblicke um das, was den Vogt betraf, und da sie vernahmen, daß der Pfarrer ihn zu seiner Frau heimgelassen, redeten sie mit einander ab, sie wollten ihm am Morgen, wenn er wieder zurückkehre, aufpassen, damit sie ganz sicher seien, daß er zuhaus gewesen, und es dann dem Junker anzeigen. Sie hatten nämlich zur Absicht, ihm dadurch einzuschwatzen, der Pfarrer lasse ihn in der Gefangenschaft thun, was er wolle, nur damit er ihm schwatze, was er gern höre, was aber nur zu weitern Verdrießlichkeiten und Händeln im Dorf Anlaß geben könne. Sie ließen den Lips Hüni kommen und gaben ihm diesen Auftrag. Dieser trank bis am Morgen um drei Uhr hinter dem Ofen beim Kalberleder, der der nächste beim Vogt wohnte, Gebranntes. Um drei Uhr machte er sich dann hinter den Hag, nahe bei des Vogts Thür und wartete so bis um fünf Uhr, da der Vogt herauskam. Da kroch er ihm auf allen Vieren hinter dem Hag den Weg vor und verbarg sich hinter des alten Leutholden Nußbaum unten an der Kirchhalde, wo dieser hart an ihm vorbei mußte und rief ihm da plötzlich hart an die Ohren: B'hüt uns Gott und g'segn' uns Gott! Was ist das? Der Vogt fuhr einen Augenblick zurück, sah den Kerl, den Kopf hinter dem Baum hervorstreckend, kannte den Mann und sagte so ziemlich in seiner alten Vogtssprache zu ihm: Was gibts da? Was willt du?

33 bildet in C. A. der Schluß von 32 und ist wenig geändert; die Ueberschrift von 33 fällt aber in C. A. weg.

34 (S. 208) (33 der C. A.) hat im 2. Absatz folgende kleine Episode:

Es verging fast eine Stunde. Der Michel machte indessen allerlei Kalender über dieses lange warten müssen und kam im Hinauf- und Hinabgehen im Schloßhof einmal nahe an den Kuhstall. Sobald ihn aber der Küher erblickte, kam er zum Stall hinaus und sagte zu ihm: Du bist von Bonnal, guter Freund? Sag' mir doch, wie geht's dem Fleck, den der Junker einem armen Mann daselbst geschenkt hat?

Michel. Nicht wahr, dem Hübelrudi?

Küher. Ja, ja, eben demselben.

Michel. Dem Tier geht's so wohl, als es jetzt dem Rudi selbst wieder wohlgeht.

Küher. Das freut mich doch. Wenn sie ein Mensch wäre und reden könnte, du müßtest mir sie tausendmal grüßen und ihr sagen, wie es mir weh that, daß sie aus meinem Stall mußte. Aber weißt du was? Ich gebe dir ein paar handvoll Geleck; gib es ihr; sie kennt es gewiß und weiß dann, daß es von mir kommt.

Hiemit machte er ein kleines Säckchen voll von seinem besten Geleck und that noch ordentlich Salz darein. Der Michel mußte lachen, nahm das Säckchen und sagte: Ich will es ihr gewiß geben. Sie waren eben in diesem Gespräch, als der Junker den Michel kommen ließ.

Beim dritten Absatz (S. 209) finden sich folgende weitere Ausführungen:

Das gerade, offene Wesen und der Mut, mit dem er das Böse von sich selber gleich ungescheut wie von den Andern sagte, und die Kenntnis, die er von allen Umständen und von den Ursachen aller Unordnungen im Dorf zeigte, brachte den Junker dahin, daß er wirkliches Vertrauen auf ihn zu fassen anfing und sich über die Umstände des Dorfes in ein wirkliches Gespräch mit ihm einließ, das in Rücksicht auf die Menschenkenntnis und den Wahrheitssinn von Leuten, die selber in großen Fehlern stecken, ein bedeutendes Licht verbreitet. Der Junker sagte zu ihm: Ich kann nicht begreifen, daß du und so viele Menschen an einem solchen Leben haben teilnehmen können. Der Michel erwiderte: Die meisten Menschen haben nichts besseres im Herzen, als Gelüste nach Essen, Trinken und Possen; und wer so ist, dem ist's wohl bei diesem Leben. Man konnte im Schloß stehlen ohne alle Gefahr, und wo's so ist, will bald jeder gern mithalten, wo er immer kann.

Junker. Aber scheuen sich die Leute nicht vor Gott und der Ewigkeit?

Michel. Gnädiger Herr, die Stimmen im Wirtshaus und an dergleichen Orten überschreien das, was die Leute etwa in der Kirche hören, so stark, daß dieses meistens so viel als nichts auf sie wirkt. Das Uebel ist in unserm Dorf alt und tief eingewurzelt.

Junker. Ich weiß es. Mein Großvater ist daran sehr viel selber schuld.

Michel. Er ist sehr betrogen worden.

Junker. Er hätte sich nicht sollen betrügen lassen.

Michel. Er hatte in tausend Fällen schwer, hinter die Wahrheit zu kommen. Er war von allen Seiten mit Leuten umgeben, die unter einem Hut steckten, und wo ein Junker Schreiber und Vögte hat, wie ihr Großvater, da muß er über das wichtigste, das in seinen Dörfern geschieht, blind werden, wenn er auch sieben Augen hätte.

Junker. Es ist wahr, das Unglück des Dorfs ist in vielen Rücksichten eine Folge der schlechten Wahl seiner Vorgesetzten.

Michel. Noch bei meinem Denken lebten Leute, die gerade heraussagten, wenn man zu ihren Zeiten dem Volk dergleichen Leute zu Vögten und Richtern gegeben hätte, sie wären an jedem Ort, wo man sie allein angetroffen hätte, gesteinigt worden.

Junker. Hätte das so einem Mann, wie der Hummel ist, noch zu deiner Zeit wirklich begegnen können?

Michel. Zu meiner Zeit nicht, aber zu den Zeiten meines Vaters ganz gewiß. Es war damals noch eine Art von Landestreue und Sorgfalt für das allgemeine Wohl auch auf den Dörfern im Herzen von entschlossenen und braven Männern, die, wenn so ein Mann Vogt gewesen wäre, gleich ausgesprochen hätten, das ist ein Landesverräter, ein Land- und Leuteverderber. Sie hätten ihm auch ganz gewiß, wo sie immer nur gekonnt hätten, auf den Dienst gelauert, und wenn das Unrecht eines solchen Mannes aufs höchste gekommen und sie weder beim Junker, noch bei sonst jemand gegen einen solchen Mann Schutz und Recht gefunden hätten, so wären solche Männer in ähnlichen Fällen auch des äußersten fähig gewesen, so daß ich einem solchen Vorgesetzten für sein Leben damals nicht gut gestanden wäre. Jetzt aber ist von so etwas keine Rede mehr. Unser Volk ist in eine Erbärmlichkeitsschwäche versunken, daß die bravsten Leute im Land sich vor einem solchen Burschen nur zu verbergen suchen, aber durchaus, ihnen entgegenzustehen, das Herz nicht haben. Mein Vater hat diesfalls mehrmal zu mir gesagt, wir sähen den Alten so wenig mehr gleich, als eine arme, täglich ausgemelkte Stallgeiß (Ziege) einem auf dem Gipfel hoher Berge herumspringenden Gamstier, das in seinem Leben nie erfahren, was melken ist.

Junker. Michel, das ist ein böses Bild, aber es schildert auch einen wahrhaft schlechten Zustand.

Michel. Ihr verzeiht mir das Bild. Ich dachte nichts arges.

Junker. Ich glaub' dir's; aber wie kann diese Schwachheitsfurcht gegen einen solchen Mann im Dorf allgemein werden?

Michel. Es ist nicht anders möglich. Sie mußte allgemein werden. Die Dorfmeister sind unter einander einig und jeder Mensch im Dorf ist auf diese oder auf diese Art an einen derselben so angebunden, daß er nicht nur zu allem schweigen, sondern selber auch das schlechteste, das er ihm zumutet, noch thun muß, um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen. Bei uns hatte der Hummel alles so in seinen Klauen und es fürchtete ihn alles so sehr, daß ich selber alles, was ich für ihn gethan, aus Furcht hätte thun müssen, wenn ich nicht leichtsinnig genug gewesen wäre, es für Wein, Käs und Würste, die ich immer bei ihm fand, gerne zu thun. Die Furcht vor ihm war im Dorf so allgemein, daß kein einziger Mensch in der Gemeinde ihm irgend einen seiner Streiche, wenn ihn auch die ganze Gemeinde wußte, hat aus-

bringen dürfen. — Er brachte zum Beleg dieser Aussage die Gespenstergeschichte in des Hoorlachers Haus an.

Statt des letzten Absatzes von 35 hat C. A. noch folgende Ausführungen nach „damit sie ihm den Spaß nicht ausbrächten."

Junker. Bei allem dem kann ich doch nicht begreifen, daß die Leute im Dorf, die doch Ehrenleute haben sein wollen, an diesem Leben haben teilnehmen können.

Michel. Junker! An einem Ort, wo eine Handlungsweise, wie des Hummels, unter dem Vorgesetztenvolk so allgemein ist, da gehört ein solches Leben und eine solche Denkungsart gleichsam zum Ehrenleben und zur Ehrendenkungsart des Volks, und jedermann schämt sich fast mehr, wenn man ihn nicht zu solchen Handlungen zuzieht, als wenn man ihn teil daran nehmen läßt.

Junker. Das übersteigt doch alles, was ich geahnt.

Michel. Der Grund, warum es mit dem Volksverderben im Land so weit hat kommen können, liegt unter anderem auch darin, daß jetzt seit etwa 30 Jahren die Bauern, die mehr als die andern sein wollen, alle nur Tröler- und Rechtsschriften lesen, und seitdem finden die größten Schelme, wie der Hummel, allenthalben Gelegenheit, Dorfmeister zu werden und sich in Vogt-, Schreiber- und Richterstellen einzuschleichen. Auf diesem Wege sind eine Menge Dörfer dahin gekommen, daß einzelne Menschen, die in dieses Leben hineingezogen werden, sich so darin verstricken müssen, daß es ihnen fast unmöglich wird, davon loszukommen.

Junker. Bei dir hat es doch wenig gebraucht, dich von diesem Leben wieder loszumachen.

Michel. O, gewiß nicht wenig.

Junker. Ein paar gute Worte vom Maurer.

Michel. Gewiß nicht Worte, es waren Thaten, die mir ans Herz gingen. Keine Worte, keine Beredungen, keine Drohungen, selber die Gefahr vor dem Galgen hätte mich nicht davon abgelenkt; aber das Herz des Maurers griff mich von einer Seite an, der ich nicht widerstehen konnte.

Diese Antwort rührte den Junker; aber er mußte das Gespräch abbrechen und forderte von ihm noch das Verzeichnis von dem, was jetzt noch von den im Schloß gestohlenen Waren im Dorf zu finden sei. —

Nach 34 hat die C. A. noch folgendes neue Kapitel, das in der ersten Ausgabe § 35 bilden sollte, der dort ganz ausgefallen ist.

34. Die Menschen sind sich in den Hütten und in den Palästen allenthalben gleich.

Der Junker erzählte das Gespräch mit dem Michel über dem Essen. Therese wunderte sich, daß ein Mensch, der so lange schlecht gewesen, wie der Michel, sich so sehr von des Maurers Güte habe rühren lassen. Aber Glülphi sagte: Das gute Herz ist allmächtig, ich möchte sagen, ein Stein wird gerührt, wenn es in Unschuld, Leiden

und Wehmut vor ihm steht. Am meisten aber warfen sie ihre Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß der esprit du corps, der in größern Verhältnissen das menschliche Herz so sehr verderbe und verhärte, selber auch in den Dörfern und in dem Vorgesetztenverein stattfinde und diese dahin bringe, daß sie bei einander auf Gemeinderechnung hin sich schlechte Handlungen erlaubten, die sie sich im Privatleben und in eigenen Geschäften durchaus nicht erlauben würden.

Hierüber redeten sie viel. Der Glülphi sagte: Bei solchen Kollektivhandlungen verschwindet bei einem jeden das lebendige Bewußtsein, daß er das auch selber gethan habe, was alle andern mit ihm gethan. Das geht so weit, daß man in vielen Regierungskollegien den Schlüssen der Mehrheit eine Art von Heiligkeit zuschreibt, über deren Recht und Unrecht die Minorität und die Untergebenen auch nicht einmal sich weiter erlauben dürfen, zu reflektieren; daher verstehe ich denn unter diesen Leuten ein böses Kollektivgewissen, das mit dem Gewissen, das alle Menschen in ihrem Privatleben erkennen und erkennen müssen, keine Gleichheit hat und eigentlich einem durchlöcherten Sieb gleich sieht. Die Art, wie auch auf den Dörfern das vereinigte Schelmenleben der Vorgesetzten zum Ehrenleben des Orts werden könne und pfiffigen Burschen allenthalben eine gute Laufbahn eröffnen und selbst in solchen Winkelörtern zu guten Heiraten und dadurch zu einer Art von Standeserhöhung helfen könne, belebte diese Unterredung um so mehr, da ganz neulich in einer benachbarten Stadt ein pfiffiger Bub aus dem niedersten Gesindel dahin gekommen, die Tochter eines der ersten Stadträte zu heiraten, weil er Mittel gefunden, dem Vater derselben, der der Veruntreuung eines beträchtlichen Stadtkapitals verdächtig war, aus dieser Rechtsverlegenheit zu helfen.

35. Wieder der arme Meyer, der sich zum Vogtsdienst gar nicht schickt.

Sie waren kaum vom Essen aufgestanden, so kam der Untervogt Meyer, . . . (das Gespräch ist etwas geändert, aber ohne neue Gedanken.)

36. Nach dem ersten Absatz (S. 213) hat die C. A. ausführlicher:

Die Bauern wurden verdrießlich, aber dem Vogt war angst. Er sagte wohl hundertmal zu sich selber: Wär' ich doch nur nicht Vogt! Aber ich bins jetzt und muß ihnen zeigen, daß ich's bin.

Er ging etwas unfreundlich in die Stube und sagte ungefähr so etwas. Das verstanden die Bauern von dem guten Meyer, den sie bisher an der Nase herumführten, gar nicht. Sie sagten ihm: Nur nicht so pöchisch, Herr Untervogt! Wir dürfen doch etwa noch mit dir reden?

Das wohl, sagte der Meyer, aber ich auch mit euch. Der Junker sagt, daß ein jeder, der den Winkel zwischen den Tannen zum Verteilen anrate, entweder ein Narr oder ein Schurke sei, und will jetzt alles Heu messen und alles Vieh zählen lassen.

Bauern. So? — Was ist das? Warum das?

Vogt. Ich denke, er wird wissen wollen, ob ihr wirklich zu viel Vieh und zu wenig Heu habt.

Bauern. Das wäre verflucht. Er will uns also nachrechnen, was wir im Stall und auf der Bühne haben? Zuletzt könnte er uns nachrechnen, was wir in der Küche zu Mittag kochen und des Nachts zu Nacht essen. Dafür wird er doch, ob Gott will, doch nicht da sein.

Vogt. Das weiß ich nicht; aber er thut einmal dergleichen, wie wenn er zu so etwas da wäre.

Bauern. Er kann dergleichen thun, was er will, aber wir wollen nicht, was er will.

Vogt. Aber ich bin sein Vogt und muß thun, was er will.

Bauern. Du bist ein Narr, du mußt dergleichen thun, du thust, was er wolle, aber im Ernst und in der Wahrheit thun, was wir wollen.

Vogt. Da seid meinethalben ihr Vogt und probierts, wenn ihr könnt.

Bauern. Das können wir jetzt nicht so, du bist jetzt einmal unser Vogt und wenn du ein braver Mann und uns allen lieb sein willst, so mußt du uns dazu helfen, daß er uns im Stall, in der Bühne und in der Küche nicht nachrechnen könne, und eben nicht aufs Haar erfahre, wie viel Heu und wie viel Vieh wir haben.

Vogt. Ich kann's nicht.

Bauern. Du wirst doch nicht wollen ein Schelm an uns sein?

Vogt. Nein, aber euer Narr kann ich auch nicht sein.

Bauern. Du mußt nicht unser Narr sein, im Gegenteil, du mußt gescheid und klug und brav für uns sein.

Vogt. Das alles möget ihr selbst sein, ich muß jetzt im Dorf das Vieh zählen und das Heu messen, oder morgen bin ich nicht mehr Vogt. Das merkt ihr selber, Nachbarn, und also laßt mich mit dem ruhig, was ich nicht kann.

Darauf ging er fort, den Weibel zu suchen, der ihm bei dieser Arbeit helfen sollte. Als er fort war, sagten einige: Wir hätten einem Narren, wie der Meyer ist, unsern Auftrag nicht geben sollen. Andere erwiderten: Wem hätten wir ihn sonst geben sollen? und wieder andere: Er ist selber übel dran, was will er machen? Er muß doch thun, was der Junker will. — Das ist wohl wahr, sagte ein Großmaul, aber wenn er ein Kerl wäre, wie ein Vogt in einem Dorfe sein sollte, so fände er gewiß Mittel, dem Junker auf diese oder jene Weise eine Nase zu drehen. Angst war allen. Bei den einen aber drückte sich ihre Angst wild, bei den andern furchtsam aus. Einige fluchten, andere sagten seufzend: Was ist doch zu machen?

38 ist im Gespräche etwas erweitert.

39. Auch hier ist das Gespräch weiter ausgeführt, aber in anderer Weise. In C. A. schicken die Vorgesetzten nicht zum drittenmal zum Renold, sondern gehen selber. Die Stelle (zum 1. Absatz S. 216) lautet in C. A.:

Endlich entschlossen sich drei Vorgesetzte, selber noch zu ihm zu gehen und mit ihm zu reden. Sie baten ihn um tausend Gotteswillen, er solle doch wenigstens schweigen und morgen nicht etwas sagen, das sie weiter und noch mehr ins Unglück bringen könnte. — Er antwortete: Ich mag es ansehen, wie ich will, wir haben verdient, was uns begegnet. Es graut mir, nur zu denken, wie wir handelten. Vorgesetzte sein und dabei reich, wohlhabend und den armen Leuten im Dorf das Gemeingut verfressen und versaufen — ich schäme mich, so lange unter euch gesessen zu sein. Schelme für ein paar Thaler henkt man, und wir verrechneten Schelmereien, die in die tausende liefen, und kein Mensch durfte uns sagen, daß wir Schelme sind, weil wir Vorgesetzte waren. — Die drei Männer sagten: Um Gotteswillen, wie du auch redest!

Renold. Ich kann nicht anders. Vorgesetzte sollten keine Schelme sein und es graut mir, an Menschen zu denken, die auf eine Art im kleinen oder im großen die Oberkeit im Land vorstellen und Schelme sind, wo sie die Haut anrührt.

Die Männer versanken fast vor ihm und baten ihn, er solle doch um tausend Gotteswillen das Unglück in der Gemeinde nicht noch größer machen, als es schon sei; sie wollten in Zeit und Ewigkeit keine Schelme mehr sein und gern im stillen der Gemeinde alles ersetzen, was sie immer noch könnten. Als sie ihn forthin so baten, doch am Morgen nichts unvorsichtiges zu sagen, sagte er endlich, er wünschte, daß er morgen nicht nur sein Maul, sondern auch seine Augen und Ohren zuhalten könnte. Weiter ließ er sich in kein Versprechen ein, und die Dorfmeister mußten nun ohne einigen Trost von dieser Seite erwarten, was dann morgen weiter geschehen möchte.

Wie die Vorgesetzten, also fürchtete sich alles Volk in Bonnal vor diesem Morgen. Arner aber eilte mit himmelreinem Vaterherzen zu dem Volk hin, das sich vor ihm fürchtete.

40. Der zweite Absatz (S. 217) lautet in C. A.:

Dann redeten sie vom Hummel. Der Pfarrer sagte: Ich kann nicht begreifen, wie er durch alle Wildheit und Gewaltthätigkeit seines Lebens noch so viel gesunden und kraftvollen Sinn in sich selber hat erhalten können.

Der Junker erwiderte: Es braucht beim großen Schelmenleben immer große Naturkraft und auf eine Art wo nicht einen gesunden, doch nicht ganz abgeschwächten Sinn. Aber was mich wundert, ist, er scheint jetzt zu einem wirklich frommen Sinn hinzulenken.

Pfarrer. Es gab Augenblicke, wo ich das wirklich hoffte, aber die Gewaltthätigkeiten seines alten Lebens mischen sich auch in seine Besserungsaugenblicke; dann war mir auch auffallend, der erste Anfall zu seiner Besserung ging sichtbar von seiner Furcht vor dem Teufel und der Hölle aus und es schien mir, diese Furcht ginge in ihm fast wie in ein Fieber hinüber, und ich muß gestehen, die Frommheiten, die sich im Menschen fieberartig aussprechen, sind mir immer ver-

dächtig; sie mögen sich auch als hitzig fieber-, schleichfieber-, faulfieber- oder gallenfieberartig aussprechen, sie arten alle gewöhnlich gern in immer wiederkommende Wechselfieber aus und diese sind für den Seelenzustand die gefährlichsten. Darum bin ich auch in meinem Urteil über des Vogts Besserung etwas bedächtlich. Doch muß ich auch sagen, ich habe ihn über des Rudi großmütige Handlung in einer Stimmung gefunden, die über alle meine Erwartung war.

Ihr Gespräch führte sie eine Weile auf die Obstbäume . . .

Der Schluß dieses Kapitels (S. 218) ist in C. A. folgendermaßen erweitert:

Pfarrer. Ueberhaupt ist die Aufhebung des Bedrückenden in den Nahrungssorgen der Armen das heilige äußere Zeichen des Christentums und des Wesens der Gottesverehrung, die der Heiland auf Erden durch seinen Glauben und in in seiner Liebe gestiftet. Dieser Geist der Sorgfalt der Aufhebung des Bedrückenden in den Nahrungssorgen der Armen drückt sich auch schon in der Gesetzgebung Moses ganz aus. Sie lenkte mit großer sichtbarer Kraft dahin, das Eigentum unter dem Volk Israels minder drückend zu machen, als es unter den Völkern der Heiden war, und es ist mir unbegreiflich, daß der Geist seiner Gesetzgebung unter den christlichen Völkern nicht tiefer in das Wesen ihrer bürgerlichen Verfassungen hineinzugreifen vermochte. Zwar war der Klostergeist in seiner ursprünglichen Reinheit geeignet, die religiöse und bürgerliche Liebe und Sorgfalt für die Armen wirklich noch weit höher zu heben, als er durch die mosaische Gesetzgebung bürgerlich und gesetzlich organisiert war; aber er, der christliche Klostergeist, überlebte auch seine ursprüngliche Reinheit schon fast in seiner Geburtsstunde. Die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen der christlichen Völker blieben allenthalben weit hinter dem kraftvollen Einfluß der mosaischen Sorgfalt für das leibliche Wohl des Volks Israel und seiner Armen zurück.

Beide, der Junker und der Pfarrer, redeten warm und herzlich über diesen Gesichtspunkt und waren einig, das Christentum sei in bürgerlicher Hinsicht das höchste Ideal der göttlichen Vorsicht, den ewig notwendigen Unterschied der Stände und des Eigentums des Drückenden, das sie in einer heidnisch rohen Ansicht ihres Rechts haben, zu entledigen, und den Aermsten und Elendesten aller christlichen Gemeindegenossen zum frohen teilnehmenden Mitgenuß der wesentlichen irdischen Segnungen, die Gott für alle Erdenbewohner in aller Fülle erschaffen, zu erheben. — Es war Arner und dem Pfarrer angenehm, die Stiftung dieses Festes der dankbaren Armut im Zusammenhange mit den menschlichen Beförderungsmitteln des wahren Christentums ins Auge zu fassen.

Der Junker wiederholte mehrmal die Worte: „Ich müßte kein Mensch sein, wenn ich dieses Fest nicht stiften würde", und verloren in den Gefühlen dieser schönen Ansicht staunte er eine Weile diesem Gedanken nach. Dann sagte er bald: Ach, so schön, wie wir es uns träumen, wird auch diese Stiftung nicht werden, und so schön, als wir

es uns träumen, wird nie etwas auf Erden. — Es ist wahr, sagte der Pfarrer, aber wir müssen das Gute thun, nicht damit es außer uns gelinge, sondern damit wir es gethan haben. Der Lohn der Tugend ist nicht, daß wir das Unkraut von der Erde vertilgen, sondern daß wir es mindern und zwar jeder vorzüglich auf seinem Acker, und wir freuen uns, wenn unser guter Same darauf gedeiht und die Bäume, die wir pflanzen, erst auch hinter unserm Grabe Früchte tragen werden.

41. Der letzte Absatz (S. 219) lautet in C. A.:

Junker. Es ist gut, daß ich das weiß, ich vernehme vielleicht ein andermal, was sie eben bei einander gemacht haben. Ich habe jetzt schon lange erfahren, daß dir dergleichen Sachen, wenn du sie schon weißt, nicht eben gar zu leicht aus dem Mund entschlüpfen. Komm jetzt aber nur mit deinem unterschriebenen Verzeichnis bald wieder. — Und damit machte er ihn gehen.

In den folgenden Kapiteln kommen nur unwesentliche Aenderungen in der Form vor.

52. Der Schluß (S. 236) ist in C. A. bedeutend erweitert:

Der Pfarrer sagte bei diesem Anlaß zum Junker: Ich will es ewig nicht vergessen, ich habe selber auf Wegen gewandelt, auf denen ich hätte werden können, was der schlechteste Mensch auf Erden werden kann. Ja, Junker, damals, als ich vier Jahre lang ohne Brot, ohne Dienst und ohne Hilfe herumirrte und wie ein Bettler vor das Schloß eures Großvaters kam, lernte ich, was ein Mensch ist, und was auch ich geworden wäre, wenn Gottes ob mir waltende Hand mich nicht wunderbar gerettet hätte. Der Pfarrer kam, indem er so von sich redete, auch auf den Umstand, der ihm in seinen frühen Jahren begegnet. Unerfahren, unbedachtsam und ohne Menschenkenntnis, wie er war, brachte ihn ein Geistlicher, den er seinen Freund glaubte, um eine gute Anstellung, die er hatte, und damit auch um sein Brot und um seine Braut, und da der Mensch, der ihm dieses Unglück zuzog, vortrefflich predigte und zur Verwunderung auf der Kanzel dastand und eben dadurch auch Mittel fand, ihn um seine Stelle zu bringen, so trug auch dieses viel zu dem lebendigen Widerwillen bei, den der Pfarrer gar oft gegen das leere Maulbrauchen, und zuzeiten sogar gegen das leere Maulbrauchen im Predigen äußerte.

Diese Aeußerung des Pfarrers ergriff den Leutnant, daß er auch seine Geschichte erzählte und sagte: In der äußersten Armut machte meine Mutter noch durch ihren unglücklichen Adelstolz, der sie hinderte, durch irgend eine Art von bürgerlichem Erwerb sich und ihren Kindern genug Brot zu verschaffen, sich und mich fast unglaublich unglücklich und starb früh vor Gram über Unglück und Widerwärtigkeiten, die ihr Stolz und ihre Leidenschaften ihr noch viel größer machten, als es wirklich war. Nach ihrem Tode bin ich als eine Waise herumgestoßen und schon frühe meinem Schicksal überlassen und

sobald ich das Gewehr tragen konnte, unter ein armseliges ungezogenes Kadettenkorps geworfen worden, in welchem Leichtsinn, Rohheit, mit Degenstolz und Kriegsgurglereien verbunden, mich und meine Kameraden dahin brachten, daß wir in der Erbärmlichkeit des militärischen Kleingötzendienstes unsers Kadettenkorps alle Spuren eines rein menschlichen und bürgerlich edeln Lebens und Strebens gänzlich verloren und in der blinden Verehrung militärischer Zivilisationsformen in uns selber verschwinden machen. Zum Unglück waren die meisten von unserm Korps so arm als ich, und das machte dann freilich, daß unser Korps vor andern sich in schlechten Streichen und schlechten Gesinnungen noch auszeichnete. Es kam mit mir so weit, daß ich von allem Höhern und Göttlichen im menschlichen Sein und Streben nur noch die äußere Form sah. Die Religion sah ich, wie das Trommelschlagen und die Trompete, insoweit als einen Teil des militärischen Dienstes an, daß ich selber die Sonntagspredigt des Feldpaters für nichts anderes, als für eine Meßregel achtete, die zu den übrigen Angewöhnungsmitteln des Soldatenlebens gehöre und wohl geeignet sei, den Eindruck zu mildern, den etwa allzudumme Korporalsstreiche oder Offiziers-Brutalitäten und dergleichen Dinge auf die mut- und kraftvollern Burschen der Armee haben konnten; und so war mir der Feldprediger ein ganz rechter Mann, der mit seiner Predigt das Stück Dienst, das ihm obliege, wohl und gut erfülle. Ich besuchte auch seine Predigt so richtig als meinen Musterungsplatz, und bewunderte in dieser Zeit auch diesfalls die Staatskunst, die für allen Menschendienst so eingreifende und vortreffliche Mittel erdacht, und bei unsern Abendgelagen, denen unser Feldprediger oft auch beiwohnte, sah ich ganz klar, daß er selber seinen Dienst für nichts anderes ansah und daß die gute Gesellschaft, in der er sich befand, mit dieser Ansicht ganz einverstanden. Sie schien mir damals auch ganz unzweideutig und ich hätte mich wahrscheinlich bis an mein Grab zu keiner andern und bessern erhoben, wenn ich nicht beim ersten Feldzuge blessiert, verabschiedet, ohne Geld, ohne Kenntnis, ohne Erwerbsmittel, mit allen Gelüsten des Leichtsinns und der Sinnlichkeit und mit allen Anmaßungen des Adelstolzes und des Militärstolzes beladen, in die weite Welt hinausgeworfen worden wäre. Da erst fing ich an, in mich selber zu gehen und einzusehen, daß ich nicht sei, was ich sein sollte, und der Himmel führte mich glücklicherweise unter das Dach eines Mannes, der, nachdem ich ihm die Geschichte meines Lebens erzählt, Mitleiden mit mir hatte und zu mir sagte: Du hast einen Anfang in der Mathematik, ich will dir darin forthelfen, damit du dein Brot mit Gott und Ehren verdienen könnest. Aber er starb mir bald und ich war bei seinem Tode noch nicht weiter, als gemeine Feldmesserarbeit machen zu können, und so mußte ich ohne Dienst und noch nicht ganz geheilt und schlecht gekleidet von Ort zu Ort und von Thür zu Thür herumziehen, zu sehen, ob mich jemand etwa für ein paar Wochen zu einer solchen Arbeit brauchen könne.

Es ist jetzt gegen 20 Jahre, es ist mir, ich höre das Wort jetzt noch vor meinen Ohren: Ja, wenn du anders gekleidet wärest, so könnte ich dir Arbeit geben, so viel du nur wolltest, aber so lumpig, wie du bist, kann ich dich nicht in mein Haus hineinlassen, sagte mir ein Mann, zu dem ich nach langem vergeblichen Herumlaufen nach Arbeit ermüdet, hungrig, durstig und kraftlos vor seiner Thüre stand.

Ich antwortete ihm: Gnädiger Herr, wenn ich nur ein halb Jahr Arbeit habe, so komme ich dann gewiß wieder zu Kleidern, wenn ich's auch erhungern muß, ich will Tag und Nacht arbeiten. — Ich kann nicht, erwiderte er, meine Knechte würden dich nicht in ihrer Stube lassen. — Ich will gern auf Stroh, ich will gern im Stall schlafen, um Gotteswillen, geben sie mir nur Arbeit. Du hast's schon gehört, sagte er jetzt, gab mir einen Batzen zum Almosen und kehrte sich von mir weg. Ich hungerte und eilte mit meinem Batzen ins nächste Bauernhaus, das ich finden würde, um Brot darin zu kaufen. Eh' ich so weit war, begegnete mir ein Mann. Ich muß Thränen im Aug' gehabt haben. Er sah mich steif an, stand still und fragte mich, was mir fehle. Ich erzählte ihm, was mir eben begegnet. Er erwiderte: Das sieht meinem Herrn so gleich, als ein Ei dem andern; aber kommen sie, ich will sie zu einem braven Manne führen, der ihnen gewiß Arbeit gibt. Jetzt sah er die Epaulettenschnur an meinem Kleid und sagte: Sie sind ja Offizier, wie haben sie diese Behandlung leiden können? Ich erwiderte: Ach Gott, ich bin nichts mehr, helfen sie mir nur zu Arbeit. — Das will ich; aber sie hätten ihm die Hand vor's Maul schlagen sollen. Er ist ein Heuchler und ein Geizhals, wie keiner seines Gleichen; dann setzte er noch hinzu: Ich bin seit einem Vierteljahr in seinen Diensten, aber ich wollte lieber laufen, so weit der Himmel blau ist, als noch ein Vierteljahr bei ihm bleiben. Mit dem führte er mich in ein benachbartes Schloß, machte mich im Hof auf einer Bank sitzen, ging dann von mir weg, suchte den Herrn vom Schloß, erzählte ihm alles, was ich zu ihm gesagt, kam in wenig Minuten wieder und sagte mir, ich solle jetzt nur zu ihm hinaufgehen, er erwarte mich. Es war so. Sobald ich die Treppe hinaufkam, that er die Thüre auf, machte mich zu ihm hineinkommen, ließ mich nochmals erzählen, was mir eben mit seinem Nachbar begegnet. Einsmals sagte er: Es wundert mich etwas, zeigen sie mir doch den Batzen, den er ihnen gegeben. Ich gab ihn ihm. Er sah ihn an und sagte dann: Es ist also wahr, was man mir von ihm gesagt, er habe immer falsches Geld im Sack und gebe es den Armen zum Almosen. Sie hätten keinen Bissen Brot dafür bekommen können; er ist verboten. Er lachte, warf den Batzen zum Fenster hinaus und sagte: Ich habe ihnen für ein paar Monate Arbeit, und sie können auf der Stelle bei meinem Schneider auf Rechnung ihrer Arbeit sich ein Kleid anmessen lassen. Und es ward mir sogleich eine Stube angewiesen, darin ich alles nötige zu meiner Arbeit schon vorfand. Als ich die Stube betrat, konnte ich nicht anders, ich mußte unwill-

kürlich auf meine Knie niederfallen und aussprechen: Es ist ein Gott, der die Schicksale der Menschen leitet. Ich war drei Monate so glücklich, als ich es in meinem Leben nie war. Aber ich bedurfte noch neuer Prüfungen, um wirklich erst zu mir selber und zu gereiften Entschlüssen eines über alle Versuchungen erhabenen Strebens zum wahren Guten zu gelangen. Ich ward in meinem neuen Glück schon wieder leichtsinnig. Das Wort, das ich vor der Thür des bösen Junkers ausgesprochen: Ich will gern im Stall und auf dem Stroh liegen, Tag und Nacht arbeiten und hungern und dürsten, daß ich nur wieder zu guten Kleidern komme, dieses Wort, das ich in meinem Elend ausgesprochen, war mir, seitdem ich es gut hatte, nicht mehr zu Sinn gekommen. Ich arbeitete gemächlich und meinte, es könne mir jetzt nicht mehr fehlen. So hatte mich mein Glück wohl ruhiger, aber nicht kraftvoller, nicht edler und nicht weiser gemacht. Ich bedurfte mehr Unglück. Es wartete auch meiner und war bald da. Nach drei Monaten war meine Arbeit vollendet und der Herr verreiste von seinem Gute zur Hauptstadt. Ich ward wohl bezahlt, reiste froh und mich glücklich fühlend von dannen, fand aber nicht so bald wieder Arbeit, ward nach ein paar Wochen auf der Straße bestohlen, und Armut und Mangel an Kleidern wurden mir jetzt von neuem ein Hindernis, Arbeit zu finden, und die harten Thüren der Menschen, die nicht gern Leute in zerrissenen Kleidern vor Augen sehen, waren mir wieder verschlossen und mit ihnen der Zutritt fast zu einem jeden, der mir Brot und Anstellung hätte geben können. Das dauerte lange, bis endlich ein Zufall mich in einer glücklichen Stunde zu ihrem Großvater nach Arnheim führte und er durch ein Zeugnis, daß ich die Mathematik verstehe, sich über den zerrissenen Rock hinaussetzte und zu mir sagte: Du siehst wie ein Strolch aus, aber es wird sich zeigen, ob du arbeiten kannst und willst; ich will dir zahlen, was du verdienst. — Er that das auch redlich, und ich arbeitete im Anfang 14 Tage, ohne ein Auge zuzuthun, die ganze Nacht durch und erinnerte mich des Wortes, das ich vor der Thür des bösen Junkers zu ihm gesagt, aber auf dem Ruhbett seines guten Nachbars so leicht wieder vergessen; nein, ich wollte mich jetzt nicht mehr in die Lage setzen, ohne einen guten Rock in der Welt herumziehen zu müssen. Aber gottlob! ich kam auch nicht mehr in den Fall. Der Junker gab mir immer Arbeit und ich hatte auch, ohne ein paar Neckereien mit dem Hummel, die ganze Zeit keine Unannehmlichkeiten. Ich nahm mich aber auch keiner einzigen Sache, die mich nichts anging, etwas an, sonst hätte ich ganz gewiß schon lange weiter spazieren müssen. Diesem aber wollte ich mich ohne Not nicht aussetzen. Jetzt ist's mir, ich sei in einer ganz neuen Welt, und das, was ich vom Morgen bis an den Abend thue, sei keine Arbeit.

Da die Herren jetzt so in ihre Lebensbeschreibungen hineinfielen, brachte der Junker auch die seine und sagte:

Auch ich wäre im Taumel der Sinnlichkeit und Gewaltthätigkeit, zu welchem die Anmaßungen und Schwächen der Zeit die Söhne des

Adels und der Reichen jetzt so allgemein hinlenken, erlegen und hätte mich ganz gewiß nicht vor den äußersten Tiefen der innern Verwilderung bewahrt, wenn meine Großmutter mich nicht auf den alten Wegen des Glaubens und der Liebe in meinem innersten Wesen fromm erhalten und zur Gottesfurcht hingeführt hätte. Sie hat mich nicht blos, wie es jetzt geschieht, vor allem Bösen und Schlechten gewarnt, sondern mich zu allem Fleiß und zu aller Thätigkeit im Edeln und Guten zu erheben gesucht und ist mir durch ihr tägliches Beispiel darin vorgeleuchtet. Er setzte hinzu: Man läßt uns jetzt im Taumel der Genießungen der Sinnlichkeit und der Selbstsucht zum tiefsten Verderben der Geistes- und Herzensverödung versinken und legt uns eine armselige Aufmerksamkeit auf eine eitle Ehre und ein äußerliches Vermeiden dessen, was der Modeaugenblick der Welt für schlecht und schändlich erklärt, als Stützen unsers nichtigen Seins und Treibens, wie lahmen Leuten die Krücke, unter den Arm. Er redete noch lange mit einer Rührung von dieser Frau, aus der sich das reinste kindlichste Herz ausspricht, und erzählte, wie sie ihn besonders in ihrem letzten Lebensjahre oft an der Hand in eine stille Ecke des Gartens geführt, ihn da beten gelehrt, mit ihm selber gebetet, und ihn vor der Welt und der Verführung der Welt gewarnt. Er sagte, sie habe ihm eigentlich vor der neuen Welt Angst gemacht. Diese Angst sei so lange in ihm geblieben und habe ihn vor vielem, vielem Leichtsinn bewahrt.

So redeten die Herren mit Offenheit und Rührung von den Führungen Gottes in ihrem Leben, kamen dann wieder auf den Hummel, und redeten auch von seinen Verirrungen in einem das Menschenleben in seinem Umfang und in seinen höhern Ansichten umfassenden Sinn. Diese Stunde war eigentlich geeignet, das Innere dieser Männer in einem hohen Grad zu erheben.

Am Ende der Unterredung sagte der Pfarrer noch in einer Art von Entzückung die Worte: Wir alle trinken an der Quelle des Elendes, die diesen Mann verheert hat und ein Gott ist's, der den einen früher, den andern später von dem Gift dieser Quelle heilt. Ihr Gift selbst wird dem einen ein Geruch des Lebens zum Leben, dem andern aber ein Geruch des Todes zum Tode und wenn wir nicht auf jenes Leben hofften, so wäre der Zustand von Millionen Menschen, welche unter Umständen lebten, die sie fast unwiderstehlich und unwiderbringlich ins Verderben stürzen, mit der Gerechtigkeit Gottes nicht zu vergleichen und der Mensch wäre die elendeste unter allen Kreaturen.

Ja, lieber Pfarrer, sagte der Junker, wir wollen immer auf jenes Leben hoffen. Unsere jetzigen Erfahrungen zeigen uns deutlich und klar, daß wir mit unserm Volk nur dadurch zu einem guten Ziel kommen werden, wenn wir es dahin bringen, sein jetziges Leben mit fester Kraft an die Hoffnungen des künftigen zu bauen. Das war das letzte Wort Arners, das er zum Pfarrer sagte, ehe er wieder an die Gemeinde ging.

55. Der Schluß (S. 238) ist in C. A. dahin erweitert:

Er versicherte dabei die Gemeinde, daß sie zu ewigen Zeiten von diesem Land dem Schloß keine weitern Abgaben zahlen müsse, und erkannte mit äußerster Bestimmtheit das Recht der ihnen gebührenden, unbeschränkten Nutznießung dieses ihnen als vorher unbeschwerten Eigentums zustehenden Landes und äußerte sich ebenso bestimmt über das Unrecht der herrschaftlichen Anmaßung, vom durch bessere Kultur in höhern Abtrag gebrachten Lande vom armen Volk mehr Nutznießung zu fordern, als das gleiche Land ihnen bei schlechterer Kultur eingetragen. Er sagte in Rücksicht auf diesen Gesichtspunkt wörtlich zu der Gemeinde: Das Land ist euer und ist euch von euern Vorfahren als Gemeingut, auf dem keine Abgaben hafteten, hinterlassen worden und ich will nichts weniger, als meine Herrschaftsgewalt dahin gebrauchen, euch von euerm Land, wenn ihr es gut baut, mehr bezahlen zu machen, als ich davon zu beziehen das Recht habe, wenn ihr es schlecht oder gar nicht baut. Er sagte, einen Augenblick beiseits gehend, dem Glülphi: Der Menschen Anspruch auf Nahrung und Decke, d. h. an ein die Menschennatur in ihrem ganzem Umfang befriedigendes Dasein, ist, von Gottes und des Christentums wegen, höher, als alles Eigentums- und alles Herrschaftsrecht. Keine Herrschafts-, keine Lehens-, selber keine Leibeigenschaftsrechte können und dürfen den Menschen zu den Ultra-Ansichten des Eigentumsrechts, die den Eigentümer über die Sorgfalt der Notdurft des eigentumslosen Mannes im Land selber auch durch sein Eigentum Vorsehung zu thun, emporsetzt. Er behauptete, Sitten, Gewohnheiten, Lebensweisen, die den Geist der Sorgfalt für den eigentumslosen Mann im Land, für den Eigentümer auslöscht, untergrüben das Gefühl für die Heiligkeit und göttliche Begründung des Eigentums im Innern der Menschennatur selber, und gefährdeten dadurch die Sicherheit des Eigentums selber. Er war aber auch im Innern seines Fühlens, Denkens und Handelns mehr Mensch als Herrschaftsherr. Sein Eigentum und seine Rechte waren in seiner Hand Mittel seiner innern, reinen Menschlichkeit. Er sicherte durch dieselben seinen Angehörigen jeden ihnen erreichbaren Genuß des Lebens und bot ihnen durch sie Mittel an, diesen Genuß sich selber auf eine Weise zu erhöhen, wie sie ihn ohne Dazwischenkunft seiner Rechte und seiner Liebe nicht hätten erhöhen können, und that alles, ihren Haussegen auch dadurch zu verstärken und für die Zukunft zu begründen, daß er sie selber, durch eigne häusliche Sorgfalt für seine Zwecke mitzuwirken, hinzulenken suchte. Er riet ihnen in dieser Rücksicht, die Bäume, die sein Großvater ihnen auf diesem Ried gepflanzt, unter sich zu verteilen, und bot ihnen an, jedermann, der schickliche Plätze für junge Bäume habe und ihm verspreche, sie wohl zu besorgen, mit solchen aus dem Schloßgarten zu versehen.

Das Volk, das schon lange diese Bäume serben sah, erkannte den Vorteil und war gleich bereit zu dieser Verteilung.

56. Vom dritten Absatz an (S. 239) heißt es in C. A.:

Der Junker that, wie wenn er's nicht hörte und sagte: Wenn ihr den Mann unter dem Vorwand, als ob er ein Hexenmeister sei, um sein tägliches Brot bringen und nicht mehr in eure Hühnerställe hineinlassen wollt, so mache ich ihn euch zum Sigrist (Meßmer), und dann müßt ihr ihn bei euren Kindtaufen und Hochzeiten neben euch stehen lassen und ihn noch zu euren Mahlzeiten einladen. — Jetzt entstand ein allgemeines Gelächter. Ihrer viele sagten auf einmal: Nein, nein, wir wollen ihn lieber in unsre Küh- und Hühnerställe hineinlassen, als ihn zum Sigrist haben.

Dieses Gespräch brachte den noch lebenden Sigrist fast außer sich. Er sagte zu seinen Nachbarn: Mit dem, daß er mir mein Amt nehmen und es einem verdächtigen Mann geben würde, wäre dann doch nicht bewiesen, daß er unschuldig sei. — Der Junker sah das Gemurmel um den Sigrist herum, und der arme Tropf mußte, ob er wollte oder nicht wollte, jetzt laut wiederholen, was er eben zu seinen Nachbarn gesagt. — Der Junker aber erwiderte: Das versteh' ich nicht so. Ich will niemand Unrecht thun und auch niemand in Schutz nehmen, der Unrecht hat. Wenn jemand eine Klage wider den Hühnerträger hat und etwas Gefährliches oder Ungebührliches über ihn weiß, der trete hervor, ich will ihm Recht gegen den Mann verschaffen, soweit sein Recht zu gehen vermag. Aber es war kein Mensch, der ein einziges Wort gegen ihn anzubringen vermochte. Da sagte der Junker: Ihr seht doch etwa, mit welchen Erbärmlichkeiten ihr euch herumtreibt und einander plagt, aber euer Stillschweigen ist mir jetzt nicht mehr genug. Ich meinte, es sollte doch jetzt bald einem der Vorgesetzten und Angeklagten zu Sinn kommen, daß es mit diesem Verschreien des Hühnerträgers ein abgeredetes Spiel und blos darauf abgesehen war, die Almentverteilung zu erschweren und zu hintertreiben. — Die Vorgesetzten sahen einander an, und der Renold, der unter ihnen saß, bat links und rechts, sie sollten sagen, was an der Sache sei, und sie folgten jetzt das erstemal in ihrem Leben dem guten Mann. Sie begriffen den Vorteil des Augenblicks, den Junker, den sie nicht meistern konnten, wieder gut zu machen. Ihrer viere standen auf und bekannten, ja, es sei wahr, sie hätten mit diesem Gerede nur die Almenverteilung hindern wollen.

Aber der junge Speckmolch, der nahe an dem Junker zustand, sagte zu seinem Nachbar: Es glaubt doch noch fast die ganze Gemeinde, daß es wahr sei. — Der Junker, der das hörte, wandte sich gegen den Mann und sagte: Was sagst du? Und ob er wollte oder nicht wollte, er mußte wiederholen, was er eben gesagt hatte, und da er sah, daß er mußte, sagte endlich: Wenn es sein muß, so darf ich's keck heraussagen, Junker! Es glauben noch sehr viele Leute in der Gemeinde, es sei alles wahr, was man über ihn gesagt hat, und man könne es ihm noch beweisen, daß er selber ausgeredet, er habe sich um ein Trinkgeld mit dem Teufel in einen Bund eingelassen, und setzte dann noch hinzu: Junker, es ist erst gestern, daß ein Mann der jetzt auch in der Gemeinde ist, noch zu mir gesagt hat, er wollte

lieber hundert Rockfutter gestohlen, als nur ein Haar mit des Hühnerträgers Handel verflochten sein und es sei gewiß tausendmal besser, Rockfutter zu stehlen, als mit dem Teufel einen Bund machen. Er setzte noch hinzu, man möge sich jetzt Mühe geben, wie man wolle, die Sache wegzuleugnen und zu behaupten, es sei einer ein Narr, wenn er's glaube, so sei das gleichviel. Die halbe Gemeinde achte das nicht und glaube, was sie glaube. Indessen aber der Mann so von dem allgemeinen Glauben der Leute an den Bund des Hühnerträgers mit dem Teufel redete, war in allen Ecken der Gemeinde ein lautes Gelächter über den Vorschlag des Junkers, den Hühnerträger, wenn sie ihn nicht mehr in ihre Küh- und Hühnerställe hineinlassen wollen, zu ihrem Meßmer zu machen, daß der Speckmolch selber merkte, der Glaube an diesen Teufelsbund sei den Leuten nicht mehr so warm im Kopfe, wie er geglaubt. Darum sagte er noch zum Junker, ihn gehe aber die Sache nichts an, er habe nur erzählt, was er gehört habe und es sei ihm ganz recht, wenn es nicht sei.

Du siehst doch jetzt, daß die ganze Gemeinde darob lacht und ihn nicht zu ihrem Sigrist will, sagte der Junker jetzt laut, und etliche Bauern antworteten ihm eben so laut: Nein, nein, wir wollen ihn lieber in unsere Küh- und Hühnerställe hineinlassen, als ihn bei unsern Taufen und Hochzeiten neben uns stehen und sitzen machen.

57. Das folgende Kapitel ist in C. A. fast ganz neu hinzugekommen, namentlich Glülphi.

Die größere Bedeutung der öffentlichen Verbrechen.

So machte der Junker diesem Glauben des Volks an den Bund des Hühnerträgers mit dem Teufel durch einen spaßhaften Zufall ein Ende, und es ist in vielen Fällen gut, Fehler und Thorheiten des Volks auf eine so leichte Weise zu behandeln und das in Spaß zu ziehen, was einer ernsten Behandlung nicht wert oder auch nicht geeignet ist, um Nutzen von ihr zu ziehen, was so oft der Fall ist, indem es vielen Menschen weit mehr weh thut, wegen ihrer Fehler ausgelacht, als nur so halbweg gestraft zu werden. Diese nachsichtige Handlung ist allenthalben gut. Wo die Fehler der Menschen nur aus Schwachheit und Dummheit herkommen und nur Augenblickshandlungen der Selbstsucht einzelner schwacher Menschen sind, da ist diese Manier immer sehr gut. Aber wo solche Fehler von einer kraftvollen Bosheit eingelenkt und unterstützt werden, und auch da, wo sie im Feierkleid eines bürgerlichen Rechts oder im Panzer einer öffentlichen Gewalt erscheinen und durch kollektives Zusammenstehen einen eigentlichen Gewaltszustand des Unrechts ausbilden und dadurch demselben eine Art von öffentlicher Weihe erteilen, unter deren Schutz man so viel als ohne Gefahr seine Nebenmenschen beschädigen und um Ehr' und Gut und Leib und Leben bringen kann; solche Arten von Vergehungen passen nicht unter die Rubrik von Fehlern, die ein Herrschaftsherr blos in Spaß ziehen darf. Der Junker achtete das Verkaufen der Himmelstropfen, mit denen der Treufaug

die Vogtin vergiftet hatte, für eine Art solcher Vergehungen, derenthalben sich durchaus nicht mit dem Volk spaßen lasse. Da der Hans jetzt aus dem Pfarrhaus unter die Linde kam und dem Junker und dem Pfarrer sagte, die Vögtin glaube jetzt selber, daß sie von des Treufaugs Tropfen so viel als vergiftet sei und wünsche, daß ihr Mann noch zu ihr heimgelassen würde, ehe sie sterbe, so verließ den Junker die gute Laune über das Hexenwesen mit dem Hühnerträger plötzlich und er rief mit einer Stimme, wie ich ihn noch nie gehört, ob der Henkerstropfenverkäufer nicht in der Gemeinde sei. Seine Nachbarn antworteten, nein, er sei nicht da, er sei zuhaus.

Auf der Stelle rief der Junker dem Weibel, befahl ihm, hinzugehen und ihm zu sagen, daß er diesen Augenblick hieher komme. Da der Weibel fort war, sagte der Junker zum Glülphi: Es ist nichts verfluchteres, als wenn der Mensch seinen Nebenmenschen vermöge seiner Berufsrechte und seiner bürgerlichen Stellung und so gleichsam von amtswegen um Ehr' und Gut und Leib und Leben bringen kann, und bei seinem verderblichen Thun nicht zur Verantwortung und Strafe gezogen werden kann.

Und der Leutnant erwiderte: Es gibt immer mehr solche bürgerliche Stellungen und Lagen, in denen dieses der Fall ist.

Junker. Wie meinen Sie das?

Leutnant. Die steigende Verkünstlung der Welt in allen ihren Einrichtungen führt immer mehr zur Errichtung von Stellen und Posten, in welchen verdorbene Menschen immer mehr oder minder ihre Nebenmenschen ohne Verantwortung und ungestraft schädigen können.

Junker. Das ist leider auffallend wahr.

Glülphi. Und der immer steigende Luxus macht, daß man solche tief in das Volksverderben eingreifende Posten und Stellen fast mit jedem Tag vermehren muß.

Diese Ansicht führte diese Herren tief in den Geist der Zeit und die Grundschwächen unserer Gesetzgebungen und bürgerlichen Einrichtungen. Der Glülphi ging am tiefsten in die Ursachen unsers immer steigenden Volksverderbens. Er sagte: Bei dem Leben unserer Zeitmenschen, wo sich bald jedermann einer Handarbeit oder eines Berufs schämt, der zu keinen größern Einkünften führt, als zu denjenigen, die man zu unserer Väter Zeit zu einem ehrenfesten Leben bedurfte, und zu einer Zeit, wo Haushaltungen, die im Wesen so arm sind, als eine Kirchenmaus, mit den Luxusgenießungen aller vier Weltteile bekannt sind und der Stand eines Wäscherweibes dasselbe nicht vom Besuche des Theaters und der Beurteilung der aufgeführten Stücke desselben ausschließt, zu einer Zeit, wo man den zünftigen Bürger- und Handwerksstand bald als einen Gesindelstand ansieht und jeder Sohnssohn eines Kaminfegers und Bürstenbinders sich durch Glückssprünge und Gnadenhilfe zu einem Herrn von von machen will, in einer solchen Zeit kann es nicht anders kommen. Zehntausend und hunderttausend solcher im Widerspruch mit ihrem wahren Verhältnis

erzogener Söhne würden bei der Lebensart, die sie sich von Jugend auf angewöhnt haben, beinahe zur Verzweiflung gebracht werden, wenn sie keine Handbietung zur Fortsetzung ihres angewöhnten Lebens finden würden. Die Zeitwelt aber hat mit solchen sich nicht zum Volk rechnenden Luxussöhnen allenthalben immer mehr Mitleiden und findet in der durch die Verkünstelung unserer öffentlichen Einrichtungen notwendig gewordenen ungeheuern Vermehrung der öffentlichen Posten und ihres Papier- und Federndienstes Mittel, solchen für das gemeine bürgerliche Leben verdorbenen Notabilitätssöhnen durch Surrogatposten ihrer mangelnden Bürgertugend und Berufskraft die guten Braten, die feinen Weine und die Plätze in den Theatern und an den Spieltischen zu sichern, die sie sich von Jugend auf angewöhnt haben.

Junker. Diese nicht ganz neuen Zeitumstände haben auch in meiner Familie viel Unglück veranlaßt und sehr vieles zu der Pflichtvergessenheit und Gedankenlosigkeit beigetragen, durch welche mein Großvater so viel Unglück in allen seinen Dörfern veranlaßte. Er setzte hinzu: Mein Onkel, der General, wird durch den Geist dieses Zeitverderbens beim besten Herzen, das er sonst hat, beinahe zugrunde gerichtet und von aller Aufmerksamkeit und Achtung auf irgend etwas, das nicht geeignet ist, den Eitelkeitsgeist des Zeitlebens und seines Luxus zu nähren und zu beleben, völlig abgelenkt und ist durch die Armseligkeit seiner Zeitansichten dahin gebracht worden, an einer Närrin, die ihm nur von ferne verwandt, bettelarm und durchaus nicht vornehm, sondern ganz von bürgerlichem Stand ist, den Narren gefressen, und das bestimmt darum, weil sie im Komödiantenleben dieses Zeitluxus wie in ihrem Element lebt und alles Thun und Leben der gemeinen, einfachen und natürlichen Menschen dem Pantoffel ihrer Komödiantenansprüche unterwerfen möchte.

Ich kenne sie, ich kenne sie, reden Sie mir nicht von ihr, sagte Glülphi, fuhr aber fort, über diesen Gesichtspunkt zu reden, und sein letztes Wort war dieses: Die Europa im allgemeinen gänzlich nicht anpassenden Luxusgenießungen unserer Zeit, die wir aus allen vier Weltteilen zusammentreiben, haben die Erbkräfte der großen Mehrheit unsers Adels und die Erwerbkräfte der großen Mehrheit unsers Bürgerstandes so weit hinter die Möglichkeit, sich ihre angewöhnten Bedürfnisse selbständig befriedigen zu können, zurückgesetzt, daß die Folgen dieses Uebels unendlich schwer und nur durch eine, in den Geist aller Stände tief eingreifende Verbesserung der Erziehung abzuhelfen möglich ist.

58 in C. A. ist dem 57. Kapitel mit unwesentlichen Aenderungen angepaßt. Ebenso 59, das folgende Ueberschrift hat: „Ein aufgelöstes Rätsel und Arners Urteil über einen Menschen, der sein Berufsrecht zum Nachteil seiner Mitmenschen zu weit ausdehnt.“ Desgleichen 60, 61, 62.

Die beiden letzten §§ sind in C. A. so in einander gearbeitet, daß die Hoorlacherin schon in 61 vorkommt und 62 allein von Treufang

handelt. Neue Gedanken sind nicht hinzugekommen. Beide Kapitel haben in C. A. die Ueberschrift: Menschlichkeit im niedern, ich möchte sagen im verworfenen Volk.

64 (63 in C. A.) hat nur am Schlusse einige unwesentliche weitere Ausführungen.

Von 65 (66 in C. A.) ist der dritte und vierte Absatz nicht in C. A. aufgenommen.

66 (S. 251) ist in C. A. (§ 67) folgenderweise nach dem Gedichte umgearbeitet:

Der gute Pfarrer suchte in seinem Eifer den Augenblick der Rührung und Beschämung des Dorfs von allen Seiten zu benutzen, und ging in dieser Rücksicht auch zum Hartknopf, der ihn aber ebenso unfreundlich als der Treufaug empfing. Seine Rockfuttergeschichte machte, daß er in viele Häuser nicht mehr hineindurfte, wo er ehedem gut gelitten war. Er konnte das nicht vertragen. Der Mensch ist so. Er meint, er dürfe zwanzig, dreißig und vierzig Jahr ein Narr und ein Tropf sein und es dürfe denn nur niemand darob das Maul rümpfen, wenn es ihm einmal auskomme. Aber die Welt ist nicht so. Sie lacht gegen die Thoren, denen ihre Thorheit auskommt, und läßt dumme Tröpfe, die sich selber zuschanden gemacht haben, immer lieber vor der Thür stehen, als zu sich in die Stube hineinkommen.

Der Pfarrer wollte dem Hartknopf begreiflich machen, daß seine Lebensweise nichts tauge und sagte ihm: Wahrlich, du bist ein eigentlicher Meinungennarr gewesen und hast immer vergessen, daß wir alle blind sind auf Erden und uns darum über keine Meinungen zanken und ereifern sollten. Er fuhr fort: Es ist recht heidnisch, wie du an deinen unverstandenen und unverdauten Meinungen gehangen und dir eingebildet, wer nicht denke wie du, der kenne Gott nicht und habe den wahren Glauben nicht. Wahrlich, du hast die gute Lehre vom stillen, frommen Gottesglauben zu einer Streitlehre gemacht, daß die Leute, die dir glauben, am Wort Gottes klaubten und das Evangelium studierten, wie ein böses trölerisches Volk ein verfängliches Gesetzbuch.

Der Hartknopf wollte das nicht an sich kommen lassen und fing an, seinen Meinungentand der Weite und der Breite nach zu rechtfertigen und beweisen zu wollen, daß der liebe Gott selber daran einen Gefallen habe. Der Pfarrer aber ließ ihm das nicht gelten und sagte ihm: Du bist ein einfältiger Tropf, daß du glaubst, der große Gott im Himmel achte viel auf der blinden Menschen armes Geschwätz über Sachen, die ihr Aug' nicht gesehen, die ihr Ohr nicht gehört und deren reine Wahrheit noch von keines Menschen Mund ausgesprochen, weil sie noch in keines Menschen Herz aufgestiegen. Der Hartknopf wollte lange aus der Bibel beweisen, daß er Recht habe u. s. w., aber da er mit dem Pfarrer auf diesem Wege nicht zurecht kam, fing er an, unverschämt zu werden und sagte ihm, er meine jetzt, weil ihm das mit dem Rockfutter begegnet, so dürfe er jetzt zu ihm sagen, was ihm

ins Maul komme. Wenn das nicht wäre, endete er, Herr Pfarrer, so würde ich euch eine Antwort geben, wie es sich gebührt.

Pfarrer. Antworte mir nur, wie du kannst und magst, dein Rockfutter darf dich gar nicht daran hindern.

Hartknopf. Nun, so will ich's euch gerade heraus sagen, Herr Pfarrer, ihr redet völlig wie ein Ungläubiger.

Pfarrer. Es muß dir so vorkommen, denn dein Maulbrauchen ist dein Glauben, und einen andern hast du keinen, und deines Maulbrauchens und deines Lebens halber bin ich freilich ein Ungläubiger, so sehr man ein Ungläubiger sein kann.

Hartknopf. Ich weiß wohl, daß ihr mich verachtet und immer verachtet habt, aber ihr wißt nicht, was das heißt: „Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir dein Lob vorbereitet."

Pfarrer. Aber es heißt nicht, aus dem Mund der Lumpen und Schuldenmacher und der Leute, die dem Schwatzen über Gott und göttliche Dinge nachlaufen, um dafür zu essen und zu trinken zu kriegen, wo sie es nicht verdient und wo es sich nicht gebührt; es heißt auch nicht, Gott habe einen Gefallen, wenn man seinen Namen unnütz und leichtfertig nennt und, wie die Heiden bei den Götzenopfern, laut aus vollem Hals „Herr! Herr!" ruft.

Der Hartknopf wußte nicht, wie ihm war, da ihm der Pfarrer also redete. Er unterbrach ihn und sagte: Was sagt ihr mir da, was sagt ihr mir da, Herr Pfarrer? Der Pfarrer erwiderte: Ich sage und wiederhole es dir, der Spruch aus der Bibel: „Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir dein Lob vorbereitet" will nicht sagen: Der im Himmel wohnt, habe einen Gefallen daran, wenn man, wie du, anstatt mit täglichem Fleiß und mit Gott und Ehren sein Brot zu verdienen, täglich einfältigen Weibern nachläuft und mit Geschwätzwerk über das ewige Leben Brot, Wein und Braten für das zeitliche Leben abschwatzt.

Hartknopf. Herr Pfarrer! Ich laß mir das nicht sagen; ich laß mir nicht nachreden, daß ich so ein Mann bin.

Pfarrer. Du mußt es dir nachreden lassen, denn es ist wahr. Du hast mit deinem Maulbrauchen über die Bibel nichts anderes gethan, als was jeder Lump, der im Wirtshaus besoffenen Bauern den Kalender und die Zeitungen erklärt und dafür mitessen und mittrinken darf, was auf dem Tisch steht. Gewiß, gewiß, Hartknopf, du hättest seit vielen Jahren schon besser gethan, beihaus zu bleiben und zu arbeiten, anstatt in allen Häusern herumzuziehen und am End' deines dummen Geschwätzes noch Schulden drein zu machen.

Hartknopf. Meine Schulden gehen euch nichts an, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Das ist denn noch die Frage.

Hartknopf. Ich wüßte nicht, wie sie euch etwas angehen könnten.

Pfarrer. Ich kann dir das gar leicht sagen.

Hartknopf. Das möchte ich sehen.

Pfarrer. Das sollst du. Da ich gestern Abend aus dem Schloß heim kam, traf ich den Stierenbauer von Hirzau und den Müller von Grienbach an, die mir auf die Frage: Was sie gutes machten und wo sie hinaus wollten, antworteten, ihre Weiber hätten sie dahin gebracht, dem Ehegaumer Hartknopf mehr Geld zu vertrauen, als sie jetzt wohl sähen, daß sie ihm hätten vertrauen sollen; es gingen schuldenmachenshalber so viele Gerüchte über diesen Mann herum, daß sie zu ihrer Sache schauen wollten, ehe es zu spät sei. Und nun, Hartknopf, was habe ich Ungläubiger gethan? Und was hättest du, gläubige Seele, an mir gethan, wenn dir jemand etwas ähnliches von mir erzählt und es in deiner Hand gestanden hätte, mich unglücklich zu machen? Ich will dir die Antwort ersparen und dir nur sagen: Ich habe den Männern gesagt, wenn der Wagen falle, so seien der Räder immer fünfe und es sei doch jetzt auch möglich, daß man seiner Schulden halber mehr sage, als wahr sei. Ich setzte noch hinzu, wenn es übel stehe, so sei es auch für sie besser, sie griffen dich nicht öffentlich an, denn sie würden, wenn du überstoßen würdest, von ihrer Schuld weniger bekommen, als wenn sie mit Schonung und Sorgfalt mit dir zu Werk gehen.

Was keine Vernunftgründe bewirkten, das bewirkte jetzt der Schuldenzustand beim Hartknopf. Er verlor alle Farbe. Seine Lippen hatten eine Farbe wie ein abgestandener Fisch. Er sagte jetzt: Es ist wahr, diese zwei Männer könnten mich zugrunde richten, wenn sie ihr Geld auf der Stelle von mir fordern würden. Seine Angst machte, daß er dem Pfarrer fast nicht einmal dafür recht danken konnte, daß er ihm bei diesen Männern zum besten geredet. Er stotterte und wußte fast nicht, was er sagen sollte. Der Pfarrer aber unterbrach ihn und sagte: Du siehst jetzt, wohin dich dein Hochmut und deine Trägheit geführt haben. Oder glaubst du es nicht selber, du hättest besser gethan, fleißig auf deinem Strumpfweberstuhl zu arbeiten, als mit Geschwätzwerk über Sachen, die du nicht verstehst, dir selber den Kopf zu verdrehen, und mit einem Heiligenschein, hinter dem nichts steckt, die Stierenbäurin von Hirzau und die Müllerin von Grienbach dahin zu bringen, daß ihre Männer dir Geld leihen mußten, das du ihnen wahrscheinlich nicht mehr zurückgeben kannst? Jetzt war der Hartknopf in seiner Anmaßung so heruntergearbeitet, daß er dem Pfarrer bekannte, es sei wahr, er sei träge und esse wirklich gern zuzeiten etwas Gutes, das er sich in seinem Haus nicht mehr zu verschaffen vermöchte, und er könne nicht leugnen, das habe hie und da Einfluß auf sein Benehmen gehabt. Am Ende gab er noch dem Magister Heiligenzahn Schuld, der ihn schon vor zwanzig Jahren so in das Bücherwesen hineingeführt und ihm den Kopf davon so voll gemacht, daß er freilich viel anderes darob vergessen.

Der Pfarrer erwiderte ihm: Hätte er dir, anstatt den Kopf, das Herz mit der Bibel voll gemacht, so hättest du ob ihr sicher nicht so viel anderes vergessen.

Von Kapitel 69 ab, das in der C. A. § 70 bildet, treten bedeutendere Aenderungen ein. 69 ist ganz umgeändert, wir geben es ganz wieder; es enthält kein Gespräch des Pfarrers mit Arner, sondern mit dem Vogt, worauf dann eine Korrespondenz mit Arner folgt. Nach dieser kommt dann die Lebensbeschreibung des Vogt Hummel, nicht als besonderer Paragraph, sondern nur als ein Stück mit besonderer Ueberschrift. In C. A. ist also diese Lebensbeschreibung nicht ein Teil der Predigt, sondern ein besonderes Stück; die Predigt folgt dann nach der Lebensbeschreibung.

Die Lebensbeschreibung in C. A. stimmt der Hauptsache nach mit der in der Predigt in A. A. enthaltenen überein, mehrfach sind weitere Ausführungen in C. A. enthalten, die aber nicht von wesentlicher Bedeutung sind und den Gedankengang inne halten. Der Schluß des 2. Teiles ist aber so verändert, daß wir ihn hier ganz wiedergeben müssen; von den übrigen Aenderungen geben wir hier nur die wesentlichsten wieder.

69 (C. A. 70).

Zu einem guten Ziel kommen, ist ganz sicher besser, als vom guten Ziel viel Wortwesens machen, und dann zurückbleiben.

Aber schon am ersten Abend, nachdem er als Gefangener ins Pfarrhaus gebracht worden und ihn der Pfarrer auch auf diese Strafe, die noch auf ihn warte, vorbereiten wollte, zeigte er das äußerste Entsetzen vor dieser Strafe und sagte gerade heraus, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als unter die Kanzel stehen. Der Pfarrer konnte den äußersten Grad des Entsetzens nicht begreifen, wollte ihm Vorstellungen machen und sagte: Das ist entsetzlich geredet. Der Vogt erwiderte: Ich kann nicht helfen, unter dem Galgen wußte ich, daß ich dem Henker unter den Händen sei und meine Vergehungen kamen mir an diesem Ort so lebendig vor Augen, daß ich, bis zum Einsinken von ihnen ergriffen, nicht sah, was um mich her und mit mir vorging, in der Kirche aber wird es durchaus nicht also sein; es wird mir nicht sein, ich leide eine Strafe, es wird mir nur sein, man treibe Gespött mit mir, und die hundert und hundert, die ich dann mich kaltblütig und boshaft angaffen sehen werde, werden mir tausend und tausend Dinge in den Kopf bringen, von denen ich wünschen muß, daß kein einziges von allen bis an mein Grab mir in Kopf komme. — Der Pfarrer that etliche Stunden nach einander alles, um ihn von dieser leidenschaftlichen Ansicht dieser Strafe abzulenken, aber es war unmöglich. Thränen flossen ihm haufenweis über die Wangen, wenn der Pfarrer nur ein Wort wieder davon anfing. Einmal sagte er gerade heraus: Denkt, Herr Pfarrer, wie es mir wird sein müssen, wenn die Vorgesetzten, die um kein Haar besser als ich sind und von denen viele, wenn ihre Thaten näher untersucht würden, eben wie ich unter den Galgen gehörten, in ihren Kirchenstühlen wie heilige Männer dastehen und ihre Weiber, die ich so oft in meinem Haus voll und toll sah,

anstatt auf eure Predigt zu achten, die ganze Zeit über ihre Augenweide an meinem Dastehen haben werden! Herr Pfarrer, denkt, was alles dieses für einen Eindruck auf mich haben wird und habt wenigstens Mitleiden mit mir, wenn ihr es nicht ändern könnt. Gewiß aber ist, ich wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als unter die Kanzel.

Der Pfarrer ward durch diese Vorstellung wirklich bewegt, suchte aber noch ein paarmal, ihn von dieser Ansicht seiner ihm noch bevorstehenden Strafe zurückzulenken. Da er es aber unmöglich fand, schrieb er gegen das Ende der zweiten Woche seiner Gefangenschaft dem Junker folgenden Brief:

Wohledelgeborner, gnädiger Herr!

Ich bin schon wieder in der Lage, Sie zu bitten, dem Vogt das unter der Kanzel stehen zu schenken, wie ich Sie gebeten, dem Treufaug das Grabmachen zu schenken. Ich redete, sobald er als Gefangener ins Pfarrhaus gebracht wurde, mit ihm und wollte ihn auf das unter die Kanzel stehen, das auf ihn wartete, vorbereiten, aber er sagte mir, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als so in die Kirche. Ich fand es im Anfang unverschämt und konnte es nicht begreifen, aber er erklärte sich über den Einfluß, den diese Strafe auf ihn machte, so lebhaft, daß ich einsah, sie werde weder auf ihn, noch auf das Volk einen wohlthätigen, sondern einen, sie beiderseits so verwildernden Einfluß haben, wie keine Kirchenhandlung je einen solchen auf die Menschen haben soll. Ich muß also, wenn ich meiner Ueberzeugung folgen will, Ew. Gnaden bitten, den Mann am Sonntag in seinem Gefängnis zu lassen und mich mit der Gemeinde allein reden zu lassen usw.

Der Junker antwortete ihm auf der Stelle:

Lieber Herr Pfarrer!

Sie fassen meine Strafurteile alle mit so viel Menschenkenntnis und Menschenfreundlichkeit ins Auge, daß ich fast denke, ich sollte keines mehr ausfertigen, ohne es vorher durch ihre Zensur passieren zu lassen, und doch bin ich garnicht der Meinung, daß die bürgerlichen Urteile viel gewinnen würden, wenn sie alle nur durch ein kirchliches Exequatur als giltig und vollständig erklärt werden müßten. Aber Ihre Ansicht des Gegenstandes ist indessen so richtig und auffallend, daß ich fast nicht begreifen kann, daß solche Strafen Jahrhunderte bestehen konnten, ohne daß ihre Unschicklichkeit jemals öffentlich zur Sprache kam. Doch man achtet den Eindruck, den irgend etwas in animam vili haben mag, nirgend gar viel. Wären Sie in einer Hauptstadt und nicht in einem armen Dorf einer Winkelherrschaft, so würde ihre Psychologie vielleicht Folgen haben; doch nicht unter einem Helidor.*) Der würde Sie als der Kirche und dem Staate gefährlich erklären, wenn Sie einen alten Gebrauch, wie das unter die Kanzel stellen ist, und der auf das Volk oft wie eine Karnevals-Lustbarkeit wirkt, auch nur von ferne antasten wollten.

Leben Sie wohl, lieber Herr Pfarrer rc. rc.

---

*) Helidor ist der allmächtige Minister des Landes, in dem Arners Herrschaft liegt.

Der Pfarrer freute sich über des Junkers Brief und sagte dem Hummel, daß er zuhaus bleiben könne. Dann las er den Brief noch ein paarmal, meinte im Anfang, der Junker sei doch über die Zensur seiner Urteile etwas empfindlich geworden. Aber je mehr er ihn las, desto mehr verschwand diese Besorgnis. Er fand im Gegenteil alle Augenblicke, der Brief sei in ganz guter Laune geschrieben, und nicht so fast gegen ihn, als gegen den Klerus und gegen die Gelüste nach Ausdehnung ihrer Zensur- und Gewaltsrechte gerichtet. Diese aber kannte er selbst als unersättlich und von einer Natur, daß sie die Spottworte der bürgerlichen Gewalt nicht selten gar wohl verdienten. Zufrieden ging er jetzt auf seine Studierstube und bereitete sich auf seine Morgenpredigt. —

Ein neues Moment in der Lebensbeschreibung bildet die Einführung des Generals und der Sylvia, die ziemlich unvermittelt kommt. Die beiden Personen, namentlich Sylvia, spielen dann im weitern Verlaufe der Erzählung eine Hauptrolle. Im zweiten Teile der ersten Ausgabe ist von ihnen noch nicht die Rede. Sie werden eingeführt nach der Zwangssteuer (S. 286) in folgender Weise:

Jedermann gab dieser Rechnung den Namen Zwangsteuer, und der Unwille des Volkes war gegen ihn durch dieselbe immer noch größer und vermehrte sich dann noch durch einen andern Umstand. Er hatte bei Jahr und Tag keine Mühle mehr, er konnte also auch nicht mehr mahlen und seine Kunden, die jetzt ihr Korn in den benachbarten Mühlen mahlen ließen, fanden allgemein, daß sie von ihrem Korn allenthalben weit mehr Mehl bekämen, als sie bei ihm bekommen hatten. Es war auch seinethalben unter dem Volk fast allgemein die Rede, wir sollten dem Schelm keinen Sack mehr zu mahlen geben. Aber im Schloß war er wieder mehr als je Meister. Der General war ein gutmütiger Mann, und Sylvia und jedermann machte jetzt so viel Wesens und Rühmens vom Vogt, daß der Junker fast nicht anders konnte, als in das Lied, das sie alle sangen, mit einzustimmen. Er vergaß auch die Klagen, die er über diese Zeit vielseitig über den Vogt gehört hatte, um so leichter, da ihn der Besuch des Generals und der Sylvia sehr beschäftigte und zerstreute. Zwar murrte er zuzeiten, wenn sie des Rühmens von ihm auch gar zu viel machten, oft zwischen hinein, es sei aber doch auch nicht alles mit ihm, wie sie es vorstellten. Aber damit ließ er es dann auch wieder gut sein und der Vogt war wieder so viel als je Meister im Dorf, so daß ihn jedermann von neuem wieder fürchten mußte, wie vor seinem Unglück, und von dieser Seite hatte er wieder alles in der Ordnung, wie er es wünschte. Viele, die vor einigen Wochen sagten, man sollte ihm keine Hand voll Korn mehr in die Mühle bringen, brachten ihm alle Wochen, was sie immer mahlen ließen; aber von einer andern Seite ging's ihm gar nicht nach Wunsch.

Er hatte aus Hochmut den Bau seiner Mühle so kostbar angefangen, daß er bald sah, daß er sich dabei überrechnet und daß das

Gebäude das Doppelte kosten werde, was er geglaubt. Das setzte ihn in die größte Verlegenheit. Er beriet sich auch darüber mit seinem Baumeister. Dieser sagte ihm, man könne bei der weitern Ausführung des Gebäudes sehr viel ersparen, wenn man anstatt der harten gehauenen Steine die Mauern von nun an mit gemeinen ungehauenen Steinen aufführe. Der Vogt antwortete: Kann man das thun, ohne daß man dem Bau diese Aenderung des Plans ansieht? Der Baumeister erwiderte: Nein, das Gebäude ist mit den kostbaren gehauenen Steinen so weit vorgerückt, daß, wenn man jetzt damit aufhört, die Abänderung des Plans jedermann in die Augen fallen muß. Jetzt fluchte der Vogt und sagte: Nein, um diesen Preis will ich's nicht wohlfeiler haben; ich will nicht, daß jemand sagen könne, ich habe den Bau nicht vermögen auszuführen, wie ich ihn angefangen. Er fuhr also mit den gehauenen harten Steinen, die in Bonnal äußerst kostbar sind, fort, glaubte dabei aber doch, da ihm das Geld bald ausging, er könne nur Geld entlehnen, wo er immer wolle. Das ging aber nicht so leicht, wie er glaubte. Er fand beim Junker und beim General nur wenig, und wo er sonst hinkam und anklopfte, war die Antwort, man sei jetzt nicht mit Geld versehen.

Er verstand wohl, daß man ihm es nicht vertraute und anerbot jetzt, was er vorher nie that und was er in seinem Leben nicht geglaubt hätte, thun zu müssen, Güter zum Unterpfand des Entlehnten zu geben. Dafür fand er freilich jetzt Geld. Aber sein Zutrauen war durch die gerichtliche Verpfändung seiner Güter nur noch mehr untergraben. Er war sehr viel Geld schuldig, das man ihm auf freie Faust anvertraute, und bis jetzt glaubten diese Kreditoren, sie hätten das älteste Recht auf ihn, es kam ihnen kein Sinn daran, daß sein Hochmut es ihm je zulassen würde, Geld auf seine Güter aufzunehmen; und er hatte es ihnen auch immer versprochen, ohne ihr Vorwissen kein Stück Land zu versetzen. Jetzt sahen sie sich angeführt und wollten ihm Vorwürfe machen. Er antwortete ihnen unverschämt, sie sollten sich schämen, ihm ein Wort davon zu reden, sie wüßten ja, wie groß sein Unglück gewesen und es sei nur um ein paar Jahre zu thun, so sei der Bettel, den er jetzt entlehnt, abbezahlt, und die Sache mit ihnen wieder auf dem Fuß, wie vorhin. Was wollten sie machen? Sie mußten es gut sein lassen, denn die meisten waren in Verhältnissen mit ihm, daß sie ihn fürchten mußten.

Er aber glaubte selber nichts weniger, als daß in ein paar Jahren das Geld, das er jetzt entlehne, wieder abbezahlt sein werde. Er fing im Gegenteil an, einzusehen, daß er durchaus nicht mehr in den alten Schuhen stehe und nicht so leicht wieder darein zu stehen kommen werde. Er rechnete diese Zeit einmal nach dem andern zusammen, was er schuldig sei und was er zu fordern habe; aber wenn er auch Haus und Güter noch so hoch ansetzte und selber die zweideutigsten Schulden, die er zu fordern hatte, als gut und sicher anrechnete, so kam am Ende immer doch heraus, er sei mehr schuldig, als er besitze.

Diese Einsicht in den wahren Zustand seiner Wirtschaft brachte ihn aber nirgend hin, als alles zu thun und alles zu wagen, daß es niemand merke, wie sehr er zurück sei. Auch kein Gedanke kam ihm daran, daß er durch Sorgfalt, Schonung und Fleiß den bösen Zustand seiner Wirtschaft allmählich bessern und dem fressenden Uebel, das sein Hochmut und seine Gewaltthätigkeit in sein Hauswesen hineingebracht, durch Ablegung dieser Laster ein Ziel setzen sollte.

Es muß wieder frisch in die Hand gespeit sein, war der Schweinausdruck, mit dem er unter diesen Umständen sich Mut zusprach. (S. 287.)

Die folgenden vier Seiten enthalten nur stilistische Aenderungen, die wir übergehen können. Von da ab, wo dem Vogt sein Vater in den nächtlichen Träumen erscheint (S. 289 und 290), ist der Text bis zum Schlusse vollständig umgearbeitet, weshalb wir diesen Teil (S. 342—372 C. A.) ganz wiedergeben müssen. Es heißt da:

Das sind verfluchte Träume, sagte er, ich muß mir zu Ader lassen. Das that er denn wirklich dreimal nach einander und der schreckliche Traum kam nicht wieder. Aber wenige Tage nach dieser Aderlasse, die ihm sein Blut so gestillt, kam der Schloßschreiber in aller Eil' zu ihm und sagte ihm: Was sagst du, wenn der Junker morn am Morgen tot ist? Er hat einen Schlagfluß und überlebt die Nacht nicht. Was will ich sagen, sagte der Vogt, es ist ein altes Sprichwort: Es kommt nie nichts besseres hintennach.

Schreiber. Das ist jetzt gleichviel, aber du kannst von ihm erben, was du nicht denkst und nicht glaubst.

Vogt. Das wäre mir wohl gut, aber was könnte ich von ihm erben?

Schreiber. Ich habe alle deine Unterschriften für das, was dir ein ganzes Jahr lang aus dem Schloß bezahlt worden, in meiner Hand. Wenn du mit mir teilst, so verbrennen wir sie und du kannst alles noch einmal fordern. Es ist in den Schloßbüchern noch kein Haar eingetragen, daß etwas bezahlt sei.

Das wäre doch auch ein Glück, sagte der Vogt. Und sie waren bald einig, das könne und müsse so gehen. Es ging auch wirklich so. Die Erben, die alle Schriften und Rechnungen des Schlosses in der größten Unordnung fanden, zahlten an ihn gleich nach dem Tode des Junkers über tausend Gulden auf das Fundament, daß die Forderung in den Büchern eingetragen, von der Bezahlung aber keine Spur zu finden war. Und der steinalte Schreiber nahm gleich darauf seinen Abschied und reiste ins Ausland, wo er zuhaus war. Als der Junker einige Monate nach dem Tode seines Großvaters zurückkam, dünkte es ihn freilich sonderbar, daß er eine so große Rechnung beim Hummel habe stehen lassen, da dieses sonst bei keinem andern Menschen der Fall war; aber da er auf den Büchern keine Spur einer früher geschehenen Bezahlung fand, ließ er es gut sein. Er hatte aber doch schon von Anfang an Mißtrauen gegen den Hummel.

So weit die Lebensbeschreibung des Vogts, die der Pfarrer ein paar Tage vorher in der Gemeinde austeilen lassen. Sie ward mit Eifer gelesen; aber sehr viele Leute sagten, sie wollten jetzt auch gern sehen, was er dem Vogt noch sagen werde, wenn er am Sonntag unter die Kanzel müsse.

Eine Predigt.

Der Sonntag kam und der Pfarrer predigte über den Text: Wenn ihr Glauben hättet, wie ein Senfkorn, so würdet ihr zu diesem Berg sagen: Hebe dich! Und er würde sich heben.

Aber er fing die Predigt nicht mit der Erklärung des Textes, sondern also an: Was ist das? Warum ist die Kirche heute so voll, wie sie das ganze Jahr durch nie ist? Warum strecket ihr die Köpfe also zusammen? Was flüstert ihr euch unter einander so in die Ohren, daß ein Geräusch in der Kirche ist, wie auf einem Gemeindeplatz oder gar wie in einem Wirtshaus? Ich weiß es, was es ist. Ihr erwartet den Vogt und einer fragt den andern, kommt er nicht bald? Warum ist er nicht da? Aber es ist nicht gut, daß ihr euch dieses also fragt. Euer Flüstern, euer Kopfzusammenstoßen und das Geräusch, das ihr in der Kirche erregt, beweist sonnenklar, wie sehr es schwachen und eiteln Menschen eine Augenweide ist, unglückliche, wegen Verbrechen bestrafte Menschen in der tiefsten Kränkung und in den tiefsten Leiden ihrer Strafe vor ihren Augen zu sehen. Aber er muß euch diese Augenweide nicht machen. Er kommt nicht unter die Kanzel, er kommt nicht in die Kirche. Er entsetzte sich so sehr vor der Strafe, euch also unter der Kanzel vorgestellt zu werden, daß er in dem ersten Augenblick, da ich ihn darauf vorbereiten wollte, zu mir sagte, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen. Ich suchte ihm das Entsetzen über diese Strafe auszureden, aber es war nicht möglich. Das Entsetzen darüber ergriff ihn so sehr, daß er fast nicht zu Worten bringen konnte, was er sagen wollte. Ich vermochte nichts gegen die Lebhaftigkeit seiner Vorstellung auszurichten und ahnte bis jetzt nur halb, warum die Furcht vor dieser Strafe ihn beinahe außer sich gebracht; aber jetzt, da ich seinethalben diese Ungeduld und Unruhe in der Kirche sehe und es vor meinen Augen offenbar ist, daß ihr den Augenblick fast nicht erwarten konntet, in dem ihr eure Augenweide an ihm zu haben hofftet, kann ich gar wohl begreifen, was ihn dahin gebracht, das schreckliche Wort, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen als unter die Kanzel, auszusprechen. Ich weiß es und fühle es, aber ich möchte, daß auch ihr es fühltet und wüßtet. Es drängt mich im Innersten, euch zu sagen: Denkt ihm nach und fragt euch selbst, was muß er euerthalben gefühlt und euerthalben gefürchtet haben, um dahin gebracht zu werden, diese Worte auszusprechen. Was ist es anders, als daß er fürchtete, daß ihr Freude daran zeigen würdet, ihn gedemütigt zu sehen ohne euch selbst zu demütigen? Das ist's, das allein ist es, was dieses entsetzliche Wort über diese Kirchenstrafe aus seinem Mund hervorgebracht. Mir

geht es tief zu Herzen, ich möchte fast sagen, ich schäme mich vor der Kirche selber, daß innert ihren heiligen Mauern Handlungen stattfinden sollten, die auf die Seelen der Menschen einen Eindruck machen könnten, wie derjenige offenbar gewesen wäre, den, wenn der Vogt jetzt unter die Kanzel gestellt worden wäre, diese Strafe, beides, auf ihn und auf euch gehabt hätte. Darum aber ist er auch nicht hier. Darum rede ich jetzt auch allein mit euch und überlasse mich vor allem aus dem Eindrucke, den euer jetziges Benehmen in der Kirche auf mich macht. In dem Gelüst, eure Augenweide an ihm zu haben, steht ihr da, wie wenn die Verbrechen, deren er schuldig, euch auf keine Weise etwas angingen. Ihr steht da, wie wenn ihr gar keinen Teil daran hättet. Schämt euch eurer Täuschung, schämt euch eures diesfälligen, gedankenlosen, euch selbst mißkennenden Dastehens. Christus sagte einst zu den Juden: Glaubet nicht, daß die Männer, auf die der Turm zu Siloa gefallen, größere Sünder gewesen, als ihr? — Und ich muß euch sagen, glaubet nicht, daß die Sünde, die diesen Mann in sein Unglück gebracht, nicht auch in euch herrsche. Liebe Christen! Ein jeder von euch hätte Unrecht, wenn er meinte, daß er unter den Umständen, in denen dieser Mann gelebt, nicht auch vieler der schlechten Handlungen fähig gewesen wäre, denen er unterlegen.

Geht in euch selber, fragt euer Innerstes und antwortet euch selbst: Mangelt der Geist der Religion, die Kraft des Glaubens und der Liebe, dessen Mangel diesen unglücklichen Mann seinen Fehlern unterliegen gemacht, nicht in unsrer Mitte allgemein? Freunde! Brüder! Können wir uns verhehlen, die Kraft des wahren Glaubens und der göttlichen Liebe ist fast nirgends in unsrer Mitte sichtbar, wie sie in allen denen sichtbar ist und sichtbar werden muß, die durch den Glauben ausziehen den alten und anziehen den neuen Menschen, der geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit? Es ist wahr, die Sünde dieses Mannes ist zu unsrer Sünde geworden, die Folgen der Fehler und die Verbrechen desselben liegen auf uns, wie ein umgestürzter Berg in einem durch ihn verwüsteten Thal. Aber wenn ihr wahren Glauben hättet, wie ein Senfkorn, so würdet ihr zu diesem Berg sagen: Hebe dich, und er würde sich heben. Freunde! Brüder! Denke ein jeder, es ist unser Unglaube selber, der uns, wie diesen Mann, unglücklich gemacht. Erkennet das einzige Mittel, das uns aus unserm Elend zu erheben vermag. Kehret zurück zu dem Glauben, den ihr verlassen. Kehret zurück zu eurem Erlöser, der seine Arme gegen euch ausstreckt, und euch zuruft: Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch Ruhe schaffen. Freunde! Brüder! Nahet euch zu ihm und er wird sich zu euch nahen. Ferne sei, daß auch von euch wahr werde, was er zu den Juden gesagt hat: Ich habe euch unter meine Flügel versammeln wollen, wie eine Henne ihre Jungen versammelt, und ihr habt nicht wollen. — Er ruft euch auch heute im Beispiel dieses Mannes zu: Verlasset seinen Weg und kommt zu mir! Fasset sein Unglück in aller Wahrheit, wie es vor euch steht, zu Herzen und

fühlet es tief, wohin es den Menschen führt, wenn er, von Jugend auf nicht in der Zucht und Vermahnung des Herrn erzogen, in Umgebungen lebt, die das Gift der Sünde, das in der Menschennatur liegt, gleichsam mit jedem Atemzug, den er einhaucht, in ihm selber beleben und also der Keim der Sünde, der in seinem Fleisch und Blut steckt, täglich noch durch anderer Sünden entfaltet, genährt und stark gemacht wird.

Liebe Zuhörer! Wie unglücklich war diesfalls der Hummel! So wie viele von euch die traurigen Folgen seiner Sünden und seines glaubens- und liebeleeren Lebens tragen, also trug auch er die Folgen der unchristlichen glaubens- und liebeleeren Verhältnisse und Lagen, mit denen er von Kindesbeinen auf umgeben war. Wären sein Vater und seine Mutter nicht erbärmliche, elende, schwache und unchristliche Menschen gewesen, hätte nur ein Senfkorn des wahren Glaubens die Kraft der Erziehung ihres Kindes in ihnen selber göttlich belebt, so wäre auch ein lebendiger Funke dieser Kraft in seine Seele hineingedrungen und der Geist des Christentums hätte auch in ihm Wurzel gefaßt, und dann wäre das frühe Hinaustreten aus seinem väterlichen Hause, wir dürfen es mit Zuversicht glauben, ihm nicht so verderblich geworden, als es ihm wirklich geworden ist; denn obwohl sein Schulmeister ein schwacher und seines Dienstes unfähiger Mann war, so hätte der Hummel in diesem Fall in seiner Schule doch nicht den Reiz zu der Verhärtung und Schlechtheit gefunden, der er sich darin überlassen; und hinwieder, obwohl die Verhältnisse und Umgebungen, in denen er in der Waldreuti gelebt hat, so schlecht waren, als immer möglich, so wäre er, wenn seine erste häusliche Erziehung besser und christlicher gewesen wäre, auch in diesem Verhältnis nicht so tief in die Greuel der Lasterhaftigkeit versunken, als es geschehen. Auch hätte in diesem Fall der Konfirmationsunterricht des Pfarrers, ob dieser schon ein schwacher Mann und blind an ihm war, doch den Funken des Göttlichen und Christlichen, das er von Kindsbeinen auf in seiner Wohnstube gesehen und gehört, wieder in ihm angefacht und ihn wenigstens von den Bosheiten, die er in dieser Zeit selber im Pfarrhaus getrieben und von der Greuelhandlung, mit der er den Pfarrer am Tisch des Herrn selber geärgert, abgehalten. Aber der unglückliche Mann fiel allenthalben in schlechte Hände und Umgebungen. Sein Weideleben beim Reutibauer ist ein Denkmal des verdorbenen unchristlichen Lebens, das damals schon in unsern Umgebungen so tief eingerissen, und die Schwäche des Pfarrers, der sich bei seinem Religionsunterricht durch sein gutes Gedächtnis, mit dem er leicht auswendig sagte, was er inwendig nicht fühlte, blenden und abhalten ließ, tiefer und kraftvoller gegen das keimende Verderben dieses jungen Sprützlings (Windbeutel) einzuwirken, was für ihn ein Unglück, dessen Folgen er bis auf diese Stunde trägt, indem es mit den übrigen Umständen, in denen er aufwuchs, dahin wirkte, ihn zu dem Grad der Verhärtung zu bringen, die es brauchte, in dem tiefen Verderben der Schloßschreibstube gleichsam

die Lehrjahre zu finden, in denen er sich zu den Verbrechen seines Lebens bilden konnte, die er dann als Weibel, als Vogt, als Wirt und als Müller zum namenlosen Unglück seiner selbst und aller seiner Umgebungen ausübte. Der Greuel dieser Lehrjahre und sein Zusammenhang mit den öffentlichen Einrichtungen, die der Schutz der Ordnung, des Rechts, der Sicherheit, der Tugend und Frömmigkeit des Landes hätten sein sollen, haben die Seele unsers landesväterlichen gnädigen Herrn mit Entsetzen ergriffen. Er hat den ganzen Umfang der schrecklichen Folgen dieses Umstandes ins Auge gefaßt und es ist auf seinen Befehl, daß ich es öffentlich sage, das herrschaftliche Verderben im Schloß selber habe die jugendlichen Schwächen und vielleicht noch verbesserbaren Fehler dieses unglücklichen Mannes zu der Greuelkraft erhoben, in die wir ihn versunken gesehen. Ich sage es auf seinen Befehl, es war der tiefste rohste Unglaube, der in der Schreibstube, und der unchristliche Leichtsinn, der in der Küche und in den Dienststuben des Schlosses herrschte, was das Unglück der unchristlichen Erziehung dieses Mannes vollendete, indem es ihm täglich Reiz und Mittel zu den Greuelthaten gab, die ihn selber und mit ihm sein Dorf zu dem Elend versinken machten, das wir gegenwärtig, wo wir die Augen immer hinwerfen, um uns her erblicken. Von dem Geistlichen, den der Vogt jetzt selber als einen Teilnehmer seiner höchsten Verbrechen angibt, darf ich fast nicht reden. Mein Herz erbebt vor dem Gedanken, daß selbst ein Mann, der im Namen Gottes unsere Gemeinde im christlichen Glauben unterrichten und mit Wort und That zu einem christlichen Wandel hätte hinführen sollen, ein Mitgenoß seiner Greuel und Verbrechen geworden.

Freilich entschuldigen die Fehler seiner Umgebungen die Greuel seines Lebens doch nicht. Gott hat sich auch ihm nicht unbezeugt gelassen, aber er verhärtete sich gegen die Stimme Gottes und seines Gewissens. Das Böse, die Sünde war seine Lust und sein Leben. Er widerstand ihr garnicht, im Gegenteil, er fand sich in allem Schlechten und in allem Bösen seiner Umgebungen, wie in seinem Element. Er lebte in der Sünde so behaglich, wie der Vogel in seinem Nest, und er fand sich in den Sinnlichkeitsgenießungen des Lasters so wohl, als der Ochs, der zur Mastung am vollen Barren steht. Diese innere Beschaffenheit seiner selbst, durch die er alles Göttliche und Heilige seiner Natur in ihm selber erlöschen ließ und erlöschen machte, ist es, wodurch er dahin versunken, daß alle Bosheit, alle Schlechtheit und Elendigkeit seiner Umgebungen so verderblich auf ihn einwirken konnten, als sie es gethan. Wäre auch nur ein Senfkorn des wahren Glaubens und der wahren christlichen Liebe in ihm gewesen, so hätten die Sünde und die Sünder, die ihn umgaben, den Reiz auf ihn nicht gehabt, dem er unterlegen. Keine seiner Umgebungen hätte ihn also verderben können, wenn er in sich selbst nicht verdorben gewesen. Aber ebenso ist auch in Rücksicht auf euch wahr, er hätte mit allem seinem Greuelleben euch nicht in das Verderben stürzen können, in das er euch gestürzt hat, wenn seine Schlechtheit in euch selbst und in euern unchrist-

lichen Gesinnungen ein Hindernis ihrer Wirkung gefunden hätte. Hättet ihr Glauben gehabt, wie ein Senfkorn, so wäre sein Verderben an euch als an einen Stein angestoßen, ohne euch zu verletzen.

Wären die guten christlichen Gewohnheiten, die noch zu unserer Väter Zeiten im Dorf allgemein waren, nicht völlig in allen Haushaltungen außer Uebung gekommen, so hätte er zu tausend und tausend seiner Sünden den Reiz und die Gelegenheit nicht gefunden, die ihr ihm selber gegeben. In welch' einen Grad von Unchristentum mußte unser Dorf schon versunken gewesen sein, ehe es dahin kommen konnte, daß eine Menge Mütter ihre Kinder fast noch im unmündigen Alter mit Gewalt und Schlägen zu unvernünftiger Anstrengung im Spinnen zwangen und sie so von der Wiege auf serben machen, um das Geld, das die unglücklichen Geschöpfe also verdienen, zur Hoffart anzuwenden und im Wirtshaus zu verprassen. In welch' einen Grad von Unchristentum muß ein Dorf versunken sein, in welchem viele, viele Hausväter ihren Verdienst, ihr Einkommen und selber ihr Erbgut im Wirtshaus und in allem liederlichen Leben zugrund richten und ihre Weiber und ihre Kinder im Elend ihrer Wohnstube darben lassen, um täglich in bösen Gesellschaften und in einem Wirtshaus, wie des Hummels seines war, sich aller Sinnlichkeit und allem Mutwillen des Lebens überlassen; und hinwieder, in welche Tiefe des Verderbens muß ein Dorf schon versunken sein, in welchem es dahin kommen kann, daß Frauen ihren Ehemännern, Kinder ihren Eltern, und Dienstboten ihren Meisterleuten hinter dem Rücken stahlen, was sie nur konnten, um es also zu verschwenden! In welch' ein unchristliches Leben muß ein Dorf versunken sein, wo unglückliche Leute, die als Verbrecher gestraft wurden und selber dem Henker unter die Hände kamen, es noch Gott und der Obrigkeit klagten, daß die Sünden ihrer Meisterleute, an denen sie teilgenommen, sie zu den Verbrechen gebracht und in das Unglück gestürzt, in das sie gekommen, und daß sie in den angesehensten Häusern des Dorfs selbst zu den Verbrechen geführt wurden, die sie dem Henker unter die Hände gebracht!

Nein, nein, wäre der wahre christliche Glaube in unsrer Mitte nicht ausgelöscht gewesen, wie das Licht einer Kerze, dessen Nahrung bis auf den letzten Tropfen aufgezehrt ist, so hätte der Vogt mit aller Schlechtheit seiner Denkungs- und Handlungsweise unser Dorf nicht in das Elend stürzen können, in das er es gestürzt, er hätte den Reiz, die Mittel und die Mitwirkung zu seinen Greuelthaten in eurer Mitte auch nicht gefunden, ohne die er den größten Teil derselben nicht hätte begehen können. Selber der Schreiber, der ihn lehrte, das heilige Recht der herrschaftlichen Obsorge zu Werken seiner Gottesvergessenheit und Menschenverhöhnung zu mißbrauchen, hat ihm nur dadurch eine solche Gewalt des Verderbens in eurer Mitte verschaffen können, weil die Schlechtheit, die schon in euch selbst lag, ihm diese verderbliche Gewalt und den Einfluß gab, den er auf euch hatte. Eben so hätte weder seine Weibel-, noch seine Vogtstelle, noch sein

Wirtshaus, noch seine Mühle eure Gemeinde und eure Haushaltungen in dem Grad zugrunde richten und unglücklich machen können, in welchem es geschehen, wenn ihr nicht durch Unglauben an alles Göttliche und Höhere in euerm Innersten schon zum voraus dahin gebracht worden wäret, selber an dem Geist seiner Verbrechen teil zu nehmen.

Es ist gewiß, wenn ihr Glauben gehabt hättet, wie ein Senfkorn, so wäre der Berg seiner Verbrechen nicht auf euch gefallen, wie er wirklich auf euch gefallen ist. Dieser Berg hätte euch in allen seinen Verhältnissen nicht so niedergedrückt, wie er euch niedergedrückt hat. Ihr hättet in euerm Glauben, eurer Liebe und in euerm Recht Mittel gegen alle Quellen des Verderbens gefunden, denen ihr unterlegen. Hundert und hundert Stimmen hätten sich laut und ernst und fromm gegen die Greuel seines Lebens zu euern gunsten erhoben und wären zu den Ohren eures und seines Herrn und Richters gelangt. Sie hätten das Herz eures Herrn ergriffen und er hätte euch Recht gegen denselben verschafft. Aber da ihr, wie der Vogt, aller Sünde, aller Schlechtheit und aller Bosheit unterlegen waret und der Hummel bald von einem jeden von euch unleugbare Beweise dieser Schlechtheit, die er von euch in Händen hatte, dem Junker vorlegen konnte, so hatte er auch gut, das Herz eures Herrn und Richters von euch zu entfernen, daß er euch nicht glaubte, euch nicht anhörte, und nur ihm sein Ohr lieh. Ihr seid also selbst Ursache, und es ist um eurer Schlechtheit und eures Verderbens und um eures Unglaubens willen, daß sich der verstorbene Junker eurer Angelegenheit nicht weihte, wie sein gutes Herz ihn gewiß dazu gebracht hätte, es zu thun, wenn ihr frömmere und bravere Menschen gewesen wäret und ihm nicht von allen Seiten so viel Böses und Schlechtes gegen euch zur Kunde gekommen wäre. Ihr müßt es euch also in dieser Rücksicht selbst zuschreiben, daß ihr euerm Herrn so gleichgiltig geworden, daß es ihm nicht die Mühe lohnen mochte, die Aufmerksamkeit auf eure Angelegenheiten zu werfen, die er auf die Angelegenheiten besserer und braverer Menschen geworfen hätte; ihr müßt es wahrlich in vielen Rücksichten euch selber zuschreiben, daß es mit euch dahin gekommen, daß der Junker diesem damals so bösen Mann den Spielraum gegen euch vergönnt, den er ihm gegen euch gegeben und durch den ihr so vielseitig unglücklich geworden seid.

Und, liebe Zuhörer! Eben die Mittel, die euch geholfen hätten, daß ihr dem Verderben, das der Vogt über euch verhängt, nicht unterlegen wäret, eben diese Mittel sind es auch hinwieder, was euch aus dem Verderben, in das ihr durch die Verbrechen des Hummels versunken, wieder erretten könnte. So wie es gewiß ist, wenn ihr bessere und christlichere Menschen gewesen wäret, so wäret ihr den Folgen seiner Verbrechen nicht unterlegen, wie ihr ihnen unterlegen seid, und es ist hinwieder gewiß, wenn ihr heute bessere Menschen werdet und zu christlichen Gesinnungen und zu einem christlichen Wandel zurückkehret, so werden die Folgen seiner Verbrechen aufhören, so drückend und so verheerend auf euch zu liegen, wie sie bis jetzt drückend und verheerend

auf euch lagen. Werdet ihr heute Glauben finden, wie ein Senfkorn, so werdet ihr euch wieder über alles Elend, in das ihr durch seine und eure Schuld gesunken, wieder erheben.

Väter und Mütter! Durch den Glauben werdet ihr lernen, zu euch selber wieder Sorge zu tragen; ihr werdet lernen, zu euern Kindern wieder Sorge zu tragen in allen Bedürfnissen des Leibes und der Seele; ihr werdet lernen, unter euch selbst im Frieden zu leben; ihr werdet mächtig werden in euch selbst gegen alle Versuchungen der Sünde und des Lasters; ihr werdet frei werden in euch selbst zur Beschützung eures Rechts gegen jeden Sünder, der euch darin stört. Fühlet es tief, daß Unglauben die einzige Quelle der Verbrechen dieses Mannes ist. Lernt an seinem Beispiel, wie weit die Täuschung des Unglaubens den Menschen in der Mißkennung seiner selbst, seiner Schwächen und seines Verderbens führt. Nehmt an ihm ein Exempel und denkt, wie wenig er in dem Taumel seines Glücks daran dachte, daß ihn sein Leben zu den Schreckensbegegnissen hinführen könnte, zu denen es ihn hingeführt. Stellet euch diese Schreckensbegegnisse seiner letzten Jahre und Tage selbst vor. Stellet euch ihn vor, wie er den Stichelberger an dem erschrecklichen Morgen, der ihn den Tag vorher ins Thal Josaphat zu einer andern Rechnung einlud, an der Eiche hangend und sein Weib und seine Kinder sich verzweifelnd unter den Füßen ihres hangenden Vaters auf dem Boden wälzen sah. Stellet euch ihn vor, wie er erblaßt von dem Orte wegeilte, aber dadurch auch um kein Haar mehr zur Erkenntnis seiner selbst gelangt ist. Stellet ihn euch vor, wie er bald darauf krank ward und den Haß und die Verachtung des Volks, den Unwillen des Junkers und den Wunsch von hunderten, seiner doch bald los zu werden, vor Augen sah — wie ihn auch das nicht zur Erkenntnis seiner selbst, seiner Schwächen und seines Verderbens hinführte; wie er noch lästerte, als ein schrecklicher Donner ob seinem Haupt ihm das äußerste Unglück verkündete, und ihm jetzt ein Gewitter vom Himmel Haus und Hof wegspülte, wie Meereswellen den Sand am Ufer wegspülen; stellet ihn euch vor, wie auch dieses Unglück ihn nicht zur Erkenntnis seiner selbst brachte, wie er durch alle diese Unglücksfälle zwar an Leib und Seele abschwächte, aber nicht zu sich selber kam, sondern nur tobte und wütete und Gewalt gegen seinen Unstern brauchen wollte, wo er die Kraft dazu nicht mehr in sich selbst hatte.

Es war alles umsonst; was Gott zu seiner Warnung über ihn verhängte, machte ihn nur rasen. Auch die Not und die Verlegenheit seiner letzten Jahre, so sehr sie sich um ihn her häuften, brachten ihn so wenig zu sich selber, als er in seinem höchsten Glück und in seinem höchsten Wohlstand in sich selber ging. Er tobte und wütete und raste in diesen letzten Verlegenheiten so weit, daß ihn endlich der Unsinn und das Rasen von Vergehungen, deren er sich selbst noch vor wenig Tagen nicht fähig glaubte, dahin brachte, wie ihr ihn jetzt vor euren Augen seht. Er verhärtete sich gegen alle Warnungen Gottes. Umsonst fehlte ihm alles, was er vorhatte, umsonst warnte ihn sein Herz, umsonst zitterte er beim Nachtmahl des Herrn, umsonst erschütterten ihn

die Schrecken des Meineids, da der arme Wüst vor ihm fast verzweifelte. — Umsonst überfiel ihn ein Schauer, da er von des Rudi Fenstern weging und das Geheul der jammernden Kinder bei der sterbenden Mutter hörte. — Umsonst schien ihm auch die liebe Sonne, als er auf des Meyers Hügel noch in ihre letzten Strahlen hineinsah und ihr nachstaunen mußte, bis sie hinter dem Berg war; er sah nur Schatten, Nacht und Grausen, das ihn umgab; er konnte selbst beim Anblick der Sonne nichts thun, als mit den Zähnen knirschen. Er konnte jetzt nicht mehr auf den Herrn hoffen, der aus dem Staube rettet und aus den Tiefen erlöset, er knirschte nur mit den Zähnen. — Umsonst warnte ihn sein Weib, umsonst zeigte sie ihm, wo er stehe und wohin ihn sein Leben führe! — Umsonst bat sie, daß er sich nicht noch mehr vertiefe. — Umsonst empfand er selbst, sie hat Recht und mehr als Recht. — Er stand jetzt auf dem Aeußersten der menschlichen Verwilderung. Der Wille, sich zu bessern, und die Kraft, nicht vollends wie ein Tier zu leben, war so viel als gänzlich in ihm erloschen.

In dem äußersten Grad der Verwilderung wollte er sich aus dem Schlamm, in dem er steckte, nur herauswüten und sah nicht, daß er durch dieses Herauswüten sich nur immer tiefer in denselben hineinwütete; er sah nicht, daß ihn dieses Herauswüten zu Thaten hinführe, deren er sich selbst nicht fähig glaubte. Der Gedanke, dem Junker den Markstein zu versetzen, kam ihm während des heiligen Nachtmahls in Sinn; aber auch da noch glaubte er sich bis wenige Augenblicke vor der That nicht imstand, dieses zu thun. Und doch hat er es gethan und litt dann die Strafe einer That, deren er sich vor kurzem noch nicht fähig geglaubt.

Liebe Menschen! Er ist jetzt dahingegeben zum Beispiel der Sünde, an unsern Kindern wieder gut zu machen, was er an ihren Vätern verdorben. — Gott gebe nun, daß seine Strafe in ihm und in uns austilge die Keime der Verbrechen, die ihn so elend und uns so unglücklich machten. Er ist jetzt ein armer Tropf. Die Last seiner Thaten liegt hart auf ihm. Und was ihm seine Strafe schwerer machen muß, als alle äußern Leiden derselben, ist jetzt das Bild seines alten Lebens, das ihn allenthalben verfolgen muß. Es hat ihn in der Jammerstunde seiner Strafe schrecklich verfolgt.

Ihr saht ihn, als er da, seine Strafe leidend, vor euch einsank. Er war entblößt an Kopf und Füßen, — das machte ihm nichts; seine Hände waren angebunden am Holz des Galgens, — er erblaßte nicht deswegen; das Schwert des Henkers glänzte ob seinem Haupt, — er zitterte nicht darob; das Volk, mit dem er lebte, stand vor ihm zu sah ihn an diesem Ort, — aber darob sank er nicht ein.

Er sagte es bestimmt und wiederholte es mehrmals: Das Bild seines Lebens, das ihm an dem Ort, wo er war, vor Augen stand, das war es, worüber er zitterte, erblaßte und einsank. Der Ort, an dem er stand, der Henker mit dem bloßen Schwert ob seinem Haupt, seine Hand an den Pfahl gebunden, brachten ihm nur das Bild seines

Lebens, mit dem er sich alles zugezogen, vor Augen und machten ihn den Ort, an dem er stand, und alles, was um ihn her geschah, vergessen; er sah nur sein Leben. Er sah am Ort, wo er war, den armen Uli, wie er, von den Raben zerrissen, noch wirklich ob ihm hing; es war ihm, er sehe ihn, wie wenn er sein schreckliches Geripp jetzt gegen ihn kehre und grinsend, aus hohlem Leib, ihm vorerzähle, Stück für Stück, was er ihm abgedrückt und wie er ihn an diesen Ort gebracht. Auch die Lismergritte kam ihm jetzt vor, wie sie auf der Hauptgrube, die neben ihm war, ihren Todesschweiß schwitzend, aus blassen starren Lippen im Augenblick des Schwertstreichs seinen Namen noch nannte, und, ihn schrecklich verklagend, ihr Haupt gen Himmel emporhielt. Aber wer will's beschreiben, das Bild seines Lebens, das ihn jetzt umschwebte? Wer will ausdrücken und vormalen das Entsetzen dieser Stunde?

Ich will's nicht beschreiben, nicht ausdrücken, nicht vormalen; ich will's nur erzählen, wie es ein Kind erzählen könnte, was ihm in dieser Stunde vorschwebte —

Er sah die Thränen der Gekränkten, den Jammer der Hungernden, den Schrecken der Geängstigten vor seinen Augen. — Er hörte das Fluchen der Wütenden und das Stöhnen der Verzweifelnden mit seinen Ohren. — Er sah seinen toten Vater wieder und hörte wieder sein schreckliches Wort: Bub, Bub! — Sind die Tage jetzt da, da man auch zu dir sagt: Du alter versoffener Lump? — Auch sein Kind sah er wieder, wie es ihm sterbend die Hand bot und zu ihm sagte: Vater! Vater! Thu' doch niemanden mehr weh! Er sah die Jammer-Eiche wieder, die ihm zuerst die Ruhe seines Teufellebens raubte. Er hörte wieder des Stichelbergers Schreckensruf ins Thal Josaphat zu einer andern Rechnung. Er erinnerte sich wieder des Wortes, das er grinsend aussprach: Was würde mir so ein Wetter machen? und an den erschrecklichen Donnerschlag, der ihm den Wein im Glas verschütten machte; und dann sah er den Mühlbach, der, zum schrecklichen Strom anschwellend, ihm seine Mühle und seine Wirtschaftsgebäude mit Frucht und Vieh und allem, was darin war, wegspülte und untergehen machte, wie ein Schiff, das er an einen Felsen anströmt, scheitert und mit Maus und Mann untergeht. Auch das Todbett der Kathrine stand ihm vor seinen Augen. Er hörte sein Greuelwort wieder, es wäre nicht Schade, wenn die alte Hexe einmal tot wäre. Und das Entsetzen des letzten Nachtmahls und die Schrecknisse der Mitternachtstunde bei der Vollendung seines Unsinns beim Markstein: dieses Bild seines Lebens stand vor ihm, als er am schrecklichen Ort vor euch einsank. Er sagte es mir selbst.

Wie groß muß das Bild des Entsetzens dieser Stunde jetzt noch in ihm selbst liegen! Und doch sprach er, als er von seiner Strafe weg zu mir gebracht worden, das Wort aus, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als euch hier unter der Kanzel vorgestellt werden. Was für Gedanken muß er gefürchtet haben, daß bei euerm

Anblick in der Kirche ihm zu Sinn kommen werden? Doch an dem Tage, da er das sagte, hat er noch nicht gewußt, daß ihr Mitleiden mit ihm haben würdet, wie er's jetzt weiß. Er hatte das Todbett seiner Frau noch nicht gesehen, er hatte die Thränen der Armen, denen er Unrecht gethan, noch nicht gesehen, er hatte ihr inniges Erbarmen noch nicht erfahren. Damals, da er das sagte, war der alte Gedanke, alles verabscheue ihn nur, niemand habe Mitleid mit ihm, noch nicht in seinem erbitterten Herzen ausgelöscht. Auch daß der gute Hübelrudi so edelmütig an ihm handeln werde, hat er damals noch nicht gewußt. Dieser arme Mann kam schon im Anfang seiner Gefangenschaft zu ihm, suchte ihn zu trösten und aufzurichten in seinem Unglück. Er, den er so lange elend gemacht, achtete jetzt nicht mehr den vergangenen Jammer seines Lebens. Er tröstet sich seines überstandenen Elends und findet seine Freude daran, sein jetziges Glück mit dem zu teilen, der ihn so lange unglücklich gemacht; und auch Gertrud, deren Unglück er so lange gesucht und die mitten in ihrem Elend als ein Beispiel einer braven und seltenen Erzieherin ihrer Kinder in eurer Mitte dasteht, auch sie hat die ganze Zeit über sein Böses mit Gutem vergolten. Das alles hat er, da er das schreckliche Wort, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen als unter die Kanzel, noch nicht gewußt. Das Entsetzen seiner Verwilderung war noch nicht durch die Erfahrungen der Güte und des Mitleids so vieler Menschen gemildert, und der Junker hat ihm diese Strafe nachgelassen, weil er sich mit mir überzeugte, daß sie bei seiner damaligen Stimmung und auch bei derjenigen, die er von euch erwarten durfte, weder für ihn, noch für euch sehr erbaulich sein würde.

Er ist jetzt, will's Gott, in einer bessern Stimmung. Die Erfahrungen von der schonenden Güte, die er von so vielen Menschen beim Todbett seiner Frauen selig und hernach erfahren, hat sein Herz, will's Gott, gemildert und von der Verwilderung zurückgebracht, in die er versunken. Möge dieser Eindruck bis an sein Grab nicht in ihm erlöschen, sondern immer fester und mächtiger werden zu seinem Heil. Viele von euch sind Zeugen dieses Todbetts gewesen; möge der Eindruck davon auch in euch und in allen, denen die rührenden Worte der Sterbenden zu Ohren gekommen, nicht erlöschen, sondern immer mächtiger und fester werden zu unser aller Heil. Möge er besonders auch dahin wirken, daß wir alle diesen armen, jetzt so unglücklichen Mann in Vergessenheit alles dessen, was er uns Böses gethan, mit Schonung und Liebe ins Auge fassen. Ich bitte euch alle in seinem Namen, öffnet euer Herz einer heiligen Rührung für sein Unglück. Er hat jetzt eurer Liebe und eures Erbarmens notwendig. Schenket ihm dieselbe. Versöhnt euch mit ihm mit reinem Herzen. Gönnet ihm eure Verzeihung, gönnet sie ihm ganz, gönnet sie ihm nicht blos halb, gönnet sie ihm ganz. Sie ist nicht wahr, wenn sie nur halb ist. Verzeiht ihm jetzt mit vollem, reinem Herzen. Und gedenkt jetzt noch einmal der menschlichen Schwäche, gedenkt eurer eigenen Schwäche

und fasset das, was er euch übels gethan, von dieser Seite ins Auge. Ich gestehe es frei, wenn ich alles zusammenfasse, was er gethan, aber dann auch überlege, wie er zu dem gekommen, was er gethan, und wie er das worden, was er war, so kann ich nicht anders von ihm sagen, als: Er ist ein Mensch wie wir. —

Und ob er schon dasteht zum Beispiel der Sünde, in uns auszutilgen die Keime der Bosheit, die ihn zu seinen Thaten verführt, so kann ich am Ende doch nichts anders von ihm sagen, als: Er ist ein Mensch wie wir, und muß die Worte wiederholen, die ich vor vierzehn Tagen schon zu euch sagte: Daß doch keiner von uns allen meine, dieses Unglück hätte ihm nicht auch begegnen können! — Hebet eure Augen auf und denket, warum ist er unglücklich geworden, als weil er hochmütig, geizig, lieblos und undankbar war? — Und nun redet, ich frage euch wieder: Ist einer unter euch nicht hochmütig, nicht geizig, nicht hartherzig, nicht undankbar? Er stehe auf und sei unser Lehrer; denn ich, o Herr! bin ein Sünder und meine Seele ist nicht rein von allem Bösen, um dessentwillen der arme Mensch so unglücklich geworden, und je mehr ich seinem Leben nachdenke, je mehr muß ich in Beziehung auf mich selber Gott danken, daß er nicht solche Versuchungen über mein Haupt gehäuft, wie diejenigen waren, unter denen dieser arme Mann lebte.

Ich muß Gott danken, daß er mir einen Vater und Mutter gegeben, die mich in Zucht und Ehren erzogen und Arbeit und Ordnung liebhaben gelehrt. Ich muß Gott danken, daß ich nicht unter solchen Umständen, wie er, ein Beamter, ein Vogt und ein Weibel oder etwas dergleichen geworden und mein Brot in keinem Beruf suchen müssen, in welchem man täglich so viel Bedrückendes gegen seine Mitmenschen zu thun angereizt wird. Ich muß Gott danken, daß ich von Jugend auf unter bessern und frömmern Menschen gelebt und nicht von Kindesbeinen auf so viel verführerische Beispiele der Thorheit, der Unordnung, der Gedankenlosigkeit und Niederträchtigkeit vor meinen Augen gehabt. O Gott, auf meine Knie will ich fallen und dich anbeten, daß deine Welt mir immer in einem reinern und bessern Licht und nicht in dem wütenden Wirbel vor Augen gestanden, der so viel dazu beigetragen, daß dieser Mann noch in den Tagen seines Alters und seiner Entkräftung von den Folgen seiner Thorheiten und seiner Irrtümer bis an die Grenzen der Verzweiflung gebracht worden. O ihr Menschen! Was soll ich mehr sagen? Mein Herz ist bewegt von innigem Mitleiden gegen ihn und ich kann nichts mehr sagen als dieses: Handle doch keiner von euch an ihm, wie man gemeiniglich an den Unglücklichen handelt, die in die Hand der öffentlichen Gerechtigkeit geraten!

O ihr Menschen! Die Geschlechter der Erde handeln mit einer unverantwortlichen Härte an diesen Elenden; sie nehmen zuerst teil an ihren Greuelthaten, sie spielen mit ihnen die Spiele ihres bösen Lebens, sie reizen sie zu ihren Verbrechen, sie pflanzen in ihnen den

Unsinn ihrer Sitten und nähren in ihnen die Keime der Laster. Dann aber, wenn sie nun unglücklich werden und in die Hand der Gerechtigkeit geraten, verlassen sie dieselben und handeln in ihrem Elend gegen sie, als ob sie keine Menschen und nicht mehr ihre Brüder wären. O ihr Menschen! Dann werden diese Unglücklichen in ihrem Innern wütend über ihr hartes Geschlecht, schlucken in sich Verachtung, Menschenhaß und Rachegrimm und werden dadurch in sich selbst noch weit tiefer verhärtet, als sie es waren, ehe sie in die Hand der Gerechtigkeit fielen.

Liebe Menschen! Ich rede sonst selten und nicht gern mit euch vom Menschengeschlecht und von mehr Leuten, als von meiner Herde, aber jetzt kann ich nicht anders; es ist mir, hundert und abermal hunderttausend von der Obrigkeit bestrafte Verbrechen stehen vor meinen Augen und ich sehe die Geschlechter der Menschen allenthalben so unbillig und hart gegen diese Unglücklichen handeln. —

Ich möchte meine Stimme erheben und rufen zum Volk der Erde: Erbarme dich dieser Elenden! — Ich möchte meine Stimme erheben und rufen zu dem Volk in niedern Hütten und ihm sagen: Du Volk der niedern Hütten, du kannst an diesen Unglücklichen thun, was keine Obrigkeit und was kein Mann, der in hohen Palästen wohnt, an ihnen thun kann; du kannst sie wieder zu Menschen machen, du kannst sie wieder mit sich selber und mit ihren Mitmenschen versöhnen, du kannst ihrem weitern Elend und ihren weitern Verbrechen vorbiegen und sie an deiner Hand dahin leiten, daß sie zu einer friedlichen Ruhestätte gelangen. Ich möchte jedem Mann und jedem Weib, in dessen Brust ein Menschenherz schlägt, zurufen und sagen: Es ist kein Gottesdienst und kein Menschendienst größer und edler, als die Güte, die man gegen Menschen ausübt, welche, durch ihre Fehler verwirrt, durch ihre Schande erniedrigt, durch ihre Strafe verwildert, wie die gefährlichsten Kranken zur Wiederherstellung ihrer gewaltsam zerstörten Natur und ihres verheerten Daseins mehr als alle andern Menschen Schonung, Menschlichkeit und Liebe nötig haben. Aber ich erwache von meinem Traum — das Volk der Erde stehet nicht vor mir und die Geschlechter der Erden hören mich nicht.

Aber ihr, meine Lieben, mit denen ich rede, werdet an dem unglücklichen Mann, von dem ich jetzt mit euch rede, nicht unbarmherzig und unempfindlich handeln. Ich hoffe es zu Gott, sowie ich auch zu Gott hoffe, daß ihr die Geschichte seines Lebens dahin benutzen werdet, euch unter einander weniger zu plagen, zu verderben und zu verheeren, als dieses bisher geschah, sondern immer mehr in gegenseitigem Frieden und Liebe mit Schonung und Sorgfalt gegen einander zu leben und so des Elends, das unter uns ist, täglich weniger zu machen. Es war so drückend, dieses Elend, und ich konnte bis auf diese Stunde so viel als nichts dagegen thun, als es Gott klagen und schweigen. Aber Zeuge bist du, Kanzel des Herrn! wie tief mich euer Elend beugte! Zeuge bist du, toter Stein, aus dem

ich nun zwanzig Jahre das Geschlecht taufte, das hinter uns aufwuchs; Zeuge bist du, was meine Seele litt, wenn ich eure Kinder in meine Hand nahm und dachte, welch' einem Leben sie entgegengehen! —

Aber von nun an erwacht meine Hoffnung wieder in mir und es preßte mir heute Freudenthränen aus, da ich das Kind, das ich jetzt taufen werde, in euer Buch eintrug. Ich schrieb seinen Namen Esther größer als sonst und mit roter Dinte, ich umschlang das Wort mit einem Kranz, hängte unter dem Kranz den Anker der Hoffnung, wie an ein Band, oben am Kranz schrieb ich neben dem heutigen Tag noch den achtzehnten Herbstmonat, an dem ihr euerm jetzigen Herrn huldigtet, und meine Thränen fielen häufig auf das Blatt, auf dem ich so in meiner Freude mein Herz ausleerte. Ihr Lieben! Vergesset auch ihr diesen achtzehnten Herbstmonat nicht und lehrt eure Kinder und Kindeskinder mit Dank gegen den Vater im Himmel, der die Schicksale der Menschen leitet, von diesem Tag an die Hoffnung zur Wiederherstellung eures Glücks zählen.

Ihr Lieben! Ich bezeuge es vor dem Angesicht Gottes und schmeichle ihm nicht: Euer Herr will euer Glück. Er will euer zeitliches und ewiges Wohl und baut auf Fundamente, die den Wohlstand eurer Kindeskinder sichern werden, wie euren eignen. Die alte fromme Einfalt wieder herzustellen, Freuden in Ehren und Freuden im Segen euch zu verschaffen, euch in euren Wohnstuben durch Frommkeit und Weisheit glücklich zu machen, euren Armen des Lebens Notdurft ohne Drang und Kummer zu verschaffen und den Quellen der Armut, der Unwissenheit, der Liederlichkeit, dem Leichtsinn und der Unordnung vorzubiegen, der Gewaltthätigkeit, Gefährde und allem Aussagen Einhalt zu thun und überhaupt auszureuten und auszutilgen die Keime aller Gottlosigkeit und Gottesvergessenheit und in ihnen die ersten Ursachen aller Not, alles Elends und alles Jammers, den ihr littet, und hingegen wieder herzustellen, zu reinigen und euch zuzuführen die Segensquellen alles Guten, alles Göttlichen und alles Heiligen, dessen Mangel uns alle so elend gemacht: das ist das Ziel eures Herrn, für welches er seine Tage durch sorgt und seine Nächte durch wacht.

Erhebt euch zu den Gefühlen der Dankbarkeit, die ihr ihm vor Gott und den Menschen schuldig seid. Er ist euer Vater. Christen, die ihr einen Vater im Himmel habt, fühlet das Wort: Arner ist euer Vater! — Ja, er ist es, er ist es im Geist und in der Wahrheit, wie alle christlichen Herrschaften im Geist und in der Wahrheit Väter an ihren Angehörigen sein sollten. Christen, werdet seine Kinder, wie er euer Vater ist; werdet im Geist und in der Wahrheit seine Kinder! Werdet eins mit ihm, wie gute Kinder mit einem edeln Vater eins sind in menschlicher Liebe, in menschlichem Glauben, in menschlicher Hoffnung! Noch mehr aber, werdet eins mit ihm, wie Jesus Christus mit seinem Vater im Himmel eins ist in göttlicher Liebe, in göttlichem Glauben, in göttlicher Hoffnung. Liebet ihn, glaubet ihm und betet für ihn. Gott hat ihn euch zu eurem Vater

gegeben; betet, daß Gott ihn euch als euren Vater erhalte und ihn durch euch segne, wie er euch durch ihn gesegnet hat! Vereinigt euch mit ihm durch den Glauben der Christen, durch die Liebe der Christen und durch die Hoffnung der Christen. Mit ihm also vereinigt, werdet ihr sein die Gesegneten des Herrn. Mit ihm also vereinigt, werdet ihr zu dem Berg der Sünde, der auf uns liegt, sagen: Hebe dich von uns, und er wird sich von uns heben, und unser Dorf, das jetzt noch mitten in seinen Umgebungen als ein Beispiel der Sünde, ihres Elends und ihres Jammers dasteht, wird von nun an als ein Beispiel einer hohen, göttlichen Erlösung aus seinem Verderben dastehen. Ja, also in christlichem Glauben und in christlicher Liebe mit ihm vereinigt, werden wir sein und bleiben die Gesegneten des Herrn. Gott verhelfe uns dazu in seiner Gnade durch seinen guten, heiligen Geist! Amen.

Dritter Teil.

1. Wirkung dieser Predigt.

Die Wirkung dieser Predigt war sehr groß. — Renold sagte schon vor der Predigt zu mehreren Männern: Wenn die ganze Gemeinde in der Schule gelernt hätte, was man aus dieser Lebensbeschreibung lernen kann, so hätten die Lumpen- und Schelmenstreiche, die in unserm Dorf zur Gewohnheit geworden, gewiß nicht begegnen können und der Vogt wäre bei aller seiner Schlechtheit und bei aller seiner Schlauheit denn doch nicht imstande gewesen, das zu thun, was er gethan. Aber vielen Dorfmeistern und Vorgesetzten mißfiel die Predigt im höchsten Grade. Einer von diesen sagte überlaut, er habe sein Lebtag gehört, die Geistlichen sollten sich nicht in Sachen mischen, die sie nichts angingen, und wenn und wo sie es thäten, da gehe es immer am schlimmsten; solche Predigten halten, heiße darin Feuer anzünden, und die Pfarrer sollten eher das Feuer löschen, als es anzünden. Schon am Tage vor der Predigt sagten viele Leute, sie wollten jetzt doch gern sehen, was der Pfarrer dem Vogt sagen werde, wenn er unter die Kanzel müsse*), jetzt aber, da er nicht in die Kirche kam, sagten wieder viele, der Pfarrer hat die ganze Gemeinde für den Vogt unter die Kanzel gestellt. Andere bemerkten, er habe niemand geschont, auch den alten Junker nicht. Ein steinalter Vorgesetzter, der den Vikari wohl kannte, sagte: Aber was wird der auch sagen, wenn er vernimmt, daß der Pfarrer also auf ihn gepredigt? Und wenn der Schreiber noch lebte, er würde dem Pfarrer gewiß einen Prozeß anhängen. Andere aber widersprachen und sagten, er würde das Prozeßanhängen unter dem jetzigen Junker wohl gut sein lassen. Viele fanden es nicht recht, daß er den Vogt so geschont, und meinten, wenn er dem Hauptschelm das „Unter der Kanzel stehen" schenken wollte, so hätte er andere Leute auch ebenso schonen können, wie ihn. Weit

*) „Unter der Kanzel stehen" ist eine Kirchenstrafe für Verbrecher, auf die der Pfarrer dann noch eine Strafpredigt halten muß.

die meisten aber sagten, die Predigt habe sie so sehr erbaut, daß sie um vieles in der Welt nicht wollten, sie wären nicht drin gewesen. Der Hartknopf aber sagte: Es waren wohl schöne Worte, aber der Geist, der Geist mangelte ganz; er mangelt immer in allem, was der Pfarrer sagt, und da mag man mir sagen, was man will, wo der Geist mangelt, da ist alles andere nichts. Aber was ist denn der Geist? fragte ihn der Lindenberger. Das machte ihn etwas verlegen. Er antwortete dies und anwortete das. Alles aber, was er sagte, waren leere Worte, aus denen auch nur von ferne kein Geist hervorguckte. Aus allem Unverständlichen und Herzlosen, das er sagte, kam endlich doch so viel heraus, das, was der Pfarrer auf der Kanzel gesagt, sei nicht so gemodelt und gedrechselt gewesen, wie das Götzenbild, das er, der Hartknopf sich in seiner Einbildungskraft von der Religion geschnitzelt in seinem Kopfe herumträgt, dessen Geist er in den Buchstaben und Silben suchte, die er in seiner Jugend im Katechismus auswendig gelernt, und wo ein solcher Buchstabe und eine solche Silbe fehlte, da, meinte er, fehle dann auch der Geist der Religion und des wahren Glaubens.

So vielseitig und zumteil wunderbarlich war der Eindruck der Predigt im Dorf. Auch auf den Junker machte sie einen sehr großen Eindruck, besonders in den Stellen, in denen der Pfarrer vom Einfluß des Schlosses auf das Verderben des Dorfs redete. Er sagte, von diesem Eindruck belebt, schon in der Kirche und in dem Augenblick, in dem der Pfarrer sich so stark darüber ausdrückte, zu sich selbst: Man glaubte es bisher immer und glaubt es im allgemeinen noch jetzt, man müsse dergleichen Wahrheiten den Bauern nicht an die Nase streichen, aber ich bin jetzt überzeugt, es ist gut, wenn der letzte Bauer im Dorf weiß, was daran wahr ist. Noch besser aber wäre es freilich, der Herzog wüßte es selber, er würde dann gewiß der erste sein, den Quellen dieser Uebel im Lande Einhalt zu thun; aber so lange Helidor fortfahre, die Leute, die den Herzog täglich umgeben und dadurch den größten Einfluß in allen Ecken des Landes haben, alle Tage mehr glauben zu machen, ein Leben, das ein jeder gemeine Mensch und Bürger für ein liederliches, leichtsinniges, dem Recht, der Ehre und dem Wohlstand seiner Mitmenschen hohnsprechendes Leben ansehen müßte, könne unter gewissen Umständen nicht als ganz unverträglich mit den Verhältnissen des Edelmanns und dem Personal, mit dem er standeshalber umgeben sein muß, angesehen werden, so lange wird es freilich unmöglich sein, zu verhüten, daß es auf ihren Schlössern zugeht, wie unter meinem Großvater auf dem seinigen. Aber mag es auch auf hundert und hundert Schlössern des Herzogtums also zugehen, ich will weder der Kamerad Helidors, noch der Erbe der Sünden meines Großvaters werden.

Der Pfarrer war eine Weile nach der Predigt nicht beim Junker. Er ging gleich nach derselben zum Vogt und sagte ihm vieles daraus. Es schien ihn sehr zu freuen, daß er den Leuten in der Kirche gesagt

habe, sie seien eben nicht viel besser als er, und dann konnte er nicht genug Worte finden, ihm zu danken, daß er nicht unter der Kanzel habe stehen müssen. Er wiederholte mehreremal, diese Schande hätte ihn töten können, wenn er sie hätte ausstehen müssen. Der Pfarrer wollte noch viel anderes und wichtigeres mit ihm reden, aber er schien jetzt keinen Sinn für irgend etwas anderes zu haben und wollte ihm immer nur danken, daß er nicht unter die Kanzel mußte. Das that dem Pfarrer weh. Er zeigte ihm seinen Unwillen und ging unzufrieden von ihm weg.

Sobald er in die Stube zum Junker kam, stand dieser auf, umarmte ihn, dankte ihm herzlich für seine Predigt und sagte mit Lebendigkeit, sie wollten vereinigt alles mögliche thun, dem großen Unglück ihres Dorfes abzuhelfen, und setzte hinzu: Ich habe mich unter den armseligen Elendigkeiten, die mir diese Woche vor Augen kamen, dennoch vollkommen überzeugt, daß noch viel Gutes im Dorf ist und daß es uns an Teilnahme zu dem, was wir suchen, nicht ganz fehlen wird.

Aber wer meinen Sie, sagte jetzt der Pfarrer, der für Ihre Zwecke der wichtigste Mann im Dorf wäre? Das ist unser lieber Herr Pfarrer und sonst niemand anders, sagten jetzt der Junker und Glülphi einstimmig. Der Pfarrer erwiderte: Ein Pfarrer ist für das, was Sie suchen, wenn ihm sonst im Dorf niemand hilft, wie das fünfte Rad am Wagen. Dieses fünfte Rad am Wagen, das der Pfarrer nicht gern sein wollte, machte alle lachen, und der Leutnant sagte: Nein, wir wollen kein fünftes Rad am Wagen; aber da wir nur unser drei sind, brauchen wir notwendig ein viertes Rad an unsern Wagen, und der bravste und tüchtigste Mann im Dorf muß dieses vierte Rad sein.

Aber wer ist dieser? fragte der Junker. Der Pfarrer erwiderte: Das ist der Baumwollen-Meyer und niemand anders. Er und seine Schwester seien wie niemand geeignet, das, was sie suchten, im Dorfe zu befördern. Aber es werde die Frage sein, wie weit dieser Mann sich zum thätigen Mitwirken verstehen werde. Unberufen wenigstens mische er sich nicht leicht in etwas, das ihn nichts angehe.

Ich will den Mann noch heute kennen lernen, sagte jetzt der Junker. Sobald die Mittagskirche vorüber sein wird, führe ich Sie zu ihm, erwiderte der Pfarrer.

2. Die Dorfkinder geben dem Baumwollenmareili ein gutes Zeugnis, indem sie in ihrer Angst und Not Rat bei ihm suchen.

Der Junker hatte nach der Morgenpredigt durch den Weibel im Dorf herumsagen lassen, am Donnerstag werde die Gemeindeweide verteilt und am Freitag müsse jedermann, der dem Hummel schuldig, mit ihm unter der Linde rechnen. Diese Anzeige löschte, sobald man sie vernommen, in vielen Haushaltungen den guten Eindruck der Morgenpredigt in einem Augenblick so aus, daß man plötzlich von ihr aufhörte zu reden und nur des Weibels Bericht im Kopf und in den Mäulern

hatte. Es war den Dorfmeistern noch immer ein Dorn in den Augen, daß die Gemeindeweide verteilt und die Nutznießung davon jetzt in die Hände eines jeden Lumpentauners*) kommen solle. Aber das war doch nicht der Hauptjammer im Dorfe. Die Freitagsrechnung unter der Linde war jetzt das, was den meisten Leuten den Angstschweiß austrieb, und das Baumwollenmareili, das gleich nach dem Mittagessen im obern Dorf etwas zu thun hatte, traf die ganze Gasse hinauf und hinunter in allen Ecken Leute an, die ihre Köpfe zusammenstießen, und besonders nahe bei seinem Haus einen ganzen Haufen Spinnerkinder,**) die gar nicht bei einander standen, wie Kinder bei einander stehen, wenn's ihnen wohl ums Herz ist. Es kannte sie alle wohl und merkte gleich, was ihnen fehlte, sah ihnen steif in die Augen und sagte: Habt ihr gut Rat bei einander? — Nicht so gar guten, antworteten ihm einige. Die meisten schlugen die Augen nieder und gaben ihm keine Antwort.

Was ist's denn, was habt ihr mit einander? fragte das Mareili noch einmal. Da faßten einige von ihnen Mut und sagten, sie seien dem Vogt schuldig und müßten am Freitag mit ihm rechnen. Das Wort war kaum heraus, so fielen ihm einige fast in die Arme und sagten: Mareili, du bist doch immer so gut mit uns gewesen, um tausend Gotteswillen, red' uns jetzt auch bei unsern Eltern zum besten. Ihr seid schöne Jungfern, erwiderte das Mareili, noch so jung und schon Wirtshaus- und Saufschulden haben! Nein, nein, dafür rede ich euch nicht zum besten. Es ist nur recht, was euch dafür immer begegnet. Aber die Kinder hingen ihm am Rock und an beiden Armen und baten es unabläßlich um tausend Gotteswillen, es solle es doch auch thun.

Endlich ließ es sich doch bereden. Aber sie mußten ihm alle versprechen, daß sie das ihre Lebtage nicht mehr thun wollten. Ehe es sie verließ und da es ihnen schon versprochen, mit ihren Eltern zu reden, sagte es ihnen noch: Vor alters hielten die Töchter so auf die Ehre, daß, wenn in der ganzen Verwandtschaft nur eines so etwas gethan, so hätten sich alle geschämt und es wäre nicht anders gewesen, als wenn die ganze Verwandtschaft dadurch in Schande gebracht worden wäre. Jetzt schäme sich kein Mensch mehr vor dem andern, nicht einmal vor sich selbst. Alles suche nur mit aufrechtem Rücken Brot zu bekommen und beim Müßiggang eine glatte Haut davon zu tragen; aber manche solche glatte Haut sei dann oft schon, ehe sie alt geworden, ins Zuchthaus oder gar dem Henker unter die Hände gekommen. Das mußten sie von ihm hören. Aber dann redete es doch allen bei ihren Eltern zum besten.

3. Des Menschen Herz in drei verschiedenen, aber gleich schlechten Gestalten.

Bis auf geringfügige Aenderungen Nr. 4 (IV, 306, 307) gleich.

---

*) „Tauner" heißen in der Schweiz eigentumslose Tagelöhner. P.

**) Unter Kindern sind schon mehr erwachsene Töchter und Söhne zu verstehen, die aber noch keinen eignen Hausstand haben. D. H.

4. Weiber-Jammer und Mutter-Irrtum.
Entspricht genau Nr. 5 (IV, 307, 308).

5. Der Feuerherd und ein gutes Weiberwort.

Der Gertrud Stube war beinahe die einzige, in welcher der Segen der Morgenpredigt auf das Gemüt der ganzen Haushaltung den ganzen Tag über fortdauernd sichtbar war und sich in allem Reden und Thun dieser guten Leute bewährte. Im ersten Augenblick, nachdem Gertrud aus der Kirche kam und in die Stube trat, sagte sie: Es ist nicht recht, daß der Pfarrer in der Predigt meiner gedacht; wäre ich nur nicht in der Kirche gewesen; ich habe mich vor den Leuten schämen müssen, daß ich kein Auge mehr habe aufheben dürfen. Liebe Mutter, und mich hat's gefreut, daß er von dir geredet hat, erwiderte jetzt der Heirli. Und mich auch — und mich auch, sagten dann alle andern Kinder und selber ihr Lienhard: Liebe Frau, du hast es doch um mich und um deine Kinder wohl verdient. Aber was geht das die Gemeinde an, und was braucht der Pfarrer öffentlich darüber in der Kirche zu reden? erwiderte Gertrud. Ja, Mutter, es war uns allen eine Ehre, daß er das that, sagte das Liseli. Und die Mutter: Du hochmütiges Kind! Schon jetzt an dir zeigt es sich, daß er Unrecht gehabt. Die Kirche ist nicht dafür da, dich und deines gleichen noch hochmütiger zu machen, als ihr sonst seid.

Lienhard. Du hast des Liselis halber wohl Recht. Die Kirche ist gewiß nicht dafür gemacht, die Leute noch hochmütiger zu machen, als sie sonst sind; aber es sind auch nicht alle Leute so, wie das Liseli, und es hat gewiß auch mancher braven Frau wohl gethan, auf dich als auf ein gutes Beispiel aufmerksam gemacht zu werden.

Gertrud. Das glaub' ich nicht. Das Rechtthun und das Bravsein selber kann brave und auch schlechte Menschen auf andere aufmerksam und dadurch besser machen; aber das mit den Fingern auf eine Frau in der Kirche zeigen und von der Kanzel ausrufen, sie sei die bravste, macht gewiß keine andere besser und bringt nur Eifer und böses Blut unter die Leute. Doch wir wollen jetzt davon schweigen und, wie sonst, von der Predigt selber reden. Sie ist mir, ehe er meinen Namen aussprach, unaussprechlich zu Herzen gegangen. — Auch mir, liebe Frau, erwiderte der Lienert.

Gertrud. Wie konnte es anders sein? Ich glaubte und hoffte in unserm Elend immer, und du selbst hast es gewiß auch gethan, der liebe Gott werde den Berg des Elends, den der Hummel auf uns gewälzt, noch von uns nehmen, ehe wir ganz zugrunde gegangen. Unser kleiner Glaube hat uns geholfen und das Wort ist wohl an uns erfüllt: Wenn ihr Glauben habt, wie ein Senfkorn, so werdet ihr zu diesem Berg sagen, heb dich von uns und er wird sich von uns wegheben. Sie nahm jetzt den Lienhard bei der Hand und sagte ihm: Wir wollen täglich zu Gott beten, daß er unsern Glauben stärke. Und ihm danken, daß es uns jetzt gut geht, sagte der Heirli.

Ja, Gott danken, Heirli, und immer mehr recht thun, erwiderte die Mutter.

Dann nahm sie, wie gewohnt, am Mittag ihre Bibel, las an der Seite des Vaters einige Kapitel daraus mit ihren Kindern, und als sie dieses geendet, sang sie noch mit ihnen das Lied:

Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut,
Im Himmel und auf Erden u. s. w.

Und nach der Mittagspredigt saßen sie wieder so alle zusammen um den Feuerherd, denn es war etwas kalt. Die Erhebung, die das Wort: Wenn ihr Glauben hättet, wie ein Senfkorn ꝛc. diesen Morgen in der Seele der Gertrud bewirkt, war noch immer lebendig in ihr. Sie redete wieder von dieser Rührung und sagte: Alle Hilfe, die uns Gott für dieses Leben gibt, ist nichts gegen die Hilfe, die er uns durch Jesum Christum zum ewigen Leben erworben. — Alle saßen jetzt herzlich bei einander, und eine Thräne entfiel der Gertrud, als sie sagte: Unser einziges Ziel ist doch, daß wir einst in der Ewigkeit alle wieder so bei einander sind. Der Lienhard erwiderte: So auf Erden bei einander zu sein, wie wir jetzt bei einander sind, führt gewiß dahin, einst im Himmel so wieder zu einander zu kommen. Der Heirli sagte: Ja, so bei einander beim Feuerherd sitzen, ist doch schön! Gelt, Mutter, man wird brav, wenn man so bei einander sitzt und mit einander von Gott redet und betet und singt?

Der Feuerherd war den Alten heilig, aber es hat ihm wohl noch niemand eine bessere Lobrede gehalten, als unser guter Heirli. Auch nahm die Mutter, sobald er das Wort ausgesprochen, ihr Betbuch von dem Tisch weg, um den sie sich gewöhnlich bei ihren Andachten herumsetzten, las, betete und sang jetzt eine Stunde nach einander mit ihnen beim Feuerherd und stand auch, als die Gebetstunde vorüber, noch nicht davon auf. Vater, Mutter und Kinder blieben den ganzen Abend bis zu ihrem Nachtessen so bei ihrem Herd. Kein Mensch von ihnen ging zur Hausthür hinaus, und Gott und Ewigkeit und ihr Erlöser, Jesus Christus, und auch das Heil, das ihnen durch den Junker widerfahren, erfüllte den ganzen Abend ihr Herz und ihr Mund war von der Herzlichkeit ihrer Gefühle darüber voll.

Wer immer jetzt so den ganzen Abend bei ihnen gesessen, der hätte gewiß fühlen müssen, warum die Alten den Feuerherd heilig hielten und wie wahr das Wort ist, das sie darüber sagten: Eine Frau, die bei ihrem Feuerherd viel an ihren Mann und an ihre Kinder sinnet, habe nicht leicht ein unheiliges und ungesegnetes Haus. Gertrud that das, wo sie den ganzen Tag immer war; am wenigsten beim Feuerherd that sie irgend etwas, wobei sie nicht an ihren Mann und an ihre Kinder dachte. Wenn sie ihm auch nur Erdäpfel kochte, so kochte sie sie ihm so, daß er ihnen immer ansah, sie habe an ihn gedacht, — und Gott segnete und heiligte ihr Haus.

6. Es erscheint ein Mann, auf den man, nach einer alten Redensart, Häuser bauen könnte.

Sobald der Pfarrer aus der Mittagspredigt kam, sagte er lachend zum Junker: Wir gehen jetzt zu dem Mann, der mithelfen muß, daß ich in dem, was sie in Bonnal vorhaben, nicht als das fünfte Rad am Wagen dastehe.

Arner erwiderte: Sie werden in keinem Fall als das fünfte Rad am Wagen erscheinen; aber wir gehen jetzt zu dem Manne, der uns zu den drei Rädern, die wir zu unserm Wagen haben, das vierte liefern muß. — Und ich gehe auch mit, sagte jetzt Glülphi. — Das versteht sich, erwiderten Arner und der Pfarrer, und Glülphi trieb so eilfertig, daß er dem Pfarrer kaum Zeit ließ, seinen Kirchenrock aus- und einen Alltagsrock anzuziehen.

Der Baumwollen-Meyer aber saß, da sie bei seiner Gartenthür anlangten, mit einem Kind auf dem Schoße vor seiner Hausthür und sah unter einem reiche Früchte tragenden Apfelbaum neben seinem Brunnen seinen Kindern zu, wie sie sich mit andern Kindern aus dem Dorf lustig machten, aber er dachte an nichts weniger, als daß die Herren, die er schon lange die Kirchgasse herabkommen sah, zu ihm wollten.

Erst da sie vor seiner Gartenthür still standen und der Pfarrer die Hand gegen den Riegel zustreckte, kam ihm in Sinn, daß sie zu ihm wollten. Da stellte er das Kind, das er auf dem Schoße hatte, auf die Bank, auf der er saß, ab, ging dann den Herren bis zur Gartenthür, durch die sie eben eintraten, entgegen und grüßte sie, sich ländlich bäurisch bückend, aber mit einem Blick voll Ernst, Würde und Ruhe, der einen solchen Eindruck auf sie machte, daß Glülphi, der sonst jedem Landmann, der ihn freundlich grüßte, seine Hand darzustrecken gewohnt war, dem Baumwollen-Meyer sie nicht darstreckte, und auch der Junker duzte ihn nicht, wie er sonst alle seine Angehörigen duzte, sondern redete ihn, durch den Eindruck, den er auf ihn machte, beinahe unwillkürlich dazu gezwungen, mit den Worten an: Verzeiht, wenn wir euch ungelegen kommen. Was ungelegen, erwiderte der Meyer, ich freue mich und danke.

Sie wollten jetzt bei ihm auf der Bank unter dem Apfelbaum absitzen, aber er bat sie, sie sollten in die Stube hineinkommen, es sei doch besser, als an der Luft und auf der harten Bank, auf der er gesessen. Ja, ich will die Stube gern sehen, in die das Dorf die ganze Woche durch so viel als wallfahrtet, erwiderte der Junker. Und der Meyer: Solche Pilger hab' ich doch noch nie darin gehabt. Es weiß einer nicht, sagte der Glülphi, denn er hatte schon gehört, daß oft auch reiche Kaufleute mit Pferd und Wagen bei ihm abstiegen. Der Meyer nahm jetzt seine Kappe von der Bank unter den Arm und das Kind, das er auf dem Schoße gehabt, an die Hand und führte sie so in seine Stube.

Seine Schwester saß, wie es am Sonntag nach dem Essen ihre Gewohnheit ist, bei ihrer offenen Bibel am Tisch und war eben einen Augenblick eingenickt und lag mit Kopf und Händen über derselben. Sie erwachte mit einem lauten „Herr Je!", da die Thür aufging und die Herren in die Stube hineinkamen, drückte ihre Haube, die von ihrem Abliegen ein wenig in Unordnung gebracht war, wieder zurecht, that ihre Bibel zu und legte sie an den Ort, wo sie oben an den Rechnungsbüchern ihres Bruders ihren Platz hatte, nahm dann einen Schwamm, befeuchtete ihn in einem zinnernen Handbecken, das wie Silber glänzte, und wischte damit die Rechnungen ab, mit denen ihr Bruder vorher den halben Tisch voll gekreidet und sagte dabei: Es ist eine Ordnung bei uns, ihr Herren, daß wir uns schämen müssen.

Wir sehen nichts dergleichen, sagten die Herren, und wollten sie an dem Abwischen der Rechnungen auf dem Tisch hindern, denn sie glaubten, sie könnten ihrem Bruder noch dienen. Er aber sagte zu seiner Schwester: Mach' nur fort, ich brauche sie nicht weiter. Es war schon geschehen und sie trocknete den Tisch wieder ab, brachte dann ein großes, reinliches, feines Tischtuch und legte neue zinnerne Teller und silberne Löffel, Messer und Gabeln auf den Tisch. Was machst du da? sagten die Herren, wir haben schon zu Mittag gegessen. Ich denk' es wohl, sagte das Mareili, aber weil ihr einmal in eine Bauernstube hineingekommen, so müßt ihr jetzt auch einen Augenblick mit unserer Bauernordnung vorlieb nehmen. Der Junker lachte, nahm einen schweren, silbernen Löffel in die Hand und sagte: Das ist doch keine Bauernordnung. Wohl freilich, sagte das Mareili, wenn man's hat und vermag, so ist das auch eine Bauernordnung.

Die Herren lachten jetzt alle, das Mareili aber ging schnell in die Küche und brachte auf zwei Tellern Bauernküchlein und eine schöne Hammen (Schinken), die so groß war, als kaum eine im Dorf ist. Arner, Glülphi und der Pfarrer fanden, daß das eine recht schöne Bauernordnung sei, und setzten sich ganz freundlich zu den glänzenden Tellern, die das Mareili ihnen dargelegt hatte. Der Meyer aber stand neben dem Tische und das Mareili hatte weder für sich noch für ihn einen Teller hingelegt. Glülphi aber, der das bemerkte, sagte: Ihr müßt beide auch zu uns sitzen, sonst rühren wir keine Gabel und kein Messer bei euch an. Das Mareili sagte, das schicke sich nicht. Aber der Junker erwiderte, es solle nicht närrisch sein und mit seinem Bruder zu ihnen hinzusitzen. Der Meyer nahm jetzt einfach einen Stuhl, stellte ihn zuunterst an den Tisch und setzte sich mit einer Verbeugung gegen die Herren zu ihnen; das Mareili aber ging wieder in die Küche, brachte für sich und ihren Bruder ihre gewohnten Hausteller, ab denen sie täglich aßen, und ihre gewohnten Messer, Gabeln und zinnernen Löffel, ungeachtet auf dem Nebentisch noch mehrere neue Teller und silberne Messer, Löffel und Gabeln waren, und legte dieselben unten an den Tisch. Da sie nun endlich so beide zu ihnen saßen, nahm der

Glülphi die schöne Hammen und schnitt sie an, obgleich der Meyer es nicht zulassen, sondern die Herren selber bedienen wollte. Aber Glülphi war nicht der Mann, der, wenn er so eine Arbeit einmal in den Händen hatte, sie sich so leicht wieder daraus nehmen ließ; er legte dem Meyer und dem Mareili, trotz alles Sträubens, die ersten Schnitte der Hammen dar, und dann erst dem Junker, dem Pfarrer und sich selber. Der Wein, den der Meyer den Herren darstellte, war so gut, daß der Junker sagte, er hätte nicht geglaubt, daß er in Bonnal so einen finden würde, er habe in seinem Schloßkeller keinen so guten. Der Meyer erwiderte: Gnädiger Herr, glauben sie doch nicht, daß ich diesen Wein gekauft, er ist mir geschenkt worden, und setzte hinzu: Die Herren, von denen ich Baumwolle kaufe, schicken mir zuzeiten etwas, zu dem ich in meinem Leben sonst nicht gekommen wäre, — und oft Sachen, sagte dann das Mareili, von denen wir nicht einmal wissen, was sie sind und wie man sie braucht, und brachte einen Augenblick darauf einige Tafeln sehr feine Schokolade und sagte: Das ist uns auch so verehrt worden, aber ich weiß nicht einmal, ob man es essen oder trinken muß.

Du weißt doch einmal, daß man's essen kann, du hast es vor meinen Augen versucht, sagte jetzt sein Bruder. Es antwortete ihm: Ja freilich weiß ich das, und es ist recht gut, aber die Herren haben gesagt, man müsse es trinken. Und der Junker sagte jetzt: Mareili, das erstemal, daß du zu uns ins Schloß kommst, muß dir meine Frau zeigen, wie man das kocht, damit man es trinken könne. Der Meyer erwiderte: Das ist nicht nötig, Junker, wir haben wirklich schon zu viel Gutes in unserm Haus, von dem es vielleicht besser wäre, wir wüßten noch nicht, was es wäre, und wie man es braucht. Dieser Meinung war das Mareili nicht. Ja, Bruder, du magst jetzt sagen, was du willst, so macht es mir doch Freude, wenn ich weiß, wie man das kocht, damit man es trinken könne, sagte es.

Sie waren schon eine Weile am Tisch, als der Baumwollen-Meyer erst gewahr wurde, daß der Junker ihn nicht, wie jeden andern seiner Angehörigen, duze; aber sobald er das merkte, stand er von seinem Stuhl auf und sagte: Gnädiger Herr, ich weiß, wer ich bin und will auch nicht mehr sein, als ich bin, aber wenn sie nicht mit mir reden wie mit jedem andern ihrer Angehörigen, so darf ich keinen Augenblick mehr so treuherzig neben ihnen am Tische sitzen, wie ich es sonst gern thue und wie jeder andere ihrer Angehörigen, wenn sie es ihm erlauben, treuherzig neben ihnen sitzen darf. Jetzt stand der Junker auch auf, bot ihm freundlich die Hand und sagte: Nun, wenn du es so willst, so soll es so sein; ich will gern, daß du immer und je länger je mehr so treuherzig neben mir zusitzest. Und mich kann nichts mehr freuen, als wenn ich das je länger je mehr thun darf, erwiderte der Meyer.

Als dann aber die Herren bald darauf anfingen, ihren Garten, ihr Haus und ihr ganzes Wesen etwas stark zu loben, sagte das

Mareili: Ich muß euch doch sagen, ihr Herren, es war auch nicht immer also bei uns, wir waren vor etlichen und zwanzig Jahren so arm, als die Aermsten im Dorf. Der Junker antwortete ihm: Ich weiß es und es ist wunderbar, wie euch das Baumwollengewerb aufgeholfen hat, indessen es so viele tausend Haushaltungen elend gemacht.

7. Auch das Baumwollenspinnen ist eine Ursache von der Schlechtheit des Volks, aber nicht eine der ersten.

Das führte zu einer ernsten Unterredung über das Baumwollenspinnen; denn als der Junker sagte: Es sind das Land auf und das Land ab keine schlechteren Leute, als die Baumwollenspinner und Baumwollenweber, erwiderte der Meyer: Gnädiger Herr, ich möchte das nicht sagen, wohl aber sage ich: Es gibt das Land auf und das Land ab keine schlechteren Leute, als die Fabrikarbeiter. — Das ist wahr, erwiderte der Leutnant, die Leute, die täglich vom Haus weg in die Fabriken gehen und darin vom Morgen bis in die Nacht sind und keinen Augenblick zu Vater und Mutter heimkommen, sind gewöhnlich noch weit schlechtere Leute, als die, so zuhaus Baumwolle spinnen und weben. — Mehr wollte ich auch nicht sagen, erwiderte der Meyer, und setzte hinzu: Es weiß auch niemand in der Welt besser als ich und meine Schwester, daß die Baumwollenspinner und Baumwollenweber im allgemeinen schlechte Leute sind, aber das Spinnen und Weben ist nicht die Hauptschuld, warum sie es sind und warum sie es werden müssen.

Nun, was ist denn die Hauptschuld davon? fragten jetzt die Herren fast aus einem Munde. Der Baumwollen-Meyer zeigte einige Augenblicke, daß er Bedenken trage, sich hierüber freimütig zu äußern, aber da die Herren ihn freundlich und dringend baten, er möchte ihnen unverhohlen sagen, was er darüber denke, antwortete er: Wenn man ein Dorf oder einen Ort tief verdorben sieht, so muß man immer denken, das kommt nicht von heute und von gestern her, und die Ursache des Verderbens liegt nicht in dem, was sie heute und gestern treiben, sondern in dem, wie sie dazu gekommen, dieses zu treiben, und so ist es mit dem Baumwollenspinnen. Man muß auf den Ursprung sehen, wie es in ein Land gekommen, und da ist ganz gewiß, daß es, wenn es in ein Land kommt, zuerst in die ärmsten Dörfer hineingreift und im Anfange meistens Leute beschäftigt, die ihre Lebtage nichts Eigenes hatten und nichts Eigenes besorgten, und solche Leute lernen gewöhlich gar nicht leicht hausen; es ist immer äußerst schwer, dergleichen Leute dahin zu bringen, die ersten Batzen, die sie zu verdienen Gelegenheit erhalten, zusammenzusparen; sowie sie aber diese ersten Batzen verlumpen, ist auch der erste Anfang zu allen Angewöhnungen, die das Lumpenleben pflanzen, unterhalten und verstärken, so gemacht, daß das, was daraus folgt, fast nicht mehr auszuweichen und zu verhindern möglich ist. Der Baumwollenverdienst ist gewöhnlich, wo er

neu einreißt, sehr gut, und die armen Leute, die sich zuerst auf ihn werfen, finden durch ihn leicht Mittel, besser zu essen, zu trinken und sich besser zu kleiden, als es vorher die Reichen im Dorf nicht thaten und nicht thun konnten, und sobald eigentumloses und ungezogenes Volk einmal da ist, so ist dann der Weg zum Fressen, Saufen, Schuldenmachen und mit diesem zu allem, auch zu den äußersten Unfugen des Lumpenlebens schon gebahnt. — Jetzt hielt er einen Augenblick inne, warf einen freundlichen, zutrauungsvollen Blick auf die Herren und sagte dann weiter: Ich glaube, ich dürfe jetzt fortfahren und auch das sagen, was ich unter der langen alten Hummelzeit nicht hätte sagen dürfen. Einstimmig erwiderten die Herren: Du darfst alles sagen, was du diesfalls für wahr findest, und wir bitten dich noch darum, daß du es thust.

8. Das tiefste Verderben der Baumwollenspinner kommt von Leuten her, die nicht Baumwolle spinnen.

Er fuhr sogleich fort: Und wenn dann in einem solchen Dorfe die Vorgesetzten noch Schelme sind und selbst in den Schlössern und Schreibstuben Verbindungen anknüpfen können, die sie in die Lage setzen, daß sie das Volk fast mit vollkommener Sicherheit aussaugen und ihm sein verdientes Geld mit Wirtshauskünsten und Prozeßkniffen alle Tage aus der Hand spielen und in ihren Sack locken können, so muß es freilich mit dem Baumwollenspinnen dahin kommen, wohin es in unserm und in vielen andern Dörfern damit gekommen ist. Dann setzte er aber noch hinzu: Das Baumwollenspinnen und Baumwollenweben ist aber an sich an einem solchen Zustand so wenig schuld, als die arme Menschenhaut an sich selbst daran schuld ist, wenn durch einen räudigen Menschen, der in ein schweinisches, unreinliches Dorf kommt, das ganze Dorf angesteckt wird. Der Baumwollen-Meyer drang indessen immer tiefer und umständlicher in das Wesen dieses Gegenstandes hinein und sagte unter anderem: Das Baumwollenspinnen und Weben ist indessen wirklich eine von den schlechtesten Beschäftigungen, die man in ein Dorf bringen kann. Die Leichtigkeit, Gedankenlosigkeit, Kunst- und Kraftlosigkeit, mit der es betrieben werden kann, setzt diese Arbeitsgattung weit hinter die mehrsten andern Arbeits- und Berufsgattungen des Volks zurück.

Der Junker unterbrach ihn mit den Worten: Das ist sonderbar, du redest dem Baumwollenspinnen gar nicht das Wort. Der Meyer erwiderte: Ich habe das Baumwollenspinnen von jeher so angesehen, wie ich jetzt davon rede; ich habe es auch nicht ins Dorf hineingebracht, es ist einige und zwanzig Jahre vorher schon allgemein eingeführt gewesen, ehe ich daran teilgenommen. Freilich ist wahr, ich habe von den Umständen, wie sie eben da waren und vorgelegen, für mich und die Meinigen so viel Vorteil zu ziehen gesucht, als ich mit Recht und gutem Gewissen davon habe ziehen können. Uebrigens wollte ich gewiß lieber, Bonnal, das ich immer noch als meine liebe

Heimat ansehe, wäre nicht ein einseitig verkrüppeltes Baumwollenspinnerdorf geworden oder hätte wenigstens seinen großen Baumwollenverdienst dahin benutzt, sich im Feldbau und in der Hauswirtschaft weiter vorwärts zu bringen, so wie in einigen Fächern der Industrie, die mehr Geistes- und Kunstbildung voraussetzen und die darum aber auch eher zu einem soliden, häuslichen Wohlstand hinführen; aber es ist nicht an mir gestanden, hierüber einigen Einfluß zu suchen. Er fuhr fort, er habe im Gegenteil, seitdem ein Wunsch zu so etwas in ihm hätte aufsteigen können, sich in einer Lage befunden, alles, was außer seiner Hausthür geschehen, als ihn nichts angehend und als einen Stein, den er nicht zu heben imstande sei, und sogar als etwas ansehen zu müssen, an dem er, wenn er es auch nur anzurühren versuchen würde, gar leicht seine beiden Hände verbrennen könnte.

Die offene Erklärung dieses Mannes über seine Lage und besonders, daß er dem Baumwollenwesen, das ihn doch zu dem Manne gemacht, der er jetzt war, so wenig Wert gab, setzte die Herren in eine Art von Erstaunen. Es war, da er ausgeredet hatte, eine Weile alles still. Dann aber bald sagte der Junker: Du gabst uns großes Licht über das, worüber wir Licht suchten, aber es ist jetzt nur die Frage: Wie können wir den Uebeln abhelfen, die wir mit dir fühlen, daß sie drückend auf Bonnal liegen? und über diese Frage hätten wir jetzt eben gern, daß du mit der Deutlichkeit und Offenheit mit uns redetest, mit der du uns über den Ursprung des Volksverderbens in deinem Dorf ins Klare gesetzt hast.

9. Man muß dem Volksverderben zu Stadt und Land durch die Stillen im Land abzuhelfen suchen, und man kann es auch, wenn man es will und versteht.

Der Meyer erwiderte: Wenn Bonnal geholfen werden soll, so muß man es dahin bringen, daß die bravsten Leute im Dorf zusammenstehen und vereinigt die Mittel suchen, durch welche die Väter, Mütter und Kinder der unordentlichen und verdorbenen Haushaltungen einzeln mit Liebe, und wenn es nicht mit Liebe allein gehen will, mit Ernst und sogar mit einiger Gewalt genötigt werden können, nach und nach von ihrem Lumpenleben abzustehen.

Junker. Aber, Meyer, wer will die Stillen im Land hiefür zusammenbringen?

Meyer. Wie es im ganzen Land möglich, davon weiß ich nichts, aber in Bonnal meine ich, wäre es mit Zeit und Fleiß wohl möglich.

Pfarrer. Meyer! Meyer! Die Stillen im Land stehen in nichts gern zusammen, das sie selber nichts angeht, sie sind immer gern nur bei sich selbst und jeder gern bei den Seinigen, und es sind immer nur die schlechten und bösen Kinder der Selbstsucht und der Leidenschaften, die gern zusammenlaufen und zusammenstehen, um

gemeinsam durchzusetzen, was sie gelüstet, aber nicht, was recht und was gut ist.

Meyer. So wenig als ich gern von dem rede, was im Land allgemein ist, so meine ich doch, auch die Stillen im Land stünden gern zu allem Guten zusammen, das geeignet ist, das heilige Fundament alles Haussegens des Volks und der heiligen Wohnstube zu öffnen, insofern sie überzeugt wären, dasselbe durch ihr Zusammenstehen befördern zu können. Aber es ruft sie zu so etwas niemand zusammen, und freilich ist auch wahr, es treiben die Stillen im Land keine wilden Gelüste von selbst an, für irgend etwas zusammenzulaufen, wozu sie niemand zusammenruft und wozu man sie hie und da, wenn sie unberufen zusammenliefen, noch nicht einmal gern bei einander sehen, sondern im Gegenteil aus einander jagen und mit Absicht an dem Guten selber, wofür sie gern zusammenstehen würden, hindern möchte.

10. Fortsetzung der Ursachen, warum die Stillen im Land keinen Einfluß auf das haben, was dem Land nütz ist und darin not thut.

Glülphi bestätigte mit Eifer diese Ansicht des Baumwollen-Meyer und sagte: Die Stillen im Land wären freilich zu vielem Guten brauchbar, wenn man sie dazu brauchen wollte, aber man läßt sie an vielen Orten und zwar an solchen, wo sie am vorzüglichsten brauchbar wären, nicht nur stehen, wo sie stehen, man zeigt ihnen auch deutlich, daß man ihrer mehr als nichts will. Wir können uns nicht verhehlen, daß in unserm, in allen Stücken einer festen Gesetzgebung mangelnden Lande, wo so unendlich viel von der Routine und der Laune von Leuten, die Gewalt haben, abhängt, die brauchbarsten und bedeutendsten unter den Stillen im Lande hie und da sehr übel ankommen würden, wenn sie auch nur dergleichen thäten, daß sie sich zu irgend etwas, zu dem sie nicht berufen werden, tüchtig glauben. Die Sache ist aber in unserm Lande natürlich nur diese, die selbstsüchtigen Schlauköpfe, die sich in Rücksicht auf ihre Revenüen auf eine Art als zur Zivilliste des Staats gehörig ansehen und denen die Administrationen aller Geld-, Ehren- und Rechtsangelegenheiten im Staate gleichsam als Erbgut zufallen, lieben es natürlich gar nicht, wenn Leute, die nach dieser Ansicht nicht zu ihnen gehören, sich zu irgend einem Einfluß auf das öffentliche Wohl berufen und zur Mitwirkung für dasselbe fähig glauben. Wo es aber so ist, da können auch die Stillen im Lande das öffentliche Wohl auf keine Weise besser befördern, als wenn sie sich desselben gar nicht annehmen.

Meyer. Ich freue mich der Offenherzigkeit, mit der Sie in dieser Rücksicht von dem traurigen Zustande unsers Vaterlandes sprechen. Es ist nur zu wahr und stimmt mit den Erfahrungen, die ich diesfalls im kleinen Kreise meines Dorfes zu machen die Gelegenheit hatte, nur zu sehr überein; aber ich hätte es doch nicht wagen

dürfen, die Resultate meiner Lebenserfahrungen mit der Stärke und Unbefangenheit auszudrücken, mit der sie es gethan haben.

Glülphi. Warum solltet Ihr es nicht dürfen? Es thut not. Die Uebel unsers Vaterlandes sind auf einen Punkt gekommen, daß es jeden ehrlichen Mannes Pflicht ist, hierüber nicht hinter den Berg zu tragen, sondern seine Ansichten mit Bestimmtheit zu äußern und, Gott Lob! die Stunde ist auch da, in der es jeder ehrliche Mann, wenigstens in Bonnal auch darf.

Meyer. Es empört das Menschenherz im Innersten, wenn man so oft sehen muß, daß schlechte, über den wahren Zustand des Volks ganz blinde Subjekte, wenn sie auch nur zum Kopieren von Rödeln ab dem Viehmarkt und den Zollstuben employieret sind, sich als die weisen und privilegierten Stützen des öffentlichen Wohls angesehen und behandelt wissen wollen und den edelsten und einsichtsvollsten Männern, die zu den Stillen im Land gehören, wenn von Gegenständen des öffentlichen Wohls und seiner guten Besorgung die Rede ist, auf eine Weise begegnen, wie kaum ein Aufseher in einem Tollhaus einem Narren begegnen dürfte, der bei ihm Sachen nachfragen würde, die außer den Mauern, darin er eingesperrt sein und bleiben muß, begegnet sind.

Junker. Ihr führt mich mit euren Bemerkungen in eine neue Welt hinein, und wenn es wirklich wahr ist, daß die einsichtsvollsten und bravsten Männer an jedem Ort, die ihr die Stillen im Lande heißt, so wie ihr meint, imstande sind, zu allem, was ihrem Wohnort frommen und aufhelfen kann, mit Erfolg mitzuwirken und zu diesem Zweck sich gern mit einander vereinigen würden, so könnte man wirklich Hoffnung schöpfen, auch Bonnal wieder aufzuhelfen.

Meyer. Meine Ueberzeugung ist vollkommen, die Stillen im Lande, selbst die Armen unter ihnen, wären zu dem wesentlichsten Guten, das im Lande mangelt, im höchsten Grade brauchbar und dienstfähig. Aber ich sage noch einmal, man muß ihrer wollen. Unberufen und unvereinigt sind sie freilich für das öffentliche Wohl ebenso kraftlos, als sie im entgegengesetzten Fall kraftvoll wären.

Junker. Aber wer soll z. B. in Bonnal diese Stillen im Lande zusammenfinden und zusammenrufen?

Meyer. Wer anders als Sie und der Herr Pfarrer.

Junker. Und wie?

Meyer. Je stiller desto besser. Wenn Sie, Ihre Gemahlin, der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin jede Gelegenheit, das Herz der Bessern unsrer Gemeindegenossen, wie sich die Gelegenheit dazu je zuweilen von selbst geben wird, zu gewinnen, mit Eifer und Sorgfalt ergreifen und benutzen werden, so werden Sie das Herz der bravern Leute im Dorf gewiß gewinnen und bald einige von ihnen in dem Grad für Ihre Zwecke brauchbar finden, als Ihnen die ersten Schreier für das öffentliche Wohl, eben wie die verschlagenen Geheimnisbewahrer der Kunststücke, die man für das öffentliche Wohl im verborgenen zu treiben so oft auch nur vorgibt, für Ihre Zwecke unbrauchbar sind und

Ihnen, je mehr Sie mit den Stillen im Lande bekannt sind, als unbrauchbar in die Augen fallen werden.

Diese Ansicht des Mannes ergriff den Junker in seinem Innersten, nur sagte er: Aber wie sich die Gelegenheiten, den bravern Leuten im Dorf das Herz gewinnen zu können, so leicht und gleichsam von selbst geben werden, das leuchtet mir noch nicht ein. Ich fürchte im Gegenteil, solche Gelegenheiten könnten sehr selten eintreffen.

Der Meyer erwiderte: Die besten und weitgreifendsten Mittel dazu können Sie selbst machen. Sie haben, wenn Sie wollen, alle Augenblicke Gelegenheit in Ihrer Hand, Sachen zu thun, die geeignet sind, Ihnen das Herz von hundert und hundert Ihrer Angehörigen zu gewinnen.

Junker. Zum Exempel?

Meyer. Wenn Sie z. E. einem jeden Kind, das von nun an, bis es 20 Jahr alt ist, alljährlich 10 Gulden von seinem Spinnerverdienst beiseite legt und erspart, etwa einen zehntfreien Acker schenkten, so machen Sie mehr als zwei Drittel der Dorfhaushaltungen eine Freude, die nicht anders als dahin wirken kann, Ihnen das Herz der braven Leute im Dorfe allgemein näher zu bringen.

Junker. Das kann ich leicht und will es gern thun.

Meyer. Aber alles, was Sie thun werden, auch das Herz der bessern Leute im Dorf zu gewinnen, wird nicht imstande sein, befriedigend dahin zu wirken, wohin Sie zielen, wenn nicht der Nachwelt und der Jugend durch die Schulen besser Vorsehung gethan wird. Es ist nicht genug, recht thun zu wollen, man muß es auch können, und dazu kommt man nur durchs Lernen. Aber die Schulen, wie wir sie jetzt bei uns allgemein haben, sind beinahe so viel als Mistbeete und Treibhäuser von allen den Fehlern, gegen die wir in Bonnal Hilfe suchen müssen.

Junker. Ist das auch nicht zu viel?

Glülphi. Nein, nein, er hat ganz Recht; die wesentlichsten Fehler, gegen deren Folgen wir in Bonnal zu kämpfen haben, finden in unsern Dorfschulen, wie sie jetzt sind, Nahrung, wie die Pflanzen in den Treibhäusern, oder, wenn Sie lieber wollen, wie giftige Schwämme auf den Misthaufen.

Meyer. Ich habe bei meiner Vergleichung der Mistbeete und Treibhäuser mit den Schulen nicht einmal so weit gedacht, als der Herr Leutnant, und will dieselbe meinerseits auch nicht so weit getrieben wissen. Nehmen Sie sie, gnädiger Herr, auch nur insoweit für richtig an, als Sie sie passend finden.

Junker. Je mehr wir davon reden, desto passender finde ich sie.

Meyer. So viel ist gewiß, daß unsere Schulen wesentlich mit allem Guten, das im häuslichen Leben stattfindet und not thut, in der engsten Uebereinstimmung stehen sollten, daß sie den ganzen Umfang der Kräfte des Kindes im höchsten Einklang mit dem, was zum Glück des häuslichen Lebens erfordert wird, beleben sollten, und mit diesem allem stehen sie doch ganz gewiß in einem starken Widerspruch.

Der Glülphi nahm jetzt wieder das Wort und sagte: Es ist unstreitig, daß ein großer Teil unserer Schulen in einem, den ersten Bedürfnissen des häuslichen Lebens ganz entgegengesetzten Sinn auf unsere Kinder einwirken. Er fuhr mit Heftigkeit fort: Die Heterogenität dessen, was in denselben gelernt und die Art, wie es darin gelehrt wird, ist mit dem, was das häusliche Leben bedarf und der Art, wie dieses den Kindern gegeben werden sollte, im eigentlichen Gegensatz des ewigen unabänderlichen Fundaments aller wahren Bildung unsers Geschlechts, vermöge dessen jeder Schritt dieser Bildung die Menschennatur in ihrem ganzen Umfang an Seel und Leib mit Herz, Geist und Hand zu ergreifen geeignet sein soll. Dieses Ergreifen der Bildungsmittel in dem ganzen Umfang der Kräfte der Kinder, das sich im häuslichen Leben so einfach, so vielseitig und so leicht gibt, mangelt in den gemeinen Schulen, wie sie jetzt sind, so viel als ganz. Es ist aber auch ebenso unleugbar, daß alle isolierten, einseitigen und oft noch öden Unterrichtsgegenstände, wie sie ohne dieses Eingreifen in die Gesamtheit der Kräfte und Anlagen der Kinder betrieben werden, gar leicht auf die Untergrabung und Zerstörung der Harmonie der Gesamtheit der menschlichen Kräfte und Anlagen einwirken. Aller Unterricht, folglich auch aller Schulunterricht, der nicht Herz, Geist und Hand zugleich ergreift, steht insoweit nicht mit dem bildenden Geist und Wesen des häuslichen Lebens in Uebereinstimmung, er steht im Gegenteil insoweit mit demselben im Widerspruch. Aller Unterricht und aller Schulunterricht, der den Widerspruch mit dem bildenden, häuslichen Leben verhüten und im Gegenteil in Uebereinstimmung mit demselben gebracht werden soll, muß darum auch die Mittel dazu in Uebungen suchen, die, indem sie das Herz, den Geist und die Hand des Kindes zugleich ergreifen, geeignet sind, das reine Fühlen, das richtige Denken und das vollendete Können, das der Unterricht bezweckt, gemeinsam zu erzielen und dem Kind durch das Leben selber habituell und gleichsam zur andern Natur zu machen. Es ist nur in der Kraft dieses Lebens selber, was in jedem Augenblick unser ganzes Sein und den ganzen Umfang unsrer Kräfte ergreift und belebt, und man muß die Mittel zu dieser Ergreifung und Belebung des Ganzen im Menschen wesentlich in der Thatsache des menschlichen Fühlens, Denkens und Handelns und nicht in der Erkenntnis, noch viel weniger in der Traumsucht über das menschliche Fühlen, Denken und Handeln suchen. Alles, was immer einzelne Kräfte gleichsam außer dem Kreis der Wahrheit, die in uns selbst und in unsern Umgebungen liegt, ergreift und festhält, wirkt in einem, dem reinen Einfluß des menschlichen Lebens und den göttlich und ewig gegebenen Grundlagen der naturgemäßen Entfaltung unsrer Kräfte entgegengesetzten Sinn, und alle Schul- und Unterrichtsübungen, die in diesem Sinn auf die Menschennatur wirken, sind wesentlich fehlerhafte Erziehungsmittel, die, indem sie das, was Gott innig vereinigt, gewaltsam trennen und zur Herzlosigkeit in Geistesübungen, zur Geisteslosigkeit in Herzensübungen, sowie zur Seelenlosigkeit in den

Anstrengungen der physischen Kräfte hinführen, und dadurch in sittlicher, geistiger und Kunsthinsicht die tierische Abrichtung unserer Natur einseitig beleben und dadurch dem innern, heiligen Wesen der wahren, menschlichen Bildung in allen drei Rücksichten tötlich entgegen wirken.

Aber wie eine Schule einrichten, die, also aus dem häuslichen Leben hervorgehend, auf den ganzen Umfang der Kräfte unsrer Natur bildend einwirken würde? Das war jetzt die Frage, die zwischen dem Junker, dem Pfarrer und Glülphi, und zwar in ber besonderen Rücksicht auf ihre Endzwecke in Bonnal, zur Sprache kommen mußte, und der Junker meinte, es sei kein Mensch in der Welt, der ihnen hiefür besser Rat und Wegweisung geben könne, als der Baumwollen-Meyer. Dieser aber sagte darüber ganz ernsthaft zum Junker: Ich kenne eine Spinnerfrau in Bonnal, die das ohne alle Vergleichung besser kann als ich.

Das ist nicht möglich, erwiderte der Junker und Glülphi; aber diese Frau möchten wir doch kennen, von der sie das sagen.

Der Meyer nannte ihm jetzt Gertrud und der Junker erwiderte mit Lebhaftigkeit: Ich kenne diese Frau, und wenn je die Anbahnung von Endzwecken, die so weit führen als die unsrigen, von einem Bauernweib zu erwarten wäre, so würde ich an Gertrud denken; aber zu dem, was wir suchen und wollen, brauchen wir einen Mann, und einen Mann, wie du bist, Meyer.

Meyer. Es kommt bei der Einrichtung einer Schule, wie wir eine wünschen, auf Erfahrungen und Fertigkeiten an, für welche eine gute Frau, wie Sie, Junker, Gertrud selber erkennen, weit mehr Sinn hat, als irgend ein Mann; und ich tauge hiefür gar nichts. Ich bin ein schon ziemlich alter, eingefleischter Berufsmann, der nun über zwanzig Jahre vom Morgen bis an den Abend fast nichts in seinem Kopf herumschleppte, als sein Baumwollenwesen und was mit diesem zusammenhängt; Gertrud hingegen hat sich fast eben so lange mit nichts, als mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt und unter den Umständen, in denen sie ihres Mannes und des Dorfs halber lebte, Erfahrungen gemacht und sich Fertigkeiten erworben, die sie dahin gebracht, in der Erziehung ihrer Kinder das Unglaubliche zu leisten. Ihr Herren, ich versichere Euch, sie hat ihre Baumwollenstube für ihre Kinder zu einer Schulstube gemacht, wie ich noch keine gesehen und mir nicht leicht eine bessere denken und wünschen kann; aber Sie müssen diese Stube sehen und dann werden Sie bald selbst gewahr werden, ob sie oder ich besser imstande sei, zu der Einrichtung einer guten Dorfschule Rat und Handbietung zu leisten.

Die Herren erstaunten auf der einen Seite über diese Aeußerung, auf der andern Seite aber schien's ihnen doch, es könnte etwa sein, daß er ihnen Gertrud dafür vorschiebe, weil es ihn zu viel Mühe kosten würde, sich dieser Sache näher anzunehmen, und der Junker sagte lachend zu ihm, er könne sich vortrefflich aus dem herausziehen, was er vielleicht etwa nicht gern thue. Glülphi aber sagte: Meyer,

es mag jetzt damit sein, wie es will, so müssen wir diese Stube notwendig sehen und wollen morgen schon zur Gertrud. Er setzte aber noch hinzu, weil sie noch bei einander wären und ehe sie zu ihr hingingen, müsse er ihnen mit einiger Bestimmtheit sagen, was er für das Wesentliche und Eigentümliche der Erziehungskunst dieser Frau achte.

Ich kann's durchaus nicht sagen, erwiderte der Meyer, aber ihre Wirkung springt in die Augen. Ihre Kinder sind lebendig, heiter, thätig. Was sie sagen, ist verständig, überlegt, gradsinnig und liebreich. Was sie arbeiten, kann man nicht besser wünschen, als sie es machen. Sie beten mit Andacht. Sie singen mit Jubel. Sie lesen die Bibel mit Glauben. Sie antworten in der Kirche, Herr Pfarrer, das wißt Ihr selbst, wie keine im Dorf. Jedes von ihnen ist in seinem Alter, in seiner Lage und in seinen Verhältnissen, was es sein soll und sein kann. Das in der Wiege ist das beste Wiegenkind, das ich kenne. Das zweijährige, das vierjährige, das siebenjährige, jedes ist, was es für sein Alter und für seine Lage sein kann und sein soll, und zwar in dem Grade, daß mir wenigstens, wenn sie meine Kinder wären, ihrethalben nichts zu wünschen übrig bliebe. Wie sie jetzt aber das macht und wie sie dahin kommt, dafür müßte ich mein ganzes Baumwollengewerb mir aus dem Kopf schaffen, um auch nur dahin zu kommen, mir selber in etwas darüber Rechenschaft geben zu können, und euch, Ihr Herren, etwas darüber in den Tag hinein zu schwatzen, wovon ich mir selbst nicht Rechenschaft geben kann, das mag ich so wenig an mich kommen lassen, als ich es an mich kommen ließe, mit einem Kaufmann über einen Handlungsartikel, den ich nicht selber führe und nicht wohl kenne, in den Tag hinein zu schwatzen.

Die Herren sahen, daß er sich nicht weiter in diesen Gegenstand einlassen wollte, wiederholten, daß sie morgen Gertrud besuchen wollten und kamen in ihrem Gespräch allmählich wieder auf ihre frühere Unterredung.

Der Leutnant faßte die Notwendigkeit, durch Vereinigung der besten Leute im Dorfe sich eines entscheidenden Einflusses auf die schlechtern Haushaltungen zu versichern mit dem Bedürfnis einer bessern Schuleinrichtung zusammen ins Auge und sprach dabei den Grundsatz aus, das wirkliche Leben der Haushaltungen mache wesentlich den Boden der Erziehung aus, und jeder Schulunterricht, der nicht auf einem solchen guten Boden ruhe, tauge für das Ganze der menschlichen Bildung gar nichts und könne nichts dafür taugen; und nachdem er die verschiedenen Abirrungen von der menschlichen Natur vielseitig berührt hatte, sagte der Pfarrer: Die Wirkung solcher bodenlosen Unterrichtsübungen in einzelnen Gegenständen bringt mir das Gleichnis des Säemanns im Evangelium zu Sinn, wo der weit größere Teil des Samens auf die Straße fiel, auf der ihn die Vögel auffraßen,

oder unter die Steine, wo er nicht Wurzel fassen konnte, und unter die Dornen, unter deren höherer Wurzelgewalt er ersticken mußte.

Der Leutnant erwiderte: Das Gleichnis paßt vollkommen auf unsere Sache. Der weit größere Teil des ohne Zusammenhang mit dem häuslichen Leben bestehenden Schulunterrichts ist ganz gewiß solchem Samen gleich, der auf dem Wege, unter den Steinen und zwischen den Dornen nicht aufwachsen kann.

Die Herren kamen in ihrem Gespräch wieder dahin, bei dem Meyer und bei seiner Schwester nachzufragen, was für Männer und Weiber im Dorf etwa zu einer solchen Vereinigung tauglich wären, durch die man das Dorf allmählich wieder zu einer bessern Ordnung und zu bessern Gesinnungen zurücklenken könnte, und das Mareili, das sonst so gradsinnig ist und alles, was es denkt, gerade heraus sagt, meinte jetzt einmal doch, es müßte höflicher sein, als es zu sein gelernt habe und sagte, wo man eine Oberkeit habe, wie wir jetzt, da sei das, was die gemeinen Leute im Dorf nachhelfen könnten, eben wenig. Aber der Bruder war nicht der Meinung. Er sagte: Du mußt das nicht sagen, Mareili; eben wo die Oberkeit im Land gut ist, da sind die braven Leute im Dorf für dasselbe etwas wert und können darin etwas ausrichten; da, wo die Oberkeit schlecht ist, da ist es für die braven Leute im Lande besser, wenn ein jeder sich, so gut er kann, in sein Schneckenhaus zurückzieht, bei sich selbst ist und für sich selbst sorgt, als daß sie sich zu irgend etwas Gutem unter einander vereinigen. Er sagte ferner, unter schlechten Oberkeiten seien beinahe alle Bestrebungen der braven Leute, sich in etwas Gutes einzumischen, eine Thorheit und eine unnütze und vergebliche Zudringlichkeit. Sie können der Schlechtheit, die in diesem Fall bei den Vögten und Richtern im Dorf einen Rücken habe und wesentlich von ihnen selber herrühre, auf keine Weise abhelfen und nichts weiter ausrichten, als sich selber bei Leuten verhaßt machen, die ihnen schaden und sehr schaden könnten.

Der Leutnant stimmte ganz des Meyers Ansicht bei und sagte: Du hast völlig Recht, Meyer, wo die Oberkeit schlecht ist, da muß der brave Mann allerdings zu sehr für sich selbst und für seine eigene Haut sorgen, als daß ihm nicht die Lust vergehen sollte, sich um das zu bekümmern, was unter einem Dach vorgeht, das nicht sein ist; aber unter einer guten, edelmütigen Oberkeit geht auch ganz gewiß jedem braven Mann das Herz für das öffentliche Wohl auf, und ein jeder ist für jede Vereinigung zu irgend etwas Gutem bereit, und ihrer viele stehen dann mit Gut und Blut zu allem Guten, das im Lande einzuführen und auszurichten möglich ist.

Dieses Gespräch führte die Herren tief in den frühern Zustand ihres Dorfs hinein und der Meyer sagte in der Lebhaftigkeit seiner Unterredung, zwar mit Schonung, aber bestimmt heraus: Unter einer schlechten Oberkeit finden alle Matadore und Blutsauger in den Dörfern durch ihre Verbindung mit den Schulzen, Weibeln, Agenten, Notarien,

Kopisten und wie alle diese Stadt- und Landnotablen heißen, einen Schutz, der so weit langt, daß sie nicht nur bei den läßlichen Sünden der Mißgriffe, die sie sich gegen blos gemeine Leute erlauben, ohne irgend eine ernste Ahndung durchschlüpfen, sondern auch bei Verbrechen, die wirklich an die Justizstellen gelangen, durchaus nicht auf die gewohnte Weise als Verbrecher gemeiner Leute, sondern auf eine Weise behandelt werden, darin dergleichen Leute immer hundert und hundert Auswege, um mit heiler Haut durchzuschlüpfen und ihrer Strafe zu entrinnen, offen finden, die allen gemeinen, nicht so notablen Leuten verschlossen sind. Wo aber das ist, da ist auch die Verantwortlichkeit der Dorfmatadore und Blutsauger in hundert und hundert Fällen eine bloße Scheinsache, deren äußere Formen oft absichtlich mehr zu ihrer Sicherheit, wenn sie fehlen, als zur Aufdeckung dessen, worin sie fehlen, geeignet ist. So wird denn das Schelmenleben der Dorfmatadore und Blutsauger zu einer Art von privilegiertem Ehrenleben im Dorfe und es bildet sich dann auch unfehlbar immer sehr bald daselbst eine Ehr- und Ansehensclique, von deren öffentlichen und geheimen Vorzügen die ganze niedere Volksklasse im Dorf ausgeschlossen und als unwürdig, daran teil zu nehmen, zwar nicht wörtlich erklärt, aber thatsächlich behandelt wird; und wenn es einmal in einem Dorf so weit gekommen, so ist auch den Meistern und Vormündern solcher Cliquen kein Weg, der zur Erhaltung dieses Ehrenlebens und seiner geheimen und öffentlichen Vorzüge, Vorteile und Emolumente hinführt, weder zu schmutzig, noch zu gemein.

Der Leutnant unterbrach ihn und sagte: Wie doch auch die Menschennatur in höhern und in niedern Verhältnissen zu Stadt und Land, auf den Rathäusern und in den Gemeindehäusern die nämliche ist! Aber der Meyer sagte lächelnd: Ich mag nichts davon hören und nicht daran denken, wie es in den obern Quartieren des großen Welthauses aussieht, mir ist's genug, die niedern Quartiere dieses Hauses, in denen ich und die Meinigen leben und leben müssen, immer näher zu kennen, und fuhr dann fort, über die Folgen, die die Handlungen der Dorfmatadore in Bonnal, nachdem sie einmal zum Ehrenleben des Dorfs geworden wären, gehabt hatten, zu sagen: Es ist allerdings dem Geist und dem Einfluß dieser Clique zuzuschreiben, daß alles Beten, alles Bibellesen und mit ihm aller Glaube an Recht, Wahrheit und Treue aus unserer Mitte verschwunden ist und daß man jetzt am Sonntag in allen Häusern, anstatt der Bibel und des Betbuchs die Stadtsatzung, das Landrecht, Polizeizettel, Signalements und Würfel und Karten auf den Bauerntischen herumliegen sieht. Aus einem Mund sagten die Herren: Ja, es ist wahr, es steht übel, es steht sehr übel in unsern Dörfern und besonders in Bonnal. Der Meyer erwiderte: So übel, daß ich es gerade heraus sagen muß, wenn nicht Hoffnung wäre, daß sich die Umstände ändern würden, so würde ich mit dem, was ich mir erspart habe, fort und an einen andern Ort hinziehen, wo es nicht so schlimm steht und wenn's auch

nach Amerika wäre. Nein, nein, sagten jetzt der Junker und der Glülphi, wir wollen machen, daß du keine Ursache habest, von uns wegzuziehen.

Meyer. Gnädiger Herr, ich bleibe gern, wo ich geboren bin, wenn ich mit gutem Gewissen für mich und meine Kinder bleiben kann.

Junker. Das ist brav, Meyer! Du mußt im Land bleiben und wir wollen gewiß machen, daß du mit gutem Gewissen für dich und die Deinigen darin bleiben kannst.

Pfarrer. Ja, Meyer, bleib' im Land, darin dich Gott gesegnet. Du nährst dich redlich darin und kannst uns, wie sonst niemand, dazu helfen, daß unser Dorf, darin sich fast niemand mehr redlich nährt, auch wieder zur Redlichkeit allmählich zurückgelenkt werde.

Meyer. Ihr Herren, es ist für einen braven Menschen ein süßes Ding, im Vaterlande bleiben zu können, aber man kann's einem auch zu sauer machen, und dann geht man, wenn auch mit noch so zerrissenem Herzen, endlich doch weiter.

Die Herren boten ihm jetzt alle freundlich die Hand und sagten: Meyer, du bist jetzt unser und mußt unser bleiben. Er erwiderte ebenso freundlich: Bei euch bleibe ich gern und glaubt mir sicher, es ist mir gewiß so lieb, als irgend einem Menschen, daß ich und meine Kinder auf eben den Kirchhof kommen, auf dem unsere Väter und Großväter begraben liegen.

Nach diesen Worten des Meyer war unter ihnen allen eine Weile eine feierliche Stille. Keiner von allen redete ein Wort, aber Wehmut war sichtbar auf allen Gesichtern zu lesen und man kam langsam wieder auf das, was jetzt am notwendigsten zu thun sei, zurück. Der Meyer sagte: Was mir am Herzen liegt, ist das: So lange unter den Vorgesetzten und Dorfmeistern eine so niederträchtige Selbstsucht herrscht, haben sie tausend und tausend Mittel in Händen, den Geist der schwachen Leute, denen man aufhelfen sollte, zu verderben und alles rückgängig zu machen, was man Gutes anbahnen will.

Der Junker erwiderte: Ich weiß keine Wege, wie ich zum Ziel kommen kann. Die Vorgesetzten stecken mit ihrer Lebensweise einander an, wie räudige Schafe die gesunden. Wähle ich heute den ehrlichsten Mann, so ist er morgen wie sie alle. Der Meyer lächelte. Der Junker sah's und fragte ihn freundlich und auch lächelnd: Aber warum lachst du jetzt? Der Meyer antwortete: Ich will es gerade heraus sagen, ich dachte an Ihre letzte Vogtswahl.

Junker. Ja, Meyer, ich habe mich schrecklich an diesem Manne geirrt.

Meyer. Das ist wahr. Es ist kaum möglich, daß ein Mensch für den Vogtsdienst weniger tauge, als er. Auch können Sie versichert sein, daß im ganzen Dorf nicht zwei Menschen sind, die im Ernst glauben, er werde je ein guter Vogt werden.

Wüßte ich nur eine Wahlordnung, die mich sicher stellen würde, daß ich nie mehr also fehlen könnte, ich würde sie auf der Stelle ein=

führen, sagte jetzt der Junker und der gutmütige Pfarrer äußerte sich: Es wäre vielleicht am besten, man ließe das Volk seine Vorgesetzten selbst wählen. Aber der Leutnant, der die Welt besser kannte, widersprach ihm laut und sagte: Alle Volkswahlen öffnen der Bestechung und mit ihr und durch sie allem Unrecht und aller Gewaltthätigkeit den Weg und würde bei uns nur dahin führen, daß die Schlausten, Verfänglichsten oder die reichsten und stolzesten, die wir im Land haben, und niemals die Geradsinnigen, Kraftvollen und Selbstsuchtlosen, niemals die Stillen im Lande zu Vorgesetzten erwählt würden. Der Junker sagte: Aber wenn ich mir vom Volke drei oder vier Männer vorschlagen ließ, und dann einen von diesen auswählte? Glülphi widersprach auch diesem und sagte: Damit ist nichts gemacht. Das Volk, das dadurch die Vorhand in der Wahl erhält, wird auch auf diesem Wege dahin gebracht werden, wohin es auf dem ersten, bei freier Wahl, kommen würde. Sicher würden Ihnen die schlausten, verfänglichsten und stolzesten Männer im Land zur Auswahl vorgelegt werden, die redlichsten, besten und einsichtsvollsten würden aber durchfallen, und sie würden dann bei voller Ueberzeugung, daß die vorgeschlagenen nichts taugten, doch keine andern mehr wählen dürfen. Ich wollte fast lieber, sie würden dem Volke drei Männer vorschlagen und es dann einen von diesen auswählen lassen. Aber im Grund hat auch dieser Vorschlag die nämliche Schwierigkeit, wie der erste.

Junker. Das ist richtig; ich kann mich dreifach irren wie einfach; auch bin ich nicht versichert, daß einer meiner Nachfolger sich bei diesen Vorschlägen von einem Hummel leiten lassen werde, wie mein Großvater sich von dem alten Vogt hat leiten lassen.

Die Herren fanden allerseits die Sache sehr schwierig; der Baumwollen-Meyer aber mischte sich sehr lange nicht mehr in ihr Gespräch. Er wußte, daß der Junker der Vogtstelle halber auch an ihn dachte und wollte diesfalls kein Wort verlieren, hinter welchem man etwa eine Nebenabsicht vermuten könnte. Es wunderte die Herren, daß er jetzt so still war. Sie fragten ihn, warum er sich über diesen Gegenstand nicht äußere, wie über jeden andern. Er antwortete: Er ist über meinen Kreis. Doch als sie noch lange kreuz und quer über diesen Gegenstand schwatzten, ohne zu irgend einem Ziele zu kommen und zuletzt den Gegenstand fast als eine unlösliche Aufgabe ins Auge faßten, konnte er ihr Gespräch nicht mehr stillschweigend anhören und sagte zu ihnen, er halte den Gegenstand gar nicht für so schwierig, als sie ihn anzusehen schienen. Jetzt baten ihn die Herren einstimmig und dringend, er solle ihnen seine Meinung darüber sagen. Er erwiderte ganz unbefangen: Wie ich die Sache ansehe, ist es einfach darum zu thun, eine Wahlordnung zu finden, worin auf der einen Seite jede Bestechung verhütet, auf der andern Seite die nötigen Einsichten und ein reiner Wille, den würdigsten und zuverlässigsten Mann zu einer Vorgesetztenstelle bei den Wählenden gesichert werde.

Das ist freilich bestimmt die Frage, sagten der Junker, der Pfarrer und Glülphi und setzten hinzu: Aber wie würdest du es dann anstellen, dich dessen zu versichern?

Meyer. Wenn ich ein Junker oder eine Person wäre, wie ich es nicht bin, die die Pflicht einer solchen Wahl auf sich hätte, so würde ich bei jedem sich hiefür ergebenden Falle zuerst die Gemeinde, und zwar an einem heiligen Feste in der Kirche versammeln und jeder Gemeindegenoß müßte mir eine Stunde nach dem genossenen Abendmahl und nach einem hiefür eingerichteten Gebet und Ermahnung auf drei ihm gegebenen Zetteln schriftlich anzeigen, erstlich, welches die drei Männer sind, die er für die frömmsten und gutmütigsten im Dorf hält, zweitens, welche unter den Reichsten im Dorf die drei sind, auf deren Treue, Redlichkeit und Uneigennützigkeit man Gemeindehalber das größte Vertrauen haben dürfe, drittens die drei Männer, die er unter den bravsten und zuverlässigsten für diejenigen achte, die nach ihren Einsichten, Kenntnissen und Mitteln am geschicktesten und fähigsten wären, der Gemeinde in allen Rücksichten mit Rat und That an die Hand zu gehen. Dann würde ich einen jeden Mann, der in einer dieser drei Rücksichten die Stimme der halben Gemeinde in sich vereinigte, als einen Wahlmann des mangelnden Vorgesetzten erklären und diese Wahlmänner am nächsten Sonntag in der Kirche nach dem Gottesdienst in einer geheimen Abstimmung nur zwei, höchstens drei Männer vorschlagen lassen, von denen ich dann denjenigen, der nach meiner Ansicht und Ueberzeugung der tüchtigste ist, zum Vorgesetzten erwählen würde.

Der Junker, der Pfarrer und der Glülphi erstaunten sämtlich über die Wahlordnung, die der Meyer ihnen vorschlug. Der Junker nahm ihn bei der Hand und sagte: Meyer, wie kommst du zu dieser trefflichen Wahlordnung?

Meyer. Ich weiß nicht, ob sie trefflich oder nicht trefflich ist, aber es dünkt mich, sie sei natürlich und dazu geeignet, das Wesentliche, worum es bei einer solchen Wahl zu thun sein muß, zu sichern, nämlich, daß darin auf der einen Seite keine Bestechung möglich, auf der andern Seite die nötigen Einsichten, vorzüglich aber ein reiner Wille, den würdigsten und zuverlässigsten Mann zum Vorgesetzten zu bekommen, sowohl bei denen, die Wahlmänner ernennen, als bei den Wahlmännern selbst allgemein gesichert werde. Wenigstens glaube ich, daß bei einer solchen Vorgesetztenwahl weder der Herrschaftsherr, noch die Bauern Gefahr laufen könnten, überlistet und anstatt der besten und bravsten Männer, die Sie zu Vorgesetzten bedürfen, die schlechtesten, die im Land sind, zu erhalten.

Der Junker, der Pfarrer und Glülphi gingen mit einem seltenen Eindruck von Hochachtung von diesem Mann weg und beschlossen, morgen darauf wieder nach Bonnal zu fahren, um Gertrud, von der der Baumwollen-Meyer ihnen gesagt, sie könne ihnen für die Einrichtung einer guten Dorfschule viel besser als er raten, zu sehen.

11. Die große Aenderung des guten Lienhard und die neue Not, in die ihn die Schlechtheit seiner Tagelöhner beim Kirchbau gebracht.

Ich will gern wieder zu dieser Frau zurückkehren, deren häusliche Kraft und Tugend die Reihenfolge der Begegnisse veranlaßt hat, die wir bisher gesehen. Ich habe jetzt so lange nichts mehr von ihr geredet, aber sie steht mir doch immer vor Augen und hat in meinen Augen den größten Wert unter allen den Menschen, von denen ich bisher etwas geredet. Sie geht täglich ihren stillen Gang vorwärts und ihr Haus ist täglich mehr gesegnet. Sie genießt aber jetzt auch die Folgen ihrer Tugend und ihres Mutes, mit dem sie in ihrer Not zu Arner ging und bei ihm Hilfe und Rat suchte, in vollem Maße. Ihr guter, aber ehemals so schwacher Mann, der ihr vorher so vielen Kummer gemacht, ist seitdem ein ganz anderer Mensch geworden. Jedermann glaubte, da er jetzt am Kirchbau Geld verdiene, so werde er augenblicklich wieder in sein altes liederliches Leben verfallen. Aber es war nicht so. Er ist alle Morgen der erste an der Arbeit. Noch vor 6 Uhr, eh' er auf den Kirchhof geht, macht er eine Stunde oder zwei vorher im Haus allerhand in Ordnung, das er vorher mit keiner Hand angerührt hatte; er mistet jetzt den Stall, er melkt die Kuh und thut noch viel anderes, das er vorher ganz seiner Frau überließ, und ist auch bei dieser Arbeit so munter und heiter, als er in der Wirtshauszeit bei derselben oft unwillig und unwirsch war. Er singt jetzt wieder, wie er, seitdem er das erstemal mit dem Hummel gerechnet und ihm viel schuldig geworden, nicht mehr gesungen. Wenn seine Kinder mit der Mutter ihr Morgenlied singen, so singt er meistens auch mit und tönt oft ihre Melodie vom Haus weg noch pfeifend fort bis auf den Kirchhof.

Aber wenn er dahin kam und ihn auch nur die Luft vom Kirchhof anhauchte, oder vielmehr, sobald er von ferne einen der Lumpen, die ihm daran arbeiteten, sah oder hörte, verging ihm das Singen auf der Stelle. Er hat daselbst neun Gesellen und acht Tagelöhner, und mit diesen letzten, die fast alle ein liederliches, abgeschwächtes und anmaßliches Baumwollengesindel sind, fast alle Augenblicke Verdruß; mit den Gesellen weniger. Diese sind landsfremd und wissen auch mehr, was allenthalben der Brauch ist und was selber beim Liederlichsein auch noch gehen und nicht gehen mag. Die Tagelöhner hatten auch einmal in Verbindung mit vielen andern als Gehilfen der Maurer an einem Bau gearbeitet, aber sie kannten alle Lienhard von altem her und meinten, da er eben wie sie und mit und neben ihnen lange ein liederlicher Bursch gewesen, so dürfe er eben auch nicht streng mit ihnen sein, er müsse vielmehr um deswillen ihnen hie und da etwas zu gut halten und durch die Finger sehen, was freilich nicht ein jeder andre thun würde. Auf dieses Fundament hin machte es ihnen gar nichts, alle Augenblicke gegen ihn zu fehlen, wie es ihnen nur in den Sinn kam. Bei vielen schien es, als ob sie es bestimmt

darauf anlegten, daß bei der Arbeit alles viel koste und recht viel dabei zugrund gehe. Der Kalk kostet in Bonnal, weil man ihn wohl 4 Stunden übers Gebirg herführen muß, fast das Doppelte, als jenseit des Gebirgs, und der Maurer hatte dem Kriecher schon von Anfang an alle Tage gesagt, er soll ihn doch sparen, weil er so teuer sei. Aber er konnte lange reden, der Kriecher warf so viel Kalk in den Sand und arbeitete ihn so schlecht, daß die Maurer alle Augenblicke ganze Schollen unverarbeiteten Kalk darin fanden und dem Lienert selber sagten, er solle den liederlichen Burschen von dieser Arbeit wegjagen oder ihn doch anhalten, daß er seine Arbeit besser mache. Das verstand aber der gute Lienhard nicht wohl; er sagte es ihm freilich alle Tage wohl zehnmal, aber es half nichts. Endlich that er ihn und noch einen andern, der eben so liederlich war, von dieser Arbeit weg und an eine andere, bei der er, wie der gute Meister glaubte, doch wenigstens nicht so viel verderben konnte, als beim Pflastermachen. Dafür brauchten sie denn hinter seinem Rücken ihr Maul, hießen ihn einen Wohldiener, Unglücksstifter und ägyptischen Treiber und dergl., brummten daneben wie alte Bären, die ihr Meister eben geprügelt und sagten unter einander: Wenn der Kalk sein wäre und er ihn zahlen müßte, so wäre es ein Unterschied, aber es gehe ihn ja nichts an, und der Junker würde noch der Junker bleiben, der er sei, wenn er das Fäßli Kalk, das der Maurer aus ihnen herausschinden wolle, schon minder hätte.

Der gute Lienhard hätte sie geradezu wegschicken und nicht an eine andere Arbeit schicken sollen. Sie verdarben ihm jetzt aus Rache doppelt so viel, als sie ihm beim Pflastermachen verderben konnten, und es ist, als ob sie nicht ab dem Kirchhof wegkönnten, ohne daß sie einen Laden mit den Schuhen ab einander treten, oder ein Stück Holz unnütz gemacht, oder sonst etwas dergleichen gethan. Und dann waren diese zwei nicht einmal die einzigen, von denen er Verdruß hatte.

12. Vaterfreuden.

Entspricht dem Anfange von Nr. 9 (S. 312). Der Schluß ist etwas erweitert.

Erst vor kurzem kaufte er ihm eine Pflasterkelle und ein Fürfell.*) Ich darf wohl sagen, die Freude eines Königssohnes, wenn er das erstemal an einem festlichen Tage eine Krone tragen darf, ist nichts dagegen, wie sich Niklaus freute, da er ein Fürfell und eine Pflasterkelle bekam. Er nahm einen Gang an die Stube hinauf und hinunter, wie wenn er schon ein Maurergesell wäre, und sprang dann im Fell einmal über das andere zu Vater und Mutter, nahm sie bei der Hand und beim Rock, sagte alle Augenblicke, er wolle auf der Welt thun und machen, was sie wollten, wenn sie ihn nur auch bald zum Handwerk aufdingten. Der gute Vater wußte nicht, was er machte, so hatte er

*) Schurzfell; wie Fürtuch = Schürze. D. H.

seine Freude daran, und er konnte seine Thränen nicht halten, da er den guten Knaben auf den Schoß nahm und zur Mutter sagte: Wenn ich nur noch erlebe, daß er aus der Fremde als ein Meister zurückkommt, der mehr gelernt hat, als ich, und dann auch einer Frau mehr Freude machen und an seinen Kindern mehr thun kann, als ich zu thun imstande bin, so will ich gern aus der Welt, wenn's Gottes Wille ist.

Gertrud. Will's Gott, lebst du dann noch lange, bis alle unsere Kleinen erzogen sind. Gottlob können wir jetzt auch schon an ihnen mehr thun, als bisher, und wir wollen doch jeden Heller zusammensparen, damit wir an keinem etwas versäumen müssen, was ihm helfen könnte, sich mit Gott und Ehren durch die Welt zu bringen.

Lienhard. Es geht mir ans Herz, was ich diesfalls schon gefehlt habe, und ich will jetzt auch gewiß früh und spät sein, um wieder gut zu machen, was ich gefehlt. Aber du mußt mir jetzt auch glauben und nicht mehr an mir zweifeln.

Gertrud. Lieber, ich glaube dir gewiß. Ich seh' es ja, daß du es thust. Du könntest nicht braver sein, als du jetzt bist.

Lienhard. Das ist wohl zu viel gesagt. Aber will's Gott, will ich immer braver werden und machen, daß du immer mehr siehst und immer mehr glaubst.

Lienhard und Gertrud hatten beide Thränen in den Augen. Aber Niklaus, der dem Vater auf dem Schoße saß und das sah, meinte, sie sollten jetzt nicht weinen, sah beide eine Weile wehmütig an und faßte dann mit der einen Hand den Vater und mit der andern die Mutter um den Hals und Thränen fielen auch auf seine Wangen, da er zu ihnen sagte: Warum weint ihr doch? Sie antworteten ihm, sie weinten aus Freude und hofften, er werde ein braver Maurermeister werden.

Niklaus. Das will ich auch, aber ihr müßt darum nicht weinen.

Sie wollten jetzt gern aufhören, konnten aber nicht. Sie drückten ihn beide an ihr Herz, weinten fort und auch er war von ihrer Wehmut ergriffen und lange nicht mehr so fröhlich, als er war, ehe er sie weinen sah. Er nahm selbst die Pflasterkelle eine Weile nicht mehr vom Boden auf.

13. Folgen der Erziehung oder vielmehr der Nichterziehung.

So innig lebten jetzt Lienhard und Gertrud im Kreis ihrer Kinder bei einander. Er war aber den Tag über wenig zuhause, er mangelte keine Stunde an der Arbeit beim Kirchbau. Am Abend, wenn er heimkam, traf er meistens des Rudi Kinder auch in seiner Stube an. Es ist unglaublich, mit was für Geduld und Liebe Gertrud sich dieser Kinder annimmt. Sie sind an gar keine Ordnung und an keine anhaltende Anstrengung gewöhnt und haben ihre Augen, anstatt auf der Arbeit, immer in den Lüften, und so wird das Garn bald zu dick, bald zu dünn und nie recht, und wenn sie es so verderbt, zerrten sie noch ganze Hände voll davon ab, warfen es fort zum Fenster hinaus, oder auf dem Heimwege in den Bach und hinter die

Häge. Aber Gertrud, die ihnen alle Tage ihre Arbeit wiegt, fand den Fehler gar bald und fragte die Kinder, wie das komme. Sie wollten leugnen; aber der Gertrud Heirli sagte dem Liseli: Du mußt jetzt nicht leugnen, ich hab' es ja gesehen, wie du aufgestanden und es zum Fenster hinaus gethan hast. Weißt, ich hab' dir ja gesagt, die Mutter merke es, aber du hast mir's nicht geglaubt.

Dieses Liseli war das älteste und in der Liederlichkeit so verhärtet, daß es sich im Anfang gar nicht in die Ordnung der Gertrud finden konnte. Es war ihm fast gar nicht möglich, vom frühen Morgen bis an den späten Abend ganz anders zu sein, als es sein Lebtag gewohnt war, und fiel auch zuzeiten in eine so böse Laune, daß ihm oft die schlechtesten Worte entfielen, z. B. sie müßten sich ja fast zu Tod spinnen; es wollte gern, sie hätten es nur, wie da sie noch arm waren, und jetzt seien sie doch reich; sie hätten doch auch ruhig ausschlafen können und nicht alle Tage so müssen angespannt sein, wie arme Hunde.

Sie sagten im Anfang alle, das Spinnen sei gar schwer; aber des Maurers Heirli lachte sie aus und sagte ihnen, es sei nicht schwer, es sei so leicht, daß man es blind könne. Und als die Mutter aus der Küche in den Garten ging, stand er im Augenblick auf und sagte dem nächsten Kind, das bei ihm saß: Verbinde mir jetzt nur die Augen. — Dann saß er mit verbundenen Augen an seinem Rad, nahm seinen Baumwollenflocken in die Hand und spann fort, wie wenn er die Augen frei hätte.

Das hätte ich doch nicht geglaubt; nein, ich hätte nicht geglaubt, daß das möglich wäre, sagten alle Kinder des Rudi. O, wenn man etwas nicht blind kann, so kann man's gar nicht, sagte der Heirli. Das ist jetzt auch nicht, sagten die ältern Kinder der Gertrud, man kann nicht alles auch blind machen, was man sehend kann. Was weiß ich, sagte der Heirli, ich kann einmal blind spinnen, wie sehend. Aber können wir's auch so lernen? sagten des Rudi Kinder. Der Heirli antwortete: Wenn ihr darauf sperbert, wie gestern, da ihr Sommervögel fangen wolltet, so lernt ihr's gewiß wie ich. Ja, Sommervögel fangen ist etwas anderes, sagten des Rudi Kinder. Warum? sagte der Heirli. Die Kinder antworteten: Man muß sitzen zum Spinnen. Ja, das ist wahr, sagte der Heirli, man muß zuerst lernen sitzen, ehe man kann lernen spinnen.

Als Gertrud in die Stube kam, erzählten sie ihr ihr Gespräch über das Blindsein im Spinnen.

Lernt ihr jetzt nur zuerst sehend spinnen, sagte sie, untersuchte dann einem jeden sein Garn, verglich es mit dem gestrigen, war damit zufrieden, und alle Kinder des Rudi, das Liseli ausgenommen, waren schon freudig und fröhlich und gewöhnten sich schon sehr an die Ordnung der Gertrud; diese gab ihnen dafür heute den Feierabend eine Viertelstunde früher.

14. Eine Art von Wiedergeburt in der irdischen Hülle.
Entspricht Nr. 11 (S. 315, 316).

15. Weiberkünste gegen ein Weib.

Bis auf geringe Aenderungen mit 12 (S. 316—320) übereinstimmend.

16. Ein Großmuttergemälde.

Als der Junker am Sonntag heimkam, war es schon Nacht. Therese hatte mit Ungeduld auf ihn gewartet und das Nachtessen stand schon lange auf dem Tische. Arner sagte: Ich habe etwas Gutes zum Nachtisch und gab ihr des Mareilis Bauernküchli mit den Worten: Das ist ein Kram, den dir eine brave Tochter von Bonnal schickt, und erzählte dann vieles von ihr und ihrem Bruder. Alle fanden die Küchli sehr gut und sie wurden bis auf das letzte aufgegessen, ehe sie vom Tisch aufstanden, und Therese sagte zu Arner: Du gehst morgen wieder nach Bonnal und mußt mir dem guten Mareili für seine Küchli ein Gegengeschenk bringen, und übergab ihm dafür einige Ellen sehr feine Leinwand. Der Junker aber blieb bis nach Mitternacht mit Glülphi am Tisch und unterhielt sich anhaltend mit ihm über den vielseitigen und wichtigen Inhalt der Unterredung, die sie diesen Nachmittag mit dem Baumwollen-Meyer in Bonnal gehabt hatten. Am Morgen verreisten sie früh nach Bonnal, stiegen beim Pfarrer ab, und sobald sie ankamen, sandte er seinen Klaus zum Mareili, mit einem Gruß von seiner Frau.

Aber da das Mareili das Papier aufthat und die schöne Leinwand sah, die ihm die Junkerin sandte, sagte es wohl dreimal zum Klaus: Bist du auch nicht verirrt und ist's auch war, daß die Junkerin mir das schickt?

Das folgende stimmt mit Nr. 14 (S. 322—323) überein. Von da ab lautet der Schluß:

Man sagt so viel, was es brauche, Land und Leute zu regieren; ich möchte jetzt sagen, es braucht so eine Großmutter und ein Herz, das dreißig Jahr so an ein Großmutterwort sinnet, ohne es zu vergessen. Wer das hat, kann viel, das man jetzt zum Regieren nötig zu haben glaubt, entbehren.

Der Wert der Menschen war in dieser Stunde groß in Arners Augen. Er verließ das Mareili mit Thränen in den Augen und ging jetzt mit dem Pfarrer und Glülphi zur Gertrud.

17. Eine Maurersfrau, deren Herz sie so richtig und so weit führt, als den Baumwollen-Meyer sein Kopf.

Es war indessen noch früh, als sie zur Gertrud kamen. Diese war eben mit ihrer gewohnten Hausordnung beschäftigt und ahnte gar nicht, daß ein Fremder, geschweige drei solche Herren, zu ihr in ihre Stube kommen würden. Sie war auch im Anfang bei ihrem Eintreten etwas betroffen; denn ihre Stube war noch nicht in der

Ordnung, wie sie es auch nur eine Stunde später gewesen wäre. Da sie kaum ihre Morgensuppe gegessen, so lagen ihre Platten und Löffel noch auf dem ungereinigten Tisch; aber die Herren waren ganz freundlich und sagten: Das ist eine rechte Ordnung; man kann die Platten und Löffel ja nicht vom Tisch wegnehmen, bis man gegessen hat. Dann halfen alle Kinder der Gertrud Platten und Löffel vom Tisch wegnehmen und ihn reinigen. Sobald sie das aber gethan hatten, setzte sich ein jedes von ihnen ohne Säumnis an seinen Arbeitsplatz und die Herren baten Gertrud noch einmal, sie solle doch ihrer nicht achten und völlig in ihrer Ordnung fortfahren, wie wenn sie nicht da wären. Es war auch bald alles in Ordnung. Die Kinder setzten sich sämtlich an ihre Arbeit und die Herren nahmen alle drei in einer Ecke, in der ein Tischchen stand, mit einander Platz und redeten weiter kein Wort, nur nahm der Leutnant das Schreibzeug, das er beständig bei sich führte, hervor und zeichnete zuzeiten etwas auf, ohne ein Wort dazu zu reden. Gertrud that nach der ersten halben Stunde, in der sie sich etwas verlegen fühlte, völlig, wie wenn kein fremder Mensch in der Stube wäre. Nachdem die Kinder sich alle an ihre Arbeit gesetzt, sangen sie ihre gewohnten Morgenlieder. Eins davon lautet:

Wir stehen am Morgen früh auf,
Wir beten früh morgen zu Gott,
Wir lesen früh morgen sein Wort;
Wir glauben, wir glauben sein Wort.
Es segnet und stärket uns alle,
Es heiligt uns alle sein Wort.

Dann nahm Gertrud ihre Bibel, las ihnen ein Kapitel daraus vor, und die Kinder mußten es ihr während ihrer Arbeit von Wort zu Wort nachsprechen und die lehrreichsten und rührendsten Stellen davon so lange wiederholen, bis sie selbige auswendig konnten. Aber Gertrud erklärte sie ihnen nicht. Sie glaubte das Lesen der Bibel und das Auswendiglernen ihrer erbaulichsten Stellen gar nicht geeignet, als Verstandes- oder Sprachübung für ihre Kinder zu dienen, sondern als eine Handlung der innern Erhebung ihres Herzens durch Vorstellungen von Gegenständen, die sie glauben und über die sie nicht grübeln sollten.

Ihr ältestes Mädchen machte in dieser Frühstunde in der Nebenkammer bei der offenen Stubenthür die Betten der Kinder schnell und sorgfältig zurecht; Glülphi und die Herren bemerkten von dem Platz aus, auf dem sie saßen, daß es das, was die Kinder laut vorsagten, bei sich selber während des Bettens still nachsprach und die Stubenthür gegen die Kammer um deswillen offen gelassen hatte. Dann ging es in den Garten, brachte einen Zuber voll Kraut in die Stube und sagte dann mit den andern Kindern die Bibelsprüche nach, die die Mutter ihnen vorsprach, indem es sein Kraut zum Mittagessen reinigte.

Es war den Kindern etwas neues, so drei Herren in einem Stubenwinkel bei sich zu sehen; sie blickten bei ihrem Spinnen gar

oft gegen sie hin. Gertrud sah es, winkte und sagte zu ihnen: Es dünkt mich, ihr seht mehr auf diese Herren, als auf euer Garn. Aber der Heirli, der die Augen am meisten auf die Herren warf, antwortete: Nein, nein, wir spinnen brav, du wirst sehen, du bekommst heute noch schöneres Garn als sonst. Sobald Gertrud sah, daß einem ihrer Kinder etwas am Rad oder an der Baumwolle fehlte, stand sie von ihrer Arbeit auf, machte ihm zurecht, was fehlte und setzte sich wieder an ihre Arbeit. Die kleinsten, die noch nicht spinnen konnten, saßen um sie herum, zerteilten mit ihren kleinen Fingern die Baumwolle, um sie zum Karten vorzubereiten, und lasen das Unreine und die Bollen aus derselben mit einer Gewandtheit heraus, die die Herren in Verwunderung setzte. Gertrud besaß in einem hohen Grade die wichtige Gabe, die Arbeitsgattungen ihrer Kinder in geordnete Stufenfolgen zu bringen, die so vom Leichtern zum Schwerern vorschreiten, daß nicht nur eine jede Arbeitsgattung dem Alter, in dem sie dem Kind zugemutet ward, angemessen, sondern noch dazu einerseits geeignet war, dasselbe auch in diesem Alter anzusprechen und ihm wirkliches Vergnügen zu gewähren, anderseits aber dasselbe zu der zunächst auf diese Stufe folgenden Arbeitsgattung vorzubereiten. Sie war diesfalls in den beschränkten Umständen, in denen sie lebte, wirklich zum Verwundern erfinderisch, und zwar einerseits darin, daß sie auch den kleinsten Kindern solche Vorbereitungsübungen für mehrere Arbeitsgattungen zur Hand brachte, die an sich selbst Reiz für sie hatten, anderseits, daß diese Uebungen vorzüglich geeignet waren, ihre Sinne zu schärfen und die Gewandtheit ihrer Hände und Finger mit der erzielten Schärfe ihrer Sinne in Uebereinstimmung zu bringen. Sie ließ sie z. B. ganz früh kleine Nadeln und Krälleli vom Tisch aufnehmen und einfädeln und eben so Erbsen, Bohnen, Wicken, ehe sie in die Küche gebracht wurden, von den kleinsten Samen und Sandstäubchen reinigen, die darin sind, und so vieles dergleichen.

So sehr sie sich aber auch Mühe gab, die Arbeitsfertigkeiten ihrer Kinder früh in ihnen zu entwickeln, so wenig übereilte sie sich, sie früh lesen und schreiben, wohl aber, sie früh recht und bestimmt reden zu lehren. Sie meinte, das Reden sei das erste, das man sie lehren müsse und sprach in aller Unschuld und Einfalt ihrer Baumwollenstube das weitführende Wort aus: Was nützt es den Menschen, schreiben und lesen zu können, wenn er nicht reden kann? Das Lesen und Schreiben ist ja nur eine künstliche Art des Redens, das natürliche Reden muß ihm also vorhergehen. Und wie die Armut allgemein gute Köpfe und besonders gute Mutterköpfe für ihre Kinder erfinderisch macht, so ging es auch hier der Gertrud. Sie hatte ein altes ABC-Buch, das ihr für ihre Kinder in dem Alter, in dem man dasselbe gewöhnlich hiefür braucht, nicht dienen konnte, aber da der ganze Umfang der deutschen Silben in gehörig geordneten Reihenfolgen in demselben zusammengestellt war, so brauchte sie dasselbe, um ihre Kinder diese Reihenfolgen der deutschen Silben aussprechen zu machen

und sie also durch eben die Mittel reden zu lehren, durch die man sie gewöhnlich, und nur zu oft, ehe sie recht reden können, lesen lehrt. Sie sagte: Wenn sie dann ein paar Jahre später, nachdem sie nicht blos die Töne ihrer Muttersprache alle richtig und geläufig aussprechen gelernt, sondern sich auch über alles, was sie wirklich wissen, mit Bestimmtheit und Deutlichkeit aussprechen, d. i. wenn sie eigentlich reden können, dann wird das Lesenlernen dieser Silben für sie eine Arbeit von wenigen Stunden sein, indem es dann nichts anders erfordern wird, als die Einübung der nämlichen Töne durch den Sinn des Auges, die sich schon vorher durch den Sinn des Ohres geläufig gemacht haben. So bestimmt sie indessen das Redenlehren vor dem Lesenlehren betrieb und ihm in dieser Rücksicht also den Vorzug gab, so war ihr dennoch auch dieses auf eine Art von Nebensache, die sich mehr durch sich selber, als durch das Lehren ergeben sollte.

18. Nicht Kunst, nicht Buch, das Leben selber ist das Fundament der Erziehung und des Unterrichts.

Das Leben selbst in seinem ganzen Umfange, wie es auf ihre Kinder wirkte, wie es sie ergriff, wie sie sich darein fügten und es benutzten, das war eigentlich das, wovon ihre Lehre ausging und in das das Redenlehren gleichsam nur als ein untergeordneter Gegenstand hineinfiel. Sie redete außer ihren Einübungen der Sprachtöne und der sich daraus bildenden einfachen Wörter so viel als kein Wort mit ihren Kindern in der bloßen einseitigen Absicht, sie reden zu lehren, auch nicht in der Absicht, ihnen durch das eigentliche Redenlehren Kenntnisse beizubringen; sie gab sich sogar nicht einmal Mühe, den Kindern die Namen der Gegenstände, die sie schon kannten, als eigentlichen Unterrichtsstoff einzuüben und sie ihnen dafür vor die Ohren zu bringen. Sie redete über ihnen bekannte Gegenstände eigentlich nur dafür und darum mit ihnen, um die Thatsache des Lebens, die Eindrücke seiner Anschauungen und die Folgen seiner Erfahrungen in Rücksicht dieser Gegenstände nach ihren Verhältnissen auch durch die Sprache zu fördern. Von diesem Gesichtspunkt geleitet, führte sie mit ihren Kindern nie die Sprache des Unterrichts oder der unterrichtenden Mutter; sie sagte ihrem Kind nie: Kind, das ist dein Kopf, das ist deine Nase, das ist deine Hand, das ist dein Finger usw., auch nicht: Wo hast du dein Auge? wo hast du dein Ohr? wo hast du dein Haar? im Gegenteil, sie führte der Sprache halber die Sprache der Besorgung, die Sprache der besorgenden Mutter, und sagte, vom Bedürfnis des Kindes angeregt und in der Thatsache seiner Besorgung lebend: Komm, Kind, ich will dir dein Händchen waschen; ich will dir dein Haar kämmen; ich will dir die Nägel an deinen Fingern abschneiden; reinige doch deine Nase; trag den Kopf nicht krumm usw. Ihr Redenlehren war in keinem Augenblick ein leeres Geschwätzwerk über irgend etwas, das in diesem Augenblick der Lage, den Umständen, dem Bedürfnis und der Pflicht des Kindes, folglich der Behelfung der Menschen fremd war. Jedes

Wort, das sie mit ihrem Kinde redete, war im innigsten Zusammenhang mit der Wahrheit seines Lebens und seiner Umgebungen und in dieser Rücksicht selber Geist und Leben. Der wörtliche Unterricht verschwand gleichsam in dem Geist und Leben ihres wirklichen Thuns, aus dem der Unterricht immer hervorging und zu dem er immer hinführte. Jeder Handdruck, den sie ihrem Kinde gab, jeder Blick, den sie ihm zuwarf, ergriff sein Herz, belebte seinen Geist und machte seine Hand thätig zu allem, was not that und frommte. Es war, wie wenn ein unsichtbarer Geist sie, ihrer selbst unbewußt, innerlich zu der Wahrheit und Kraft der Stufenfolgen erhob, mit der die Natur die Kräfte unsers Geschlechts in uns selber entfaltet, mit der unser Kunsteinfluß in dem Grad in Uebereinstimmung stehen sollte, als er leider durch unser Zeitverderben mit derselben im Widerspruch steht. Daher aber kam es auch, daß jedes ihrer Kinder auf der Stufe seines Alters bestimmt in dem Grad und auf die Weise überlegt, gewandt und thätig war, wie es auf dieser Stufe sein sollte und von ihm gefordert werden kann, daß keines naseweis, keines in den Lüften schwebend, alle voll Frohsinn und unermüdet, zwar in vielem, das in den Schulen gelehrt wird, unwissend, aber in allem, was sie konnten und wußten, auf der Stufe, auf der sie standen, vollendet waren.

Was sie wissen, wissen sie nicht halb, sie wissen es, wie es ihnen in ihren Umgebungen durch gereifte Anschauungen und ihre Kräfte entfaltende Uebungen zum klaren Bewußtsein gebracht worden, und da sie alles, was sie konnten, auch belebte, konnten sie sich über das, was sie wußten, zwar einfach, aber ebenso bestimmt und kraftvoll ausdrücken. So einfach, als sich ihr Inneres bildete, so kunstlos erschienen sie auch äußerlich. Außer Spinnen und Nähen und allen Hausgeschäften, die sie meisterlich konnten, und einigen Anfängen im Zeichnen und Schreiben, konnten sie wenig und von allem dem, was man eigentlich Kunstbildung heißt und was eigentliche Fertigkeiten im Künstlichen sind, gar nichts; dabei aber waren die Grundkräfte aller Kunst allgemein und lebendig in ihnen angeregt, ihr Augenmaß war genau, ihre Hand fest, ihre Einbildungskraft rege und bewegte sich vielseitig um biblische Gegenstände, und ihr Schönheitsgefühl, da es mit dem göttlich Hohen ihres innerlich belebten Glaubensgefühls übereinstimmend war und wesentlich von ihm ausging, zum Hohen und Erhabenen hingelenkt. Das Leben ihrer weisen und frommen Mutter ging in der ganzen Fülle seiner Wahrheit und seiner innern Höhe in sie hinüber. Sie gab ihnen alles, was sie wußte, hatte und konnte. Es war in ihrer Armut äußerst wenig, aber auch das Kleinste, das Geringste, das sie ihnen gab, war durch die Art, die Kraft und die Liebe, mit der sie es ihnen gab, bildend und groß. Jedes einzelne Wort ihres Unterrichts wirkte, als gleichsam aus dem Ganzen ihres mit dem Leben ihrer Kinder verwobenen Lebens hervorgehend, nicht als ein einzelnes Wort, sondern als etwas, das, aus dem Ganzen ihres mütterlichen Seins und Verhältnisses hervorgehend, durch die Innigkeit der Verbindung, in der

sie mit ihr lebten, in seinen Keimen gleichsam schon zum voraus in ihren Kindern selbst lag. Ihre Kunst war ihr Leben und ihre Kunstbildung ging ganz aus diesem Leben hervor. Darum war aber auch der Erfolg jedes ihrer Worte kraftvoll und ein ganz anderer, als er gewesen wäre, wenn ihre Worte nicht in dem lebendigen Zusammenhang ihres Lebens mit dem Leben ihrer Kinder gestanden hätten. Sie ergriffen desnahen aber auch alles, was sie ihnen zeigte, wie wenn sie nichts lernten, wie wenn es schon vorher in ihnen gelegen hätte. Es war aber auch so. Ihr Lernen legte eigentlich nicht in sie hinein, es entfaltete nur die Kräfte, die in ihnen selbst lagen und durch welche sie das, was sie äußerlich erkannten, in sich selbst aufnahmen und als einen reinen Erwerb ihrer selbst und ihrer eignen Kraft, und nicht als etwas fremdartig in sie Hineingelegtes in sich selbst liegend erkannten.

So wie ihr Redenlehren mit ihrem Leben verbunden war, also ging auch ihr Rechnenlehren aus demselben hervor und war ganz mit der Wirklichkeit ihres Lebens verbunden. Sie zählte mit ihnen, wie viel Schritte ihre Stube habe, und da zufälligerweise in einem ihrer Fenster an jeder Reihe nur 5 Scheiben waren, wie an der Hand 5 Finger, so nahm sie auch am Fenster zwei Reihen zusammen und konnte dann dadurch in der Anschauung der zehn weiter fortfahren als an den Fingern. Auch die Fäden beim Spinnen konnten sie zählen und die Umgänge an der Haspel, wenn sie das Garn zu Strängen aufwanden. Sie zeigte ihnen die Grundformen des Messens in der Verdeutlichung der Anschauungen für kurz und lang, für schmal und breit, für spitz und stumpf, für rund und eckig. Sie machte sie auf die Erscheinungen der Natur, wie sie im häuslichen Leben, in der Küche, in der Stube, im Stall, im Garten, im Holz und im Feld ihnen vorlagen, auf die vielseitigste Weise aufmerksam, und zwar nicht als Unterricht, sondern als Teilnahme an diesen Erscheinungen, wie sie in den Vorfällen, Pflichten, Freuden und Bedürfnissen ihres Lebens selber ihnen vorlagen. So wie sie ihr halfen, die Speisen bereiten, das Feuer anmachen, Holz und Wasser zutragen usw., so lernten sie an ihrer Seite durch die einfache, aber genaue Anschauung der Gegenstände, zu der sie die Beschäftigung mit denselben nötigte, die Wirkungen des Feuers, des Wassers, der Luft, des Windes, des Rauches, die Veränderungen des Wassers im stillstehenden Zuber, im laufenden Brunnen, seine Verwandlung in Eis, Regen, Schnee, Riesel, Hagel, seinen Einfluß auf die Auflösung des Salzes, auf das Löschen des Feuers usw. erkennen, ebenso die Veränderungen des Holzes in Kohlen und Asche und seinen Uebergang in Fäulnis. Alles dieses aber lernten sie nicht durch vieles Reden über diese Gegenstände, sondern durch Festhaltung ihrer Aufmerksamkeit auf das, wie ihnen die Gegenstände vor ihren Sinnen lagen und sich vor ihren Sinnen veränderten.

In Rücksicht auf alles dieses überließ sie ihre Kinder vollends dem Eindruck, den diese Gegenstände auf ihre freilich gebildete An-

schauungskraft und Aufmerksamkeit durch sich selber machten, und dachte nicht daran, sie hierin durch irgend einen Schatten von Unterricht einen Schritt weiter zu führen, als sie darin durch sich selbst hinkamen; aber das wenige, worin sie sie wirklich unterrichtete, das, was sie wirklich lernen mußten, mußten sie dann auch vollkommen lernen. Sie sprach es bestimmt aus, nur das Vollendete ist brauchbar, nur das Vollendete führt weiter. Das Bewußtsein der Kraft, die dem Menschen alles, was er vollenden kann, in allem seinem Thun und Lassen gibt, war auch in einem hohen Grad lebendig in ihren Kindern und zeigte sich ganz besonders darin: Wenn die Mutter ihren ganz Kleinen etwas vorsprach oder zeigte, so sprangen die ältern gar oft von selbst zu ihr hin und baten sie: Mutter, laß du mich meinem Brüderchen, meinem Schwesterchen das zeigen; ich kann es ja wie du. —- Die Mutter ließ sie das auch recht gern, wenn sie nämlich das vollkommen recht konnten, was sie den Kleinen zeigen wollten. Welche Freude, welche Wonne war es dann für die Kinder, wenn sie ihnen das erlaubte, und wie froh, wie herzlich, wie kindlich, wie brüderlich fingen sie dann an, ihren kleinen Geschwistern vorzusprechen und vorzuzeigen, was ihnen die Mutter erlaubte.

Eben jetzt, da die Herren da waren, saß der Jonas in der Mitte zwischen zwei Kleinen und sprach ihnen die Silben des ABCbuchs, durch welche Gertrud sie nicht lesen, wohl aber reden lehrte, und die sie noch nicht aussprechen konnten, vor, und später zeigte er ihnen auch den Unterschied der ersten zehn Zahlen, die sie noch nicht kannten. Indem er sie ihnen so zeigte, umschlang er sie mit beiden Händen um den Hals, sprach ihnen die Namen der Zahlen vor und machte die Arme von diesem lieblichen Umschlingen seiner Geschwister nicht los, als wenn sie ihre Augen nicht fest auf die Bohnen hinhielten, woran er sie zählen lehrte, dann waren seine Hände geschwind von dem Halse des lieben Brüderchens weg, und er zeigte mit den Fingern, worauf sie mit ihren Augen hinschauen sollten. Ebenso setzte das Liseli sich mit dem Spinnrad zu zwei jüngern Geschwistern hin, sang ihnen, währenddem beide, sie und es, fortspannen, Lieder vor, deren Worte sie schon auswendig konnten und probierte, währenddem es immer fortarbeitete, mit Ruhe und Geduld, ob sie die verschiedenen Töne nachsingen könnten. Der Eifer der ältern Kinder, die Kleinen zu lehren, was sie konnten, war so groß, daß sie ihnen oft selber beim Essen etwas vorsprachen und sie in den Freistunden auf den Schoß nahmen, sie etwas nachsprechen zu machen.

19. So wie das Leben das Fundament der Erziehung und des Unterrichts ist, so ist Glauben und Liebe, Freiheit und Freude das Fundament des Lebens selber.

Auch wirkte dieser gegenseitige häusliche Unterricht so bildend auf die Kinder durch den Glauben und die Liebe, aus der er hervorging, und durch die Freude, mit der er gegeben und ausgeführt worden,

als jeder gegenseitige Kinderunterricht, der nicht also aus Liebe hervorgeht und nicht mit dieser Freiheit gegeben und empfangen wird, verbildet und durch Verbildung zu allen den Fehlern und zu aller Verhärtung des Geistes, des Herzens und der Kunst hinlenkt, und wohin auch alle einseitigen Abrichtungskünste des Menschengeschlechts hinführen. Das, was auch im Unterricht der Gertrud abrichtend war (wie denn einige Teile des Unterrichts und der Bildung nur dadurch eingeübt werden können), war in dem Benehmen der Kleinen, wie in demjenigen der Mutter, durch Liebe und Glauben geheiligt und veränderte dadurch gleichsam seine Natur; der Eindruck der harten, aus dem tierischen Wesen unsrer Natur hervorgehenden und ihr wesentlich anpassenden Abrichtungskünste wurde menschlich gemildert und der Eindruck dieser Künste dem Höhern des Bildenden und Erhebenden in der Erziehung untergeordnet und durch diese Unterordnung unschädlich gemacht. Das war indessen in der Lage der Gertrud und bei dem Baumwollenspinnen, worauf sich das meiste ihres Abrichtungseinflusses bezog, nichts weniger als leicht. Das Baumwollenspinnen ist in Rücksicht auf das wenige, unbedeutend Bildende, das in ihm liegt und hingegen auf das höchst Einseitige, Kunst-, Kraft- und Geistlose der Abrichtungsfertigkeiten, die es erfordert, eine, ich möchte fast sagen, Leib und Seele so erlahmende Arbeitsgattung, daß nicht leicht in der Welt eine so elende, Leib und Seele erlahmende Arbeit sein kann, und doch wurden die Kinder der Gertrud alle dabei so geistig und gemütlich belebt, so kraftvoll und gesund, so frohsinnig, so heiter, als wenn sie den ganzen Tag kein Baumwollenrad in die Hand genommen hätten. Sie zeichneten sich selber in einigen Schulkenntnissen, an Schulgewandtheit und Schulfertigkeiten aus, eben wie die andern Spinnerkinder sich in der Schule durch schlechtes Benehmen, Unwissenheit und Ungeschicklichkeit auszeichneten.

Der Junker und Glülphi wunderten sich im Anfang, wie dieses möglich, aber sie sahen es jetzt. Die Kinder der Gertrud fürchteten Gott. Sie beteten täglich mit der Mutter um seinen guten, heiligen Geist. Sie liebten die Mutter. Sie sahen sie von Kindheit auf oft weinen. Sie sahen sie oft Mangel leiden und voll Sorgen und Kummer einhergehen. Sie wußten, daß das Spinnen ihnen Brot gebe und der Mutter Sorgen mindere. Sie spannen also nicht gedankenlos und herzlos und auch nicht gedankenlos und herzlos gezwungen; die Liebe zur Mutter und das Bewußtsein, daß sie mit ihrem Spinnen die Not ihres Hauses erleichterten, machte sie ihre Kräfte gern anstrengen. So verlor sich auch an dieser Arbeitsgattung durch Liebe und Glauben die Wirkung der Elendigkeit, die in der Natur des einseitig ins Auge gefaßten Baumwollenspinnens liegt, und des verderblichen Einflusses, den es unter andern Umständen auf die Menschennatur hat und haben muß. Es konnte diesen Einfluß in der Gertrud Wohnstube nicht haben. Diese war mitten in ihrer höchsten Armut und selber durch sie ein Heiligtum Gottes, in der keine Verhärtung

der Menschennatur stattfinden kann. Ihre Kinder lebten und arbeiteten darin im Glauben und in der Liebe, in Freiheit und Freude; und Arbeit und Anstrengung aus Liebe und Glauben stärkt, erheitert, belebt, erhebt und segnet in eben dem Grade, als Arbeit und Anstrengung in Lieblosigkeit und Unglauben, in Unmut und Zwang abschwächt, verhärtet, erniedrigt, vergiftet und tötet. Die Kinder der Gertrud sangen und lachten ermüdet von Arbeit bei Wasser und Brot mehr als die Kinder der Dorfmeister, die in der bösen Ruhe des Müßiggangs und in der Niederträchtigkeit stolzer Anmaßungen die, so mit Wasser und Brot vorlieb nehmen, verachten und in Freude ihr Geld spiegeln und zu Schlechtheiten gebrauchen, und alle Einsichten, alle Fertigkeiten und alle Lust, einen segensreichen, gottesfürchtigen Gebrauch davon zu machen, verlieren.

Leser! Du fragst mich jetzt nicht mehr, warum das Baumwollenspinnen, das tausend andere zugrund richtet, den Kindern der Gertrud nichts schadete; — du fragst mich nicht mehr, warum sie, wenn sie auch bis nach Mitternacht spannen, nicht müde wurden und am Morgen darauf wohl noch früher und munterer aufstanden, als wenn sie gestern früh ins Bett gegangen wären.

20. Der Junker, der Pfarrer und Glülphi erkennen die Würde der Menschennatur in der Stube einer armen Maurersfrau.

Als die Herren von der Gertrud weggingen, sagten sie ihr noch, sie wollten morgen wieder zu ihr kommen und sie antwortete ihnen: Warum das? Ihr werdet morgen und immer wieder nur das nämliche finden. Glülphi erwiderte ihr: Du könntest dich und dein Thun nicht besser rühmen, als mit diesem Wort. Und er hatte Recht. Das, was sich immer gleich bleibt, nähert sich dem, was ewig bleibt, so wie das, was sich immer verändert, dadurch zeigt, daß es nichtig und vergänglich ist.

Gertrud errötete über diese Antwort, schlug die Augen nieder und stand verlegen da, als sie ihr beim Abschied noch freundlich die Hand drückten. Sie aber, als sie von ihr weggingen, konnten nicht satt werden, von dem Eindruck zu reden, den Gertrud und ihre Stube auf sie gemacht hatte. Sie sahen, daß in allem, was ihre Kinder vom Morgen bis an den Abend thaten, ihr Kopf, ihr Herz und ihre Hand, folglich die drei Grundkräfte, von denen alles Fühlen, Denken und Handeln der Menschen ausgeht, gemeinsam und in Uebereinstimmung unter sich selbst angesprochen, belebt, beschäftigt und gestärkt werden. Sie sahen und überzeugten sich ganz, daß alles Thun der Gertrud, indem es von Glauben und Liebe ausgehe und zum Glauben und zu der Liebe hinführe, geeignet sei, ihre Kinder durch Seelenruhe und Geistesfreiheit in lieblicher Anmut zu den ersten Früchten des Glaubens, zu Anstrengung, Gehorsam und Selbstüberwindung zu erheben, wozu die Wahrheit ihrer Verhältnisse gegen Gott und Menschen für Zeit

und Ewigkeit sie auffordert. Sie sahen alle, daß das unabänderliche und allgemeine Ziel aller Menschenerziehung, nämlich die Kinder zu gottesfürchtigen, menschenliebenden, verständigen, ihrer Bestimmung gewachsenen, der nötigen Thätigkeit und Anstrengung gewohnten Menschen zu machen, von allen Seiten in ihnen begründet und belebt sei. Sie fanden einstimmig und sprachen es aus: Das Wesen des Unterrichts und der Lehre dieser Frau sind nicht Worte, es ist ihr Thun, es ist ihr Leben selbst. Dieses Leben, sagten sie alle, ist vom Morgen bis an den Abend nichts anders, als thatsächlicher Ausdruck ihrer Sorgfalt und Liebe für ihre Kinder. Sie lernen wesentlich dadurch, daß sie besorgt werden und sich selber besorgen müssen. Das Wort der Lehre ist gleichsam nur der tote Schall des innern Geistes ihrer Muttersorge, aus welchem die Lehre so natürlich und einfach herausfließt, daß sie dem Kind selber ganz eigentlich als Sorgfalt und nicht als Lehre ins Auge fällt. Es erhob das Herz aller drei, da Glülphi es aussprach: So wie ihre Muttersorge und ihre Muttertreue, die ihr jedes Wort der Lehre in den Mund gibt, so geht auch jedes Wort ihrer Lehre als Muttersorge und als Muttertreue in die Seele der Kinder hinüber, und das ganze Rätsel, warum es als Lehre so außerordentlich wirkt, ist dadurch gelöst.

21. Glülphi's Nacht, in der er sich entschließt, Schulmeister in Bonnal zu werden.

Glülphi sagte in dem Augenblick, in dem er von der Gertrud wegging: Das höchste Ziel der Volkserziehung, das ich mir je träumend vorgestellt, steht aufgelöst vor meinen Augen. Die Kinder dieser Frau sind für ihre Lage und Umstände so geschult und gebildet, daß ich noch keine gesehen, die für ihre Lage und Bestimmung besser geschult und erzogen sind. Er war schon durch des Meyers Unterredung zur glühenden Sehnsucht, dem Zustand Bonnals helfen zu können, erhoben, aber der Anblick der Wohnstube der Gertrud ergriff ihn, daß nicht wohl ein Mensch durch irgend eine Ansicht des Lebens tiefer ergriffen werden kann. Er saß da neben Arner und dem Pfarrer in sich selbst gekehrt. Was diese sagten, machte nur wenig Eindruck auf ihn. Er hörte es kaum. Er saß, von der Wohnstube der Gertrud ergriffen, da, wie ein Spanier in Peru, den ein Zufall auf eine offene Goldgrube hinführt. Der Glückliche kann nicht vom Platz. Er sichert sich des Ortes, weicht keinen Schritt von ihm weg, bis er ihn von allen Seiten ins Auge gefaßt und sich sicher gestellt, ihn wieder zu finden. Das allerwenigste, das ihm in den Sinn kommt, ist nach Mexiko oder gar nach Cadix zu reisen, den Bergbau und die Metallurgie zu studieren, um seine Goldgrube auf das allervollkommenste benutzen zu können; o nein, o nein, er eilt nur heim, um Karst, Pickel, Schaufel und Hände zu holen; er eilt nur heim, zu graben, zu öffnen die Grube, die er gefunden. Er steht bei keinem Bruder still, um mit ihm von der Grube zu reden. Er sagt Vater und Mutter kaum ein

paar Worte davon. Er eilt, er eilt mit Karst, Schaufel, Pickel und Händen zu graben, Gold zu graben in der Grube, die er jetzt gefunden. So wie der Spanier von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester weglief zu seiner Grube, also mußte Glülphi von Arner und dem Pfarrer weg. Es drängte ihn in seinem Innersten, allein zu sein und sich mit dem zu beschäftigen, was er gesehen und gehört. Ein Gedanke, ein einziger Gedanke ergriff ihn jetzt und verschlang seine Seele: Was ist zu thun? — was ist zu thun? — Er mußte von ihnen weg, eilte auf seine Stube und sowie er hineintrat, sprach er das Wort aus: Ich muß Schulmeister werden in Bonnal. Aber er sprach es aus, wie ein Mensch, der von einem unaussprechlichen Traum aus dem Schlaf erwacht und selbst noch nicht weiß, ob er wacht oder träumt; so sprach Glülphi das Wort aus: Ich will Schulmeister werden in Bonnal. Dann aber fragte er sich doch bald: Aber ist's möglich, kann ich's werden? Kann ich Schulmeister werden, wie Gertrud es ist? Kann ich zu einer Schulstube kommen, wie ihre Wohnstube eine ist? Dann sagte er: Es muß sein, es muß sein; ich muß mich nicht fragen, ich muß nicht zweifeln, es muß sein, ich muß Schulmeister werden. — Er saß ohne Licht in seiner Stube. Seine Augen waren geschlossen, aber Gertrud, ihre Stube und ihre Kinder standen vor seiner Seele. Er hielt ihr Bild fest. Es verwandelte sich alle Augenblicke in neue Gestalten; aber lebendiger stand es nicht vor seiner Seele, als er sie und ihre Kinder selbst sah und hörte. Das Bild, das vor ihm stand, war nicht etwas, das ihn blos träumend als äußere, auf ihn wirkende Wahrheit belebte, nein, nein, es war etwas, das ihn als in ihm innerlich glühendes Leben wirklich verschlang. Zwischen hinein standen auch die Glaubensworte des Meyers in der unerschütterlichen Kraft ihrer Wahrheit vor seinen Augen und erhöhten durch ihre unermeßliche Tendenz die glühenden Farben, in welchen das Bild der Gertrud und ihrer Baumwollenspinnerstube vor seinen Augen stand. — Also erhöht die unermeßliche Weite des Weltmeers im Orient die glühenden Strahlen der aufgehenden Sonne vor den Augen der sie bei ihrem Aufgang und bei ihrem Niedergang anbetenden Völker. Er entschlief erst gegen den Morgen, aber als er erwachte, sprach er das Wort: „Ich will Schulmeister werden", ehe er die Augen recht geöffnet, laut aus, wie wenn es ihm beim Entschlafen noch auf seinen Lippen stecken geblieben und er es erst jetzt auszusprechen vermochte. Aber sowie er es ausgesprochen, war ihm ganz wohl. Er zweifelte nicht mehr. Er fragte sich nicht mehr: Kann ich's? Bin ich's imstand? Er war jetzt in seinem Entschluß, Schulmeister in Bonnal zu werden, fest und glaubte an sich selbst und an die Hilfe dessen, der diesen Entschluß fest in seine Seele gelegt.

22. Ein Ruhepunkt.

Leser! Hier steht der Alte von Bonnal, der dir alles erzählt, eine Weile still. Er ist von dem Gedanken des Glülphi ergriffen, wie

dieser von der Wohnstube der Gertrud. Der Gedanke erhebt mein Herz; welch ein Segen, wenn Glülphi es durchsetzt und eine Schule einzurichten vermag, die in diesem Geist anfängt dem tiefen Verderben, in welches das Strohfeuer unserer Träumerzeit, die Eisberge unserer Selbstsucht und die Bodenlosigkeit unserer Vielwisserei den Geist unsers Erziehungswesens hinabgestürzt, in seinen Fundamenten entgegen zu arbeiten! Welch ein Segen, wenn es geschieht und die Edeln der Nachwelt die Quelle des Verderbens unserer Zeit im Mangel der heiligen Kräfte der Wohnstuben des Volks erkennen und alle Kräfte aufbieten werden, den Grundübeln unserer Tage durch Wiederherstellung und Wiederbelebung ihrer heiligen Kräfte ein Ziel zu setzen.

23. Glülphi erklärt sich, Schulmeister zu werden.

Von diesem Augenblick an war Glülphi von seinem Entschluß, Schulmeister zu werden, so viel als verschlungen, und am Morgen darauf, als sie ihr Frühstück früh eingenommen, um bald in Bonnal anzulangen, fiel das Gespräch in dem ersten Augenblick, da Arner und Glülphi sich sahen, wieder auf das Unglaubliche, das Gertrud in ihrer Stube geleistet, und auf die Notwendigkeit, Schulen in diesem Geiste einzurichten. Aber wo ist's möglich, fiel der Junker mit Lebhaftigkeit ein, Schulmeister für die Dörfer zu finden, die das Unglaubliche, das Gertrud in ihrer Stube leistet, auch nur zu lernen geneigt, ich will nicht einmal sagen, auszuüben fähig sind?

Glülphi erwiderte lächelnd: Schneien wird es dergleichen Schulmeister freilich nicht und man wird sich im Anfange, denke ich, mit einem oder zweien, die das zu leisten imstande und Willens sind, begnügen müssen.

Junker. Aber wo diese zwei oder auch nur diesen einen hernehmen?

Glülphi. Einen wollte ich wenigstens wissen, der gelüstete, Schulmeister in Bonnal zu sein.

J. Und auch bei der Gertrud zu lernen, diese Schule einzurichten?

G. Auch das.

J. Sie machen mich viel fragen. Halten Sie ihn auch für das fähig, was sie von dem Ideal ihres Schulmeisters fordern?

G. Wenigstens wird er sich alle Mühe geben, es zu lernen, denn er gelüstet, Schulmeister in Bonnal zu werden. Wollen Sie ihn auf meine Empfehlung hin annehmen?

J. Das sind Sie. Es kann kein Mensch für das gelüsten, als Sie.

G. Und wenn ich's bin?

J. Sie sind es. Ihr Blick sagt mir, daß Sie es sein wollen und ich wünsche mir Glück dazu.

Glülphi ist gerührt. Der Junker umarmt ihn und sagt ferner: Wäre ich in der Lage, daß ich's könnte und dazu fähig, wie Sie, ich würde gelüsten, zu thun, was sie thun. Glülphi erwiderte: Wenn jetzt nur Gertrud mir hilft, so ist alles in Ordnung; aber ohne sie

vermag ich die Sache nicht. Ich kann mir die Grundsätze und einige Mittel dazu auch wohl eigen machen, aber sie hat das alles auf eine Weise im Herzen und in Händen und Füßen, wie es sich nur eine Mutter, und ich muß fast hinzusetzen, nur eine arme Mutter ins Herz, Hände und Füße hineinbringen kann.

Anspannen! anspannen! rief jetzt der Junker, wir wollen eilig zu ihr hinfahren.

24. Der Unterschied in der Art, wie drei edle Männer von den Ansichten des Baumwollen-Meier und dem Thun in der Wohnstube der Gertrud ergriffen und zu einer ihm eignen Selbstthätigkeit hingerissen wurden.

Es ist merkwürdig, seit den Besuchen bei dem Baumwollen-Meyer und der Gertrud waren Arner, der Pfarrer und Glülphi von dem Eindruck dieser Besuche hingerissen und gleichsam verschlungen. Dennoch waren die Gesichtspunkte, durch welche ein jeder von ihnen so weit davon ergriffen worden, bei jedem einzelnen verschieden.

Arner sah sein liebes Bonnal mit allem seinem Verderben im ganzen Umfang seiner Quellen und Ursachen, besonders insofern sie von den Schwächen und Fehlern des Schlosses abhingen, vor Augen und freute sich hauptsächlich der Hoffnung, durch die Schulen und durch den mitwirkenden Einfluß auf das häusliche Leben, sowie durch die Möglichkeit einer bessern Wahl der Vorgesetzten dem Unglück, dem das Dorf unterlegen, für die Zukunft in seinen Quellen abzuhelfen.

Dem Pfarrer fiel der Zusammenhang der kindlichen Freiheit, des kindlichen Mutes und der kindlichen Freude und Liebe, das in allem Thun der Gertrud und ihrer Kinder stattfand, mit ihrer kindlichen Unschuld und ihrem rein christlichen Glauben und Leben auf eine Weise auf, daß ihm der Einfluß auf die Beförderung des wahren, christlichen Glaubens, den ein Pfarrer in einem Dorf haben kann und zu haben suchen soll, in einem ganz neuen und so hinreißenden Lichte vor Augen kam, daß ihn diese Ansicht die merkwürdigen Worte aussprechen machte: Ich habe für die mir wahr scheinenden Ansichten des Christentums oft gestritten und mich fast gezankt, aber ich sehe jetzt, das war nicht gut. Ich sehe jetzt mehr als je, das wahre Christentum, der wahre christliche Glaube, diese Kraft Gottes zum Heil eines jeden, der da glaubt, muß jeden einzelnen Christen zu dem kindlichen Mut, zu der kindlichen Freiheit und zu der kindlichen Freude und Liebe hinführen, der die Kinder der Gertrud beten und spinnen, arbeiten und in der Bibel lesen macht; und es ist gewiß, der wichtigste Einfluß, den ein Pfarrer zur Beförderung des wahren Christentums haben kann, muß auf diesem Wege angebahnt und befördert werden.

Glülphi war ganz vom Entschluß, Schulmeister in Bonnal zu werden, verschlungen, und mehr als noch je von einem Gewaltsdrang nach diesem Ziel ergriffen, aber auch er fühlte, daß seine Schule nur insoweit gelingen und als ein wahres, menschliches und christliches

Bildungsmittel dastehen könne, als in ihr eben die Liebe, eben der Mut, eben die Freude und eben die Freiheit herrschen werde, die sich in der Stube der Gertrud so hinreißend ausspricht. Er träumte sich auch den Erfolg seiner Schule nur dann und nur dadurch erzielt, wenn einst die aus seiner Schule austretenden Kinder diesen menschlichen Mut, diese menschliche Freude und Freiheit mit der Unschuld ihrer christlichen Liebe und der Freiheit und Kraft ihres christlichen Glaubens in ihrem wirklichen Leben vereinigen werden. Der Traum seiner Schule war durchaus ein Traum von der Möglichkeit, alle Kraft und alle Kunst des häuslichen Lebens, die er in dieser Stube in sittlicher, geistiger und Berufsübereinstimmung vereinigt gesehen, in eben dieser Vereinigung in Schulkräfte und Schulmittel zu übertragen, und er sah die Möglichkeit dieser Uebertragung vom ersten Augenblick an, in dem diese Ansicht sich in seiner Seele entfaltete, nur allein durch die höchste Vereinfachung aller Schulmittel und durch die sorgfältigste Bildung aller Schulkräfte erreichbar. Er fand sich selbst nicht einfach genug. Ich bin, sagte er zu sich selbst, schon ein alter, verschrobener Kerl, und die Schulmeister müssen Wohnstubenschulmeister, sie müssen Kinder werden, nur dadurch können sie dahin kommen, Schulen einzurichten, die in ihrer Führung so einfach sind, daß Kinder selber Schulmeister werden können und wollen. Er fühlte seine Träume noch unreif, aber er hing ihnen mit einer Gewaltsamkeit nach, daß er auf dem ganzen Wege nach Bonnal in sich selbst gekehrt war; er redete wenig und eilte, sobald er ankam, man kann nicht mehr eilen, zur Gertrud.

25. Abermal ein edler Herrschaftsherr, ein guter Pfarrer und ein welterfahrner Soldat in der Stube einer armen Baumwollenspinnerfrau, deren Herz sie menschenbildungshalber so weit führt, als der beste Kopf einen edeln Mann diesfalls hinzuführen imstand ist.

Der Pfarrer, der bis spät in der Nacht bei einem Kranken in Bonnal gewesen, war kaum aufgestanden. Er hatte seinen Thee noch nicht getrunken, als die Herren in Bonnal ankamen. Die Frau Pfarrerin meinte, sie müßten jetzt doch auch eine Tasse mit ihm trinken; aber der Leutnant war kaum dahin zu bringen. Doch da Arner eine annahm, legte er seinen Stock und Hut auch ab und setzte sich zu ihnen hin. Aber er war mit seiner Tasse so bald fertig und alle Zeichen, daß es die letzte sei, die er trinken wolle, waren sichtbar gegeben, daß der Pfarrer wohl merkte, er dürfe schandenhalber nicht halb so lange an seinem Thee trinken, als er sonst gewohnt war. Er trank so geschwind, als er es sonst in dem einzigen Fall thut, wenn eben ein Kranker ihn zu sich rufen läßt. Der Leutnant sah diese Eilfertigkeit nicht, so recht sie ihm war, die Frau Pfarrerin aber und der Junker merkten es und die erste meinte, ihr lieber Mann dürfte seine Tasse Thee doch etwas langsamer trinken, und es pressiere doch auch nicht so gar damit, zu der Gertrud zu gehen, es

sei ja noch so früh. Aber sie sagte nichts. Doch sah sie ihren Mann auf eine Weise an, daß er wohl merkte, was sie meine. Auch der Junker merkte es, lachte und sagte: Aber, Herr Pfarrer, trinken sie doch ihren Thee ruhig und wie gewohnt aus, es ist ja lange bis zu Nacht, so gar eilt es doch nicht. — Jetzt merkte der Leutnant, daß er sich zu ungeduldig geberdet und bat die Frau Pfarrerin freundlich lächelnd noch um eine Tasse Thee. Es ist ihnen nicht ernst, sie wollen lieber keine, erwiderte die Frau Pfarrerin.

Er. Nein, nein, es ist mir ernst, geben Sie mir noch eine.

Sie. Aber wollen Sie sie mit Geduld austrinken?

Er. Ich will der letzte sein, der noch einen Tropfen in seiner Tasse hat.

Sie. Da könnte Sie mein Mann sträflich plagen, wenn er seine Tabakspfeife noch anstecken würde, wie er's sonst zum Thee gewöhnlich thut.

Nein, nein, Herr Leutnant, sagte der Pfarrer, diese stecke ich jetzt gewiß nicht an — und damit trank er seine letzte Tasse aus und stand auf, dann auch der Junker und erst nach ihnen trank der Leutnant seinen letzten Tropfen Thee auch aus.

Nun gingen sie alle drei zur Gertrud. Diese hatte sie erwartet, aber um deswillen auch nicht das Geringste in ihrem Sein und Thun verändert. Alles war vollends wie gestern, und es fiel dem Leutnant als sehr wichtig auf, daß es so war. Er sagte zum Junker französisch: Das Größte in dieser Sache ist, wie es mich dünkt, daß bei der Freiheit und dem Leben, das im ganzen Thun dieser Stube herrscht, doch alles sich immer gleich ist und gleichsam wie an einer Schnur fortläuft. Dieser Zustand ist ohne die tiefste psychologische Begründung und ohne die höchste Einfachheit und Uebereinstimmung, die aus ihr hervorgehen muß, nicht zu erzielen. Auch ist alles, was in dieser Stube geschieht und wie ein Uhrwerk immer fortläuft, so bestimmt, daß, wenn man stundenlang zusieht, gar nichts davon als außerordentlich vorfällt; im Gegenteil, man meint, eine jede andere Frau sollte das auch können.

Der Junker erwiderte: Ich bin sicher, hundert und hundert Weiber, die nicht wert sind, ihr diesfalls den Schuhriemen aufzulösen, würden, wenn sie uns so in der Stube dasitzen und aufschreiben sähen, was darin geschieht, zu einander sagen, sie und hundert andere Weiber könnten und thäten das alles, wo nicht besser, doch vielleicht eben so gut als Gertrud.

Da sie so französisch redeten, kehrte sich der Heirli gegen eine seiner Schwestern, die neben ihm saß, um, sagte mit halb lauter Stimme: Parle, parle frangse, und suchte alle französkschen Worte, die er hörte, nachzutönen. Gertrud sah's, winkte ihm und er war im Augenblick mausstill.

Der Gertrud Kinder lasen, da die Herren in die Stube kamen, wie das letztemal, zuerst in der Bibel. Da dieses vollendet, fingen

sie an zu singen. Die Morgensonne schien eben im reinsten Glanz in ihre Stube und die Kinder sangen, ohne daß die Mutter es ihnen vorschrieb, das Lied:

Wie schön, wie herrlich strahlet sie,
Die Sonne dort, wie sanft, und wie
Erquickt, erfreut ihr milder Glanz
Das Aug', die Stirn', die Seele ganz! usw.

Auch das ist eine Eigenheit der Führung dieser Stube, daß die Mutter und die Kinder mitten in der festesten Ordnung ihres Pflichtlebens offene Sinne für alles Schöne und Gute, das in ihren Umgebungen stattfindet, haben, und mitten in ihrer ununterbrochenen Thätigkeit herzliche und freie Teilnahme daran zeigen. Sie spinnen so eifrig, als kaum eine Tagelöhnerin spinnt, aber ihre Seelen taglöhnern nicht. Sie bewegen sich während der ununterbrochenen Gleichheit ihrer lieblichen Bewegung so leicht und so frei, wie der Fisch im Wasser, und so froh, wie die Lerche, die in den Lüften ihren Triller spielt.

Der gute Heirli hatte schon das letztemal daran gedacht, er möchte dem Junker für die schönen Batzen danken, die er der Mutter, als sie bei ihm war, für sie gegeben, aber er war das erstemal zu scheu. Jetzt fürchtete er sich nicht mehr und paßte nur auf den Augenblick, wo er der Mutter das sagen konnte. Aber sie sah ihm lange nicht ins Gesicht, daß er ihr winken, und stand ihm nie so nahe, daß er sie erlangen konnte. Endlich geriet es und er konnte ihr ins Ohr sagen: Dürfen wir dem Junker nicht auch für die neuen Batzen danken? Der gute Bub drückte mit seiner Hand ihren Kopf hart an den seinen an und nahm ihr das halbe Ohr ins Maul, wie wenn er's abbeißen wollte. Gertrud hatte den Junker seitdem schon mehrmal gesehen, aber sie freute sich jetzt von Herzen, daß ihr guter Heirli selber daran sinne, daß er und seine Geschwister ihm für die geschenkten Batzen danken sollten, wie sie und ihr Vater ihm schon oft für ihr neues Glück gedankt. Sie sagte dem Knaben: Das ist brav, daß du daran sinnest; sage es deinen Geschwistern allen und geht mit einander hervor. Sobald sie das gesagt, legte er seinen Baumwollenflocken auf seinen Stuhl, schlich hinter den Rädern zu seinen Geschwistern und sagte einem nach dem andern, was sie thun wollten. Jetzt standen sie alle von ihren Rädern auf und traten mit dem Heirli zum Junker hervor; aber da sie dastanden, konnte keines reden.

Der Junker sagte zu ihnen: Was macht ihr da, Kinder? Was wollt ihr? Und Gertrud zum Heirli: Kannst du jetzt nicht reden? — Da stund er an ihn zu und sagte: Wir wollen dir für deine schönen Batzen danken. Es freute den Junker. Er gab einem nach dem andern die Hand und sagte: Kinder! Euer Vater und eure Mutter sind mir lieb, und wenn ihr Recht thut, so seid ihr mir auch lieb euer Lebtag.

Dann nahm er den guten Heirli vom Boden auf seinen Arm, sah ihm eine Weile ins Gesicht und sagte ihm dann: Nicht wahr, du

gibst doch gewiß auch einen rechten braven Buben? Ja gewiß, sagte der Heirli, und gäll, ich bin dir auch dann dein Lebtag lieb? Er war im Augenblick auf seinem Arm wie daheim, sah ihm beständig in die Augen und streichelte ihm mit der Hand über die Backen. Arner sagte ihm da: Sag', bin ich dir auch lieb? Das denk' ich, sagte der Bub, du bist ja noch mehr gut, als die Mutter gesagt hat.

Arner. Wie gut hat die Mutter gesagt, daß ich sei?

Heirli. Sie hat gesagt, wenn ich dir danke, so würdest du mir die Hand geben, und jetzt nimmst du mich noch gar auf deinen Arm.

Arner. Hast du das so gern, wenn man dich auf den Arm nimmt?

Heirli. Ja; — aber ich hänge dir Baumwolle an.

Arner. Es schadet nichts.

Nein wart', sagte der Heirli, ich will dir sie wieder ablesen, — schnackte ihm dann über die Achsel, langte mit der Hand auf dem Rücken und auf beiden Seiten, so weit er konnte, herunter, und las ihm die Baumwolle ab, die er ihm angehängt.

Indessen berieten des Rudi Kinder unter einander und sie wollten ihm für ihre Kuh und für ihre Matte auch danken. Gesagt, gethan. Sie drängten sich durch die andern. Das mit dem schwarzen Kohlaug' voraus. Es war das erste bei ihm und sagte: Wir wollen dir auch danken. Wofür? sagte der Junker und hatte den Heirli noch auf dem Arm. Ja, für die Kuh und für die Matte, sagte das Kind. Da stellte der Junker den Heirli ab, nahm es auf den Arm und sagte: Wie geht es euch jetzt, ihr Lieben? Ist euch auch wohl? Ja wahrlich, sagte das Nännli, seitdem wir auch Milch haben und diese Frau da kennen. Aber folgt ihr auch der Frau? sagte Arner. Ich weiß nicht, du mußt sie fragen, sagte das Kind auf seinem Arm. Und Gertrud: Es muß gut sein, bis es besser wird. Folgt ihr ordentlich und thut Recht, wenn ihr mir lieb sein wollt, sagte der Junker. Wir wollen ihr gewiß folgen, sagten die Kinder alle, bis auf das Liseli; das murrte so zwischen den Zähnen, daß es auch so tönte, und man meinte, es sage es auch. Das Nännli auf seinem Arm war so geschwind erwarmet (bei ihm wie daheim), als der Heirli. Es ging nicht lange, so sagte es: Hast du viel so schöne Batzen, wie du da den Kindern gegeben? Schweig' doch, schweig' doch, du unverschämtes Kind, riefen ihm die andern auf allen Seiten zu. Der Junker sagte ihnen: Laßt es reden — und zum Kind: Möchtest du auch?

Kind. Ja, wenn du mir gibst.

Junker. Ich hab' jetzt keine bei mir.

Kind. Hast du nicht immer bei dir?

Junker. Nein, aber wenn ich wieder komme, so hab' ich bei mir.

Kind. Kommst du bald wieder?

Junker. Ja.

Kind. Gibst mir dann auch?

Junker. Was willst du damit thun?

Kind. Zusammenbehalten und sparen.

Junker. Und dann?

Kind. Und dann, wenn ich groß bin, etwas dafür kaufen.

So verweilte sich Arner mit dem Kind auf dem Arm und redete noch mit allen andern gleich gut, wie mit ihm, und wie ein Vater.

26. Gertrud sorgt wieder für ihren guten Rudi.

Der Anfang stimmt mit Nr. 22 (S. 336, 337). Der Schluß ist etwas geändert:

Und der Vogt sagte noch einmal, es solle an ihm nicht fehlen. Aber er keuchte und ward blaß, so angst machte ihm das Gespräch. Und da der Junker ihn bei seinem Ja=ja=sagen so keuchend und blaß dastehen sah und wohl ahnte, was es bedeute, sagte er ihm noch: Aber es ist nicht, daß es meinethalben sein müsse, wenn es dir etwa zuwider; der Mann wird wohl versorgt werden, daran hat's keine Not. Der Erztropf hätte jetzt noch einmal sich mit Ehren herausziehen können; aber er sagte noch einmal, es sei ihm nichts weniger als zuwider. Doch glaubten ihm das weder der Junker noch die Gertrud, und diese sagte noch halblaut: Es kommt zuletzt nicht alles auf ihn an.

Er verstand das Wort selbst noch und sah den Blick der Verachtung, mit dem es Gertrud ausgesprochen und denjenigen, mit dem es der Junker angehört. Sein Gefühl war von allen Seiten gestoßen und verwirrt. Er wußte, daß er gelogen. Er wollte im Herzen nicht einmal, daß der Junker glaube, was er sagte und doch that ihm weh, in diesem Blick die Verachtung zu sehen, daß er es nicht glaube. Was ihn aber am meisten empörte, war, daß er sich einbildete, es könne vielleicht möglich sein, seine Schwester, die Meyerin, habe es mit der Gertrud selber abgeredet, daß sie ihn des Rudi halber so vor dem Junker auf den Esel gesetzt. Sobald ihm dieser Gedanke in den Sinn kam, konnte er ihn nicht mehr aus dem Kopf bringen. Auch fürchtete er sich jetzt, wenn seine Frau vernehmen, was er dem Junker versprochen, so werde sie ihn auf eine Weise ausschelten, wie sie es schon oft gethan hatte, und der Hans Ulrich Ochsenfeißt, an den sie ihrethalben dachten, werde, wenn er vernehme, warum es des Rudi halber zu thun sei, nichts mehr von seiner Schwester hören wollen, sondern vielmehr ihm und seiner Frau diesfalls zur Antwort schicken, wenn sie lieber eine magere Geiß als einen fetten Stier im Stall haben wollte, so möge er es wohl leiden, und sie solle seinethalben den Rudi oder jeden andern Bettler nehmen, den sie gelüste. Er ging auch heute zweimal zu seiner Schwester, um zu sehen, ob es denn auch wirklich wahr sei, daß Gertrud ihm diesen Possen gespielt. Aber er traf sie beide mal nicht zuhaus an und mußte also mit seiner diesfälligen Anfrage warten, bis sie zuhaus war.

27. Glülphi spricht die Gertrud bei seinem Vorhaben, Schulmeister zu werden, um Hilfe an.

Das Gespräch des guten Heirlis und des Rudis Kinder mit dem Junker und dann auch das mit dem Untervogt machte dem Glülphi lange Zeit. Er sehnte sich, sein Anliegen der Gertrud vorzubringen und sobald der Vogt fort war, sagte er zu ihr: Aber, liebe Frau, sag' sie mir jetzt, könnte man die Ordnung, die sie in ihrer Stube hat, nicht auch in einer Schule einführen? Gertrud besann sich einen Augenblick und sagte dann: Ich weiß nicht, aber man sollte meinen, was mit zehn Kindern möglich ist, wäre mit vierzig auch möglich. Doch es würde viel brauchen und ich glaube nicht einmal, daß man leicht einen Schulmeister finden würde, der so eine Arbeitsordnung in seiner Schule leiden würde.

Leutnant. Aber wenn sich einer fände, der sie gern einführen wollte, würde sie ihm dazu helfen?

Gertrud (mit Lachen). Ja freilich, wenn sich einer fände.

L. Und wenn ich es wäre?

G. Was wäre?

L. Der Mann, der gern eine Schule einrichtete, wie sie eine in der Stube hat.

G. Ihr seid kein Schulmeister.

L. Ich will's werden.

G. Ja, vielleicht in einer Stadt und in etwas, von dem man im Dorf weder Gigs noch Gags versteht.

L. Nein, wahrlich in einem Dorf und in Sachen, die man in allen Dörfern verstehen sollte.

G. Das muß ein eignes Dorf sein, wo ein Herr, wie Sie sind, darin will Schulmeister werden; bei Kindern, wie sie bei uns sind, gelüstet kein solcher Herr, Schulmeister zu werden.

L. Das weiß sie jetzt doch auch nicht.

G. Aber ich bilde mir's so ein.

L. Das sehe ich. Aber wenn ich so ein Schulmeister sein wollte, was würde sie sagen?

G. Es würde ihnen leid sein, wenn Sie es müßten.

L. Aber wenn ich es sein wollte, würde sie mir dann helfen?

Noch immer in der Meinung, es könne davon im Ernst nicht die Rede sein, antwortete Gertrud: Ja freilich, wenn Sie hier in Bonnal Schulmeister sein wollen, so will ich Ihnen helfen, was ich kann und mag.

Jetzt wandte sich der Leutnant an den Junker und den Pfarrer und sagte: Ihr habt's jetzt gehört, sie hat mir zweimal versprochen, daß sie mir helfen wolle.

Die Herren fingen an zu lachen und sagten zur Gertrud: Das ist brav, das ist brav, Gertrud, daß Du ihm helfen willst.

Sie fing an, etwas betroffen zu werden und sagte: Aber was ist das? Er ist nicht Schulmeister in Bonnal, und wenn er's wäre, was könnte ich ihm helfen?

Beide, der Pfarrer und der Junker: Wohl freilich ist er Schulmeister in Bonnal und ist auch nicht daran zu zweifeln, Du kannst ihm bei der Art, wie er Schulmeister sein will, helfen, wie sonst wenige Leute ihm helfen könnten.

Jetzt wurde das Gespräch ernsthafter. Gertrud beharrte darauf, sie sei dem Herrn Leutnant nicht das geringste zu zeigen imstande, wenn er wirklich Schulmeister werden wolle; ihre Kinder wolle sie ihm herzlich gern in die Schule schicken und wenn sie jung wäre, selber hinein kommen.

Aber Glülphi und die Herren wiederholten, wie er Schule halten wolle, könne sie ihm viel helfen. Zuletzt brachte sie noch an: Ich habe mit meiner Haushaltung mehr als genug zu thun, aber wenn's zuletzt, wie ich anfange zu merken, etwa darum zu thun ist, ihm in Arbeitsart einen guten Rat zu geben, so weiß ich eine Frau, die das weit besser als ich versteht und dazu alle Zeit hat. Sie nannte dann den Herren die Frau, die wirklich eine vortreffliche Arbeiterin und eine in allen Stücken gewandte Haushälterin ist. Der Leutnant erwiderte ihr: Auch diese kann und will ich brauchen, aber für Dein Mutterherz und Deine Mutterkraft gibts keinen Vikar und diese möchte ich in meine Schule hinein haben.

Gertrud erwiderte: Mein Mutterherz ist kaum für meine Stube groß genug und wenn Ihr unser Schulmeister werden wollt, wie ich's jetzt glauben muß, so weiß ich, Ihr bringt ein Vaterherz und eine Vaterkraft in die Schule, die mein kleines Mutterherz völlig überflüssig machen wird. Die Herren erwiderten: Es ist wahr, unser Leutnant wird ein großes Vaterherz und eine große Vaterkraft in unsere Schule hineinbringen. Dafür danken wir Gott, aber sein Herz und seine Kraft wird die Mitwirkung Deines Mutterherzens und Deiner Wohnstubenerfahrung nicht überflüssig machen, und Glülphi nahm sie jetzt auch bei der Hand und sagte: Deine Lobrede von meinem Vaterherzen habe ich nicht verdient, aber ich will sie zu verdienen suchen und eben darum habe ich Deine Hilfe notwendig und lasse Dich von Deinem Versprechen nicht los, so höflich Du auch immer herauszuschlüpfen versuchst.

Gertrud ward jetzt still und Arner und der Pfarrer sagten zu ihr, wie dem armen, verdorbenen Dorf nur durch Erziehung der Jugend wieder aufgeholfen werden könne und wie wichtig es für dasselbe sei, daß Glülphi bei seinem Vorhaben, Schulmeister in Bonnal zu werden, alle mögliche Unterstützung finde. Innig gerührt erwiderte jetzt Gertrud, wenn sie etwas dazu beitragen könne, so sei das ihre Schuldigkeit und sie wolle es herzlich gern thun; aber sie glaube nicht, daß sie imstande sei, etwas dazu beizutragen.

Die Herren boten ihr jetzt alle die Hand, dankten ihr, daß sie sich mit Glülphi der Jugend ihres Dorfs annehmen wolle, sprachen

ihr Mut zu und versicherten sie, daß sie ganz gewiß vieles zu leisten imstande sei. Sie wiederholte noch einmal, sie wolle thun, was sie in ihren Verhältnissen zu thun imstande sei. Dann lobte sie noch einmal eine Margareth, die im Dorf wohne und in allen Arbeitsgattungen weit mehr verstehe als sie. Glülphi erwiderte, daß er auch sie kennen lernen und ihre Hilfe suchen wolle.

So endete die Unterredung dieser Herren mit der Gertrud. Als sie fort waren, sagte sie zu sich selbst: Sie wollen etwas von mir, von dem ich nie ahnte, daß ich dazu fähig wäre, aber es ist mir dennoch in meinem Innersten, als wenn eine Stimme zu mir sagte: Fasse Mut zu thun, was du kannst. Ich kann mir nicht verhehlen, es ist mir, wie wenn Gottes Stimme in mir selbst zu mir sagte: Du mußt glauben, daß du das könnest, was man von dir fordert.

Der Pfarrer, der Leutnant und Arner sahen die innigste Rührung der Gertrud und dankten Gott für die Stimmung, in der sie sie verließen und für die Hoffnungen, die sie in ihnen erregte.

28. Wenn sich ein schwacher, charakterloser Mensch doch nur gar keiner Sache in der Welt annehmen wollte.

Der Untervogt war nach dem Gespräch mit dem Junker und der Gertrud heute schon zweimal zu seiner Schwester gelaufen; aber er hatte sie beidemal nicht angetroffen. Endlich am Abend, da er wieder zu ihr ging, traf er sie zuhaus an, und im fortdauernden Wahn, sie habe es mit der Gertrud selbst abgeredet, ihn des Rudi halber bei dem Junker so auf den Esel zu setzen, war sein erstes Wort, das er zu ihr sagte: Ich hätte doch nicht gemeint, daß ich so eine Schwester hätte.

29. Wenn die Milch kocht und überlaufen will, so schütten die Weiber nur ein paar Tropfen kaltes Wasser darein.

Stimmt mit Nr. 32 (S. 358,59) überein.

30. Eine sonderbare Heiratsanfrage.

Mit Nr. 33 (S. 359—361) übereinstimmend.

31. Wie sich der Mensch an Seel und Leib krümmt und windet, wenn er etwas will, und meint, er wolle es nicht.

Wie § 34 (S. 361,62).

32. Auch der beste Mensch kann immer nur halb, was er gern will.

Als der Junker diesen Abend heimkam, beschäftigte er sich ununterbrochen mit den Sorgfaltsmaßregeln, die er vorhatte, seinem armen Bonnal wieder aufzuhelfen. Er hatte vor ein paar Tagen einem großen Viehhändler sagen lassen, er solle auf morgen einige Dutzend Geißen nach Bonnal bringen, die man ihm dort abkaufen werde. Er that es nämlich, wie ihr schon wißt, wegen der vielen armen Haushaltungen in Bonnal, die für ihre Kinder jahraus, jahrein auch keinen Tropfen Milch zu sehen bekommen, da doch die Gemeinde einen großen Weide-

gang besaß, auf dem sie Kühe und Geißen sommern könnten, so viel sie nur wollten. Aber wie jetzt eine Ordnung in Bonnal ist, benutzten diesen Weidegang nur die Reichen. Der Junker wollte diesem Unrecht ein Ende machen und dafür sorgen, daß auch die ärmste Haushaltung wenigstens eine Geiß besitze und ihr diesfälliges Recht doch auch im kleinen benutzen könnte, wie die Reichen es im Großen benutzten. Er nahm sich desnahen vor, jeder armen Haushaltung das Geld zu einer Geiß vorzuschießen.

Dann hatte er auch einige hundert Bäume aus seinen Baumschulen ausgraben und nach Bonnal führen lassen, zumteil, um sie jedermann, der Bäume auf seinem Land setzen wolle und dazu schickliche Plätze besitze, auszuteilen, zumteil aber, um sie zu dem großen Baumgarten zu benutzen, den er auf dem Ried anzulegen beschlossen hatte. Er hatte nämlich auf diesem Ried einen großen Platz dazu bestimmt, wo einst das Volk in Bonnal das Fest der dankbaren Armut feiern und unter dem Schatten dieser Bäume mit ihren Verhältnissen zufrieden und dankbar gegen Gott und Menschen sich alljährlich an einem schönen Herbsttage mit den Früchten dieser Bäume erquicken könne. Jede Haushaltung sollte dann einen Wintervorrat davon im feierlichen Zuge mit sich nachhause bringen.

Er hatte diese Entschlüsse schon beide gefaßt, ehe er den Baumwollen-Meyer kannte, aber jetzt verband er sie mit den weitführenden Ansichten dieses Mannes in Rücksicht auf die Mittel, dem armen, verwilderten und zugrund gerichteten Volke in Bonnal wieder aufzuhelfen und faßte, indem er die Urkunde dieser Stiftung, die er morgen dem Pfarrer übergeben wollte, zu sich nahm, vorzüglich ins Auge, wie es ihm möglich sein werde, durch alle diese Schritte allmählich die besten Einwohner Bonnals für seine allgemeinen Zwecke zu gewinnen und einen persönlichen Eifer dafür in die einzelnen Haushaltungen des Dorfs hineinzubringen. Indem er über die Folgen dieser Urkunde so bei sich selber nachdachte, sagte er zu sich selbst: Ich muß auch eine solche über die Wahl meiner Vorgesetzten errichten. Die Ansichten des Baumwollen-Meyer über diesen Gegenstand scheinen mir entscheidend richtig und, will's Gott, helfen mir die Verbindungen, die wir mit den bravsten Leuten im Dorf anzuknüpfen suchen, bald dahin, daß einige Männer im Dorf, die jetzt nur halb brav und halb brauchbar sind, an unsrer Seite ganz brav werden. Aber das braucht Zeit und die muß man abwarten. Jetzt ist's schlimm. Wo nichts ist, da findet man nichts, und ob ich oder das Volk oder wer immer die Vorgesetzten wähle, das ist für jetzt gleichviel. Wo keine braven und brauchbaren Leute sind, da kann man auch keine braven und brauchbaren Vorgesetzten finden, und der Vorschlag, sie unter solchen Umständen durch eine gute Wahlordnung zu finden, ist ebenso unausführbar, als derjenige, durch eine gute Wahlordnung unter Blinden einen Mann mit Luchsaugen auszusuchen und zu finden.

33. Zusammenhang des Mutterherzens mit dem innern Wesen einer guten Schule.

Immer mit dem Gedanken seiner Schulstube beschäftigt, die er auf eben die Fundamente, auf die Gertrud ihre Wohnstube gebaut, gründen wollte, fand Glülphi die größte Schwierigkeit in der wesentlichen Verschiedenheit, die sich zwischen Wohnstube und zwischen der Schulstube befinde. Er fühlte diese Schwierigkeit in ihrer ganzen Ausdehnung und sagte mit Lebhaftigkeit zu sich selbst: In der Wohnstube geschieht alles Bildende, das darin geschieht, in Rücksicht auf das Kind durch den Glauben des Kindes an Vater und Mutter, und durch eine in ihrer sinnlichen Natur unauslöschlich inwohnende Sorgfalt und treuen Liebe für ihr Kind. Dieses beides hat im Verhältnis zwischen Schulmeister und Schulkindern durchaus nicht mit eben dieser Belebung und mit eben dieser Kraft statt. Der Schulmeister ist dem Kind nicht Vater und nicht Mutter und kann es nicht sein. Die Ursachen, welche das Kind von der Wiege an zum Glauben, zur Liebe und zum Gehorsam gegen Vater und Mutter erheben, sind in der Schulstube nicht da und es ist unmöglich, zu denken, daß die sittlichen, geistigen und Kunstanlagen unsers Geschlechts sich in dieser Stube durch den Glauben der Kinder an den Schulmeister so einfach entfalten und sich gleichsam von selbst ergeben, wie dieses in der Wohnstube bei Vater und Mutter der Fall ist. Er überzeugte sich ganz, der nötige Gehorsam und die nötige Anstrengung der Kinder gehe in der Schule durchaus nicht aus dem Glauben der Kinder an den Schulmeister hervor, sondern müsse einerseits und vorzüglich durch den Glauben der Kinder an Gott und an Gottes Wort, anderseits aber dadurch geweckt werden, daß die Kinder von den Gegenständen, die sie der Schulmeister lehrt, tief in ihrem Innersten ergriffen und zur Ueberzeugung gebracht werden, daß die Grundlage alles dessen, was er sie lehrt, eigentlich in ihnen selbst liege und von ihm nur aus ihnen selbst hervorgelockt und entfaltet werde. Er fühlte in dieser Rücksicht auch tief, wie sehr jeder Unterrichtsgegenstand psychologisch tief erkannt und bearbeitet werden müsse, wenn er den Kindern auf eine Art beigebracht werden solle, daß er die Kinder auf diese Art ergreife und fessele. Er sagte zu sich selbst: Das Kind muß durch seinen Unterricht zum Enthusiasmus im Gefühl seiner selbst und seiner Kraft gebracht werden. Es muß zur höchsten Festigkeit des Willens erhoben werden, das in seiner Lage und in seinen Umständen zu werden, was es in denselben vermöge seiner Kräfte und seiner Anlagen werden kann. Der Unterricht muß es dahin erheben, daß er ihm gleichsam als Vater und Mutter vorkommt, um sich durch ihn selbst zu verschaffen, was diese ihm vorher gaben und zur Hand brachten. Er muß ihm als das heilige, durch seine Kräfte und Anlagen in ihm selbst liegende Mittel, sich aus der sittlichen, geistigen und Berufsunmündigkeit zur diesfälligen allseitigen Selbständigkeit zu erheben, ins Auge fassen. Bei dieser Ansicht des Gegenstandes konnte es nicht

fehlen, er mußte zu sich selber sagen: Die Aufgabe, die ich über mich nehme, ist über meine Kräfte, aber ich will zur Auflösung derselben thun, was ich kann. Mein Wille ist fest und die Erfahrung wird mich weiter führen. Ich muß mich jetzt in meinem Vorhaben als einen Neuling ansehen und denken, wenn Gertrud zu der Zeit, da sie den Lienhard geheiratet, gewußt hätte, wie viel sie lernen und selbst wie viel sie sogar leiden mußte, um für ihren Mann und für ihre Kinder zu werden, was sie jetzt für sie ist, sie hätte es wohl bleiben lassen, ihn zu heiraten; sie hätte gewiß nie geglaubt, daß sie für ihre Verhältnisse werden konnte, was sie sein mußte, um nicht mit ihrer ganzen Haushaltung ins tiefste Elend zu versinken — und doch ist sie es geworden. Die Erfahrung hat ihr inneres gutes Herz zu allem hingeführt, was sein mußte und not that. So wird es mir auch gehen. Ich weiß nicht, was mir bevorsteht. Tausend und tausend Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten werden mir aufstoßen, an die ich jetzt nicht denke, aber Zeit und Erfahrung werden mein sich meinem neuen Zweck weihendes Herz sicher zu allem dem hinleiten, was in meiner Lage not thut, und mich, indem ich es thue, zu den Ansichten und Kräften bilden, die ich in meiner Lage notwendig habe. So munterte er sich im Gefühl seiner neuen Laufbahn auf und gewann mitten im Gefühl ihrer Schwierigkeiten durch das Beispiel der Gertrud neuen Mut.

34. Ein Blick in den Zusammenhang einer wahrhaft väterlichen Dorfversorgung mit den höhern Zwecken und Ansichten der Staatskunst.

Arner, der von seinen Jünglingsjahren an und besonders in seiner akademischen Laufbahn die einzelnen Angelegenheiten des Volks im Zusammenhang mit der Staatsgesetzgebung und Staatsadministration ins Auge zu fassen gewohnt war und über diesen Gegenstand schon seit langem mit dem Minister des Herzogs, Bylifsky, der von Jugend auf sein Freund war, in einem vertrauten Briefwechsel stand, fand die Ansichten, die der Baumwollen-Meyer über die Möglichkeit der Wiederherstellung seines verdorbenen Bonnal ausgesprochen hatte, selbst als Staatssache so wichtig, daß er schon am Sonntag Abend folgenden Brief an Bylifsky schrieb:

Lieber, lieber Freund!

Man sucht so oft in weiten Fernen, was einem vor der Nase liegt, und in Systemen, Büchern und Wissenschaftslehren, was der Bauer im Dorf weiß. Eigentlich ahnte es mir schon lange, man höre aus dem Mund gemeiner Menschen oft Wahrheiten, die man in den Büchern umsonst sucht; aber in dem Grade, als sich diese Wahrheit mir gestern durch die Erfahrung bestätigt hat, habe ich sie doch nicht geahnt und hätte sie auch nicht möglich geglaubt. Ein gemeiner Bauer in Bonnal, der aber durch seinen Baumwollenhandel reich geworden, hat mich ganz mit der schwierigen Lage, in der ich mich in

Rücksicht auf meine Herrschaft befinde, wieder versöhnt. Du weißt, wie oft ich dir schon gesagt habe, welch elend Ding es um den Besitz unsrer Herrschaften ist. Wir erben unsere Leute, wie wir Schafe, Pferde und Ochsen auch erben, aber mit diesen erben wir doch zugleich auch für sie ihre Ställe und vielseitig eingerichtete Mittel, sie gut zu besorgen. Die Menschen nicht so. Wir erben sie nur gar zu oft in einem Zustande, wie Vieh, das auf großen Weidedistrikten, die weder Zaun noch Marben haben, wild herumläuft, und das man mit Hunden und Jägern zusammentreiben muß, wenn man auch nur erträglich gutes Stall- und Brauchvieh aus ihm machen will.

Lieber! Sag' mir nicht, das Bild sei zu grell. Du weißt, wie es mich erschreckte, da mein Großvater gestorben war und ich dadurch in den Fall kam, als Erbe von ihm seine Herrschaft anzutreten. Freund! Ich fand das Uebel, das ich fürchtete, noch weit größer, als ich es geglaubt habe. Ich hielt es beinahe unheilbar. Du kannst also denken, wie mein Herz sich erhebt, da mich jetzt der Meyer in Bonnal zur Ueberzeugung gebracht hat, daß keine Menschenübel unheilbar sind, daß im Gegenteil die Mittel, die alten Zwecke meines Lebens zu erzielen und meinen Leuten zu helfen, daß ihnen wirklich geholfen sei, in ihnen selbst offenbar liegen, wenn man nur seine Augen vor ihnen nicht zuschließt, sie da zu sehen und zu suchen, wo sie ihm wirklich an der Hand liegen. Ich habe seit einigen Tagen mitten in der Entdeckung eines allen Glauben übersteigenden Greuellebens in Bonnal einzelne Menschen von einer Lebensweisheit und von einer Kraft in allem, was menschlich ist, gefunden, in deren Dasein die Mittel, dem Verderben des Dorfs im allgemeinen entgegen zu wirken, mit einer Sicherheit vorliegen, die ich dem lieben Gott nicht genug danken kann. Schon ist eine wahre Freude in meinem Innern aufgegangen, daß ich die Herrschaft, deren Besitz ich so lange fürchtete und die mir bis vor wenigen Wochen eine drückende Last war, wirklich besitze. Ich kann nicht sagen, in welch einem Grade mich der Baumwollen-Meyer darüber entzückte, daß er mir die Ursachen der herrschenden Zeitirrtümer in der Behandlung des gemeinen Volks mit einer Klarheit vor Augen gelegt, wie ich sie in meinem Leben noch nie vor Augen gehabt habe. Er machte mich z. B. tief fühlen, wie unser gewöhnliches herrschaftliches Almosengeben die Uebel, denen sie abhelfen sollten, in einem hohen Grad noch vermehren und noch mehr, wie die Folgen unserer geist- und seelenlosen Polizei- und Justizformeln, besonders seitdem sie in die Eisschollen unserer neuen, wissenschaftlich geheißenen Ansichten eingetunkt sind, ebenso die Uebel, denen sie vorbeugen sollten, ins Unendliche vermehren. Hingegen zeigte er mir wieder auf der andern Seite mit der auffallendsten Klarheit, wie es möglich wäre, auch den durch unsere Zeitverirrungen in das tiefste Verderben versunkenen Dörfern durch einen belebenden Einfluß der bravern Leute im Dorfe wieder aufzuhelfen, wenn diese für diesen Zweck unter einander in Verbindung gebracht und in derselben benutzt

würden. Doch so groß dieser Gedanke des Mannes auch ist, so weit er auch führt und so sehr er mich in meinem Innersten ergriffen, so darf man sich freilich auch nicht verhehlen, daß seine Ausführung in unserer Zeit in vielen Rücksichten, besonders in unserm Lande, im höchsten Grade schwierig sein wird und daß man sich beinahe nicht mit der Hoffnung schmeicheln darf, durch solche Verbindungen der bessern Leute in den Dörfern selber etwas Solides und Wesentliches für dieselbe in einem Land zustand zu bringen, in welchem ein öffentlicher und verkappter Unglaube an alles wahrhaft Göttliche und Ewige, der dem Tiersinn der Menschennatur nach allen Richtungen Thür und Thor öffnet und ihn dadurch zu aller Unaufmerksamkeit, Hartherzigkeit und Gewaltthätigkeit gegen die Schwäche unsers Geschlechts nicht nur hinlockt, sondern ihn dazu gleichsam bevollmächtigt und allen seinen Mißgriffen noch von oben herab das Wort redet und Schutz schafft, wie dieses, seitdem Helidor in unserm Land herrscht, der Fall ist. Die Unterredung mit diesem Meyer hat mich beinahe stärker, als ich es vorher je that, fühlen gemacht, daß man in einem solchen Lande von oben herab nichts mehr hoffen darf, als höchstens, daß in demselben dem Viehschaden, insoweit es den Annehmlichkeiten der Jagd- und Spazierrechte aller Müßiggänger nicht nachteilig, etwas mehr vorgebeugt werde; desto tröstlicher und erquickender war mir darum die Ansicht, die er mir heiter gemacht, daß, wenn auch von oben herab so vieles mangelt, das zu einer guten und heilsamen Führung des Volks gethan werden sollte und hingegen so vieles geschieht, das einer solchen geradezu entgegen steht, doch auf der andern Seite noch sehr viel Gutes in der Tiefe des Volks selber liege, das früher oder später zur Wiederherstellung eines bessern Zustands desselben benutzt werden könne. Und es ist wahr, man muß es Gott danken, daß auch selber in tief verdorbenen Völkern, so lange in denselben nicht alle Spur des alten christlichen Lebens ausgelöscht ist und so lange das Volk in denselben im allgemeinen nur noch in der Bibel liest, betet und fleißig arbeitet, ganz gewiß noch immer Kräfte und Mittel findet, dem Verderben desselben Einhalt zu thun und den Quellen seines Unglücks mit mehr oder minderm Erfolg entgegenzuwirken.

Lieber Freund! So schwierig auch mein Augenblick noch hiefür ist und so sehr der Erfolg, den ich hoffe, für mich noch im weiten Felde steht, so hat dieser Mann doch unaussprechlich große Hoffnungen in mir rege gemacht. Aber fürchte dich nicht. Er ist kein Träumer. Er führt mich sicher nicht in die Wolken hinauf, in denen dein Herzog und du so lange von Winden herumgetrieben worden, ehe ihr euch eurer Luftschlösser halber zur Ruhe begabet. Nein, gottlob! mein Mann ist wahrlich kein Träumer. Er steht mit seinen Ansichten und Bestrebungen so fest in der Wahrheit und Bestimmtheit des positiven, wirklichen Lebens und seiner Mittel und Kräfte, als ich nicht leicht jemand kenne, der in seinen Ansichten und Bestrebungen so fest darin steht. Er kennt das, was dem Segen des häuslichen Lebens beim

Volk im Wege steht und auch das, was denselben fördert, mit einer Genauigkeit und beurteilt dasselbe mit einem Scharfblick, daß mir in Rücksicht auf Bonnal nichts zu wünschen übrig bleibt. Aber es ist mir dennoch alles daran gelegen, daß Dir hierüber auch nicht der geringste Zweifel aufsteige; darum füge ich noch bei, Glülphi, den Du kennst und dessen ausgedehnten und sichern Erfahrungstakt Du mir so oft gelobt, ist mit mir in Rücksicht auf den Wert dieses Mannes und die Wichtigkeit und Sicherheit seiner Ansichten vollkommen einverstanden, und was dir vielleicht weniger wichtig, mir aber unendlich angenehm ist, ist, unser guter Pfarrer, der unter meinem armen Großvater so viel von seinem Glauben an die Menschen verloren und in gewissen Rücksichten seit vielen Jahren fast gar keinen mehr hatte, glaubt in Rücksicht auf die Möglichkeit, Bonnal wieder aufzuhelfen, an Glülphi und seine Ansichten, wie ans Evangelium. Wir gehen morgen alle drei, der Pfarrer, Glülphi und ich, zu einer armen Maurersfrau, von der der Baumwollen-Meyer behauptet, ihre Wohnstube sei ein Bild der vollkommensten Dorfschule, die man sich denken könne. Ich kenne diese Frau als Mutter und Ehefrau. Sie ist in dieser Rücksicht ohne ihres Gleichen. Ich bin ungeduldig, zu sehen, wie weit sie in Rücksicht auf Unterricht und Schulführung auch dem entspricht, was der Meyer von ihr sagt. Sobald ich sie gesehen und von ihr weg bin, schreibe ich Dir wieder. Jetzt habe ich nicht Zeit. Mein Kopf und mein Herz ist zu voll, um weitläufiger sein zu können. Lebe wohl. Meine Frau grüßt Dich herzlich. Arner.

Gleich nach dem Besuch bei der Gertrud schrieb er einen zweiten, weitläufigen Brief an ihn, darin er den Eindruck, den ihre Baumwollenspinnerstube als Beispiel und Modell der ersten und besten Schulstube, die er in seinem Leben gesehen, auf ihn, auf den Pfarrer und auf Glülphi gemacht, auf eine Weise beschrieb, daß ich fast die nämlichen Worte wiederholen müßte, mit denen ich diesen Eindruck selbst beschrieben, wenn ich ihn hier einrücken wollte. Nachdem er in diesem Brief lange von der Gertrud und allem ihrem Thun geredet, kam er wieder auf die Ansichten des Baumwollen-Meyer, von der Möglichkeit, dem so tief zerrütteten Bonnal wieder aufzuhelfen und es allgemein wieder zu einem braven christlichen Dorf zu machen, zurück. Er zeigte den Zusammenhang der Ansichten des Meyer mit dem, was Gertrud in ihrer Wohnstube leistet, und schloß dann den Brief endlich mit dieser Stelle: Die Ansichten des Meyer auf das, was für meine Zwecke in Bonnal zu thun sei, beschränken sich

1. auf die Organisation einer Schulstube, die mit dem bildenden Einfluß des häuslichen Lebens, wie dieses sich in der Gertrud Stube ausspreche; in gehörige Uebereinstimmung gebracht werde;
2. auf eine Vereinigung der bravern Leute, die sich noch in Bonnal befinden möchten, mit dem Schloß und dem Pfarrhaus, um durch sie einen sichern, bestimmten und wirksamen allgemeinen Einfluß auf die Haushaltungen des Dorfs zu erhalten, und endlich

3. auf die Organisation einer Wahlordnung für die Vorgesetzten, durch welche dem schrecklichen Einfluß, den schlechte Vorgesetzte im Dorf haben, in die Zukunft vorgebeugt werden könne.

35. Die Frage: „Was man volksbildungshalber thun dürfe?" läßt sich nur durch die vorhergehende richtige Auflösung der Frage: „Was man volksbildungshalber thun müsse?" beantworten.

Arner unterhielt sich auch diesen Abend mit Glülphi über die segensreichen Folgen, die es haben müsse, wenn die Kunstkräfte des Volks, die aus der elementarischen Bildung zum Rechnen, Messen und Zeichnen notwendig hervorgehen, allgemein entfaltet werden könnten, sagte aber zugleich, der Gedanke sei ihm neu und bis jetzt habe er immer geglaubt, eine so weit führende Bildung könnte das Volk dahin führen, daß die niedrigen, aber notwendigen Geschäfte im Land niemand mehr gern thun würde, oder daß man sie unverhältnismäßig teuer bezahlen würde.

Glülphi's erste Antwort über diese Einwendung war nur spöttisch. Dann sagte er: Es steht in einem Lande sehr gut, wenn Dinge, die niemand gern thut, sehr teuer bezahlt werden müssen. Es beklagt sich kein Mensch, wenn ein Jagdhund, der sehr gut ist, auch sehr teuer bezahlt werden muß, und es wäre gewiß für das Land gut, wenn die arme Jugend in demselben lieber bei Vater und Mutter Wasser und Brot essen, als sich als Kammerdiener und Kammermädchen anstellen und herumhudeln ließen, und es wäre ganz gewiß kein Schaden, wenn jeder Kammerdiener und jede Kammerjungfer das Doppelte kosten würde, um das sie jetzt feil sind.

Von dieser Seite haben Sie wohl Recht, sagte Arner, und ich finde mit Beiseitesetzung ihres Scherzes über den Kaufpreis der Kammerdiener und der Kammermädchen sogar, es wäre dem Lande im ganzen ein großer Nutzen, wenn jeder tausend und mehr Juchart Land besitzende Edelmann heute noch finden würde, die Besorgung seines Landes durch Tagelöhner käme ihm zu teuer und es wäre besser, wenn seine tausend Jucharten in zwanzig kleine Gütchen abgeteilt wären und er sie also verteilt an Pächter geben oder gern als Eigentum an sie veräußern würde.

Aber der Pfarrer meinte, durch ein künstlich so weit geführtes Raffinement, selbst in Erwerbssachen, würden im Volk die Fundamente seiner Unschuld, seiner Zufriedenheit und seines Haussegens untergraben. Glülphi erwiderte ihm: Herr Pfarrer, sie reden, als wenn sie nicht in unserer Welt lebten. Was will man von Unschuld, Ruhe und Zufriedenheit im Volk sagen, wo ein Hummel in einem Lande leben kann, ohne daß er bei dem ersten Dutzend seiner Spitzbubenstreiche entweder von der Obrigkeit gehenkt oder vom Volk totgeschlagen wird? Das ist stark, das ist stark, Herr Leutnant, sagte der Pfarrer. Aber sie traten jetzt näher in die Untersuchung dieses Gegenstandes. —

Glülphi war der erste, der selbst sagte: Die Gefahren, das Volk oberflächlich, einseitig beim Wenigkönnen zum Vielwissen zu führen, sind entschieden, hingegen aber sind auch die Vorteile, das Volk beim verhältnismäßig wenigen Wissen zu vielem Können zu führen, ebenso entschieden. Es kommt beim Weitführen des Volks, setzte er hinzu, alles darauf an, ob man es in der Wahrheit seiner Kräfte, oder ob man es im Trug seiner Kraftlosigkeit durch Kenntnisse und Fertigkeiten weiter führe, die nicht solid, sondern nur oberflächlich sind.

Die Herren waren einstimmig, alle Kenntnisse und Fertigkeiten, die nicht auf einer genugsamen Entfaltung der Grundkräfte der Menschennatur ruhten, die sie selber voraussetzen, könnten durchaus nicht harmonisch auf das Ganze unsrer Bildung einwirken, folglich auch nichts Wesentliches zur Entfaltung unsrer Menschlichkeit selber beitragen und folglich auch mit den wesentlichen Zwecken der Menschenbildung nicht in Uebereinstimmung gebracht werden. Um also einen wahren Vorschritt der Volkskultur zu erzielen, müsse man die Unterrichtsmittel der Kinder auf die möglichste Weise vereinfachen und sie auf die psychologischen Elemente der Entfaltung des ganzen Umfangs unserer Kräfte und Anlagen zurückführen. Wenn dieses aber geschehe und bei der Volksbildung mehr die Kräfte und Anlagen der Kinder des Volks an sich selbst entfaltet, als die einzelnen Resultate derselben erzielt würden, so werde dadurch den Gefahren, die durch ein unpsychologisches Weiterführen des Volks für dasselbe wirklich herbeigeführt werden könnten, durch seine Entfaltungsweise selber vorgebeugt und in seinen Quellen Einhalt gethan.

Sie sagten ferner: Das Einfache führt durch sein Wesen zum Soliden, und indem es das thut, führt es nur diejenigen weit, denen ihr Schöpfer selber Kräfte, weiter geführt zu werden, gegeben. Indessen aber, daß dieses geschieht, d. h. indessen, daß durch eine psychologisch elementarische Bildung nur diejenigen ausgezeichnet weiter vorrücken, die wirklich ausgezeichnete Anlagen haben, fallen die Vorteile ihrer höhern Bildung dennoch segnend auf die Masse des Volks, d. h. auf diejenigen im Volk, die keine ausgezeichneten Anlagen haben und die es in keiner Kunst und Wissenschaft weit bringen werden. Aber wenn man bedenkt, daß ein einziges, vorzüglich gut geführtes Genie seinen Mitmenschen, seiner Stadt, seinem Dorf sittlich, geistig und ökonomisch mehr dienen kann, als hundert und hundert von denjenigen, die zu nichts geschaffen sind, als mitzulaufen, wohin man die Herde hintreibt, so fallen die Vorteile einer soliden Volksbildung nicht nur in die Augen, sondern es fällt sogar auf, daß eine solche vorschreitende Bildung besonders in unsern Tagen dem Volk und dem Land notwendig ist, und wenn's auch nur wäre, um dem namenlosen Schaden entgegen zu wirken, den die zahllosen verbildeten Halbköpfe unserer Zeit über die Menge ihrer verwahrlosten, schwachen Mitmenschen verbreiten.

Wenn man, sagte der Leutnant, diese Gesichtspunkte ins Auge faßt, so kann man nicht anders, als mit Hoffnung und Sehnsucht an

einen Zustand denken, in welchem der Menschheit hierin besser Versehung gethan würde, als gegenwärtig geschieht, und diese Sehnsucht muß in dem Grad in uns lebendig werden, als man bedenkt, wie sehr sich seit 50 Jahren die Umstände in einem großen Teil von Europa diesfalls geändert haben. Vor diesem Zeitpunkt war alles gar einfach. Das Volk suchte nur beim Feldbau sein Brot. Das Land war wohlfeil, der Feldbau nicht künstlich. Wir hatten hundert und hundert reiche Bauern, die wenig brauchten und sich dadurch bei jedem Unglück, selber bei Kriegs-, Feuers- und Wassersnot, schnell wieder erhoben; jetzt braucht der halb verarmte Bauer mehr, als ehemals die reichsten. Die Zahl der Wohlhabenden in allen Ständen nimmt sichtbar ab. Brotlos, hilflos und eigentumslos war in dieser Zeit in vielen Gegenden soviel als niemand, jetzt ist das Eigentumslossein so viel als zum dritten Stand, oder wenigstens zu weitaus dem größten, der im Land ist, geworden. Es waren wenig Lasten, wenig Auflagen auf dem Lande. Mit wenig Boden und etwa ein paar Kühen konnte man unter einem Strohdach glücklich und zufrieden mit Gott und Ehren durch die Welt kommen. Was man zu wissen notwendig hatte, das lernte man unter seinem Hausdach und bei Vater und Mutter am besten. Der Bauer fand, wo er stand und ging, auf der Tenne, in der Scheuer, im Stalle, auf dem Acker, für ihn genugthuenden Aufschluß über das, was er zu wissen notwendig hatte. Aber jetzt ist alles anders. Der Preis des Landes ist weit über das Doppelte, hie und da selbst über das Dreifache seines ehemaligen Standpunkts gestiegen. Der Anbau des Landes wird täglich kostbarer und künstlicher, der Aufwand allenthalben größer, Verfänglichkeit nicht nur im Handel und Wandel, sondern selber in Fragen des Rechts und in den Stellungen des Menschen zu seinen öffentlichen Verhältnissen wird täglich allgemeiner und die Sicherheitsmaßregeln gegen diese Verfänglichkeiten werden besonders für den Armen und Ungebildeten mit jedem Tage schwieriger. Man fordert indessen von Armen und Halbarmen täglich mehr und unverhältnismäßig zu viel Beiträge zum öffentlichen Dienst. Allenthalben folgt dem Armen und dem Halbarmen Betrug, und oft hie und da noch Rechts- und Staatsverfänglichkeiten auf dem Fuß nach, so daß es einem jeden Christenmenschen, der nur seine Augen unbefangen aufthun und sehen will, wie es um ihn her steht, in die Augen springen muß, unser öffentliches und gemeinsames Dasein, unsere Nationalexistenz fordere eine Kunstbildung, die das Volk nicht hat, und bei deren Mangel die große Mehrheit desselben wo nicht zugrunde gehen muß, doch offenbar in einem hohen Grade leidet, daß ich es gerade heraussagen muß, es ist ohne Erhöhung der Einsichten, der Kunst, der Thätigkeit unsers Volks, wenigstens in unserm Vaterlande, an hundert und hundert Orten zahllosen Menschen nicht mehr möglich, sich mit Gott und Ehren durch die Welt zu bringen, und alle Uebel, unter denen besonders unser Herzogtum nun leidet, müssen im grellsten Licht fortdauern und immer größer werden, wenn dem Land nicht von dieser

Seite auf eine Weise Vorsehung gethan wird, die den gegenwärtigen Umständen angemessen ist und dieses kann wesentlich durch Schulen geschehen und zwar durch solche, die geeignet sind, den Quellen unsrer Uebel und zwar mit einer Kraft entgegenzuwirken, die zu dem Grad der Uebel, unter denen wir leiden und zu dem Grad der Kräfte, durch die diese Uebel unter uns begünstigt, genährt und erhalten werden, in einem gehörigen Verhältnis steht.

Der Junker und der Pfarrer waren von der Notwendigkeit solcher tief in die Kraftbildung des Volks eingreifender Schulen überzeugt und Glülphi sagte noch: Wenn ich der Gertrud Haushaltung nicht gesehen hätte, so würde ich selber nicht an die Möglichkeit eines solchen Vorschritts in der Volkskultur denken; aber seitdem ich diese Frau und ihre Haushaltung in ihrer Wohnstube kennen gelernt habe, habe ich keinen Zweifel mehr über diesen Gegenstand und ich bin überzeugt, jeder Vorschritt der Volkskultur, die auf das Fundament von Haushaltungs- und Wohnstubenkräften, wie die ihrigen sind, gebaut wird, kann unmöglich irgend einen gefährlichen Zustand der Dinge im Volke hervorbringen.

Arner sagte: Aber die größten Feinde der Volksbildung und überhaupt der Zwecke, zu denen wir hinzulenken suchen, haben keinen Glauben an irgend etwas Göttliches, weder in sich selbst, noch in ihrem Geschlecht. Sie können desnahen auch an keine Gewährleistung der Kunst und ihrer Folgen glauben, die eine Anerkennung des Göttlichen und Ewigen, das in unsrer Natur liegt, voraussetzen und in ihm ihre Quelle und ihr Fundament suchen. Diese Kinder des Unglaubens, die als Väter des Unrechts in unsrer Mitte dastehen, in welches Kleid des Glaubens sie sich auch kleiden und hinter welcher Gestalt des Rechts sie sich auch verbergen, können nirgend einen wahren Realvorschritt des Volks in seiner sittlichen, geistigen und Kunst- und Berufskraft lieben und wahrhaft schätzen, indem sie Wissenschaft und Kunst selbst blos für eine Dienstmagd ihrer Unrechtlichkeit, ihrer Lieblosigkeit und ihres Unglaubens ansehen. Sie wollen desnahen das Volk auch in keinem Falle um seiner selbst willen zum Bewußtsein der Kräfte, die von Gottes wegen als Fundament der Kunst und der Wissenschaft in jedem Menschen selbst liegen, empor bilden, sondern dasselbe immer nur zu dem Grad und der Art von Kunstfertigkeiten und wissenschaftlichen Kenntnissen hinlenken, durch welche die Kunst und die Wissenschaft als die Dienstmagd ihrer Unrechtlichkeit, ihrer Lieblosigkeit und ihres Unglaubens noch verstärkt und als Mittel der Zwecke ihrer Schlechtheit ihnen selber brauchbar werden.

Glülphi sagte noch: Die unchristliche Bitterkeit, die sich in unsrer Zeit auch nur gegen die Spur des Gedankens einer höhern Volksbildung ausspricht, läßt sich durchaus nur aus diesem Gesichtspunkte erklären. Die Schlechtheit von Tausenden, die in ihrer Unrechtlichkeit, in ihrer Selbstsucht, in ihrer Lieblosigkeit und Sinnlichkeit wohl, gewandt und bereitwillig bedient werden wollen und bedient

werden müssen, muß natürlich den Widerwillen gegen irgend eine wahre Volksbildung und damit die ängstliche Sorgfalt für die ersten Mittel, das Volk zum Dienst der Selbstsucht und der Sinnlichkeit forthin und auf immer abrichten zu können, in jedem Land immer in dem Grade steigern, als die Zahl der Menschen, die für das innere Wesen der Unrechtlichkeit und Selbstsucht für die Sache ihrer Sinnlichkeit und ihres Tiersinns wohl bedient sein müssen, darin zunimmt. Was mich dabei tröstet, setzte der Leutnant noch hinzu, diese giftigste aller Quellen des Widerwillens gegen die wahre Volksbildung ist in ihrer lebhaftern Erscheinung noch so ziemlich neu und hängt innigst mit dem steigenden Verderben unsrer Sinnlichkeitsschwäche, unsers Luxus und der von ihm abhängenden Armut und Ungenügsamkeit unsrer alten Berufsarten und Lebensweisen zusammen. Die eigentliche Neuheit dieser Lebendigkeit des Widerwillens gegen die wahre Volksbildung ist unstreitig und notorisch. Es ist zwar wahr, man vernachlässigte das Volk in Rücksicht auf seine Bildung schon seit langem, ich möchte sagen, von Alters her, aber man klagte doch noch bei meinem Gedenken allgemein darüber, daß man es thue, und suchte hie und da mit Eifer Mittel, diesem Uebel zu steuern. Aber man machte durch die Schwäche in diesem Benehmen das Uebel nur noch größer, als es sonst war und verschlimmerte durch die Fehler einer oberflächlichen Aufklärung des Volks den schlechten Zustand desselben nicht nur in den Wirkungen seiner Verwahrlosung, sondern auch in seinen Ursachen. Und da die Uebel der Volksverwahrlosung, deren Folgen man eine Zeit lang wirklich durch die Volksbildung Einhalt zu thun suchte, nicht fest genug in ihren Ursachen und Quellen, nämlich in der Selbstsucht, in der Unrechtlichkeit und in dem Unglauben der Zeit erkannt, sondern einzig nur der Unwissenheit des Volks zugeschrieben worden, so wurden auch die Mittel gegen dieses einseitig aufgefaßte Uebel der Volksunwissenheit gebraucht, die den höhern Ursachen der Volksverwahrlosung und Volksverwilderung, der Selbstsucht, der Sinnlichkeit, der Unrechtlichkeit und dem Unglauben des Volks entgegenzuwirken nicht geeignet waren, folglich auch in ihrem Einfluß auf die Folgen der Unwissenheit des Volks, dem sie entgegenwirken sollten, scheitern mußten.

Man darf sich nicht verhehlen, und es ist in unsern Tagen sehr heiter geworden, viele der damaligen Eiferer für die Volksbildung waren für das, was ihr Zweck in seinem ganzen Umfange forderte, nichts weniger als reif, und unser guter Herzog fiel in seinen schönsten Tagen in den Zeitpunkt der höchsten Belebung dieser unreifen Ansichten und Bestrebungen für die Volksbildung und Menschenbeglückung und ihres einseitigen Kampfes sowohl gegen die Unwissenheit, als gegen die Armut und Not des Volks. Auch er selbst war im höchsten Grade unreif für seine Zwecke; seine Versuche, die endlich so grell scheiterten, machten auch schon damals viele edle und verständige Menschen über die mit enthusiastischem Drang betriebenen Projekte von Not- und

Hilfsmitteln für das Volk den Kopf schütteln. Aber die öffentliche, böse Laune gegen die Volksbildung, die jetzt in unserm Herzogtum so allgemein ist, ist doch nur von dem Zeitpunkt an sichtbar geworden, seit Helidor thatsächlich und vom Hof aus die Reize und Mittel der Selbstsucht und der Sinnlichkeit bei den einflußhabendsten Menschen im Land vom Thron an bis zur Krämerin in der boutique so gesteigert, daß es im Lande nunmehr beinahe eine Unmöglichkeit ist, den allgemein so hoch gesteigerten und gereizten Gelüsten der Zeit ohne Begünstigung der vielseitigsten Unrechtlichkeit und des vielseitigsten Unrechts im Land zu genügen, und daß es um deswillen bei uns notwendig dahin kommen mußte, daß alles, was die Befriedigung auch der unnatürlichsten Ansprüche der Selbstsucht und Sinnlichkeit im geringsten gefährden könnte, zahllosen Menschen im Lande mißfallen und sie in dem Grad in eine böse Laune bringen müßte, in welchem tausend und tausend Menschen, und besonders solche, die von dem Zigeunerleben und von den Gaukelgelüsten unsers Helidor angesteckt sind, darüber sich in böser Laune zeigen.

Arner sagte: Es ist unglaublich, in welchem Grad diese böse Laune über alles, was das Volk in irgend etwas an Leib und Seel' um einen Schritt vorwärts bringen könnte, in unserm Land eingerissen ist, und zu welch unsinnigen Aeußerungen es auch Leute, die in allen andern Rücksichten höchst unbedeutend sind, gebracht hat. Dann brachte er seine Verwandte Sylvia als ein Exempel an, die, wie hundert andere ihresgleichen, selbst im Bettlerleben eigentliche Helidorchen spielen. Ihre Ansicht, sagte er, von der Volksbildung beschränkt sich auf schreiben, lesen und rechnen können, vom denken weiß sie so wenig, als vom glauben, lieben und arbeiten, aber in der Beschränkung ihrer Ansicht behauptet sie dann mit einer Unverschämtheit, die über alle Grenzen geht, wenn alle Bauern schreiben, lesen und rechnen könnten, so würden sie ganz gewiß jedem geistlichen oder weltlichen Herrn, von dem sie sich in ihren Narrenköpfen einbildeten, er habe ihnen Unrecht gethan, sein Schloß oder sein Kloster ob dem Kopf zusammenbrennen. Das elende Mensch, das den ganzen Tag müßig geht und keinen Heller Eigentum hat und den ganzen Tag über Dinge, die sie nichts angehen, sein Maul braucht, behauptet dann eben so derb, die Volksaufklärung tauge darum nichts, weil sie zum Müßiggang und zum Maulbrauchen führe und hauptsächlich, weil sie Geld brauche, das das Volk nicht habe und das man ihm nicht geben könne. Ueber diese letzte Ansicht äußert sie sich ganz genialisch, sie könne ihr Kanarienvögelchen und ihren Papagei wohl mit Zuckerbrot füttern und ihrem Aeffchen wohl einen Schluck Malaga erlauben, aber die Schweine mit Zuckerbrot und Malaga zu füttern, vermöchte selber der Herzog nicht.

Der Pfarrer erwiderte: Was Sie mir von der Sylvia sagen, verwundert mich nicht; ich habe vor wenig Tagen einen Geistlichen unseres Landes, und zwar einen, der, wenn er in die Stadt kommt, dem

Helidor allemal auch seinen Besuch macht, vor einer großen Gesellschaft gerade heraus behaupten hören, man müsse, um die Gelüste, die nur die Reichen und Vornehmen befriedigen könnten, nicht in die Kutteln des gemeinen Volks kommen zu lassen, das Volk nicht einmal für seine Umstände genugthuend ausbilden, sondern es um dieser Gefahr willen selbst hinter dem Punkt der Bildung, die es für seine Lage und Umstände notwendig zu haben scheine, zurückstehen lassen, und wenn es darin vorwärts streben wolle, es wieder zurückdrängen und auf diesen Punkt zurückgehen machen.

Dieses Wort, sagte Glülphi, möchte im Munde eines westindischen Sklaventreibers oder allfällig auch im Mund eines derben Korporals bei einer schlecht geführten europäischen Armee angehen, aber im Munde eines Geistlichen, in einem christlich sein sollenden Lande, das ist wahrlich, wie man bei uns sagt, über die Schnur. Der Mann hat mit diesem Wort nichts weniger gesagt, als wenn er behauptet hätte, man müsse, um die gefährlichen Gelüste der Wölfe, der Bären und Füchse nicht in die Kutteln der Pferde, Stiere und Esel kommen zu lassen, die in unsern Ställen gebornen Jungen dieser guten Haustiere in ihrer Jugend durchaus nicht mit Kunst und Sorgfalt für das Reiten, Fahren, Ziehen, Karren und Tragen ausbilden, sondern sie vielmehr in ihrer Jugendzeit in die Wälder hinausjagen und darin herumlaufen lassen, um sie dann, wenn sie bald ausgewachsen, mit der mächtigen Kraft des Jochs, des Zaums, der Sporen und der Geißel und allfällig auch, wenn es not thue, mit der Hochgewalt des Hungers und der schlechten Kost zur genugsamen Erlernung und zur geduldigen Ertragung ihres täglichen Pflichtdienstes im Reiten, Karren, Fahren und Tragen anziehen, bilden und tüchtig machen. Doch setzte er zu diesem Bild hinzu: So weit aber auch das Geschwätzwerk der bösen Launen unsers Zeitgeistes über diesen Gegenstand immer hinlenkt, so ist doch zu seiner Entschuldigung zu sagen, die Menge der Menschen, die diesen Unsinn und Halbunsinn aussprechen, wissen eigentlich doch nicht, weder wohin die Grundsätze, die ihren Aeußerungen zugrunde liegen, noch wohin die Mittel und Schleichwege, die für ihre B e l e b u n g oder vielmehr für ihre B e l i e b u n g und Allgemeinmachung gebraucht werden, eigentlich hinlangen. Selbst die Windbeutel, die in dieser Rücksicht in unsrer Mitte als Helidörchen in Amt, Ehre und mit Macht auftreten und ihre Pausbacken weit aufblasen, wenn sie mit solchen Aeußerungen ihrer sinnlichen Selbstsucht den Gelüsten unserer tierischen Natur, den höhern Ansprüchen unsers sittlichen und geistigen innern Lebens und den dringendsten Bedürfnissen der leidenden Menge der Armen entgegen, das Wort reden, wissen meistens eigentlich nicht, was sie thun; viele von ihnen können es nicht wissen, weil das Fleisch und das Blut bei ihnen wahrlich aus einem mehr als halbtoten Geist und mehr als halbtoten Herzen heraus redet.

Diese Ansicht hatte sie indessen weit von dem ersten Zweck ihrer Unterredung abgeführt. Sie fühlten es, lenkten wieder auf denselben

ein, unterhielten sich noch mit Lebhaftigkeit über denselben und blieben bis gegen Mitternacht bei einander.

36. Ein Mensch, der den Stand, in dem er geboren, verachtet, macht jedem Stande Schande, in dem er hinschmeckt und zu dem er hinkriecht.

Auch schliefen Arner und Glülphi diese Nacht nicht viel. Ihr Kopf und ihr Herz war zu voll von den Zwecken, deren Ausführung ihnen so nahe lag. Arner stand morgens darauf, als am Mittwoch, früh auf und verlor sich tief in den Betrachtungen über das, was er diesen Tag vorzunehmen hatte. Still und fast ohne ein Wort zu reden, legte er alle dahin einschlagenden Papiere zurecht und war eben im Begriff, mit Glülphi nach Bonnal zu fahren, als man ihm eine Eichenbergerin von Bonnal meldete, die mit ihm sprechen wollte. Er wußte durch den Pfarrer schon längst, was diese Person für eine armselige und eitle Thörin sei, und es war ihm unangenehm, in diesem Augenblicke von ihr gestört zu werden. Doch ließ er sie eintreten.

Er wurde gar zu sehr überlaufen. Seitdem er die Gertrud unter der Linde so gütig empfangen und ihr eine so entscheidende Hilfe geleistet, hatte er im Dorf allgemein den Namen, er sei ein herzguter Mann, und viele drückten ihr Urteil über seine Güte dahin aus, man könne sicher mit ihm ausrichten, ihm abbetteln, was man nur wolle, wenn man wohl schwatzen könne.

Arner hatte sich diese ihn jetzt sehr genierende Meinung selbst zugezogen. Er glaubte von dem Augenblicke an, in dem er seine Herrschaft angetreten, bis noch vor sehr wenigen Tagen, er müsse jeden seiner Angehörigen, der ihm etwas vorzubringen habe, so lange anhören, bis er vollends ausgeredet und in jedem Fall jeden, der sich bei ihm anmelde, vor sich kommen lassen. Aber er fühlte doch seit einiger Zeit, daß viel unnützes Geschwätz ihm seine Zeit raube und daß sogar viele Lügen und Verleumdungen in seine Stube hineingebracht wurden. In dieser Woche waren ihm diese Besuche der überhäuften Geschäfte halber noch mehr als sonst zur Last. Er nahm sich auch schon vor ein paar Tagen vor, den ersten besten, der es in dieser Zudringlichkeit zu arg machen würde, auf eine Weise zu empfangen, die die Leute in Zukunft abzuschrecken geeignet sein würde, und jetzt gab diese Eichenbergerin ihm eine Gelegenheit dazu, die er auf eine so ernste Weise ergriff, welche kein Mensch von ihm erwartet hätte.

Diese Person ist eine von den halbreichen Bauertöchtern, deren eitle, aber mit der Lage der Welt und ihren Umständen unbekannte Eltern sie dadurch unglücklich machen, daß sie ihnen Gelegenheit und Handbietung geben, aus den Sitten, Gewohnheiten und Lebensweisen ihres Standes herauszutreten und die guten Kräfte und Gewohnheiten ihrer wirklichen Lage zu verlieren, ohne für eine

höhere Lage und eine höhere Bestimmung genugsame Bildung zu erhalten. Solche irregeführte Bauertöchter werden gewöhnlich in wohlfeile Pensionen kleinerer Oerter gegeben, wo die Lebensweise der Einwohner sie nicht einmal zu der äußerlichen Scheinkraft bildet, die die höhern Stände noch fast allgemein besitzen, sondern die im Müßiggang und in Zerstreuungen aller Art die Elendigkeiten des größern Stadtlebens soviel als aus der dritten Hand kaufen und also gekauft noch krumm und dumm nachahmen lernen. Unfähig und unbeholfen sich zu dem feinern und wenigstens äußerlich anständig scheinenden Benehmen des städtischen Verderbens zu erheben, bleiben sie im tiefsten, auch diesen äußern Scheinanstand stoßenden Kot dieses Verderbens stecken, gewöhnen sich in der ekeln Niedrigkeit dieser halb Bauern- und halb Herrenschlechtheit an alles Geschwätzwerk, an alle Zerstreuungen, Anmaßungen und Bizarrerien, Widersprüche und Unpassenheiten der niedern Stadtpöbelhaftigkeit, und dann, wenn sie nach ein paar, für alles, was sie wirklich sind und sein sollen, verlornen Jahren wieder aufs Land zurück müssen, die kraftvolle Einfachheit eines thätigen Landlebens nicht mehr für sich passend finden und sich nicht mehr angewöhnen können, im Gegenteil jeder Gelegenheit zu einem städtischen Elendigkeitsgenuß wie hungrige Hunde einem Stück Brot nachlaufen. Eine solche, aus dem eigentlichen Heil und Segen ihres Standes herausgefallene Tochter war die Eichenbergerin, und was sie in dem Verderben ihres Standes immer mehr zugrunde gehen machte, war, daß sie in Bonnal mit einer Verwandten Arners, der Sylvia, von der wir schon einmal geredet, bekannt wurde. Diese ist ein vom gleichen Geist verdorbenes und verschrobenes Hoffräulein, als die Eichenbergerin eine verdorbene und verschrobene Bauerntochter ist, sodaß ich sagen möchte, sie sähen einander so gleich, als ein Ei dem andern und seien wie von einander abgeschnitten. Aber das, was das verschrobene Hoffräulein mit der verschrobenen Bauerntochter näher zusammenbrachte, ist dieses: Sylvia haßt ihren Vetter Arner von ganzem Herzen und macht schon seit langem eigentlich darauf Jagd, etwas krummes und dummes zu vernehmen, das in Bonnal vorgefallen sein soll, damit sie höhern Orts, d. h. bei armseligen Frau Basen höhern Standes ihr Gespött darüber haben könne. Darum läßt das hochadelige Fräulein auch, was sie sonst keiner Bürgers-, geschweige einer Bauerntochter erlaubt, diese Eichenbergerin, währenddem sie ihr solche Berichte abstattet, neben sich auf dem Sopha sitzen. Das macht die eitle Bauernnärrin so glücklich, daß sie in diesen Augenblicken meint, sie sei die beste Gesellschafterin der Welt und es brauche nur eine gute Gelegenheit, so könne sie gewiß einen guten Platz als Gesellschaftsdame, oder wenn dieses, weil sie nicht von Adel sei, nicht anginge, doch wenigstens als Erzieherin in einem adeligen Haus erhalten. In dieser Verirrung über sich selbst und als die einzige gebildete Person im Dorfe, wofür sie sich ansah, glaubte sie, wenn sie der Junker nur kennen würde, so würde er sie gewiß gern um sich leiden, und da sie

hörte, wie er sich von der Gertrud über den Untervogt und über alles habe Bericht erstatten lassen und wie er jetzt noch gar oft mit dem Pfarrer und dem Leutnant zum rohen, ungebildeten Baumwollen-Meyer und seiner Schwester hingehe, weil sie ihm das und jenes erzählten, wie es im Dorf zugehe, sagte sie zu sich selber: Ich weiß doch ganz gewiß viel mehr, als die Bettelmaurerin und das krumme, elende Mareili, das der Baumwollenjud' sein Bruder, auch aus dem Bettel erlöst, darin es bei meinem Gedenken noch herumgezogen, wie es oben und unten und kreuz und quer im Dorf zugeht. Mareili und sein Bruder sind die unverschämtesten Leute im Dorf; wenn ich ihn auf der Straße grüße, er mag mir kaum danken, und es kommt ihm kein Sinn daran, etwa seine Kappe abzuziehen, wenn ich vor ihm vorbeigehe. Der Junker muß mir diese Leute und viel anderes gewiß kennen lernen, wenn ich nur Zutritt zu ihm finde; und wenn's bei ihm auf Schönheit ankommt, wie das Gerücht über die Gertrud im Dorf herumgeht, so meine ich, ich dürfe mich immer auch neben ihr zeigen. Um aber diesfalls nicht einen Fehlstreich zu thun, suchte sie sich nachzuhelfen, so gut es ihr immer möglich war und zog sich so an, wie wenn sie wenigstens auf eine Hochzeit wollte, und fuhr, damit sie Schuhe und Strümpfe halber ohne Staub und Kot ins Schloß kommen könne, auf einem Bauernwagen, auf dem man, wie man konnte und mochte, einen Sitz in die Queer angebunden hatte, nach Arnheim.

Der Junker ahnte bald, daß sie ihm mit unnützem Geschwätzwerk kommen wollte und nahm sich gleich vor, sie für einmal ihr Maul recht brauchen zu lassen. Sie war auch nicht schüchtern, Sie fing gleich an, zuerst über die schlechten Sitten, Unordnungen und Rohheiten zu reden, die in Bonnal herrschten. Mit Absicht forderte Arner Beispiele zum Beleg dessen, was sie sagte. Das war ihr recht. Jetzt ging sie in die histoire scandaleuse des Dorfes hinein, soweit man hineingehen kann, und schonte auch der Gertrud und des Baumwollen-Meyer nicht. Der Junker ließ sie munter reden, gab genau von Wort zu Wort Achtung, was sie sagte, aber beinahe keine Antwort. Im Anfang meinte sie, er sei nur so aufmerksam, es werde am Ende wohl kommen, daß er etwas rede und etwa weiter frage. Aber nach und nach verwirrte sie dieses Stillschweigen doch, daß sie mit ihrem Geschwätzwerk nicht mehr so gut fortkam, als im Anfang, das ihr vielmehr das eine und das andere durcheinander geriet, wie es ihr nicht hätte durcheinander geraten sollen. Je mehr sie sich aber verwirrte, desto steifer sah sie der Junker an, ohne ein Wort zu reden. Endlich entfiel ihr das Herz. Sie durfte nicht mehr mutig fort verleumden, wie sie es bisher gethan, im Gegenteil, sie fing jetzt an, mit ihrem Wagen umzukehren, zu mäßigen, was sie vorher frech und derb ausgesprochen, und sogar zu entschuldigen, was sie vorher bitter angeschwärzt; aber da er immerfort schwieg und sie immer nur anblickte, konnte sie endlich auch in ihrem Mäßigen und Entschuldigen nicht mehr fortkommen. Sie fing jetzt an zu stottern und selber zu schweigen, sie schlug ihre Augen

nieder, verlor ihre Farbe und wußte sogar nicht, was sie mit ihren Händen anfangen wollte.

Da der Junker sie mit Stillschweigen soweit gebracht, that er endlich den Mund auf und sagte: Bist Du jetzt fertig? Sie konnte nicht antworten; sie sah ihn mit starren Augen an und ihre blassen Lippen zitterten. Aber Arners Auge blitzte jetzt gegen sie hin. Ihr Zustand war erschrecklich. Jetzt klingelte Arner; der Harschier trat hinein. Als sie ihn sah, schrie sie aus starrem Mund: Herr Jesus! Um Gottes willen! — Arner ließ ganz ruhig durch den Harschier die Audienzstube absperren und befahl dann dem Harschier, vor allem Volk sie vom Schloß weg heimzuführen, damit sie ein andermal, wenn sie nichts im Schloß zu thun habe, lerne daheim bleiben und nicht weiter glaube, daß sie, sobald es sie gelüste, ins Schloß kommen dürfe, um daselbst die bravsten Leute im Dorf zu verleumden. Jetzt fiel sie vor Arner auf die Kniee zitterte und bebte sprachlos vor seinen Füßen; er aber kehrte sich von ihr weg und sagte ihr nur noch: Du hast eine garstige Krankheit und so eine Stunde mit dem Harschier einen Spaziergang zu machen, thut Dir nur wohl.

Zu ihrem Glück ging in diesem Augenblick Therese vor der offenen Audienzthür vorbei und sah sie auf dem Boden knieend, ihre Hände komödiantenmäßig flehend vor Arner, der ihr den Rücken kehrte, in die Höhe halten. Sie stand still und fragte die Umstehenden, was das zu bedeuten habe. Diese erzählten ihr, was sie gesehen und was Arner geredet. Sie mußte lachen, ging zu Arner hinein und sagte: Laß doch die Närrin jetzt gehen und brauche den Harschier zu etwas gescheiterem. Arner mußte auch lachen und befahl ihr, sich fortzumachen, so geschwind sie nur könne. Sie ließ es sich nicht zweimal sagen. Sie flog vor den Leuten, die vor der Audienzstube standen, die Treppe hinunter und machte den Weg, ohne an den Wagen zu sinnen, der sie hierher gebracht und den sie unten an der Schloßhalde in des Schloßbauern Haus hingestellt, so geschwind heim, als sie ihn in ihrem Leben nie gemacht hatte.

37. Tiefe innere Verworfenheit, die selber in den Briefstil zweier innerlich ganz gleichen Personen übergegangen.

Da sie heimkam, warf sie sich wie wütend auf ihr Kanapee und raufte sich fast die Haare aus ob dem Unglück, das ihr begegnet, trank aber denn doch ein Gläschen Liqueur, und nachdem sie dieses getrunken und noch eins, schmetterte sie das vergoldete Gläschen zu Boden, daß es in tausend Stücke zerbrach und schrieb an Sylvia folgenden Brief:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Was mir begegnet, können Sie sich nicht vorstellen; es ist mit keiner Feder zu beschreiben. Sie wissen doch, daß ich in der Hauptstadt Zutritt habe, wo ich nur will und gar nicht zu dem Bettelgesindel gehöre, das jeder hochmütige Junker durch den Harschier im Land herumführen lassen darf, wo er nur will. Wäre seine Frau

nicht dazu gekommen, so wäre mir dieses wirklich begegnet. Aber ich hätte mich sicher eher im Schloßbach ersäuft als mich vom Harschier heimführen lassen. Ich muß aus dem Dorf weg. Ich kann mit Ehren nicht mehr in Bonnal bleiben, seitdem mir dieses begegnet. Helfen Sie mir doch zu einem Platz, wo es in der Welt ist usw. usw.

Dann beschrieb sie noch weitläufig, wie unschuldig sie sei, wie sie alles aus gutem Herzen für Arner gethan und endete endlich damit: Sie haben mir schon mehrmal zu verstehen gegeben, daß es mit Ihrem Herrn Vetter eben nicht alles sei, jetzt aber habe ich's selber erfahren. Ein so tyrannischer und hartherziger Flegel, wie Ihr Vetter, ist in der Welt gewiß nicht. Er ist jetzt überall mit Leuten von gleichem Schlage umgeben. Sein Rollenberger, der eines Bauern-Amtmanns Sohn ist, könnte wohl besser Kälber zu Kühen und Stieren, und Schweine zum Metzgen aufziehen, als den Sohn eines Reichs-freiherrn für seinen Stand, und sein Glülphi, ein abgedankter lahmer Leutnant, der jetzt alles in allem bei ihm gilt, ist ein Kerl, vor dem ich mich, wenn ich ihn im Wald allein antreffen würde, leibs- und lebenshalber fürchten würde. Wenn er einen ansieht, so macht er Augen, wie wenn er einen durchstechen wollte, und ist unverschämt genug, wenn ihn unser einer anredet, keine Antwort zu geben und kaum den Hut abzuziehen. — In diesem Tone sagte sie noch vieles.

Sylvia antwortete ihr auf der Stelle: Was Ihr mir schreibt, thut mir sehr leid, aber es sieht dem gemeinbürgerlichen Reichsfreiherrn so gleich, als ein Ei dem andern. Er weiß durchaus keinen Unter-schied unter den Leuten zu machen und behandelt heute einen Bettler wie einen Edelmann und morgen einen Edelmann wie einen Bettler. Ich glaube, er wäre imstande, den ersten Reichsbaron in den Käfig setzen zu lassen, wenn er vor seiner Audienz wegen etwas angeklagt würde, weswegen man Bettler, Halunken und Bauern in den Käfig zu setzen gewohnt ist. Aber ich kann doch nicht begreifen, daß Ihr Euch so an ihn gewagt und mit ihm geschwatzt habt, was Ihr selber sagt. Ich hätte Euch eine bessere Nase zugetraut. Mit einem Herrn, wie Arner, ist es für Euch und Euresgleichen nicht gut, Kirschen zu essen; ich hätte geglaubt, Ihr wüßtet diesfalls schon zu viel unver-schämtes von ihm zum voraus, als daß es Euch nicht zu Sinn kommen sollte, er könnte euerthalben sich so gut vergessen, als er sich beim Doktor Treufaug und bei vielen armen Schelmen vergessen, die ihm unter die Hände gekommen. Ganz gewiß ist es eine himmelschreiende Unverschämtheit, wie er's Euch gemacht hat; aber da es einmal ge-schehen, so ist Euer Spiel, es mit Verachtung zu behandeln und ihm für die Zukunft drei Schritt vom Leibe zu bleiben. Ich habe ihn Euch indessen schon längst geschildert, wie Ihr ihn jetzt erfahren. Ihr habt auch eigentlich nichts im Schloß zu thun. Ihr könnt also desselben wohl müßig gehen. Aber ein Unglück ist es doch, daß das hochadelige Haus so in Zerfall gerät und jetzt voll von Leuten ist, die die niedrigsten bürgerlichen Gesinnungen haben, die sich denken lassen.

Wenn Arner nur einen Tropfen Ehre im Leibe hätte, so hätte er seinen bäurischen Rollenberger schon längst weggejagt und ebenso hätte er seinen Bettelleutnant keinen Augenblick länger bei sich im Schloß behalten; aber er hat bald ein Schloß, das in allen Rücksichten einem Bürgerhaus gleich sieht, in dem arme Leute zur Miete sitzen, und wie er darin lebt, würde es mich gar nicht wundern, wenn er den großen Rittersaal seiner Ahnen noch heute vollends ausräumen und den schönen Platz einer Bettelschule einräumen würde. Ich weiß Euch über alles dieses nicht zu trösten. Mein Vetter ist ein Narr von eigener Art und ohne seinesgleichen, und es ist besser, ich tröste mich seinethalben für mich und für Euch mit dem Sprichwort: Strenge Herren werden nicht alt. Doch habe ich auch noch die Hoffnung, sein Onkel, der General, werde etwa dahin zu bringen sein, diesem Steckkopf zu zeigen, daß er nicht im Falle sei, in der Welt gar niemand nichts nachzufragen. Zählt indessen auf mich. Es ist zwar gegenwärtig mehr als je schwierig, Leuten, die nicht von Stand sind und nicht ganz außerordentliche Empfehlungen und Zeugnisse haben, Plätze zu verschaffen; aber ich will thun, was ich kann, und wo es immer eine Gelegenheit geben möchte, an Euch denken. Ich habe das aber auch schon längst gethan und hätte Euch sehr gern zu Arner in unser Familienschloß hineinpraktizieren wollen. Das hätte mir in vielen Rücksichten dienen können und wäre mir sehr angenehm gewesen. Auch für Euch wäre es das vorteilhafteste und ehrenhafteste, das sich für Euch suchen und erwarten läßt. Aber jetzt, seitdem das begegnet, was Ihr mir berichtet, läßt sich nicht mehr daran denken. — Es ist verflucht, daß er Euer Herr ist. Wie er sich aufführt, verdient er nicht, eines Menschen Herr zu sein, der nicht zum niedersten Gesindel gehört. Indessen wenn Eure Großmutter stirbt, das sich hoffentlich nicht mehr sechs Wochen und drei Tage verziehen wird, so habt Ihr genugsam Vermögen, um an einen Ort hinzuziehen und dort zu leben, wo Ihr Euch vor keinen Herren und keinen Harschieren auf diese Art zu fürchten haben werdet, wie unter Euerm Herrn von Arnheim. In allen Fällen zählt auf mich. Säumt aber auch nicht, mich über alles, was in Bonnal etwa weiter vorfallen kann, genau zu berichten. Es kann selber für Euch nützlich und wichtig werden, wenn kein Narrenstreich auf dieser Stelle begegnen kann, der nicht zu meiner Kunde kommt. Lebt wohl. Schreibt mir bald wieder. Ich bin Eure bereitwillige

Sylvia v. Arnheim.

38. Der böse Neid der Reichen und der Mut, mit dem ein guter Knecht dem frechen Buben eines reichen Bauern den Meister zeigt.

Arner reiste sogleich nach dem Auftritt mit der Eichenbergerin nach Bonnal. Glülphi fuhr auch mit. Die Gemeinde sollte sich um 9 Uhr unter der Linde versammeln. Er nahm sich vor, die Armen, denen er die Wohlthat mit den Geißen zu verleihen und die Bäume

zu schenken gedachte, auch selbst zu sehen, mit ihnen zu reden und, wo es immer möglich, durch seine Wohlthat auf ihr Herz zu wirken und diese ihnen dadurch wirklich zum Segen zu machen. Er war bis um 9 Uhr im Pfarrhaus, aber redete wenig und blieb meistens auf seiner Stube. Glülphi hingegen eilte, sobald er ankam, zur Gertrud und blieb über eine Stunde bei ihr, ehe er wieder zum Junker zurückkam und an seinen Geschäften teilnahm. Der Junker war in das Ganze seiner Lage und die wesentlichen Zwecke seines Thuns so vertieft, daß er, da der Vogt mit der Anzeige in sein Zimmer kam, daß die Gemeinde unter der Linde auf ihn warte, noch nicht einmal zu dem Thee gekommen, mit dem die Frau Pfarrerin schon eine Stunde in der Eßstube auf ihn wartete. Er sagte dem Vogt, er wolle gleich kommen, ging in die Stube hinunter, trank seinen Thee und eilte von da unter die Linde.

Aber die Stimmung des Volks war in Rücksicht auf die Verteilung des Riedes noch nicht die beste, sie that den Reichen noch immer gleich weh; sie suchten es zwar zu verbergen, doch fiel hie und da ein Wort, das deutlich zeigte, wie es ihnen diesfalls ums Herz sei. Die meisten warfen, wenn davon die Rede war, die Köpfe unwillig auf und flüsterten einander dies und das ins Ohr; viele fluchten mehr und minder laut darüber. Ein alter Geizhals sagte zu einem Nachbar, der, wie er, ein Vorgesetzter und wie er, ein Geizhals war: Es ist, wie wenn mit dem neuen Junker alles Unheil ins Dorf gekommen wäre. — Viele aber mäßigten sich doch und sagten, wenn ihnen die neue Ordnung schon nicht gefiel: Was ist jetzt zu machen? Wir müssen uns in Gottes Namen darein schicken. — Viele äußerten sich sehr ungeduldig über die neue Ordnung. Der Stierenbauer fluchte vor einem ganzen Tisch, sie schade ihm mehr als 100 Gulden; er habe das Jahr durch immer 10 bis 12 Stück Vieh auf dem Ried gehalten und sie seien ihm stockfett geworden. Ein anderer sagte, er habe die Weide nicht genützt, aber er wollte doch ein gutes Stück Geld geben, es wäre noch, wie es gewesen. Und noch klagten andere, das Lumpenvolk strecke alles die Köpfe, und ein jeder Bettelbub lache in die Faust, wenn er davon rede.

Die Armen machten es zwar auch nicht besser. Wo sie allein waren, verspotteten sie die Reichen ob dem Verdruß, den sie hatten, daß der Teufel ihnen einmal einen Schuhbreit Land aus den Klauen genommen; wenn ihnen aber ein Dickbauch um den Weg war, so zogen sie ihm hinwieder den Speck durchs Maul, sagten dies und das über das neue Land, und es sei noch eine Frage, ob das, was es jetzt abtrage, der Gemeinde einen so großen Vorteil bringe, als man dergleichen thue, und noch eine größere, ob das Wesen denn Bestand haben werde. Ihrer etliche thaten noch gar, wenn so ein Dorfmeister um den Weg war, wie wenn sie sich entschuldigen wollten und sagten, ihrethalben wär' es ihr Lebtag gut gewesen, wie es gewesen, und sie seien einmal nicht schuld. Der Marx sagte unter anderm dem Ge=

vatter Aebi, bei dem er eben saß, er meine einmal, so alt er sei, so erlebe er es doch noch, daß es mit diesen Aeckern anders komme, und ihm liege einmal nichts daran. — Aber der Vorgesetzte kehrte sich von ihm weg und sagte ihm: Es ist kein Hund so froh über ein Stück Brot, als Du über diese Aecker.

So bestimmt und allgemein äußerte sich die Schlechtheit der Reichen und der Armen über diesen Zustand unter der Linde, ehe der Junker noch dahin kam. In der gleichen Zeit hatte der Hans aus dem Pfarrhaus mit dem jungen Kalberleder ein Gespräch, das dem dummen, aber sonst stolzen und frechen Burschen den Schweiß austrieb. Er war erbittert, daß der Kerl sich so gutmütig anerboten, den Nußbaum, der ihm im Garten so viel Schaden that, umzuhauen und wollte ihm zeigen, daß er gar wohl wisse, daß er das nur darum gethan, um mit dem Hummel zu reden, was er nicht hätte mit ihm reden sollen. Ich will ihm, sagte er zu sich selbst, zeigen, daß der Junker und der Pfarrer den Spaß mit dem Baum nicht so verstehen werden, wenn er ihnen, so wie er ist, zu Ohren kommt. Mit diesem Vorsatz setzte er sich jetzt unter der Linde neben den Kalberleder. Das gefiel diesem schon nicht. Er wollte aufstehen und an einen andern Ort hinsitzen, aber der Hans dupfte ihn mit seiner breiten Hand so auf die Hosen, daß er im Augenblick wieder auf der Bank saß.

Weiter Nr. 15 (S. 325, 26).

39. Vom Lirilariwesen in den Schulen.

Der Junker, der nach 9 Uhr auch unter die Linde kam, machte noch mit dem Vogt und dem Weibel die nötigen Abreden wegen der Geißen und wegen der Bäume. Er ließ einen jeden Mann, der den Vorschuß für eine Geiß oder Bäume wollte, seinen Namen in ein Buch einschreiben und er mußte zugleich den Platz anzeigen, auf den er die Bäume, die er begehrte, hinsetzen wolle. Er war mit allen freundlich und fragte viele, woher ihre Armut und der gänzliche Mangel an so vielem Notwendigen komme, aber er bekam sehr wenige geradsinnige und offene Antworten.

Gegen Mittag ging der Junker wieder ins Pfarrhaus zurück. Auch Glülphi war jetzt wieder da. Beim Frühstück sagte die Frau Pfarrerin zu ihm, er stecke, sobald er nach Bonnal komme, immer bei der Gertrud. Er antwortete: Ich muß wohl. Ich bin jetzt Schulmeister und muß mein Handwerk bei jemand lernen, der es so gut treibt, wie sie. Die Frau Pfarrerin erwiderte: Ich will doch gern sehen, was man alles in ihrer Stube treiben werde.

Glülphi. Einmal das Lirilariwesen, das man in so vielen Schulen treibt, will ich nicht mehr darin dulden.

Der Pfarrer mischte sich ins Gespräch und sagte: Aber was verstehen Sie denn eigentlich unter dem Lirilariwesen? Jetzt nahm der Leutnant eine Prise Tabak, hielt seine Lippen einen Augenblick fester zusammen, als sonst und, was selten der Fall war, die Augen im Kopf

still. Er that auch die Tabaksdose langsamer, als sonst, in die Tasche. Dann sagte er: Herr Pfarrer, unter Lirilariwesen in der Schule verstehe ich alles, was den Kindern so eine Art gibt, mit dem Maul ein weites und breites über die Sachen zu machen, hinter denen für sie nichts steckt und die sie nicht verstehen und nicht im Herzen tragen, mit denen man ihnen aber doch die Einbildungskraft und das Gedächtnis so anfüllt, daß das rechte Alltagshirn und der Brauchverstand im menschlichen Leben dadurch zugrunde geht.

Pfarrer. Gut erklärt, Herr Professor, ich bin dieses Lirilariwesens halber völlig Ihrer Meinung. —

Weiter Nr. 17 (S. 328,9). Der Schluß lautet verändert.

Der Pfarrer war der einzige, der ob seinem G'hinder und H'aterland nicht lachte. Ernst, wie der Tod, sagte er: Es gibt in allen Ständen solche arme Maulbraucher. Selbst unter uns gibt es solche Leute, die, euerm Obersten gleich, einem armen, an Leib und Seel unversorgten und von ihnen selbst verwahrlosten Volk solche großtönende Wörter von der Kanzel herabwerfen und bis auf den Schreierausdruck: „G'hinder — G'hönig — H'aterland" ähnlich, dem Volk zurufen: „Halt dich wohl", — die aber die Lasten, die sie ihm mit diesem Zuruf auflegen, selbst auch mit keinem Finger berühren.

40. Unschuld gibt Mut.

Die Erinnerungen, die beim Pfarrer diese Bemerkungen veranlaßten, gingen ihm so zu Herzen, daß er vom Tisch aufstand und einen Augenblick ans Fenster ging. Aber wie erstaunte er, als er plötzlich den bösen Nachbar, der seinem Garten schon so lange Schaden that, abgehauen und mit Stamm und Aesten am Boden liegen sah. Er konnte nicht begreifen, wie das so plötzlich geschehen und rief augenblicklich seinem Hans, um ihn darüber zu befragen. Dieser erzählte ihm umständlich, wie er unter der Linde neben des Kalberleders Buben gesessen, ihm auf die Hosen geklopft und ihm dann des Baums halber Sachen gesagt, die ihn dahin gebracht, ihn noch vor dem Mittagessen umzuhauen und an den Boden zu legen.

Aber wie hast Du das auch thun und ihm so drohen dürfen? sagte der Pfarrer, da er hörte, wie es zugegangen.

Es hat mich gedünkt, es sei recht gewesen, Herr Pfarrer, sagte der Hans.

Und der Pfarrer: Nein, Hans, man muß niemand mit etwas in Furcht jagen, wozu man kein Recht hat.

Das ist wohl so, sagte der Hans, wie Ihr sagt, und ich wollte mich in die Seele hinein schämen, wenn jemand deshalb vor mir nur rot, geschweige blaß werden könnte, aber mit Leuten von der Kalberledergattung hat es seine eigene Ordnung. Diese Gattung Leute bringt man nicht dazu, ein Vater Unser zu beten, geschweige einen Nußbaum umzuhauen, wenn man ihnen nicht den Teufel vormalt.

Des Pfarrers ganze Weisheit fand gegen diese Erklärung keine Antwort.

41. Ein Wort darüber, was die Bauern sind, wie und wo und wann sie zeigen, was sie sind — und was sie nicht sein dürfen.

Die Herren hatten auf der Alment jetzt nichts zu thun, als die Aecker, die schon abgesteckt und ausgemessen waren, durch das Los zu verteilen und auf dem Ried die Plätze abzustecken, wo die Bäume, die Arner nach Mittag dahin bringen lassen wollte, hingesetzt werden sollten. Neunzig Juchart von diesem Land, welche zu einer Wassermatte bestimmt waren, konnte man noch nicht verteilen; das Wasser war noch nicht vollends zusammengeleitet und die Gräben, die man erst machen mußte, waren nur erst abgesteckt. Aber Wasser zur künftigen Wässerung war schon so viel da, daß ein jeder Bauer, der das Wässern ein wenig verstand, einsehen mußte, daß der Junker nicht zu viel hoffte, wenn er glaubte, es reiche zur Wässerung von neunzig Jucharten hin, um so mehr, da der diesjährige Sommer trocken gewesen und man mit Recht hoffen durfte, bei eintretender nasser Witterung ein Dritteil mehr Wasser zu erhalten. Auch ist das Wasser so gut, daß, wo auch jetzt schon ein Tropfen hinkommt, das Land davon grünt. Arner ließ die Bauern jetzt machen, wie wenn er nicht da wäre.

Weiter Nr. 16 (S. 326,27). Der Schluß lautet:

Das gab ein Gelächter. Der am lautesten lachte war der Leutnant. Er sagte zum Junker: So muß es kommen, wenn der Bauer im feisten Fell lernen soll, daß er nichts mehr ist, als der im magern, und es wäre wahrlich gut, wenn viele edle Herren es auch zu Herzen nähmen, daß ein Mensch in einem fetten Fell um des Felles willen nicht mehr wert ist, als einer in einem magern. Aber es standen zwei junge Burschen hinter dem Leutnant, als er das sagte, sie verstanden das Wort, fingen an zu lachen und einer sagte so laut, daß es Arner selber verstand, zum andern: Das ist jetzt auch einmal ein Wort, daß unsereiner gern hört.

Arner sah ihn steif an und sagte zu ihm: Das Wort ist wahr, aber es kommt darauf an, wer es in den Mund nimmt. Du und dein Kamerad könnten mit einem solchen Wort den Kopf hart anstoßen. Und der Junker hatte mehr als Recht. So ein Herr, wie der Leutnant, der weit und breit die Welt erfahren und den man zu etwas braucht, das mehr als Schwefelhölzlimachen ist, darf, wenn er auch schon ein armer Herr ist, insonderheit neben so einem Junker, wohl so ein Wort fallen lassen. Aber wenn ein Bauer frech redet oder sonst ein Mensch, der nicht jedes Fehlwort, wenn's not thut, mit Dublonen wieder gut machen kann, sich ans Frechsein gewöhnt, so gnad' Gott seinem Haus und seiner Heimat; es ist, als ob er Zaun und Marken von seinem Hof verloren.

42. Die Neigung zur Unverschämtheit geht aus Schlechtheit und Schwäche hervor, und um einen unverschämten Menschen zu sich selber, d. i. zum Gefühl seiner Schwäche und Schlechtheit zu bringen, darfst du selber weder kraftlos noch unverschämt sein.

Der Leutnant auf dem Ried half den Vorgesetzten und wer da war, die Plätze abstecken, wo nach Mittag die Hausväter die Bäume hinsetzen sollten, die der Junker ihnen gegeben.

Weiter Nr. 51 (S. 387,88).

43. Was ist süßer, als Kinderfreude, und was ist reiner, als Kindergüte?

Die Herren eilten mit dem Mittagessen, damit sie sobald als möglich wieder auf dem Ried wären, wo der Junker die Bäume, die man nach Mittag setzen wollte, austeilen und auch die Geißen, die er hatte kommen lassen, den armen Leuten im Dorf zustellen wollte. Der Wagen mit den Bäumen und die Herde Geißen standen schon ein paar Stunden vor dem Pfarrhaus und warteten auf ihn; sobald aber der Wagen jetzt fortfuhr und die Geißen fortgetrieben wurden, lief alles, was Händ' und Füße hatte, auf das Ried, zu sehen, was er mit dem Wagen voll Bäume und mit der Herde Geißen anstellen wollte. Auch der Gertrud ihre Kinder liefen, sobald die Herren aus dem Pfarrhaus fort waren, baten aber die Mutter vorher um ihr Abendbrot, damit sie auch recht lange auf dem Ried bleiben könnten. Die gute Mutter gab ihnen in der Freude über diesen Tag doppelt so viel als sonst; dann sprangen sie fort, was sie springen mochten, und waren lange vor den Herren daselbst.

Des Junkers Karl war auch da und andere Buben fragten ihn, was doch der Papa mit so viel Geißen machen wolle.

Weiter Nr. 22 (S. 337—340).

44. Der Junker thut Vaterwerke und macht Geißhirtenordnungen.

Nun stand er auf der Anhöhe, auf welcher Bonnal einst das Fest feiern sollte, dessen Stiftung er beschlossen, in der Mitte seines Volks. Die Fruchtbäume zum großen bedeutungsreichen Obstwald, unter dessen Schatten es einst den Erdensegen, den Gott dem Menschengeschlecht allgemein und niemand ausschließend gegeben, feiern sollte, lagen jetzt vor seinen Augen schon auf dem Wagen.

Wie ein frommer heiliger Priester in seiner feierlichsten Stunde still vor dem Altar seines Gottes steht, so stand voll hoher Gefühle mit seinem menschlichen Opfer jetzt Arner auf dieser Stelle und warf seinen Segensblick auf die ihn umgebende Menge. Er hatte in diesem Staunen seinen Karl aus den Augen verloren, aber er mangelte ihm jetzt in dem Augenblick dieser feierlichen Stimmung. Er mußte ihn suchen. Er warf sein Auge auf den Haufen Kinder, der dastand, und fand ihn unter Bonnals Buben, zwei von den schönsten an beiden

Händen haltend. Er winkte ihm und sagte zu sich selbst: Wenn er doch nur sein Lebtag so glücklich unter den Kindern seines Volks dasteht und niemand so gern am Arm hat, als seine Leute, nahm ihn dann auf seine Arme, redete mit ihm von der Stiftung, die er jetzt vornehmen werde, und um derentwillen man jetzt die Bäume auf dem Ried setzen solle.

Der Karl hörte ihm auf seinem Arm aufmerksam zu. Eine sanfte Wehmut ergriff jetzt beide, da Arner so mit ihm redete. Einen Augenblick war Arner in dieser Wehmut still, dann sagte er wieder zum Karl: Ich denke nicht und es ist kaum möglich, daß ich diese Bäume ausgewachsen und in ihrem vollen Segen dastehend erleben werde; denke an diese Stunde, wo wir sie jetzt setzen und so das Fest begründen, das ich für das Dorf stiften will. Lieber, denke bis an Dein Grab daran, wie ich dich jetzt auf den Armen trage und wie Du diese Bäume auf dem Wagen und diese Leute aus meinem Bonnal jetzt vor Dir stehen siehst, und nimm Dir fest vor, bis an Dein Grab für Deine Leute zu sorgen, wie Du jetzt siehst, daß ich für sie sorge.

Karl umschlang jetzt seinen Vater mit beiden Händen und sagte ihm: Ich will gewiß bis an mein Grab daran denken; aber du stirbst doch nicht so bald. Du erlebst gewiß auch noch, daß diese Bäume groß sind und viele Früchte tragen.

Lieber Karl, erwiderte Arner, der liebe Gott kann mich noch lange leben lassen, aber was du erleben wirst, das kann ich, menschlicherweise davon zu reden, nicht erleben. — Damit küßte er ihn noch einmal, stellte ihn neben sich und redete, ihn so neben sich an der Hand haltend, mit dem Volk von Bonnal, das vor ihm stand, von der Stiftung, die er vorhabe und von dem Segen, der durch dieselbe ihrem Dorf zufließen könne, wenn sie sich desselben durch ein gottesfürchtiges und menschenliebendes Leben würdig machen und besonders ihre Kinder in der Furcht und Ermahnung des Herrn auferziehen würden.

Nachdem er eine Weile so mit ihnen geredet, sagte er, es könne jetzt ein jeder Hausvater hingehen und von den Bäumen auf dem Wagen so viele nehmen, als einer Kinder habe. Auf das Wort drängten sich reiche, freche und geizige vor, geschwind vor den andern die ersten zu sein und die schönsten wegzuschnappen; denn wenn schon alles gute Bäume waren und von gutem Obst, so war doch immer ein Unterschied im Alter und an den Wurzeln. Aber der Junker merkte den Zweck dieses zudringlichen Laufens und machte ihm Halt, ehe noch einer sich einen vorzüglich schönen Baum ausgelesen und weggeschnappt. Er rief laut, sie sollten sich vom Wagen zurückziehen und warten, bis der Klaus mit einigen andern die Bäume alle ab dem Wagen genommen und sie, wie sie ihm in die Hände kamen, die größern und die kleinern durcheinander zu Boden gelegt; indessen sollten sie sich auch in eine Reihe stellen, und dann einer nach dem andern die Bäume, wie sie am Boden lägen und aufeinander folgten, wegnehmen. Es hängte zwar der ein und der andere von den Dickbäuchen und Meisterkatzen im Dorf das

Maul ob dieser Ordnung, als ob ihm dadurch Unrecht geschehen, aber jeder nahm dennoch seinen Baum in der Ordnung, die ihn traf; die meisten aber lachten, daß Arner sie also mit ihnen in eine ehrliche Gleichheit gestellt hatte und sagten, es sei den Meisterkatzen, die in allen Dingen vor den andern etwas voraus haben und den Rahm immer oben von der Milch abnehmen wollten, recht geschehen.

Als sie die Bäume hatten und alles wieder in einem Kreis um ihn herumstand, sagte der Junker: Ich hätte gern, daß es auch der ärmsten Haushaltung nicht an der nötigen Milch fehle, ihren jungen Kindern eine gute und ihrem Alter angemessene und für ihr Wachsen und Zunehmen notwendige Suppe machen zu können, darum habe ich diese Geißen hierher kommen lassen und will denen, die das Geld nicht haben, für ihre Kinder eine zu kaufen, dasselbe gern vorschießen, und hiermit befahl er denen, die einen solchen Vorschuß gern hätten, näher zu ihm zu kommen.

45. Von Jugend auf drei Batzen sparen, ein Mittel wider den Ursprung der Verbrechen, gegen die man sonst Galgen und Rad braucht.

Nr. 24 (S. 343—45).

46. Eines Maurers Geselle, der vor Arners Einfluß auf Bonnal schon ein halber Schelm war, reine Herzensgüte, des Junker Karl Unschuld und Anlagen zur Kraft und Selbstthätigkeit und endlich der Mensch verglichen mit der schönen Natur.

Nr. 25 (S. 345—347).

47. Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nütz, das ist ganz wahr; aber das Träumen über die Gottesfurcht und das Maulbrauchen darüber ist nicht zu allen Dingen nütz und hat keine Verheißung weder des gegenwärtigen, noch des zukünftigen Lebens.

Der Anfang stimmt mit Nr. 25 (S. 347,48). Dann ist die Erzählung verändert.

Der Pfarrer Flieg in Himmel verblendete viele Leute mit der gutmütigen Weise, mit der er den Kindern die Religion in die Einbildungskraft und in das Gedächtnis hineinlegte und sie in einer Art von Traumsucht darin verlieren machte, ohne sie durch ihren Glauben und durch ihre Liebe genugsam zu den Pflichten, Anstrengungen und Ueberwindungen, die das Leben des Menschen täglich fordert, genugsam anzuhalten und darin zu beleben. Er war in seiner Zeit von der Gemeinde fast angebetet. Sein Lob war allgemein; nur hie und da machte etwa eine alte Frau, die noch im Geist und in der thätigen Kraft der Vorzeit erzogen war, die Anmerkung, seine Kinder würden so geschwind müde und hätten ihren Kopf und ihre Sinne nicht immer, wie sie sollten, bei ihrer Arbeit.

Die Kienastin war ein gutes Kind, aber ein zur Liederlichkeit und zum Träumerleben höchst geneigtes Geschöpf und hatte noch dabei die Schwäche, sich auf die Erkenntnis ihres Heils, wie sie es nannte, viel einzubilden. Sie war in ihrer Jugend dieses Pfarrers Herzenskäfer. Er nannte sie oft vor ihren Augen und vor den andern Kindern himmlisches Kind, Engelsseele und mehr dergleichen Namen. Aber er hat sie damit so unglücklich gemacht, als man immer ein Erdenkind mit Himmelsträumen unglücklich machen kann. Sie vertiefte sich in Nachdenken über Gegenstände, die über ihre Kräfte und ihre Kenntnisse waren und machte sich den Kopf mit Wörtern und Vorstellungen voll, deren Sinn zu begreifen sie von ferne nicht imstande war. Sie ward aber dadurch eine liederliche Frau und eine unverantwortlich schlechte Mutter. Das Hauswesen ihres Mannes ging durch ihre Schuld allmählich ganz zugrunde. So lange sie noch bei Haus und Hof waren und ihr das nötige Essen und Trinken ohne große Sorge auf den Tisch kam, achtete sie das nicht und lebte in ihren Träumen, wie im Himmel; aber als es mit ihrem wirtschaftlichen Verderben so weit kam, daß ihr Mann Haus und Hof verlassen mußte und sie in Not und Elend gerieten, konnte sie sich in ihre Umstände gar nicht schicken und sank in einen Mißmut und Trübsinn, der sie unendlich elender machte, als tausend Arme, die sich in ihrer Not durch ihrer Hände Arbeit mit Kraft und Anstrengung die Notdurft des Lebens erwerben. Der Pfarrer Flieg in Himmel erlebte schon ihre Not; aber anstatt sie zu den Kräften und der Anstrengung zu erheben, die sie bedurfte, schickte er ihr zuzeiten etwas Gutes zu essen ins Haus und ließ sie oft am Abend zu sich kommen und sich etwas Frommes und Schönes, zuzeiten aber auch Zeitungen vorlesen. Nach ihm kam ein alter Pfarrer, der den Vikar hatte, den wir kennen, nach Bonnal und sie ward in des Hummels Zeit nicht nur im höchsten Grade elend, sondern auch das Gespött des sich immer mehr verderbenden Dorfs. Sie blieb aber in ihren Träumen und in ihrer Liederlichkeit fortdauernd sich selbst gleich; der jetzige Pfarrer sagte ihr, sobald er ihr Seelsorger wurde, wo er glaube, daß sie zuhaus sei. Wo er immer sein Auge hinwandte, fand er in ihrem Haus nichts, das ihm zeigte, es wohne eine Hausfrau und eine Mutter hier, hingegen war ihr das Maul im Augenblick offen, von Religionssachen mit ihm zu reden und ihn zu fragen, wie er dieses und jenes ansehe. Er sagte aber deutsch: Du fragst mich da Sachen, an die ich noch nie Zeit gehabt, zu denken, und es nimmt mich Wunder, wie Du Zeit gehabt hast, so weit zu kommen. Sie fing an: Ich habe da vom Herrn Pfarrer selig etliche Bücher, aber er unterbrach sie und sagte: Ich halte gar nicht viel auf viele Bücher in Bauernhäusern; die Bibel und ein Herz, das in Einfalt nur nicht daran sinnt, etwas zu erklären, was es nicht geradezu versteht, das suche ich in Bauernhäusern und dann Karst und Hacken, die alles unnötige Erklären aus dem Kopf hinaustreiben. Die arme Frau meinte im Anfange fast, der Pfarrer

lästere und rede wider Gott, da er also wider ihre Thorheit redete. Dennoch aber brachte er sie in ihrer langen Krankheit, an der sie auch jetzt noch im Bett lag, dahin, daß sie anfing zu erkennen, sie sei in ihrer Pilgrimschaft auf Erden in der Irre herumgelaufen und habe gegen ihren Mann und gegen ihre Kinder und gegen Gott und Menschen nicht gehandelt, wie sie hätte handeln sollen. Der gute Pfarrer hatte alle mögliche Aufmerksamkeit auf ihre Umstände. Er that ihr Gutes, wo er konnte und mochte; er las ihr oft selbst aus der Bibel vor und zeigte ihr klar, daß er das Beten und das Bibellesen aufrichtig gern sehe und nur das unnütze und unverständliche Geschwätz darüber nicht billige. Er kam, seitdem ihre Krankheit ernsthaft war, fast alle Tage zu ihr und sie fing auch an, ihn recht gern um sich zu haben. Er war jetzt eben auch bei ihr, da der Michel mit der Geiß kam und ihnen sagte, der Junker sende ihnen diese Geiß für die kranke Frau und für ihre Kinder.

Das übernahm den Mann und die Frau, daß beide kein Wort hervorbringen konnten. Der Michel verstand ihre stumme Sprache und wollte, ohne weiter etwas zu sagen, aus ihrer Stube weggehen. Aber der Pfarrer stand jetzt vom Bett der kranken Frau auf, nahm das Wort für die jetzt noch schweigende Frau und bat ihn, dem Junker für sie und die ganze Haushaltung zu danken. O, Herr Pfarrer, ich hätte das gethan, ohne daß Sie mir's sagten; ich sehe ja, wie sie beide gerührt sind, sagte jetzt der Michel.

Als er fort war, blieb der Pfarrer noch eine Weile und teilte mit der ganzen Haushaltung die Freude über die Wohlthat des Junkers. Es freute die Kinder, daß der gute Pfarrer so bei ihnen blieb. Sie trieben die liebe Geiß zu ihm hin, daß sie ihm den Kopf auf den Schoß legte. Er kehrte ihr den Kopf gegen die kranke Frau, die auch noch ihre Freude an ihr hatte. Sie nahm die welke Hand unter der Decke hervor, krabelte ihr zwischen den Hörnern und tätschelte sie auf dem Rücken. Währenddem sie das that, fühlte sie auch die Liebe des guten Pfarrers, dankte dem lieben Gott, der das Ende ihres Lebens noch so erquickt, seufzte aber dabei und fühlte jetzt tief, daß sie durch ihr ganzes Leben einen Meinungengott verehrt, aber keinen wahren Glauben weder an das Göttliche, noch an das Menschliche gehabt. Sie tröstete sich ihres Irrtums mit der Führung ihres Lebens, die sie in ihrer Jugend gehabt, sah jetzt zufrieden das gute Tier an und gelüstete sogar von seiner Milch, da sie doch schon etliche Tage nicht das geringste als ihr Kräuterwasser zu sich genommen. Da melkte ihr Mann die Geiß in ein brandschwarzes Becken; es war das einzige, das sie im Haus hatten. Er zitterte, als er da mit der einen Hand ihr den Löffel vors Maul hielt und mit der andern die ihre an sich drückte, und Thränen fielen auf sie herab, als er „Wohl bekomm's Dir, liebe Frau Mutter!" dazu sagte. Die Kinder führten dann das Tier in ihren Stall und suchten ihr an allen Hecken Laub und Streu.

48. Das Andenken an eine Großmutter.

Nr. 26 (S. 349,50). Der Schluß lautet:

So redeten sie bei ihrer Erdäpfelsuppe, und da sie ausgegessen, ging der Rudi zum Baumwollenmareili und entlehnte bei ihm Tinte, Feder und einen Bogen Papier.

Es war noch in vielen andern Stuben über diese Geißen eine große Freude, aber es zeigte sich doch auch in dieser Freude bei vielen, wie schwach und zumteil auch schlecht ihr Herz sei. Einige der schlimmsten Lumpen machten ihren Weibern die Bemerkung, ihre Freude über diese Geißen dürfe eben nicht so groß sein, der Junker habe sie ihnen nichts weniger als geschenkt, sondern ihnen nur das Geld dazu vorgeschossen. Die meisten Weiber waren gläubiger und trauten dem Junker mehr Gutes zu, als ihre Männer; sie gaben ihnen fast allgemein zur Antwort: Er fordert uns das Geld gewiß nicht wieder zurück. Auch die Kinder sagten fast einstimmig: Nein, nein, Vater, er ist ja so gut, er fordert das Geld gewiß nicht wieder.

Der Junker hatte auch bei seiner Aeußerung, ihnen das Geld zu ihren Geißen vorzuschießen, nichts weniger als zur Absicht, es irgend Einem wieder zurückzufordern, aber da er die meisten als schlechte Leute kannte, so wollte er, um ihrem Leichtsinn und ihrer Liederlichkeit vorzubeugen, sie durch diese Aeußerung auf eine Art in der Furcht behalten, daß sich keiner unterstehe, seine Geiß zu verlumpen oder etwa gar zu verkaufen, sondern vielmehr alle Augenblicke denken müsse, er sei nicht sicher, wenn er ihm oder der Geiß einen Augenblick nachfrage.

49. Das erste Hindernis des Wohlstandes und der bessern Erziehung der armen Kinder, ihre eignen Mütter, oder schlechter Männer schlechte Weiber.

Da der Rudi von seinen Kindern, die der Großmutter letzte Worte, wie Imbli den Honig, zusammentragen wollten, zum Mareili ging, um bei ihm Tinte, Feder und einen Bogen Papier zu entlehnen, fand er bei ihm die Stube voll Spinnerkinder, die bei ihm abredeten, morgen zu Mittag alle mit einander in einem Zug zum Junker ins Pfarrhaus zu gehen und ihm für den Sparhafen und die zehntfreien Aecker, wozu er ihnen verhelfen wollte, zu danken.

50. Das zweite Hindernis der gleichen Sache, der Neid der Reichen.

Nr. 28 (S. 351,52). Die C. A. ist etwas breiter, aber ohne neue Gedanken.

51. Die Geschichte der Erlösung dieser Kinder aus der Hand ihrer Feinde.

Nr. 29 (S. 352—54). Der Schluß lautet in C. A.:

Du hast wohl Recht, — es ist nicht anders, — es ist gewiß so, — wir haben nur nicht gedacht, daß Du Dich der Sache annimmst, sonst hätten wir uns wohl gehütet, und es muß sicher sein, wie Du

willst, sie müssen den Sparhafen gewiß haben und morgen dem Junker alle mit einander danken, und sonst in allweg, es möchte sein, wie es wollte, wenn Dir etwas dran liegt, so wissen wir wohl, daß wir das Brot von Dir haben und es kommt uns gewiß kein Sinn daran, daß wir Dir um jemands andern willen etwas zum Verdruß thun, es möchte sein, was es wollte. — Aber es kannte seine Weiber und glaubte nicht an die schönen Worte, die sie ihm jetzt gaben. Es sprach ihnen noch lange, lange zu, wie schlecht sie wären, wie schlecht sie an ihren Kindern handelten, und wie undankbar sie sich gegen den Junker betragen. Wie manche, sagte sie zu ihnen, ist von Euch, der er erst noch heute eine Geiß zum Almosen geschenkt, und wenn er sie Euch morgen, weil Ihr Euch so betragt, wieder zum Stall heraus nimmt, so hat er nicht mehr als Recht.

Ja, ja, sagten jetzt viele Weiber, daran haben wir nicht einmal gedacht. Dann baten die Weiber das Mareili noch einmal, es solle ihnen doch jetzt auch glauben, sie sähen ein, daß sie gefehlt und daß es der Junker gut meine, und es müsse sicher alles gehalten sein, was ihre Männer dem Junker versprochen. Und da es sie nun so in der Ordnung sah und wirklich glaubte, sie gingen jetzt mit ihrem gegebenen Wort nicht mehr den Krebsgang, so zeigte es ihnen sein gutes Herz noch einmal, indem es sich bei ihnen auf eine Art wie entschuldigte und zu ihnen sagte: Ich habe mein Lebtag fast mit niemand so geredet, wie jetzt mit Euch. Es ist sonst gar nicht meine Art, mich in etwas zu mischen, das mich eigentlich nichts angeht, oder etwas durchdrücken und durchsetzen zu wollen, wozu ich kein Recht habe; aber da ein paar Meisterkatzen im Dorf mit Gewalt durchsetzen und durchschlupfen wollten, daß das nicht geschehen müsse, was der Junker mit so gutem Herzen für Euch und Eure Kinder und das ganze Dorf einrichten will, so habe ich geglaubt, ich müsse jetzt diesen Weibern zeigen, daß Ihr mich so viel angeht, als sie, und daß ich, wenn's aufs Gewaltbrauchen ankomme, im Dorf etwas so gut ausrichten könne, als sie.

52. Ein gutes Naturmensch und ein auf die rechte Art geschultes neben einander, und hinter ihnen das Schicksal der Meisterkatzen und ihrer Männer Notarbeit.

Nr. 30 (S. 354,56) mit einigen unwesentlichen Aenderungen.

53. Der Alte von Bonnal steigt an dem babylonischen Turm, auf dem er eine Weile herumguckte und das Land beschaute, eine Treppe höher, wo er einen weitern Horizont und eine ausgedehntere Aussicht hat.

Arner empfing, als er am Abend heimkam, schon eine Antwort von Bylifski auf seine zwei Briefe. Sie lautete wörtlich also:

Lieber! Ich kam eben, als ich Deine zwei Briefe erhielt, von einer Reise, auf der ich mich in Mißmut über meine Lage zu zerstreuen suchte, aber es nicht konnte. Ich kam wirklich mit dem Entschluß heim,

meine Stelle niederzulegen; jetzt aber thue ich das nicht und könnte es nun für mein Leben nicht thun. Seitdem ich Deine Briefe habe, wacht die Hoffnung, daß die alten Zwecke des Herzogs vielleicht doch noch erreichbar seien, wieder lebendig in mir auf; aber freilich sehe ich auch, daß dieses nur auf andern Wegen, als auf denen, die man bisher eingeschlagen, möglich sein kann. Ich bin mit Deinem Meyer ganz überzeugt, daß, wenn es je möglich ist, dem Volk des Landes aus dem Verderben, in welches es so tief versunken, wieder aufzuhelfen, so ist es durch das Volk und seine Menschlichkeit selber. Der Gedanke: Gib dem Volk, was in ihm selbst liegt, belebe in ihm, was es selbst hat, rege die Menschlichkeit, die in ihm selbst liegt, an, und thue hierfür Dein Möglichstes, so kann es in dem wesentlichen Wenigen, das es bedarf, sich wirklich selber helfen und hilft sich selber — dieser Gedanke füllt jetzt meine ganze Seele. Du bist glücklich. Hätte ein Fürst für sein Reich Menschen und Mittel, wie Du für Dein Dorf, er würde als ein Gott dastehen mitten unter seinem Volk. Ja, Freund! Es würde ihm dann leicht sein, eine neue Schöpfung zu beginnen; der jetzt durch alle Arten der Verkünstlung so verwirrte und erschöpfte Weltteil würde auf ihn schauen, als auf einen Retter in seiner Not. Dein Meyer hat mich für Dich träumen gemacht, wie unser edler Herzog für sein Reich geträumt hat, ehe man ihn so schrecklich betrogen. Ich will und darf nicht hoffen, daß auch Du so betrogen werdest. Das wäre unglücklich und schrecklich. Halte fest an Deinen Versuchen und schreibe mir oft. Sie sind für die Menschheit höchst wichtig. Ich schaue von nun an auf Bonnal als auf einen Ort hin, von dem auch mir in meiner Lage Hilfe kommen kann, wie von dem Herrn. Ja, Freund! Ich will auf Bonnal hinschauen, als auf ein Licht, das mir leuchtet in meiner Finsternis. Denn wahrlich, ich sitze in meiner äußern Höhe im Innern meiner selbst in einer tiefen Finsternis und wenn ich Deine Lage mit der meinigen vergleiche, so ist mir, Du sitzest im Licht oder gehest wenigstens einem Licht, das in der Finsternis leuchtet, entgegen.

Sicher hätte ich, wenn Deine Briefe gestern nicht auf dem Tisch gelegen hätten, meine Stelle niedergelegt. Unser Land ist auf Kinder und Kindeskinder verloren. Der verruchte Mann macht aus dem Hof alle Tage mehr, was er selbst ist, und dann wieder der Hof aus dem Volke, das, was er ist. Er jagt jeden Heller Staatsgeld, den er in seine Klauen bringen kann, zum Teufel, und macht, daß Jeder von allen, die an eine unserer zahllosen Staats-Krippen zu gelangen vermögen, auch wieder jeden Heller zum Teufel jagt, den er in seine Hand zu kriegen vermag. Das ist noch das geringste Uebel. Aber daß er den gesunden Geist, beides, für den Erwerb des Eigentums wie für seine Erhaltung und alle reinen Begriffe über den nötigen Staatseinfluß in diesem Gegenstande zugrunde richtet, indem er die Eigentümer liederlich und als liederlich frei macht und die Erwerbskraft von staatswegen ihrer Liederlichkeit und den Vorzügen, die sie in ihrer

Liederlichkeit und Unordnung besitzen, unterwirft und preisgibt, das ist's, wodurch er tausende und hunderttausende im Lande zugrund richtet. Das Geld, das er für den Augenblick verlumpt, würde, soweit es auch langt, uns nicht töten, wenn sein Einfluß auf die Sitten, Denkungs- und Handlungsweise aller Stände uns nicht tödlich wäre. Doch ich will an meiner Stelle bleiben, wenn mein Herz schon noch aus Furcht vor der Zukunft zittert. Aller gute, alte Sinn für das Volk löscht sich mit jedem Tag mehr unter uns aus. Alles wird nur für das Aeußere und auf den Schein berechnet; für das innere Wesen des Wahren und des Guten sorgt bald keine Seele mehr. Wenn ein Dutzend wilde Schweine oder ein paar Wölfe in das Gebiet einer Herrschaft einbrechen und ein paar Korn- oder Haferäcker zugrund richten, so überläßt man die Sorge, sie niederschießen zu lassen, dem Herrschaftsherrn nie; der Staat mischt sich ein. Die Jägerkommission schickt augenblicklich ein halb Dutzend fürstliche Jäger auf sein Gut, um dasselbe von diesem Viehübel zu befreien; aber wenn Menschenverderber, wie Dein Hummel und die tausend seinesgleichen ganze Dörfer zugrund richten, so kräht kein Hahn danach und es ist keine Landeskommission da, die einen Jägerburschen gegen solche in Menschengestalt erscheinende wilde Schweine und Wölfe auf die Herrschaften hinschickt, das Land von ihnen zu reinigen. Doch ich will anfangen, seit langem das erstemal froh und hoffnungsvoll zu atmen, so schlimm alles auch noch aussieht. Ich habe eine Ahnung, daß jetzt doch etwas begegnen könnte, das in der Lage der Dinge, wie sie jetzt ist, einige Aenderung hervorbringen könnte. Es sind dem Herzog Kleinodien, deren Wert in die hunderttausende geht, gestohlen worden; aber man darf ihnen nicht öffentlich nachfragen; der Herzog will's nicht. Helidor hat ihm angegeben, er wolle der Sache im stillen nachforschen; aber ich sehe, er macht das Nachforschen still und hat gewiß seine Gründe. Endorf und ich ahnen das schlimmste, aber wir schweigen und müssen schweigen. Außer uns zweien und dem Diebe selber weiß kein Mensch ein Wort davon. Auch Du mußt für einmal schweigen, es ist notwendig. Lebe wohl und schreibe mir oft von Bonnal, aber rede diesfalls noch mit niemand von mir. Ich will für einmal auch mit niemand und am wenigsten mit dem Herzog von der Angelegenheit in Bonnal reden.

Bylifsky.

Dieser Bylifsky war als erster Minister des Herzogs sehr unglücklich. Dieser lernte ihn in Tagen kennen, wo beider Herzen, zum höchsten Dienst der Menschheit gleichgestimmt, für das Herzogtum alles zu erzielen suchten, was sie darin zu erzielen möglich glaubten, und ich muß notwendig von beiden etwas umständlicher reden.

54. Ein Beitrag zur Erklärung des Wortes: Es ist leichter, daß ein Schiffseil durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes gelange.

Der Herzog war in seinen sittlichen und geistigen Anlagen zum edelsten Mann im Lande geboren. Diese schienen ihn vollkommen in

Uebereinstimmung mit dem erhabenen Range, den er besaß, auszuzeichnen. Er schien seiner Anlagen halber berufen, den Landessegen im Herzogtum auf eine Weise zu begründen, wie bei Jahrhunderten kein Fürst den Landessegen in seinem Lande befördert hat.

Aber seine Erziehung war dann auch wieder wie dazu geeignet, in seinem Innersten das wieder zugrunde zu richten, wozu ihn seine Neigungen und Kräfte anzuregen und zu begünstigen schienen. Er lebte, erziehungshalber vollkommen im Widerspruche mit sich selbst, täglich in Umgebungen, die vom Morgen bis zum Abend dahin wirkten, ihn so schwach, so sinnlich, so zerstreut, so ungeistg und so oberflächlich zu machen, als nur immer ein vornehmes Knäbchen durch Ueberladung von Sinnenkitzel, krafttötender Aufwart und zuvorkommender Bedienung schwach, sinnlich, zerstreut, ungeistig und oberflächlich gemacht werden kann und dabei noch täglich gewohnt, die niedrigste Selbstsucht als die allgemeine Triebfeder des Fühlens, Denkens und Handelns aller seiner Umgebungen anzusehen und alles Scheinschöne und Scheingute derselben mit der Schlechtheit dieser Selbstsucht sichtbar befleckt, in tändelnder Schwäche vor sich stehen zu sehen, wirkten diese Umgebungen so zerreißend und zerstörend auf das Innere seiner erhabenen Anlagen, als neuer Wein auf alte Schläuche, in die man ihn hineinschüttet, zerreißend und zerstörend einwirkt. Sein Unglück war in dieser Rücksicht sehr groß. Er ward unter diesen Umständen zugleich von einem Lehrer, dem er innigst anhänglich war, fast in eben dem Grad einseitig enthusiastisch für das Erhabene und Göttliche der Menschen-, Armen- und Volksliebe angeführt und angefeuert, als die unglückliche Kienastin vom Pfarrer Flieginhimmel für biblische oder vielmehr kirchliche Meinungen enthusiastisch einseitig angeführt und angefeuert worden ist. Dabei aber ward er auch hinwieder für die Geistesstärke und physische und geistige Anstrengung, die die fürstliche Ausübung einer zur Erhabenheit gesteigerten Menschen-, Armen- und Volksliebe erfordert, ganz ungebildet und vernachlässigt gelassen, eben wie diese unglückiche Frau für die physische und geistige Anstrengung, für die gute Führung ihrer Haushaltung und für alles Gute, das sie für ihren Mann und für ihre Kinder auch im Herzen trug, ungebildet und vernachlässigt gelassen und darüber völlig verwahrlost worden war.

Bylifski war in Rücksicht auf seine Bildung nicht in dem Grad das Opfer widersprechender Maßregeln und Ansichten. Er war in Rücksicht auf seine Geistesbildung unendlich besser als der Herzog besorgt und auch von Jugend auf an unermüdete Anstrengung und anhaltenden Fleiß gewöhnt; aber dennoch gingen seine Einsichten und Fertigkeiten einseitig nur von litterarischen Ansichten aus und waren hinwieder von einer nur von Bureau- und Kabinettsarbeiten praktisch unterstützten Thätigkeit beschränkt. Er erkannte die Realbedürfnisse und Realfundamente des Volkslebens und der Bildung zu demselben und besonders in den Erwerbsständen so wenig als der Herzog, und sobald dieser an die Regierung kam, ließ er in Publikationen, von

denen man hätte glauben sollen, die Engel im Himmel hätten sie selbst geschrieben, verkünden, die Sorge seines Lebens werde bis an sein Grab nur dahin gehen, sein Volk zu beglücken. Er sprach in denselben ganz unumwunden aus, der Mensch als Mensch sei durch die Erhabenheit der Anlagen und Kräfte, die er von Gotteswegen besitze, ihm und dem Staate mehr wert, als er ihm durch alles, was die Welt und ihre Einrichtungen dem Menschengeschlecht an Macht, Ehre, Würde und Eigentum je geben könnten, je wert sein und wert werden könne, und er werde desnahen auch in keinem Falle irgend ein Individuum eines Standes zum Nachteil dessen, was er von Gotteswegen allen, besonders den Armen und Niedern im Land, schuldig sei, begünstigen usw.

Ich kann nicht fortfahren; es thut mir weh, Proklamationen, die so träumerisch schön sind, abzuschreiben. Sie reißen mächtig hin und betrüben gewöhnlich, wenn ihre Hoffnungen fehlschlagen, eben so heftig. Bylifsky lebte selbst in Hoffnungen, die ihn hernach so sehr täuschten, der Herzog aber war in sich selbst so selig, als er sie schrieb, wie er in seinem Leben vorher nie war. Bylifsky hatte an der Abfassung dieser Proklamationen Anteil genommen und träumte sich, obgleich er schon im Anfang zu fühlen anfing, es sei in einigen derselben vieles wo nicht groß gesprochen, doch zu leicht genommen, dennoch die Ausführung von einigen wesentlichen Teilen dieser Versprechungen unendlich leichter, als er sie hernach fand. Aber er fand sich bald in seinen Hoffnungen schrecklich getäuscht.

Die Proklamationen waren kaum gedruckt und den Leuten, ich möchte sagen, noch naß zugesandt, so strömten von allen Seiten ganze Haufen armselige, sich so heißende Volks-, Erziehungs-, Gewerbs- und Menschenfreunde, mitunter auch schlechte, sehr schlechte Menschen an den Hof, von denen die schlimmern sich gar nichts daraus machten, einander in die Ohren zu flüstern: Wenn wir nur zu einer Privataudienz vor ihn gelangen, so haben wir sicher gewonnenes Spiel. So gut als der Herzog ist, sagte jeder zu sich selber, verspricht er uns sicher auch etwas; wenn wir nur einmal seinen Finger haben, so wollen wir schon machen, daß wir seine Hand auch bekommen.

Sie irrten sich gar nicht. Der Herzog freute sich bald eines jeden Narren, der mit einem Menschenfreundlichkeitsprojekt zu ihm hinkam, und wenn einer seine Lieblingswörter: Volk, Erziehung, Kultur, Landesglück und auch Kunst und Wissenschaft — recht viel in den Mund nahm und dabei ein Gesicht schnitt, wie wenn ihm von den schönen Sachen, die diese Wörter bezeichnen, die Augen übergehen wollten, glaubte der gute Herzog nicht blos, der Mann sei davon wirklich ergriffen, sondern auch, er verstehe das gründlich und wohl, von dem er so ergriffen und belebt vor ihm dazustehen schien. Es ahnte ihm nicht einmal, daß man sehr belebt für Gegenstände sein könne, die man gar nicht verstehe, und noch weniger, daß man mit Gegenständen, die man ganz wohl verstehe, dennoch windbeuteln und

Zwecke zu erzielen suchen könne, die man gar nicht zur Schau stelle, sondern wohl zu verbergen wisse, bis man zu seinem Ziel gelangt. Der gute reine Sinn des edeln Mannes wurde schrecklich gemißbraucht. Schlechte Menschen entlockten ihm viele Wohlthaten und zeigten sich undankbar. Betrüger forderten von ihm Geld zur Beförderung des öffentlichen Wohls und des Menschenheils an Leib und Seele, zur Anlegung von Instituten, Schulen und Fabriken, zur Aeufnung des Feldbaus und fast zu allem denkbaren Guten. Fast alle konnten gut reden. Ihre Worte stimmten meistens mit dem, was der Herzog so sehnlich wünschte, zusammen. Er gab und gestattete auch sehr vielen von ihnen, was sie nur wünschten. Aber fast alle mißbrauchten sein Zutrauen. Viele betrogen ihn mit vollem Bewußtsein. Auch Erziehungskünstler, Erziehungsträumer und Erziehungspraktikanten drängten sich an ihn an mit Vorschlägen, die im Erziehungs- und Unterrichtssache vielseitig umwarfen, was im wesentlichen von Alters her schon da war und durchaus in diesem Wesentlichen nicht durch etwas real Besseres ersetzt wurde. Die einen trugen, ohne Rücksicht auf Mittel, Umstände und Uebereinstimmung des Ganzen, auf höhere Betreibung einzelner Wissenschaften, auf allgemeine Vervollkommnung der Akademie, auf Umschaffung vieler von diesen in Universitäten und allgemeine Beförderung der Vielwisserei im ganzen, andere auf Beförderung der Industrie im allgemeinen und in einzelnen Fächern an, ohne Rücksicht auf den Mangel der Grundbildung zur geistigen und physischen Thätigkeit, deren vorhergehende Ausbildung den glücklichen Erfolg solcher sowohl wissenschaftlicher, als wirtschaftlicher Anstalten allein zu sichern vermag. Sie trugen, sich selbst unter einander widersprechend, auf die heterogensten Maßregeln zur Beförderung einzelner Unterrichts- und Bildungsgegenstände an, ohne das Ganze der Erziehungsgegenstände gemeinsam mit einem Blick ins Auge zu fassen. Weitaus die meisten von diesen Fächerkünstlern hatten nicht im geringsten einen Begriff von der Menschenbildung im reinen Sinn des Worts, ebensowenig von der Veredlung der häuslichen Erziehung zur individuellen Mitwirkung für das Erziehungswesen; sich selber in allem, was sie wollten und vorschlugen, durchkreuzend, sprachen die einen bald den höhern, bald den niedern Wissenschaften das Wort. Es fehlte fast allen ohne Unterschied an Umsicht über das ganze Wesen der Erziehung und an Aufmerksamkeit über ihre ersten Fundamente, sowie auch an dem äußern Zusammenhang aller Bildungsmittel und Bildungsanstalten unter sich selber und ebenso an ihrer innern Uebereinstimmung mit dem Naturgange, nach welchem alle Kräfte unsers Geschlechts nach ewigen Gesetzen entfaltet werden, sowie mit der Wahrheit der Lage und der Umstände eines jeden Individuums, dessen Kräfte durch die Erziehung entfaltet werden sollen.

Bylifsky sah bald, daß der Boden, auf den sie bauen wollten, unter ihren Füßen schwankte, und daß sie mit den Plänen, die sie vorhatten, auf ihrem Weg nicht nur nicht vorwärts kommen, sondern

auch das Gute und Solide, das im Leben in der Erziehung des Volks von der alten Zeit her noch erhalten worden, zugrunde richten würden; aber er fühlte jetzt eben so sehr, daß er die Kenntnisse nicht habe und die Fertigkeiten nicht besitze, die erfordert wurden, den Anstalten und Versuchen, die der Herzog begonnen, eine andere Richtung zu geben. Dieser aber ging auch bei dem, was offenbar schon als mißlungen angesehen werden mußte und dessen weiteres Verderben er durch seinen Einfluß leicht hätte still stellen können, mit einer ganz ultrafürstlichen Selbständigkeit zu Werke. Er war von der Wahrheit der allgemeinen Begriffe, von denen er in seinen Versuchen ausging und von der Reinheit der Zwecke, zu denen er hinzielte, so eingenommen, daß er jede selbstgefühlte Uebereilung darin entschuldigte und als bei seiner Lage und bei den Mitteln, die er für seine Zwecke in seiner Hand habe, für ganz unbedeutend erklärte. Er war in Rücksicht auf die schnelle Erzielung seiner Endzwecke so ungeduldig, als immer der Kaiser Joseph, und wollte dieselben, wie dieser, durchaus schnell durchgesetzt haben und ihren endlichen Erfolg noch bei seinem Leben mit seinen Augen sehen. Es war lange sein Wort, wenn in so wichtigen Dingen auch zehn Versuche fehlschlügen, so müsse man sich dadurch nicht abschrecken, sondern noch aufmuntern lassen, den elften zu machen.

Aber so unermüdet und beinahe unerschöpflich er in der Anwendung seiner äußern Kräfte auch war, so mangelte es ihm und denen, die er für seine Zwecke brauchte, meistens an wahrer und sicherer Kraft für das innere Wesen derselben, und eben, weil er zu viel auf die äußern Mittel seiner Zwecke, besonders auf seinen Geldbeutel, baute, den er in seinen Träumeransichten für unerschöpflich glaubte, darum machte ihn auch die Erfahrung so lange nicht klug und Bylifsky war deshalb in einer sehr unangenehmen Lage, weil er lange und allgemein als der Miturheber alles dessen, was der Herzog versuchte, angesehen war und angesehen werden konnte, weil er, da Nelkron und Endorf die meisten Versuche des Herzogs schon in ihrem Anfange mißbilligten, diesen Herren entgegen ihnen lange das Wort redete und der allgemeinen Wahrheit von der Ansicht dieser Versuche mehr, als dem Erfahrungstakt dieser ältern und geübtern Staatsmänner zutraute. Diese waren desnahen auch seit Jahren mit Bylifsky etwas gespannt und redeten jetzt, da die Erfahrung ihre Ansichten gerechtfertigt, von der Teilnahme und Schuld, die Bylifsky an den Versuchen des Herzogs gehabt, auf eine Weise, mit der sie diesem zu nahe traten; denn er hatte sich wirklich schon lange Mühe gegeben, den Herzog wenigstens von der immer steigenden Kostbarkeit einiger dieser Versuche zurückzulenken; aber dieser, durch sein ganzes Leben nicht gewöhnt, zu rechnen und das Verhältnis seiner Geldkräfte zu dem, was er wollte, mit einiger Sorgfalt ins Auge zu fassen und immer so gleichgiltig als unwissend in dem, wozu seine Unternehmungen hinführten, achtete auf keine ihm von Bylifsky diesfalls gemachten Vorstellungen, auch da noch, da diese Unternehmungen ins wirklich Unerschwingliche

gingen, bis endlich die Menge der Erfahrungen von der persönlichen Schlechtheit und wirklichen Verworfenheit einiger Personen, denen er sein Zutrauen geschenkt, zu den Geldverlegenheiten, die diese Versuche veranlaßten, hinzukam und er, von diesen Erfahrungen aufgeschreckt, das Benehmen einiger dieser Leute etwas näher zu untersuchen befahl.

Da kam denn freilich ein solcher Greuel des Mißbrauchs seines Namens und seiner Güte heraus, der ihn im Innersten erschütterte und ihn in den Zustand versetzte, daß er endlich, durch die Menge der Erfahrungen von der Schlechtheit der Menschenfreunde und Volksmänner, die ihn betrogen, gleichsam überwältigt, in seinem Glauben an die armseligen Machwerke dieses zudringlichen Geschlechts müde war, und da Endorf und Nelkron ihm zu verstehen gaben, daß er jetzt selber sehe, wie sie gegen Bylifsky Recht gehabt hätten, gab er ihnen völligen Beifall, und beide, so edle und gute Männer sie auch sonst waren, waren dennoch nicht unbefangen genug, den Unterschied der Fehler des Herzogs und derjenigen Bylifsky's richtig ins Auge zu fassen und dem letzten so weit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als er es verdiente.

Indessen hatte Bylifsky in allen Staatsangelegenheiten das Vertrauen des Herzogs gar nicht verloren, nur redete er über seine ehemaligen Menschenfreundlichkeitsliebhabereien kein Wort mehr mit ihm und man sah, wenn nur von ferne davon die Rede war, eine stille Wehmut über sein ganzes Gesicht ausgegossen, und er saß dann neben ihm in stillem Schweigen, wie ein königlicher Freund neben einem lieben General, der ihm eine große Schlacht verloren, in stiller Wehmut sitzt und von der verlornen Schlacht kein Wort redet.

55. Ein Unmensch erscheint.

In dieser Lage der Dinge und in dieser Stimmung des Herzogs geschah es, daß er in die Hand Helidors geriet, von dessen Einfluß Bylilsky in seinem Brief an Arner redete. Dieser Helidor ist ein Mensch, der bei der Gewaltskraft seltener Anlagen in tiefe Schlechtheit versunken, für das innere göttliche Wesen der Menschennatur durchaus keinen Sinn mehr hat und darum auch den Menschen und die Menschennatur wie sich selbst verachtet. Er lebt ganz hingegeben in den Gefühlen des kraftvollsten und gewaltthätigsten der Tiere, die sich des Tags in den Höhlen und Wäldern verbergen, des Nachts aber in die Thäler und Triften einbrechen, ihren Raub zu suchen. In den Gefühlen einer so eingewurzelten Tagesscheue, neben einer so gewaltthätigen Nachtkraft, die ihm beide zur andern Natur geworden, mußte er notwendig aller Gewaltthätigkeit, zu der der Tiersinn der Menschennatur unser Geschlecht hinzuführen vermag, soweit er immer konnte, das Wort reden.

Er that das auch mit unübertrefflicher Kunst. Er redete unumschränkter Willkür jeder Macht und jedes Mächtigen unbedingt das Wort, und wenn man ihm dagegen einwandte, die Anerkennung einer

so unbeschränkten Willkür eines jeden Mächtigen stoße das innere Gefühl der Menschennatur selber, indem es den milden Sinn der göttlichen und menschlichen Wahrheit den selbstsuchtsvollen Ansprüchen eines ungöttlichen Lügengeistes und einer unchristlichen, unmenschlichen, rechtlosen Gewaltthätigkeit unterordne, antwortete er, das alles seien Träume einer die Menschennatur in der Kraft und in den Bedürfnissen ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse nicht anerkennenden Weiberschwäche, die man aus gewissen Rücksichten mit Stillschweigen übergehen müsse; hingegen über den Vorwurf, die Anerkennung einer unbedingten und unbeschränkten Willkür jeder Macht untergrabe allen Begriff des Rechts selber, ließ er sich weitläufig ein und behauptete, das Recht im gesellschaftlichen Zustand bestehe in nichts, als in der Vernunft der Macht selber; alles menschliche Recht komme von der menschlichen Macht her. Ohne Macht sei, solange die Welt stehe, kein Recht in die Welt gekommen und werde ewig keins hineinkommen, und hinwieder, keine Macht stehe unter irgend einem Recht und kein Mächtiger könne je unter irgend einem solchen stehen, weil alles Recht einzig von der Macht ausgehe, und in ihrer Freiheit, d. i. in ihrem gesicherten Uebergewicht über alles, was ihr entgegenstehend Recht sein und Recht heißen wolle. Er behauptete geradezu, ohne diese Freiheit der Macht sei sie selber ein Unding und nicht wahrhaft da. Auf den Einwurf, eine menschliche Macht, die auf eine solche Art gesichert wäre, könnte bei der allgemeinen Schwäche der menschlichen Natur allem Heiligen des göttlichen Rechts und allen Fundamenten des menschlichen Rechts entgegenstehen, spottete er hohnlächelnd über den Begriff, daß etwas Göttliches im Recht stecke, und über das Menschliche im Recht sagte er ungeniert, das Menschliche im Rechte stehe sich in seiner Armseligkeit in allen Verhältnissen selber entgegen und ende trotz aller Bocksprünge und Schlangenkrümmungen, durch die es den Schein dieses Widerspruchs wider sich selbst, seitdem die Welt steht, von sich abzulenken gesucht habe, in der Wirklichkeit der Dinge dennoch immer in Verhältnissen, die in ihrem innern Wesen dem Recht der Maus gegen die Katze und des Wolfs gegen das Schaf gleich sähen, wie ein Ei dem andern. Wenn man ihm hierauf antwortete, daß das Menschengeschlecht sich in diesem Fall doch in einem traurigen Zustande befinde, erwiderte er, es sei einmal nicht anders, die Sache sei, wie sie sei, es könne sie niemand ändern; aber da der Mächtige und Hohe es leicht habe, seine Wünsche zu befriedigen, so sei er gewöhnlich auch, wie der edle Löwe, großmütig und nicht wie die gemeinbürgerliche Hyäne gefräßig; man müsse also und dürfe sich auf die Großmut der Mächtigen verlassen; es sei hierin für das Menschengeschlecht kein andrer Ausweg möglich, und wenn man ihm mit Anerkennung der allgemeinen Schwäche der Menschennatur und sogar mit einer Art von Billigung der Verachtung, die er gegen dieselbe zeigte, auf dieses Fundament hin selber vorstellte, das tierische Gewaltsgefühl, das eine gemeinbürgerliche Seele zu einer Hyäne machen könne, sei in der Menschennatur allgemein und könne

jede schwache Menschenseele, in welchem Verhältnis sie auch immer lebe, durch den Besitz einer unbeschränkten Macht gewaltthätig machen und die Erfahrung der Welt spreche einstimmig aus, der Besitz der Macht gefährde allgemein die Vernunft der Macht selber und unter hundert Menschen in der Welt, die alles thun dürften, was sie nur wollten, würden mehr als neunzig unverschämt, gewaltthätig und oft noch dumm, so nannte er diese Einwendung und zwar mit einer Stirne, die den Unwillen über dieselbe deutlich ausdrückte, eine Spitzfindigkeit, an der freilich zumteil etwas wahr sein könne, das aber dennoch die Natur der Macht und das Wesen ihres Rechts und am allerwenigsten den Notzustand des Menschengeschlechts, das um seiner Ruhe willen unbedingt die Freiheit der Macht anspreche, nicht ändere.

Das war der Mann, in dessen Hand der Herzog, nachdem ihn seine mißlungenen Menschenfreundlichkeitsversuche an den Abgrund des Unglaubens an die Menschennatur selber hingeführt hatten, gegenwärtig vollends war. Er wäre aber doch sicher nicht in die Hand dieses Mannes gefallen, wenn dieser nicht durch ein Fräulein von Wildheim in der Frechheit seines Widerspruchs gegen alles Menschliche und Heilige unterstützt worden wäre.

56. Auch tief verdorbene Menschen fühlen das Bedürfnis des Edeln und Guten, und jagen selber, um ihrer Schlechtheit willen und durch sie, dem Scheine desselben nach.

Geboren, den äußern Schein der christlichen Milde und Liebe mitten in der höchsten Verhärtung des Herzens mit der Heuchlerlarve einer hohen weiblichen Anmut, einer unübertrefflichen äußern Artigkeit und einem Anstand in ihrem Benehmen gegen alle Klassen von Menschen zu vereinigen, der nichts zu wünschen übrig zu lassen schien, trug dieses Fräulein bei der entschiedendsten Wegwerfung aller ernsten Maßregeln, die auch nur von ferne zu einer soliden Volksbildung oder zu irgend einer Art von wahrhaft helfenden Vorbeugungsmitteln der Uebel, die die niedere Menschheit drücken, hinzulenken geeignet sind, für das in dieser Rücksicht zu befriedigende, blinde Auge des Zeitgeistes eine Volkstümlichkeitslarve, hinter welcher der Mangel einer wesentlichen Dienstkraft und eines reinen Dienstwillens für das Volk so viel als ganz unsichtbar war. Sie hatte bei diesem gänzlichen Mangel der wesentlichen, wahren Volkstümlichkeit eine äußerst thätige Aufmerksamkeit auf wirkliches vor Augen liegendes, besonders die Nase des in sinnlicher Schwäche raffinierten ästhetischen Halbsinns des Zeitalters stoßendes physisches Augenblickselend der Armen, sich auf diese Weise auch für die höhern Bemühungen der Menschlichkeit und des Christentums, wie die Einäugigen unter den Blinden, auszuzeichnen, stand sie auch an der Spitze einer großstädtischen, von Helidor selbst besuchten, begünstigten und belebten Wohlthätigkeitsgesellschaft, die im höchsten Großton einer Staatsanstalt selber monatlich einmal bei einem großen diner zusammen-

kam und größtenteils bis weit nach Mitternacht beieinander blieb. Diese Gesellschaft hatte ihren Präsidenten, ihren Sekretär, ihren Kassierer und zwei Weibel. Sie hatte innere und äußere, zahlende, denkende und handelnde Mitglieder. Sie führte ein Protokoll ihrer Einnahmen und Ausgaben mit großer Ordnung und genauer Gerechtigkeit, und war auch an den Versammlungstagen immer ein paar Stunden mit dem Teil der Armenversorgung, den das Protokoll und der Herr Präsident auf die Tagesordnung brachte, beschäftigt; auch wurde von vielen Mitgliedern Geld für ihre Zwecke mit einem Eifer zusammengetrieben, die der Gedankenlosigkeit, mit der es ausgegeben und der Wirksamlosigkeit auf die Quellen der Uebel, deren ekeln Augenblickserscheinung es entgegenwirkte, vollkommen gleich war. In dieser Gesellschaft spielt Fräulein von Wildheim immer eine große Rolle. Es ist in ihrem großen Kreise niemand, der für ihre Zwecke mehr Geld zusammenbringt. Sie geht in den vielen und großen Cerclen, die sie besucht, gar oft mit dem Teller in der Hand den ganzen Kreis der sitzenden Damen herum und drängt sich in die Haufen der stehenden Herren hinein, um für diesen oder jenen unglücklichen Armen Hilfe anzusprechen, nimmt dann aber den ganzen Tag über den wärmsten Anteil an Lebensweisen, die, indem sie das häusliche Leben in seinen wesentlichen, heiligen Fundamenten in allen Ständen gleich untergraben, die Quellen des sittlichen, geistigen und bürglichen Elends, gegen deren Folgen sie Silber und Gold zusammenbettelt, täglich mehr verstärken und vergiften.

Es konnte nicht fehlen, sie zog durch diese Handlungsweise die Aufmerksamkeit vieler Zeitmenschen und auch vieler Hofleute auf sich. Die in Rücksicht auf Sittlichkeit kraftlosesten Menschen sind gewöhnlich in Rücksicht auf die Not und Armut ihrer Mitmenschen mehr gedankenlos als hartherzig; die Zahl der Menschen, die mit ihrer Sittlichkeit in ihrer sittlichen Kraftlosigkeit doch für einen gewissen Grad von Weichlingstugenden immer noch Sinn haben und sich besonders Augenblicksgefühlen von Mitleiden und Barmherzigkeit gern überlassen, ist auch in den verdorbensten Cerclen unsers Hofes und unsrer Hauptstadt noch sehr groß. Und es ist wirklich eine merkwürdige Erscheinung, daß viele dieser Menschen auch beim Verlust der letzten Spur der wahren Sittlichkeitskraft und Realanhänglichkeit an Wahrheit, Liebe und Recht dennoch eine Art ästhetischen Sinn, eine Art Liebhaberei für tote Gemälde und leblose Statuen der Sittlichkeit und ihre höhere Wahrheit und Reinheit in sich selber erhalten; selbst in den nächsten Umgebungen Helidors gab es viele solche ästhetische Dilettanten der Sittlichkeitskraft, deren innere Wahrheit sie jedoch in sich selber verloren hatten. Und das Fräulein von Wildheim war eigentlich dafür gemacht, diesen Sinn des Dilettantenlebens in ihrer Kraftlosigkeit und Seelenlosigkeit zu überleben und zu sterben. Der Nachteil ihres diesfälligen Einflusses war groß und allgemein; sie beförderte durch die Bedeutung, die sie einigen ihrer sentimentalischen Augenblicks-

handlungen zu geben vermochte, die in ihren Umgebungen immer steigende Kunst und Neigung, die Not und die Leiden des Volks in der reinen Wahrheit ihrer Ursachen und Quellen, die denselben abhelfen könnten und sollten, aus den Augen zu rücken, indem sie ihnen den Trugschein solcher Augenblickshandlungen als das Wesen der Volksversorgung und als die Weisheit und Tugend, nach der sie diesfalls streben müßten, in die Augen fallen machte, und wirkte dadurch bei dem schwachen Zeitgeschlecht ihrer Umgebungen dahin, daß ihm die Tugend der Menschlichkeit in ihrer wahren Kraft und Höhe in Rücksicht auf das Volk und die Armut beinahe überflüssig scheinen mußte. Dieses war auch im ganzen Kreis ihrer Umgebungen wirklich so allgemein der Fall, daß man bestimmt sagen mußte, solche Wildheimische Blendwerkserscheinungen einiger einzelner Liebeswerke thäten imgrund der öffentlichen Richtung der Menschlichkeit und dem wahren Interesse der Volksbesorgung mehr Abbruch als selbst die derbsten Handlungen der entschiedenen und offenen Herzensverhärtung der Fall sein kann.

So weit ging ihr Einfluß auf den Herzog doch nicht. Ihre Erscheinung und ihr Benehmen bei Hofe, an den sie durch Helidor berufen ward, erregte freilich auch die Aufmerksamkeit des Herzogs, aber doch nicht in dem Grade, daß sie ihm die wahren Zwecke der Sittlichkeit, deren er sich zumteil durch bestimmte Begriffe bewußt war und die dabei in sehr lebhaften Gefühlen in seiner Einbildungskraft lagen und sie zumteil in belebten Gefühlen seiner Einbildungskraft in sich selbst trug, und die auch gegenwärtig noch immer in seinen Neigungen eine Art von Heimweh für seine alten Zwecke in ihm erhielten, völlig aus den Augen rücken konnte. Nein, es war durchaus nicht die Komödiantentäuschung von Wildheimischen einzelnen Wohlthätigkeitshandlungen, wodurch der Herzog von dem hohen Sinn der wahren Volksversorgung, die so lange in ihm lebte, abgelenkt wurde, im Gegenteil, es waren nur die vielseitigsten und ununterbrochenen Erfahrungen von der Schlechtheit und Niederträchtigkeit von hundert und hundert Menschen, die ihn durch den Schein der Sorgfalt für das öffentliche Wohl und hoher, menschenfreundlicher Zwecke dahin gebracht hatten, den Glauben an die Möglichkeit einer soliden Hilfleistung für das Volk endlich gänzlich zu verlieren. Aber auch in diesem Unglauben, darin er versunken war, und in der Wegwerfung alles Vertrauens für irgend ein Mittel seiner alten Zwecke trug er dennoch den Traum dieser Zwecke, ob er ihn gleich für nichts mehr als dafür ansah, dennoch mit Wärme in seinem Herzen.

Indessen waren diese Kleinlichkeitshandlungen der Menschenfreundlichkeit, wie sie in den Cerclen einer Wildheim erschienen und durch sie befördert wurden, ob der Herzog sie gleich in seinem Herzen verachtete und für die Beförderung des eigentlichen Volkswohlstands ganz unwirksam hielt, dennoch von einer Natur, daß er gern daran teilnahm und sie als Zwerggestalten, die trotz ihrer Kleinheit und Unförmlichkeit dennoch etwas Aehnlichkeit mit der großen Riesengestalt

der wahren Menschlichkeit hatten, die er so viele Jahre mit so warmem Herzen verehrte, insoweit dennoch gern vor seinen Augen sah. So vermochte die Wildheim die Aufmerksamkeit des Herzogs diesfalls auf sich zu ziehen. Er hatte sie in der Stimmung, in der er jetzt war, auch wirklich gern um sich und nahm sogar oft selbst an ihren Spöttereien über seine höhern Menschlichkeitsträume teil. Sie verglich diese einmal in seiner Gegenwart mit dem Turm zu Babel, der bis an den Himmel reichen sollte, aber nirgend breiter war als am Boden, wo er fest am Kot der Erde klebte und aber dann immer kleiner und dünner ward, je mehr er von der Erde gegen den Himmel hinaufsteigen wollte. Der Herzog lachte jetzt selber und fand das Gleichnis gar nicht übel, und da er nunmehr allen Glauben an das Höhere, Göttliche der Menschennatur so gut als verloren hatte und über vieles, das er ehemals hoch und heilig hielt, eine tiefe Verachtung in sich einwurzeln ließ, so fand er oft an ihrer bösen Zunge, selbst wenn sie über dieses Heiligste und Höchste ihr größtes Gespött trieb, einen Gefallen. Sie schonte das Höchste und Heiligste nicht. Sie schonte weder die Armen, für die sie Almosen sammelte, noch die Reichen, bei denen sie die Almosen für sie bettelte; beide waren der Vorwurf ihres bösen Spottes, selber in den Handlungen, durch die sie sich den Namen der Menschenfreundlichkeit und liberaler, philanthropischer Gesinnungen zu geben suchte. Sie achtete und behandelte die Welt als ein Narrenhaus und meinte, die Selbstsorge, die sie aber in ihrem innersten Sinn nicht von der rohen Selbstsucht trennte, sei der einzige wirkliche und wahre Mittelpunkt, worum sich alles Thun und Streben des Menschengeschlechts herumtreibe. Sie behauptete geradezu, dieses könne niemals mit Vernunft und Erfolg aus diesem Mittelpunkt, an dem es von der Natur selbst, wie die Schnecke an ihr Haus angekettet sei, herausgeführt und als von ihm unabhängend ins Auge gefaßt werden, und die Bestrebungen der Menschen müßten immer in dem Kreise der Beschränkung, die daraus hervorgehe, festgehalten werden. Woraus sich aber am heitersten ergab, wie weit sie dieses Anketten alles menschlichen Thuns an seine Selbstsorge trieb und wie derb sie den Begriff dieser Selbstsorge in sich selbst mit demjenigen der Selbstsucht vermischte, beweist die sonderbare Aeußerung, die ihr nicht selten entschlüpfte, der Mensch müsse durch seine Selbstsorge es dahin zu bringen suchen, daß er nicht für sich sorgen müsse, und er sorge am besten für sich, wenn er machen könne, daß er nicht viel an sich selber denken müsse. Man muß den Zeitgebrauch unserer Worte sehr wenig kennen, wenn man unter dieser Aeußerung etwas anderes versteht, als der Mensch sorge am besten für sich selber, wenn er machen könnte, daß andere Leute für ihn sorgen müßten, und daß das, was er gern habe, ihm auf eine Weise in die Hand falle und in der Hand bleibe, daß er seinethalben keine Sorge haben müsse.

Da der Herzog in seiner jetzigen Stimmung auch gern sich selber vergaß, konnten ihm einige Aeußerungen dieses Weibes in

gewissen Augenblicken, so sehr sie dem Innersten seines Herzens zuwider waren, nicht mißfallen. Sie war auch im Augenblick des Diamantenraubes, von dem Bylifsky in seinem Brief an Arner schrieb, beim Herzog im Garten.

57. Ein Mann, der sicher die fünfte Bitte im Vaterunser: „Führe uns nicht in Versuchung" nicht recht gebetet.

Die Geschichte dieses Raubes ist folgende. Eines Abends, da der Herzog mit diesem Fräulein im Garten spazierte und Helidor noch in Sr. Durchlaucht Kabinett einen Brief vollenden wollte, den er für ihn angefangen hatte, war er wegen eines Vorfalls, der ihm gestern Abend begegnet, ganz sturm. Er wurde auch an diesem Abend von einer bedeutenden Anzahl Hofgaukler und Hofgauklerinnen, die, von ihm berufen, aus der Privatkasse des Herzogs bezahlt werden sollten, mit dem schrecklichen Wort: „Wir gaukeln nicht mehr, nein, nein, wir gaukeln nicht mehr" auf das äußerste gedrängt und die erste Tänzerin sprach das Wort: „Ich tanze nicht mehr", und die erste Sängerin das: „Ich singe nicht mehr" vor ihm mit einem Ernst aus, wie ein Jude das Wort: „Ich zahle nicht mehr" einem leichtsinnigen Schuldenmacher, dessen Umstände zweifelhaft geworden, mit einem unbeweglichen Ernst ausspricht. Er wußte kein Geld und durfte dem Herzog, der sich über das immer tiefere Verschulden sowohl des Herzogtums, als seiner Privatkasse noch gestern mit lebhaftem Unwillen geäußert hatte, es auch nicht sagen. Er vergaß den Brief, den er ausfertigen sollte und dachte, den Kopf auf seine Hand gestützt, nur nach, wie es möglich sei, diesen Abend, wo ein paar von diesen Leuten, deren Forderungen die stärksten waren, wieder zu ihm kommen würden, sich aus der Not zu helfen. Der Schlüssel steckte eben an dem Geheimschrank des Herzogs, in dem zwar auch nicht viel Geld lag, aber in einer Schachtel, die Helidor auch kannte, waren zwei Diamanten, deren Wert in die hunderttausende ging. Die Not war groß und der Augenblick dringend. Frechheit half jetzt nichts, Großthun auch nichts, es mußte Geld her. Er sagte zu sich selbst: Wenn der erste Tänzer im Staat nicht mehr tanzen und die erste Sängerin nicht mehr singen will, weil ich sie nicht bezahle, so kann vielen von den Leuten, denen ich schuldig bin, das Maul auf eine Weise über mich aufgehen, wie ich es ihnen nicht aufgehen lassen darf. Ich thue es, sagte er dann wieder, der Herzog fragt den Kleinodien bei Monaten nicht nach, und in der kurzen Zeit habe ich wieder Geld.

Das war freilich nicht wahr und nicht sicher, aber in der Not, in der er jetzt stak, genug, um ihn blind für das zu machen, was er gefahrete. Eben weil es Gefahr hatte, mußte er sich in seiner Täuschung verhärten. Er sprach einmal über das andere aus: Es hat keine Gefahr, es hat gewiß keine Gefahr, und in dieser Zeit finde ich wieder Geld, ich finde gewiß wieder Geld. Zwischen hinein klopfte ihm wieder das Herz, aber dann sagte er wieder: Es muß

sein, es muß sein; es muß heute sein, ich kann nicht warten bis morgen, und plötzlich, fast unwillkürlich, fällt ihm die Hand in die Schachtel. Das Kleinod ist in seiner Hand und plötzlich fällt es wie im Blitz mit seiner Hand in seinen Sack (seine Tasche).

Womit will ich seine That vergleichen? Er schnappte das Kleinod weg, wie ein hungriger Hund einen Braten vom Tisch wegschnappt und mit dem Braten im Mund sich vor der Hundspeitsche fürchtet, vom Tisch wegspringt, sich mit dem Braten in den hintersten Winkel verbirgt und ihn da frißt. So sprang jetzt Helidor, mit dem Kleinod im Sack, aus des Herzogs Zimmer und in seine Stube. Aber er war so blaß, als er heimkam, daß seine Haushälterin fast ob ihm erschrak und ihn fragte, was ihm doch begegnet, er sehe aus, wie wenn er von einer Ohnmacht aufstünde.

Es ist nichts, gar nichts, sagte er, aber ich muß allein sein. Er hatte Ursache. Das Kleinod war jetzt in seiner Hand, aber mit dem hatte er noch kein Geld. Dem Hofjuden, der, wo er sicher ist, Geld leiht, so viel man immer will, die Kleinodien offen in die Hand geben, das ging nicht; denn er kannte sie. Was jetzt machen? Er ging zu zwei Männern, die reich und in Verhältnissen mit ihm waren, daß sie thun mußten, was er wollte. Diesen zeigte er die Kleinodien und bat sie, das Schächtelchen, darin er sie gebracht, beiderseits mit ihren eignen Siegeln zu versiegeln und ihm denn das Zeugnis auszustellen, daß die in diesem von ihnen versiegelten Päckchen enthaltenen Diamanten ungefähr den Wert hätten, den sie ihnen selbst geben sollten. Dieses Versiegeln und dieses Zeugnisgeben gefiel zwar den Männern nicht ganz. Aber sie thatens, und Helidor ging jetzt mit dem Zeugnis und dem Päckchen zum Hofjuden und forderte auf das Unterpfand dieses, mit dem Zeugnis der zwei dem Hofjuden bekannten reichen Männer belegten Päckchens einen Dritteil des von ihnen anerkannten Wertes desselben auf zwei Monate. Der Jude sah das Päckchen freilich mit einem Blick an, wie wenn er's lieber offen gehabt hätte. Doch es war Hilidor, der das Geld forderte, und dieser hatte ihm schon oft den Weg zu Geldkisten gezeigt, zu denen er ohne ihn keinen Schlüssel gefunden, und dabei war das Zeugnis vom dreifachen Wert des Unterpfands deutlich, die Männer, die es unterschrieben hatten, sicher, der Termin kurz, der Zins groß und zum voraus berechnet. Er glaubte, er könne das Geld geben, und gab's, doch mit der klaren Bedingung, daß die Rückzahlung desselben in acht Wochen gewiß sein müsse.

Jetzt zahlte Helidor die Leute, die ihm gestern mit dem Wort: „Wir gaukeln nicht mehr" beinahe den Schweiß ausgetrieben. Er konnte auch diese Nacht wieder besser schlafen. Aber der Traum, der Herzog frage den Kleinodien in Monaten nicht nach, war bald verschwunden. Wenige Tage nach ihrer Entwendung suchte der Herzog etwas in diesem Schrank und fand, daß sie mangelten.

58. Die Mitternachtstunde eines Vaters.

Ich verlasse den Mann gern, dessen unmenschlicher und unchristlicher Sinn schon zum voraus für Arner und sein frommes, christliches Bestreben so viel böses ahnen läßt und wende mich wieder zum guten Thun dieses lieben Herrn, der mit Hilfe seines Glülphi, seiner Gertrud und mehrerer guten Leute, die er unter den Seinigen fand und an sein Herz zog, seinem armen, zerrütteten Bonnal wieder aufzuhelfen suchte.

Ich verließ ihn an dem Abend, an dem er die Weide von Bonnal verteilt, jeder armen Haushaltung zu einer Geiß verhalf und beschlossen hatte, auf dem Ried einen großen Baumgarten anzulegen, unter dessen Schatten einst seine besser versorgten Bonnaler sich des Erdensegens, den Gott allen Menschen verliehen und wovon er niemand ausgeschlossen, freuen sollten. Nun nahte der Tag, an dem das Volk in Bonnal mit dem Vogt rechnen und alle Lumpen, die ihm schuldig, bei der Linde zu dieser Rechnung erscheinen sollten. Arner hatte diese Nacht nicht wohl geschlafen. Das Volk, das morgen also mit dem Vogt rechnen und die Schande seines Lebens selbst öffentlich an den Tag bringen sollte, und der Gedanke, daß die Regierung seines Großvaters die Hauptursache an dem Unglück dieser so tief verdorbenen Menschen sei, lag ihm schwer auf dem Herzen. Ach Gott! ach Gott! sagte er in dieser Nacht mehrere Male zu sich selbst, er hat aus meiner alten Burg ein Schloß gemacht, wie eines Königs Haus und mir ein Volk hinterlassen, an das ich ohne Scham und Sorgen nicht denken darf. Ach Gott! ach Gott! wiederholte er etlichemal zu sich selber, lieber, lieber Großvater! Hättest du mir doch meiner Ahnen zimmerleere Burg und meiner Ahnen schandleeres Volk hinterlassen!

Weiter Nr. 35 (S. 362—63).

59. Der Anfang einer großen Morgenangst.

Nr. 36 (S. 363,64).

60. Das reinste Gold liegt im Kot der Erde und im Gestein der Gebirge.

Nr. 37 (S. 364,65).

61. Das reine landesväterliche Herz meines Mannes.

Nr. 38 (S. 365—67).

62. Das Frechheitsspiel der bösen Menschen mit den guten gelingt ihnen doch nicht immer.

Nr. 39 (S. 367,68).

63. Betschwesterarbeit und der Basler Totentanz nebeneinander.

Nr. 40 (S. 368,69).

64. Eine durch eine scharfe Kur gelungene Heilung.

Nr. 41 (S. 369—71).

65. Wie und wieweit Lumpenvolk, wenn es sich im Vorteil spürt, das Maul braucht.
Nr. 42 (S. 371,72).

66. Wie sehr die Ansichten über das Heiraten auch unter den Strohdächern verschieden sind und wie sie sich auch unter solchen Dächern auf die gleiche Weise, wie in Palästen, aussprechen.
Nr. 43 (S. 372—76).

67. Die Ueberwundene meistert jetzt ihren Mann.
Nr. 44 (S. 376—78).

68. Ungleiches Benehmen von drei Weibern, bei gleichen Zwecken und bei gleicher Liebe.
Nr. 45 (S. 378,79).

69. Das Kind eines Mannes, der sich selbst erhängt; und ein Ausfall wider das Tändeln.
Nr. 46 (S. 379—82).

70. Noch einmal das Kind des Erhängten.
Nr. 47 (S. 382.)

71. Ein Hund, der dem Zug das Geleit gibt und sich tapfer hält.
Nr. 48 (S. 382--84).

72. Die Erquickung eines Mannes, der eine hohe Erquickung verdient.
Nr. 49 (S. 384,85).

73. Noch einmal die Erquickung eines Mannes, der eine hohe Erquickung verdient.

So die Hand des Kindes in seinem Vaterarm, erholte er sich jetzt wieder ganz. Allmählich verschwand nun in ihm das Bild ihrer Eltern, die diesen Morgen vor ihm standen. Er sah jetzt nur ihre Kinder. Ihr Anblick erhob sein Herz. Freude und Hoffnung für sie entkeimten seiner Seele. Er fühlte sich ihr Vater. Er fühlte sie als seine Kinder, als seine hoffnungsvollen Kinder. Er blickte jetzt mit Vateranmut in ihre Reihe hinein und sagte ihnen: Ihr könnt nicht glauben, Kinder, wie sehr es mich freut, daß ihr so zu mir gekommen. Dann setzte er sich, von ihrem Anblick erquickt, zu ihnen auf die Rasenbank hin, ließ sie näher zu ihm kommen und die kleinsten hart an ihn zustehen.

Er nahm von diesen kleinsten bald das eine bald ein anderes auf seinen Schoß und wollte mit ihnen sprechen. Im Anfang gaben sie ihm keine Antwort und sahen ihn nur steif an; bald aber fingen sie doch an, auf das, was er sagte, mit den Augen und mit dem Kopf

ja und nein zu nicken; etliche drückten aber dabei mit den Händen die Lippen so übereinander, wie wenn sie sagen wollten, sie hätten kein Maul für ihn.

Aber auch die kleinsten von des Rudi und der Gertrud Kindern gaben ihm Antwort, sobald er mit ihnen redete, und das that dann den andern bald auch das Maul auf. Zuerst antworteten sie ihm nur ein Wörtchen, dann zwei, dann drei, dann soviel er wollte und bald darauf gingen ihnen die Mäuler wie eine Wasserstampfe. Sie saßen ihm jetzt von selbst auf den Schoß, umfaßten ihn bald mit den Händen um den Hals und thaten bald völlig mit ihm, wie wenn sie den Aetti (Vater) daheim unter den Händen hätten.

Das Bären-Anneli machte auf seinem Schoße gar, wie wenn es eine Geißel in der Hand hätte, hü — hü. — Es verstand das. Es hatte es seines Großvaters Lehemann vor altem auch so gemacht, wenn er es auf dem Schoße hatte, und wollte, daß er ihn reite. Er setzte das Kind auf seine Knie und machte mit ihm das Reiterspiel:

So reiten die Herren, die Herren,
So reiten die Bauern, die Bauern,
So reiten die Knaben, die Knaben,
So reiten die Jungfern, die Jungfern.

Weiter Nr. 50 (S. 386,87). Daran schließt sich Nr. 52 ohne Ueberschrift (S. 388).

Sie hörten schon zu unterst an der Gasse das Lachen der fröhlichen Kinder im Garten, erkannten die Stimme des Junkers und schlichen neben dem Pfrundhag gegen den Ort, wo sie saßen, stellten sich dann hinter eine Haselstaude und sahen zu, wie die Schar der Kinder mit dem Junker umging und wie sie ihn zurichteten. Das war ein Anblick, der ihr Herz erquickte. O, wie gern, wie gern, hätten sie ihm lange, recht lange zugesehen, ohne daß man sie bemerkt hätte; aber es ging nicht lange; so sah sie ein Kind, das er auf dem Schoße hatte und drehte ihm seinen Kopf auf die Seite, wo die Herren schon vor dem Gartenzaun standen und sagte zu ihm: Sieh da, wer ist da?

Da riefen Glülphi und der Pfarrer ihm zu: Bravo, bravo, Junker! Das geht gut! Und er stand mit einem Gefühl auf, das durch die Freude über seine Kinder innerlich so erhoben ward, daß es ihm eigentlich schien, er habe seine Freunde noch nie mit der Wärme umarmt, als in diesem Augenblicke.

Die Kinder wollten jetzt heim, denn es war schon Mittag, aber er ließ sie nicht gehen und sagte zu ihnen, der Herr Pfarrer habe Kühe im Stalle und Brot im Hause, und die Frau Pfarrerin mache ihnen gern eine Milchsuppe und, Kinder, ich will selber bei euch bleiben und eure Suppe mit euch essen. — Es ergriff ihn eine Sehnsucht, nicht zu Tisch zu gehen, sondern bei den Kindern zu bleiben und ihre Suppe mit ihnen zu essen; aber da er es der Frau Pfarrerin sagte, merkte er bald, daß sie darüber betroffen ward. Sie konnte nicht wohl anders; sie war den ganzen Morgen in der Küche und beim Feuer, um ihm

ein gutes Mittagessen zu machen; jetzt wollte er nicht zu Tisch und nur mit den Kindern im Garten eine Milchsuppe essen und ihr Fisch und ihre Vögel waren doch so wohl geraten. Wie ein Schriftsteller, wenn er einen vollendeten Bogen einer guten Arbeit aus dem Sack verliert, über seine verlorne Arbeit betroffen ist, fast ebenso betroffen war die Frau Pfarrerin über ihre verlorne Küchenarbeit an dem Fisch und an dem Braten. Sie stand verlegen vor dem Junker und zeigte gar keine Freude an seinem Gelüst über die Milchsuppe. Er merkte die Ursache bald und sagte ihr: Ich sollte Euch strafen und nicht zu Tisch kommen, denn ich sehe, daß Ihr abermal Mühe für mich gehabt; aber Ihr seid mir zu lieb, als daß ich Euch plagen könnte, ich komme zu Tisch, sitze eine halbe Stunde bei Euch und versuche alles, was Ihr mir aufstellt; aber dann stehe ich auf, gehe zu meinen Kindern in den Garten und esse noch mit ihnen Milchsuppe.

Die Frau Pfarrerin war jetzt königlich zufrieden, nahm ihn traulich bei der Hand und sagte ihm: Sie sind doch immer gleich brav lieber, guter Junker. — Wahrlich, es war ihr wie ein Stein ab dem Herzen, daß sie ihre Fische nicht vergebens kochen mußte. Er kam denn auch wirklich eine halbe Stunde aus dem Garten ins Pfarrhaus zu Tisch, lobte der guten Frau ihre Suppe, ihren Fisch und was weiß ich mehr, trank auf ihre Gesundheit und auf die Gesundheit ihrer Köchin und sagte ihr soviel Freundliches und Liebliches, als er nur konnte. Aber als seine halbe Stunde vorüber, stand er plötzlich auf und war in einem Augenblick die Treppe hinunter bei seinen Kindern.

74. Goldäpfel, Milchsuppe, Dankbarkeit und Erziehungsregeln.

No. 53 (S. 388).

75. Ein gefühlvoller Ruhepunkt.

Wenn ich Arner jetzt so von der Jugend seines Dorfs umgeben und seinen Karl so mit seinen Dorfkindern bei ihrer Milchsuppe sehe und mir dann das Bild dieser Szene lebendig vorstelle, so kann ich mich des Gedankens nicht enthalten, wie leicht der Mensch sich die Welt in einen Himmel umschaffen kann, wenn sein Herz voll Liebe und Erbarmen gegen den Schwachen und Armen im Lande ist, und er sich in seiner Menschlichkeit dahin erheben kann, die Kinder der Armen, die Gottes Kinder sind, im Geist und in der Wahrheit als seine Kinder anzusehn.

Dieses Herz voll Liebe und Erbarmen im Lande wieder herzustellen und in den Edeln des Landes von neuem zu beleben, scheint mir die erste Pflicht der Menschlichkeit unsrer Tage, und es wäre doch so leicht, diesem Sinn der Liebe und des Erbarmens wenigstens auch den hundertsten Teil der äußern Reize zu geben, die man in tausend und tausend Epauletten- und Robe-Verhältnissen oft so vielseitig der Lieblosigkeit und Hartherzigkeit in großer Fülle zugeworfen sieht. Wahrlich, dieses Ziel, Liebe und Erbarmen auch mit einem Teil der äußern Ehre und Achtung zu bekrönen, mit welcher man hie und da Schwäche

und Anmaßung so überschwenglich bekrönt, sollte das Bestreben unsrer Tage mehr beleben als es geschieht.

76. Der Namenstag eines alten Junkers.

Nr. 54 (S. 390,91). Der Schluß lautet erweitert:

Währenddem sie so erzählte, nahm der Junker die beste Flasche, die in der Laube stand, und das größte Glas, und schenkte einen roten ein, ähnlich dem Schweizerblut,[*]) das vor mehr als 40 Jahren Leute, die jetzt nicht mehr leben, zum Lobe der Schweizerfreiheit und des Schweizervaterlands in Schinznach vereinigt tranken. Der Junker hielt sein Glas jetzt auch hoch, wie der Ahnherr und sagte: Gott segne die hölzernen Schüsseln und die, so daraus essen!

Dann bot er Therese den Becher und sie hielt den Becher auch hoch, wie die Ahnfrau und sagte: Es geht dem Herzog wohl und den Edeln im Land, wenn die hölzernen Schüsseln gesegnet sind, und die, so daraus essen! — Dann bot sie ihn weiter, und ein jeder mußte ein Wort sagen, zum Lob des Bauernstandes und zum Trost der Armen.

Der Pfarrer sagte:

Der Erde Kot auf Schuh und Kleid
Und der Stirne heißer Schweiß
Macht den Bauer zum braven Mann,
Bringt ihm Gottes Segen.
Der Erde Kot im Herzen
Und auf der Stirne Stolz,
Und die Haut in Seide
Macht den Bauer zum schlechten Mann
Und raubt ihm Gottes Segen.

Dann die Pfarrerin:

Das reine Wasser wäscht Kot
Von Schuh und Kleid und Stirne,
Und am Sonntag kommt der Bauer
Ohne Kot zur Kirche.

Der Rollenberger:

Eigen Brot ist Gottes Brot,
Gleichsam aus der ersten Hand;
Auch fremdes Brot ist Gottes Brot,
Aber aus der zweiten Hand.

Der Leutnant:

Das ist wahr,
Säest Du Dein Korn mit eigner Hand,
Schneid'st Du Dein Korn mit eigner Hand,
So hast Du Gottes Segen
Gleichsam aus der ersten Hand;
Kaufst Du Dir Korn, kaufst Du Dir Wein,
Kaufst Du Dir Gottes Segen
Gleichsam aus der zweiten Hand.

Arner wiederholte Theresens Wort und setzte hinzu: Gott gebe, daß der, der mit goldenen Löffeln aus silbernen Schüsseln ißt, mit immer

---

[*]) Eine Art roter Wein, der bei St. Jakob bei Basel, in der Nähe eines alten schweizerischen Schlachtfeldes wächst.

mehr Erfolg für den sorge, der mit dem hölzernen Löffel aus der hölzernen Schüssel ißt.

Ja, sagte des Junkers Klaus, der unten am Tisch saß, als es an ihn kam, es braucht mir noch ein Vorjahr, ehe der Silbermann und der Goldherr mit einem Erfolg für den sorgen können, der mit hölzernen Löffeln aus hölzernen Schüsseln ißt, daß er es auch spürt und Gott dafür dankt.

Was für ein Vorjahr meinst Du, Klaus, das dem Gnadenjahr einer wahrhaft guten Versorgung des Volks vorhergehen müsse? sagten jetzt Arner, Therese, Glülphi und alle.

Ich meine, antwortete Klaus, das Vorjahr, das einem solchen Gnadenjahr vorhergehen muß, ist ein Jahr, in welchem kein Silbermann und kein Goldherr dem Mann, der aus hölzernen Schüsseln ißt, ungestraft seinen Löffel aus der Hand schlagen und seine Schüssel ihm vor seinen Augen mit Füßen treten darf. Unwillkürlich standen jetzt Arner, Glülphi und alles auf und aus einem Mund tönte das Wort: Ja, ja, diesem Gnadenjahr, das wir suchen, diesem göttlichen, muß so ein menschliches vorhergehen, ehe man für den Mann, der aus Holz ißt, also wird sorgen können, daß er versorgt ist, in dem kein Silbermann und kein Goldherr dem Mann, der aus Holz ißt, seinen Löffel aus der Hand schlagen und seine Schüssel mit Füßen treten weder kann noch darf.

Aber Glülphi nahm jetzt das Wort und sagte: Ohne dieses Vorjahr kann das Gnadenjahr, das wir suchen und dessen die Welt bedarf, nicht statthaben. Er setzte hinzu: So lange das Menschengeschlecht und niemand anders und nichts anderes die Welt ist, so hat die Welt ein Recht zu diesem Vorjahr. Ja, sagte jetzt Arner, sie hat wohl ein Recht, dieses Vorjahr zu suchen, und Glülphi erwiderte: Arner und Männer, wie Sie, werden dieses Vorjahr mit Mitteln herbeiführen, die Sie dazu brauchen, und es wird Ihnen mit diesen Mitteln gelingen.

Jetzt saß die Richterin des Wettkampfs auf ihrem Stuhle oben am Tisch, Arner klingelte, und Therese sprach nun, wie ehemals die Ahnfrau, das Wort: Der Klaus hat das beste Wort zum Lob des Bauernstandes und zum Trost der Armen geredet, und er mußte nun obenan sitzen am Tisch, zwischen Therese und Arner, und man trank noch einmal aus dem Rundbecher, der nun wieder um den Tisch herumging von Arners rotem, köstlichstem Wein, der dem Schweizerblut glich, das ich, aber es ist lange seither, zur Ehre des Volks, zum Lob der Freiheit und zum Segen des Landes mit Männern getrunken,*) die ihresgleichen suchen.

77. Noch einmal die Feier des Vaternamens.
55 Nr. (S. 392,93).

---

*) In den Versammlungen der Patrioten, der helvetischen Gesellschaft, in Schinznach. D. H.

78. Des Junkers Karl macht den Nachtwächter.
Nr. 56, 1. Teil (S. 393—95).

79. Die Demut des Baumwollenmareili ist neben der Therese eben so rein und eben so groß, als sein Mut neben den Meisterkatzen im Dorf rein und groß war.
Nr. 56, 2. Teil (S. 395—96).

80. Falschheit zerreißt alle Bande der Erde.
Nr. 57, 1. Teil (S. 396—97).

81. In der Unschuld und Einfachheit niedern Schatten entfalten sich Keime des Hohen und Erhabenen und sprechen sich immer in hoher Demut aus.
Nr. 57, 2. Teil (S. 398).

82. Kinderfreuden und landwirtschaftlicher Volksunterricht.
Nr. 58, 1. Teil (S. 398—99).

83. Zusammenhang dieser Bauernarbeit mit guten Erziehungsgrundsätzen und ein Beweis, daß des Junkers Karl bei seinem Rollenberger diesfalls unter guten Händen ist.
Nr. 57, 2. Teil (S. 399).

84. Von Volksfesten, vom Holzmangel und vom Volkselend.
Nr. 59 (S. 399,40). Der Schluß ist geändert:

Der Junker erwiderte ihm: Die Zeit, öffentliche Freudenfeste von Herrschaftswegen für das Volk zu stiften, sei für einen wahrhaft edeln Herrschaftsherrn erst da, wenn er wirklich dahin gekommen, daß in seiner Herrschaft des Lebens Notdurft keiner braven, redlichen und arbeitsamen Haushaltung mehr mangelt. Er setzte hinzu: Ein Edelmann, der dieses Namens wahrhaft würdig ist, kann und darf an die Stiftung solcher Feste nicht denken, bis er die Thränen der Unschuld, die den Augen der Seinigen entquellen, getrocknet und er sich selbst im Heiligtum seines innersten Bewußtseins das Zeugnis geben darf, daß er weder durch Lebens-, noch durch Standesfehler, am allerwenigsten aber durch Fehler seines herrschaftlichen Einflusses, sei es in Justiz-, Finanz- und Polizeihinsicht tiefgreifendes, allgemeines Unglück in die Eingeweide des Volks hineinbringe. Es ist eines Edelmanns unwürdig, Leuten, die durch seine Schuld das ganze Jahr aller Not und allem Elend des Lebens ausgesetzt sind, mit solchen Festen ein paar Gaukeltage zu verschaffen, deren Genuß ihnen das Leben, das morgen darauf wieder auf sie wartet, nur desto schwerer machen muß.

Der Pfarrer erwiderte: Nur bei solchen Ansichten kann ein solches Fest als ein christliches Fest angesehen werden, und beide waren darüber ganz einig, Volksfeste müßten wesentlich aus reiner Dankbarkeit gegen den Stifter hervorgehen und hinwieder geeignet sein, einen wahren, dauernden Frohsinn im Volk zu erzeugen und zu begründen.

Wo immer, sagte der Junker wiederholend, in irgend einem Land irgend ein Mensch noch durch ein unvorsichtiges Wort oder weil er einem beamteten Stadt- oder Dorfblutsauger mißfällt oder im Wege steht, durch eine erlogene Anklage um alles gebracht werden könne, was ihm in der Welt lieb und wert sei, da sei der Gedanke an die Stiftung eines Volksfests für noch unpassend anzusehen. Ich einmal, setzte er endlich noch hinzu, will wenigstens, so lange noch in irgend einem Dorfe meiner Herrschaft der Mangel an allgemeiner Sorgfalt für das Volk durch das Dasein solcher Gefahren auffallen muß, wie er jetzt auffällt und so lange sich in einem derselben Elend und Verbrechen noch durch einander winden, daß man nicht wissen kann, welches von beiden an dem einen oder andern mehr schuld ist, meinem Volk kein solches Fest bereiten; ich würde es unter diesen Umständen nur für ein Trugfest und ein Gaukelspiel ansehen, das man mit Ehrenleuten und auch mit Leuten, die man zu Ehrenleuten machen will, nicht treiben darf. Er fügte noch bei: Es ist gut, die jungen Bäume sind auch noch nicht geeignet, großen Schatten zu geben und machen es ihrer Natur nach notwendig, zu warten, bis sie groß gewachsen, ehe es möglich ist, daß man unter ihrem Schatten sich ihrer freuen darf. Ich sehe aber, sagte er endlich zum Pfarrer, daß durchaus alles, was für das Volk gethan werden kann, für dasselbe vorbereitet werden muß, ehe es gethan werden kann. Die Urkunde, die ich in Rücksicht auf die Wahl der Vorgesetzten verfassen muß und verfassen will, kann auch nicht eher ausgefertigt und in Wirkung gesetzt werden, bis vorher dafür gesorgt ist, daß es auch wirklich dergleichen Leute im Dorf gebe, wie die, deren Auswahl man durch eine Wahlordnung sichern will, sein müssen.

84. Um dem zu helfen, der in der Tiefe Hilfe bedarf, muß man den Zustand, in dem der Hilfsbedürftige wirklich ist, von oben herab in seiner Tiefe zu erkennen suchen.

Und wie werden wirs machen, sagte der Pfarrer, daß wir bald dergleichen Leute in Bonnal finden? Der Junker erwiderte: Glülphi sagte mir gestern, er setze diesfalls große Hoffnung auf den Baumwollen-Meyer und die drei Weiber, die diesen Abend zu ihm ins Pfarrhaus kommen werden. Er hat Recht, sagte der Pfarrer, von dieser Seite ist weit mehr für das Dorf zu erwarten, als man denken möchte. Und der Junker: Ich sehe es selbst so an; sie sind Dorfgenossen und in gewissen Rücksichten soviel als Hausgenossen derer, denen sie helfen sollen, und das macht einen unglaublichen Unterschied für unsern Zweck oder vielmehr für das Bedürfnis des Dorfs. Der Pfarrer erwiderte: Sie erinnern mich hiermit an das Wort eines Mannes, dem in einer großen Verlegenheit hundert und hundert Leute, die ihm fremd waren, Rat geben wollten; er sagte: Die Meinigen können mir in dem Meinigen am besten Rat geben. Der Junker sagte: Der Mann hatte ganz Recht, und freute sich, den Baumwollenmeyer und die drei Weiber im Pfarr-

haus anzutreffen. Die Herren eilten jetzt, von dieser Ansicht belebt, schneller heim, als sie es bei der Stimmung, in die sie ihr früheres Gespräch gebracht hatte, sonst gethan hätten. Sie fühlten die Ansicht, die sie jetzt aussprachen, in ihrem Leben nie so anschaulich, als seitdem sie den Baumwollenmeyer kennen gelernt und ihn den Grundsatz aussprechen gehört, daß es einem Herrschaftsherrn ohne Mitwirkung der bravern Leute im Dorf selber unmöglich sei, jemals einen in das Mehrteil der Haushaltungen eindringenden Einfluß auf die Verbesserung des Dorfs zu erhalten.

Diese Ansicht des Baumwollenmeyers machte sie die Bekanntschaft mit dem Mareili, der Reinoldin und der Gertrud in einem ganz neuen Licht ansehen. Sie redeten schon gestern mit Therese und der Frau Pfarrerin ab, die Weiber dahin zu benutzen, um durch sie allmählich mit allen Haushaltungen des Dorfs mehr bekannt zu werden. Auch drang der Glülphi heute mit der deutlichen Aeußerung darauf, daß Therese und die Frau Pfarrerin diese Weiber diesen Abend zu sich einladen und alles thun sollten, sie recht heimisch zu machen, weil sie sie zu ihrem Zweck unumgänglich nötig hätten. Der Abend war auch bestimmt sehr gut zu diesem Zweck benutzt. Sie waren alle drei schon eine Weile im Pfarrhaus, ehe die Herren vom Ried heimkamen, und da Gertrud beim Theetrinken zu Therese sagte: Ich denke mein Lebtag an den Thee und die Milch, die der Junker an jenem glücklichen Tag unter der Linde vor dem Schloß mir und meinem Kinde gab und die uns beiden den ganzen Heimweg so wohl that.

Weiter Nr. 60 (S. 401—03), von da ab geändert:

Die Reinoldin küßte und drückte ihn, daß er den Kopf schüttelte und zu ihr sagte: Das ist doch auch gar hart. O das magst Du wohl erleiden, Du bist ein kecker Bursch, daß es keinen keckern im Dorf gibt, sagte jetzt die Reinoldin, und es freute Arner innig, daß sein Karl ein Bursch sei, daß es keinen keckern im Dorf gibt. Er sagte zur Reinoldin: Es ist gut, recht gut, daß die Herren in den Schlössern auch keck werden und nicht nur die Bauern.

Glülphi, Therese und alles lachte jetzt ob Arner's Aeußerung, daß es not thue, daß die Herren in den Schlössern auch keck würden, und die Bauern es nicht allein blieben, und Arner nahm den Karl und gab ihn der Gertrud; diese küßte ihn mit einer Thräne im Auge, aber sie berührte ihn kaum mit dem Munde. Da das Mareili ihn küßte, sagte es: Man muß unter der Sonne nichts für unmöglich halten; ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß unser eines dahin kommen könnte, einem Junkerkind seine Liebe auf diese Weise zeigen zu können.

Als Gertrud der Reinoldin Kind aus der Wiege nahm, sprang ihr die Diane noch bis ins Pfarrhaus, und ließ sich, was sie auch immer that, nicht von ihr zurück jagen; aber sie schloß im Pfarrhaus vor ihm die Thür zu, denn sie wollte nicht, daß er mit ihr hinaufkomme. Der Hund wartete aber vor der Thür, bis sie einmal auf-

ging, dann war er wie ein Blitz in der Stube. Sobald ihn der Karl sah, sprang er von der Gertrud, an deren Seite er eben stand, weg und rief: „Das ist die Diane“, — und Therese und der Junker und alles, was in der Stube war, freute sich, die Diane zu sehen, die dem Kinderzug so ein gutes Geleit gab und den jungen Kalberleder so lustig vor seinem Mistwagen weg in die Stube hineinjagte. Er mußte dem Junker und der ganzen Gesellschaft alle seine Künste vorstellen, und der Karl sagte zur Reinoldin: Ich will jetzt der Kalberleder sein und Euch etwas zu leid thun, dann hetzt mir ihn an. Die Reinoldin that's. Es war zum totlachen, wie sich der Karl und der Hund mit einander benahmen. Der Karl kriegte ihn einmal bei den Ohren; aber der Hund durfte nicht beißen, dafür sorgte die Reinoldin, aber bauzen und lärmen und ihn anspringen und dann wieder flieh'n, wenn er ihn packen wollte, das machte er völlig wie beim Kalberleder.

Der Junker fragte die Reinoldin: Wie bist Du auch darauf gekommen, ihn auf die Worte „Gib du B'scheid“ und „Du hast jetzt genug gered't“ abzurichten? Sie antwortete: Ich hatte vor etlichen Jahren ein paar Nachbarweiber, die, wo sie mich sahen, mir die Ohren voll schwatzten und mich so manchmal damit geplagt haben, daß ich bei jedem Nichts bei Stunden mit ihnen plaudern mußte. Ich wußte lange nicht, wie ich ihrer los werden könnte, bis ich endlich diesen Hund gekauft hatte, der so gelehrig ist, daß er allerhand Narrenspossen mit der größten Leichtigkeit lernte, und da mir im Anfang diese Possen Freude machten, kam mir an einem Abend plötzlich in den Sinn, ich müsse meinen Hund auf diese Worte abrichten. Die Weiber haben auch bald verstanden, daß ich mit dieser Abrichtung meines Hundes mir ihr Geschwätzwerk vom Hals schaffen wollte, und es ist mir vollkommen gelungen.

Arner sagte: Ich sollte mir gelegenheitlich auch einen solchen Hund anschaffen, um mir einige Leute von dem Hals zu schaffen. Ich denke selber, sagte Therese, wenn wir einen gewissen Besuch bekämen, so könnten wir diesen Hund entlehnen; aber ich weiß nicht, ob die Person, die ich meine, auch sobald wie Deine zwei Nachbarsweiber merken würde, was das „Gib du B'scheid“ und „Du hast genug gered't“ für sie bedeuten würde.

Leser! Meinst Du etwa, die Erscheinung dieses Hundes und das Spiel, das man jetzt mit ihm trieb, schicke sich gar nicht für den Zweck, zu dem Arner und der Pfarrer diese Bauernweiber ins Pfarrhaus hatten kommen lassen? Meinst Du etwa, die Herren und Frauen hätten, wenn es ihnen recht ernst gewesen wäre, durch die bravsten Leute im Dorfe auf das ganze Dorf zu wirken, jetzt von ganz andern Dingen mit diesen Weibern reden sollen? Du hast Unrecht. Das erste, das sie für ihre Zwecke thun müssen, ist, diese Leute heimisch zu machen, daß sie sich bei ihnen wie zuhaus, ich möchte sagen, wie bei Vater und Mutter, wie in ihrer Wohnstube, frei fühlen. Freiheit

bringt die Herzen der Menschen zusammen; Mangel an Freiheit entfernt selbst die edelsten Herzen von einander, und wo diese von einander entfernt sind, da werden sie dadurch unfähig, zu einem gemeinsamen Ziel hinzulenken. Also ist die Diane recht gut in dieser neuen Gesellschaft, die sich zum gemeinsamen Dienst vereinigen soll, aber sich unter einander noch fremd ist.

Als der Junker einmal meinte, es achte es niemand, fragte er die Gertrud, wie es mit der Meyerin und dem Hübelrudi gehe. Sie antwortete, sie hoffe nicht übel. Aber die Reinoldin, die merkte, was der Junker sie gefragt, fing an zu lachen und sagte: Ja, wenn nur dieser nicht wäre, und damit machte sie Pausbacken und ein Hangmaul, so groß sie konnte. Was machst Du Närrisches? fragte sie jetzt der Junker. Gertrud antwortete: Der Schalk will Ihnen den Sonnenwirt abmalen, der dem Rudi im Wege steht. Aber sie macht es auch gar zu stark. Die Reinoldin aber behauptete, es sei gar nicht zu stark, sie könne sein Hangmaul nicht einmal stark genug nachmachen; es sei so groß, daß sie, wie sie die Meyerin kenne, einmal glaube, sicher zu sein, daß sie ihn nicht nehme. Gertrud erwiderte ihr: Aber wenn sie das Hangmaul schon nicht nimmt, so ist damit noch nicht bewiesen, daß sie den Rudi nehme. Das ist freilich damit noch nicht bewiesen, aber Du bist doch diesfalls nicht ohne Hoffnung, erwiderte die Reinoldin. Und die Gertrud: Ich bin diesfalls nichts weniger als ohne Hoffnung, aber ich wäre des guten Rudi halber gern völlig sicher.

Der Junker, der Pfarrer, Gertrud, das Mareili und alle, die da waren, nahmen den innigsten Anteil an dem Hübelrudi und alle, die die Meyerin kannten, sagten einstimmig, es sei nicht möglich, daß er besser versorgt werden könnte, als mit dieser Person, und der Junker ward allmählich in dieser Gesellschaft so fröhlich und heiter, daß ihm die traurige Stimmung, in der er noch diesen Nachmittag war, als er dem Pfarrer die Stiftungsurkunde übergab, kein Mensch mehr angesehen hätte. Der Gedanke, daß eine gefährliche Krankheit in ihm stecke und selber das Gefühl von dieser Krankheit war vollends aus ihm verschwunden.

86. Szenen beim Mondschein, die sich mit Himmelsfarben malen ließen, und ein blutiges Uebernachtbeten, das mit dem Dunkel der Hölle überstrichen und ausgelöscht werden sollte, wenn es schon gemalt dastünde.

Nr. 61 (S. 404—406.)

87. Was die Bauern dazu sagen, wenn ein Junker sich mit ihnen abgibt.

Der Eindruck, den das Benehmen Arners über diesen Tag auf das Volk in Bonnal machte, war groß, aber ganz eigen und sonderbar. Fast in allen Häusern schwatzten Mann und Weib bis in die späte Nacht über das, was diesen Tag vorgefallen, und der Nachtwächter, als er

um Mitternacht noch in so vielen Häusern Licht brennen sah, sagte zu sich selber: Was ist das? Solange ich Nachtwächter bin und die Stunden rufe, habe ich, ohne bei Feuers- und Wassersnot, um diese Zeit nie so viel Lichter im Dorf brennen sehen, als heute. Es ist gewiß, sie schwatzen jetzt über den Junker. — Der Wächter ist eines Schulmeisters Sohn und ein ewiger Schwätzer. Wenn er niemand um sich hat, mit dem er schwatzen kann, so schwatzt er mit sich selber. Jetzt machte er seine Betrachtungen über die brennenden Lichter und die Bauern. Sie schlafen sonst lieber, als daß sie des Nachts noch viel über ihren Junker schwatzen; aber dieser Junker ist auch ein sonderbarer Mensch, man muß von ihm reden. Der Wächter hatte auch Recht. Alles, was der Junker heute gethan, kam den Männern und Weibern im Dorfe so sonderbar vor, daß sie nicht genug davon schwatzen konnten. In allen Häusern sagten Männer und Weiber: Es ist unbegreiflich, daß er sich so mit uns abgeben mag. Viele, sehr viele meinten und sagten, er müsse ein Narr oder wenigstens ein Halbnarr sein; wenn er recht gescheit wäre, so würde er das gewiß nicht thun, sondern sich ihrethalben benehmen, wie alle andern Junker. Einige sagten, wenn sie selber Junker wären, so würden sie gegen die Bauern nicht sein, wie er, und sich gegen sie nicht benehmen, wie er. Einige fluchten dazu, es sei gewiß unter ihnen kein einziger, der, wenn er ein Junker wäre, mit den Bauern wie er umgehen würde, und wenn der Junker nicht ein Halbnarr wäre, so würde er es auch nicht thun. Andere aber konnten doch nicht finden, daß er so ganz ein Halbnarr sei, und sagten: Er macht so oft, daß wir andern wie halbe oder wie ganze Narren vor ihm stehen müssen. Das aber fanden fast alle unbegreiflich, daß er sich Sachen annehme, die ihm ganz und gar nichts eintrügen und ob dergleichen Sachen früh und spät so eifrig sein könne, als andere Junker es sind, wenn es um eine Mahlzeit, oder ums Jagen, oder gar um ein Zehntrecht, oder etwas dergleichen zu thun ist. Ein eisgrauer Kammerdiener, der schon seit zehn Jahren in Ruhestand versetzt ist, aber dreißig Jahre vorher in aller Gattung Dienst abgewichst war und das Lumpenleben im Herrschaftsdienst von allen Seiten kannte, sagte zu einer ganzen Stube voll Kameraden: Gewiß, gewiß, wenn wir von der Rasse Pferde oder Hunde wären und er in der Hunde- oder Pferdeliebhaberei ein Stocknarr wäre, wie es keinen größern gibt, er könnte nicht mehr bei uns in unsern Ställen stecken, als er jetzt bei seinen Bonnalern, und einer von den Bauern, denen der Birlibinker das sagte, erwiderte: Es ist wahr, es gibt keinen größern Pferde- und keinen größern Hundsnarren, als er ein Bauernnarr ist.

Solche unverschämte Worte flossen in der gleichen schlaflosen Nacht an vielen Orten aus dem Mund des alten, verhärteten Volks. Indessen überfloß der Mund von hundert Kindern mit Lob und Dank über Arner und Therese, die sie im Pfarrhaus und auf dem Ried kennen gelernt hatten. Da Arner heim kam, übergab man ihm einen Brief, der diesen Abend angekommen war. Er erkannte ihn sogleich

an der Handschrift der Sylvia und sagte: Wenn ich wüßte, daß er nichts vom Onkel enthielte, ich würde ihn ungelesen ins Feuer werfen. Sie ist ein Teufel, der kein Wort reden und kein Wort schreiben kann, ohne jedem ehrlichen Mann das Herz im Leib klopfen zu machen.

88. Ein Vorteil zu vielem Bösen, das hernach kommt.

Er hatte mehr als Recht; der Brief lautete wörtlich also:

Hochwohlgeborner Reichsfreiherr! Wertgeschätzter Herr Vetter!

Ich hatte eben im Sinn, Sie mit einer Person bekannt zu machen, die, weil sie für ihren Stand eine ausgezeichnete Bildung hat und aus einem Ort her ist, dessen Herrschaftsherren auch meine Voreltern waren, bei mir schon lange freien Zutritt hat. Wertgeschätzter Vetter! Ich will es Ihnen offenherzig sagen, ich habe geglaubt, Sie könnten, da Sie in Ihren Umgebungen ganz gewiß nichts besseres und nicht einmal etwas so gutes haben, von dieser Person einigen Gebrauch für die Erziehung Ihrer Kinder machen. Diese, wertgeschätzter Herr Vetter! muß ich Ihnen frei sagen, sind für ihren Stand gegenwärtig durchaus nicht in guten Händen. Sie bedürfen doch ganz gewiß in Gesellschaft von Menschen zu sein, die eine etwas feinere Bildung haben, als die zwei rohen Kameraden, der Rollenberger und der Leutnant, in deren Händen ich sie bei meinem letzten Besuche in Arnheim antraf. Ich kenne Ihre Unaufmerksamkeit auf alles, was diesfalls Ihrem Stand und Ihren Verhältnissen angemessen wäre, ganz und habe zum voraus gedacht, Sie hätten diese Person, die in Bonnal wohnt, in der Rücksicht, in der sie mir in die Augen fiel, nicht einmal bemerkt. Ich wollte Ihnen desnahen ihrethalben schreiben und Sie auf die Vorteile aufmerksam machen, die Sie und Ihr Haus von ihr ziehn könnten. Ihr Onkel, der General, ist auch diesfalls völlig mit mir einverstanden und mein Brief an Sie war schon halb fertig, als ich einen von dieser Person selber empfing, darin sie mir die, eines jeden gebildeten, ich will nicht sagen Edelmanns, sondern auch nur halbgebildeten bürgerlichen Ehrenmanns unwürdige Art, wie Sie selbige in Ihrem Schloß empfangen, berichtete. Ihr Onkel, der diese Person, wie ich, kennt, findet mit mir, daß sich auf Gottes Boden nichts unverschämteres und gewaltthätigeres denken läßt, als die, ich möchte fast sagen, henkersmäßige Art, mit welcher Sie diese Person behandelt. Ich muß Ihnen sagen, Ihr Onkel und ich finden beide, die Art, ein so weit gebildetes, wenn auch nur bürgerliches Frauenzimmer wegen einer kleinlichen, noch unbewiesenen Maulsünde also zu behandeln, ist für unsere Zeit eine Erscheinung, wozu es eine Ungezogenheit braucht, die der Ihrigen gleich ist, die man aber sonst in der Welt selten findet. Nur wenn man etwas so kleines, als Ihr Benehmen ist, mit etwas größerm vergleichen darf, so könnte man sagen, es gleiche der Art und Weise, mit welcher die heilige Hermandad in Spanien hie und da einen armen Teufel, der ihr sonst verhaßt ist, ob so kleinlichen, oft unbewiesenen Maulsünden, durch ihre Sbirren einziehn und in Löcher einsperren läßt,

wo weder Sonne noch Mond scheint. Aber wie Ihnen diese Person so verhaßt worden, als der heiligen Inquisition der Menschenverstand verhaßt ist, kann ich mir nur dadurch erklären, daß ich denke, Sie haben vernommen, daß sie mir bekannt sei und in dieser Rücksicht die hohe Wohlgewogenheit, die ich von Ihnen zu genießen die Ehre habe, auf sie übertragen wollen. Wenn aber das der Fall ist, wie ich kaum daran zweifeln darf, so bitte ich Ew. Hochfreiherrliche Gnaden, zu bedenken, daß ein Dienst des andern wert ist, und daß ich vielleicht früher als Sie es wünschen möchten, auch Gelegenheit finden könnte, Ihnen das Verdienst, daß Sie sich durch eine solche Handlungsweise um mich erworben, schuldigerweise gehörig erwidern zu können. Ich kann meinen Unwillen nicht unterdrücken; Sie machen durch Ihr Benehmen jedermann, der Sie näher oder ferner angeht, Schande, und Ihre Herrschaft zu einem Nachteulennest, auf das freilich weder Ihr Herr Onkel, noch jemand anders, der in der Welt mit Ehren dazustehen sucht, so leicht wieder hinfliehen wird. Der Spott, der bei Hof und in der Hauptstadt über Ihr Benehmen schon so laut ist, macht Ihrem Herrn Onkel, wie Sie wohl denken können, Verdruß genug. Sie können wohl denken, daß er fühlen muß, Ihr Benehmen werde einen Schandflecken auf Ihren Namen und auf jedermann, der ihn trägt, hinwerfen. Das aber macht Ihnen nichts. Ihrer Gattung Leute leben in Wolken von Menschenbildungs- und Weltverbesserungsträumen, wie weiland der Eulenspiegel seinerzeit auch in Träumen lebte. Ich glaube inzwischen gar nicht, daß der Inhalt meines Briefs einigen Eindruck auf Sie machen werde; ich konnte mich aber doch nicht enthalten, Ihnen, wenn auch vergebens, zu sagen, was ich weiß, das in Ihren jetzigen Umgebungen niemand sagt und was Sie aber eben darum zu wissen notwendig hätten.

Sylvia von Arnheim.

Da diese Sylvia in der Folge unsrer Geschichte eine große Rolle spielen und auf die Angelegenheiten Arners und Bonnals großen Einfluß haben wird, so unterbricht der Alte von Bonnal seine Erzählung einen Augenblick, um ihrer Lebensbeschreibung Platz zu machen.

89. Lebensbeschreibung der Sylvia von Arnheim. Ein Beitrag zu einiger Aufheiterung einiger Streitfragen über die Menschennatur und Menschenbildung.

Sylvia ist eine nahe Verwandte von Arner. Ihr Vater war ein guter Kopf voll Geist und Leben, aber ein Taugenichts ohnegleichen. Er hatte sein Vermögen schon in seinen zwanziger Jahren bis auf den letzten Heller durchgebracht, war dann später bei der Armee angestellt, aber von ihr schlechten Betragens wegen weggejagt worden und mit Schand und Spott beladen frühzeitig gestorben. Sie war auch, wie ihr Vater, voll Geist und Leben, aber schon als ein kleines Kind, ich möchte sagen, von rasend belebten Keimen nicht nur der menschlichen Erbsünde, sondern auch der väterlichen Erbsünden voll. So lange dieser lebte, zog sie, da ihre bessere Mutter vor Gram früh gestorben, mit

ihm bald mit einer Komödiantenbande, bald mit einer Spielergesellschaft in mehreren Ländern herum. Einmal lebten er und sie ein ganzes Jahr lang mit Falschmünzern in den unterirdischen Höhlen eines abgelegenen Landschlosses. Nach ihres Vaters Tod nahm sich ihr Verwandter, der General von Arnheim ihrer an und that sie in ein Töchterinstitut in Pension. Sie trat innerlich verwildert und äußerlich aller Roheiten, Derbheiten und Schlechtheiten des Gesindellebens gewohnt, in dieselbe; aber sie ward auch schon am dritten Tag dem General mit der Bemerkung zurückgesandt; man müsse sie zuerst wenigstens Jahr und Tag in ein Zuchthaus thun, um sie da vorzubereiten, in ein ehrliches Töchterinstitut einzutreten. Empört über diese Antwort, aber in der Ueberzeugung, daß sie in der Wahrheit gegründet, wollte sie der General wirklich in einem Haus solcher Art, und zwar in einem, das hundert Stunden weit von ihm entfernt sei, versorgen. Dieser Meinung war seine Gemahlin, die eine etwas derb erzogene Landjunkerstochter, aber dabei eine sehr edle, gradsinnige Frau war, gar nicht. Du wirst sie, sagte sie zu ihrem Mann, durch diesen Schritt doppelt zugrund richten und sie für ihr Lebtag unglücklich machen.

Er. Ich weiß in der Welt sonst nichts mit ihr anzufangen.

Sie. Ich für den Augenblick auch nicht; aber ins Zuchthaus muß sie mir doch nicht.

Er. In unserm Haus können wir sie auf keinen Fall behalten.

Sie. Das weiß ich wohl.

Er. Was ist dann zu machen?

Sie. Das muß man überlegen. Sie kommt mir, wie sie jetzt ist und bei der Art, wie sie bei ihrem Vater gelebt hat, nicht anders vor, als ein Pferd, das in seiner Jugend, bis es fast ausgewachsen, immer die halbe Zeit wild im Wald herumgelaufen, die andere halbe Zeit aber bei alten, schlechten Rossen im Stall eingesperrt und daselbst von dem schlechtesten Stallknecht, den es in der Welt gibt, noch übel behandelt worden.

Er. Das Bild ist gut, aber wohin führt's?

Sie. Daß wir sie durchaus nicht ins Zuchthaus thun dürfen.

Er. Wieso?

Sie. Sie ins Zuchthaus thun, hieße jetzt durchaus nichts anderes, als so ein junges, in der Weid- und in der Waldfreiheit und im Stallelend verdorbenes Pferd zwar nicht frei auf die Weide lassen, aber hingegen zwischen dem elendesten Stallvieh, das sich denken läßt, und und unter einem noch elendern Stallknecht, als selbst ihr Vater war, vollends zugrund gehen lassen.

Er. Ich sehe das wohl ein, aber was ist denn zu machen?

Sie. Es dünkt mich ganz einfach. Man muß sie, wie ein in der Jugend soweit zugrund gerichtetes Pferd, weder in ihre alte Wildnis laufen lassen, noch mit alten, verdorbenen Rossen beieinander im Stall einsperren, sondern im Gegenteil von allem schlechten Viehgesindel getrennt, dem bessen Stallknecht, den man auftreiben könnte, und be-

sonders einem, der mit verdorbenem Vieh wohl umzugehen verstünde, übergeben.

Er. Du bist für die gute Erziehung unsrer Base auf einer ganz eigenen Spur.

Sie. Es ist die einzige mögliche. Wir müssen unsere Sylvia jetzt nicht blos von allem weitern Umgang mit verwildertem, schlechtem Menschengesindel abhalten, sondern sie noch Leuten, die es in der Uebung haben, ihre Untergebenen und auch ihre verdorbenen Untergebenen zu ziehn, wie sie sie haben wollen, zur sorgfältigen Besorgung übergeben.

Er. Dafür ist nichts in der Welt besser als ein Kloster.

Sie. Das ist wahr; aber man muß das Kloster gut wählen und das Kind nicht zu lange drin lassen.

Er. Wenn jetzt nur das gut-wählen nicht fehlt; mit dem nicht lang-drin-lassen wird es sich schon geben.

Soweit waren sie jetzt mit der Maßregel, die sie mit der Sylvia nehmen wollten, ganz einig; aber die Wahl fehlte übel. Sie wählten ein Kloster, dessen Aebtissin den Ruf hatte, die kraftvollste und gewandteste Stiftsdame zu sein, die ihre adligen Klosterfrauen in allen Rücksichten in einer Ordnung halte, wie dieses weit und breit in keinem bürgerlichen Kloster stattfinde, und da diese berühmte Aebtissin zugleich den Namen hatte, daß sie für ihr liebes Gotteshaus äußerst geizig sei, so übergab der General seine Verwandte mit dem Versprechen an die Aebtissin, daß, wenn diese Tochter innert Jahr und Tag oder früher so zahm und gezogen wieder herauskomme, daß man sie, ohne Schande an ihr zu erleben, in eine ehrliche Pension plazieren könne, so wolle er dem Kloster das Dreifache, was sonst eine Pension koste, für sie bezahlen und je früher sie also herauskomme, desto lieber sei es ihm.

Jetzt war das halbe Kloster auf den Beinen, an dieser Sylvia ein Meisterstück der höchsten Klosterkunst auszurichten. Es war freilich auch ein Stück Arbeit, wie von den erfahrensten dieser Frauen sich noch keine erinnerte, ein solches in ihrem Gotteshaus gehabt zu haben. Das Kind war in allem, was es suchte, wollte und that, einer gebornen Zigeunerin gleich. Es schneuzte sich die Nase mit der Hand durch die Finger; es spie an die Wand und auf den Tisch; es brachte den Braten ohne Messer und Gabel mit den Händen zum Mund; es sprang halb nackend in den Zimmern herum; es gab jeder seiner Gespielen, die ihm im Wege stand, einen Tritt mit den Füßen; es stieß sie selber in der Gebetstunde auf beiden Seiten mit dem Ellbogen und zerkratzte schon in der ersten Woche dem Kind, das mit ihm im gleichen Zimmer schlief, mit den Nägeln sein ganzes Gesicht. Die ehrliche Aufseherin dieses Zimmers äußerte am Morgen darauf der hochwürdigen Frau Priorin, sie meine, es wäre für die Ruhe und die Ehre des Klosters am besten, man würde das wilde Mädchen wieder dahin zurückschicken, wo es hergekommen. Die hochwürdige Frau Priorin gab ihr aber zur Antwort, es sei nicht an ihr, hierüber etwas zu verordnen; doch wolle sie den traurigen Fall mit allen Umständen, die sie ihr

erzählt, der gnädigen Frau Aebtissin hinterbringen. Aber diese war des Versprechens eingedenk, das ihr der Herr General schriftlich gegeben, nämlich, er wolle dem Kloster, sobald sie es mit dem Mädchen soweit gebracht haben würden, daß er es, ohne Schand und Spott an ihm zu erleben, in eine ehrliche Pension thun dürfe, den Wert von einer dreijährigen Pension bezahlen, und antwortete der Frau Priorin, es seien Gründe da, um derentwillen das Kloster alle seine Kunst und alle seine Geduld bei diesem Mädchen aufbieten müsse, und sie solle der guten Frau, die mit ihrem Rat, das Mädchen wieder dahin zu senden, woher es gekommen, zu voreilig gewesen, nur sagen, es könne hievon keine Rede sein, man müsse im Gegenteil das Aeußerste versuchen, die Erziehung dieses Kindes gelingen zu machen, man habe auch alle nötige Vollmacht zu allen Mitteln, die hierzu erforderlich seien; es sei aber ihr Wille, daß man für einmal noch mit aller möglichen Geduld und Schonung mit dem Kind zu Werk gehe. Es ward also dafür, daß es dem armen Kind das Gesicht mit den Nägeln zerkratzt, nicht einmal ernsthaft gestraft, es bekam nur von der Frau Priorin einen mündlichen Verweis darüber. Es lachte ihr ins Gesicht, und sie, die den Ernst, mit welchem die gnädige Frau Geduld und Schonung für dieses Kind gefordert, mit klösterlicher Aufmerksamkeit aufgefaßt, that kaum, wie wenn sie das spöttische Lächeln des Kindes bemerkte. Doch sagte sie beim Weggehen zu ihm: Kind, Kind, wir sind wohl eine Weile geduldig, aber mache, daß wir nicht ungeduldig werden müssen. Das Kind, das Sylvia so gekratzt, ward nur aus ihrem Zimmer genommen und ihr eine dienende Klosterschwester Tag und Nacht zur Aufsicht zugegeben. Aber es ging nicht besser. Sie zigeunerte, stampfte und stieß mit Füßen und Ellbogen, wie vorhin, und einmal, als Sylvia so halbnackt im Zimmer herumsprang, die Klosterschwester sie etwas derb zwingen wollte, sich anständig anzuziehn, nahm sie den vollen Nachttopf und schüttete ihn gegen sie aus.

Nun ward sie doch in engere Verwahrung gebracht. Man ließ sie zwei Tage ganz allein und gab ihr das Essen, wie einer Gefangenen, durch eine kleine Oeffnung hinein. Jetzt wütete sie, versuchte die Thür zu sprengen, aber die war zu dick und zu hart; dann wollte sie zum Fenster hinausspringen, aber es war eng vergittert; jetzt wälzte sie sich am Boden, heulte, zerschlug Tisch und Stühle und zerschmetterte das Becken, darin man ihr das Essen brachte, in tausend Stücke. Sie zerriß die Kleider und das Bettzeug, daß die Federn davon im ganzen Zimmer herumflogen. Man ließ sie zwei Tage machen und wüten, wie sie wollte; am dritten Morgen kam eine starke Magd in ihr Zimmer, warf ihr eine kleine Klosterkutte um den halbnackten Leib und führte sie mit Gewalt in das Zimmer einer Klosterfrau, die sie, sobald sie ihr näher kam, so freunnlich bei der Hand nahm, daß kaum eine Mutter je einem in diesem Grad fehlenden und wütenden Kind so freundlich die Hand bietet und bot ihr von dem Klosterkonfekt an, davon ein Teller voll vor ihr auf dem Tisch stand. Es nahm etliche Stücke wild

ab dem Teller, verschluckte sie schnell und schüttelte sich während des Essens in seiner Kutte, wie ein Pudel, der naß aus dem Bach kommt. Die Klosterfrau ließ es eine Weile machen, was es machte, dann sagte sie ihm so freundlich als sie immer konnte: Thu doch nicht so närrisch; wenn Du gut bist, so holt Dich der General, der Dich ja hierher versorgt, bald wieder ab; bleibst Du aber, wie Du bist und thust so närrisch und so wild, wie bisher, so geht's Dir hier von Tag zu Tag schlimmer; darauf kannst Du zählen.

Es antwortete: Laßt mich doch fort, ich mag nicht hier sein. Sie erwiderte: Aber wo willst Du hin? Deine Verwandten nehmen Dich nicht auf. Das macht nichts, sagte das Mädchen, ich will lieber durchs Land laufen und betteln. Wir dürfen nicht, sagte endlich die Frau. Aber Sylvia wiederholte die Bitte noch viermal, und mit jedem Mal heulender und wütender, und da das Mädchen immerfort wütete, setzte die Klosterfrau mit jedem Mal, wenn sie ihre Bitte mit den Worten: Kind, in Gottes Namen! wir dürfen nicht! — abschlug, noch hinzu: Jesus! Maria und Joseph! Wie Du auch wütest! Ach mein Gott, ach mein Gott! Wüte doch nicht so! — Jetzt sah das Kind sie plötzlich wie eine Rasende an und sagte mit starrem Blick zu ihr: Ihr wollt mich also nicht gehen lassen? In Gottes Namen, wir dürfen nicht, erwiderte die Klosterfrau noch einmal. Nun spie ihr Sylvia ins Gesicht und sagte: So will ich mich denn töten, wenn ihr mich nicht gehen laßt. Diese kam gar nicht außer Fassung. Wie ein Parlamentskandidat in Westmünster, wenn ihm die Wahlmänner, um deren Stimmen er sich bewirbt, sich gelassen gegen diese bückend den Eidotter oder den Kot vom Gesicht wegwischt, so wischte — — — Doch nein, ich will die fromme Selbstüberwindung der guten Klosterfrau nicht durch die profane Vergleichung mit doch zu pfiffiger Selbstüberwindung von Kandidaten bei Volkswahlen entwürdigen; nein, nein, ich will sie gern den Wert ihrer Selbstüberwindung mit ihren eignen Worten bestimmen lassen. Da sie den ekeln Speichel des bösen Kindes mit einem schneeweißen, sehr feinen Sacktuch von der Stirne abwischte, sagte sie mit dem Ausdruck der höchsten Klosterruhe zur Sylvia: Kind, so wie Du es mir machst, haben es einst böse Juden unserm Heiland auch gemacht; er hat es mit Geduld ertragen, und ich will seinem Beispiel folgen und die Schmach, die Du mir anthust, wie er, mit Geduld tragen — und hielt ihm dann den Heiland an einem alten, schwarzen, hölzernen Kreuz vor die Augen. Es sah nicht, was sie machte, hörte nicht, was sie sagte, und rief immer nur: Ich will fort! Ich will fort!

Die Klosterfrau antwortete jetzt kein Wort mehr, sondern hielt ihm immer nur den Heiland am Kreuz vor die Augen. Aber es rief noch einmal mit dem Ausdruck der höchsten Wut: Ihr wollt mich also nicht fortlassen? und da sie immer nicht antwortete, sondern ihm immer nur das Kreuz vor den Augen hielt, schlug es ihr dasselbe mit einer Gewalt aus der Hand und an die Wand, daß die Stücke davon in der ganzen Stube herumflogen. Der erste Gedanke, der der erschrockenen

Frau dabei in den Sinn kam, war jetzt, das Kind sei vom leidigen Satan besessen, sonst hätte es ihr das heilige Kreuz unmöglich mit einer solchen Gewalt aus der Hand schlagen können, wie es dieses gethan, und als sie mit der Magd die zerbrochenen Stücke desselben in allen Ecken zusammenlas und lange ein ganzes Bein vom hölzernen Bild des Heilands nicht zu finden vermochte, konnte sie sich einbilden, der Teufel, der leibhaftig in diesem Kind stecke, folglich auch leibhaftig bei ihnen in der Stube sei, habe dieses Bein verschwinden machen und in seine Gewalt bringen können und das könnte dem heiligen Kloster früher oder später zum schrecklichsten Nachteil gereichen. Sie war auch schon voller Gedanken, was für Maßregeln, nicht blos von der Frau Aebtissin, sondern vom ganzen Konvent genommen werden müßten, der schrecklichen Gefahr, in der sich das heilige Kloster jetzt befinde, vorzubeugen, als ihre Magd das verlorne Bein eben hinter einer Bettstelle hervorlangte. Jetzt war ihre Seele wieder beruhigt. Gott Lob! Gott Lob! Du hast das heilige Bein dem Teufel aus den Klauen gerissen, sagte sie zu ihrer Magd. Dann wandte sie sich an die Sylvia und sagte zu ihr: Aber von Dir muß ich fort und aus dieser Stube heraus; Du bist vom Teufel besessen; ohne seine Hilfe hättest Du nicht Kraft gehabt, mir den Heiland am Kreuz mit einer solchen Gewalt aus den Händen zu reißen. Dann verließ sie ihr Zimmer und ließ das Kind wieder in seine Zelle hinschleppen, aus der man es herausgenommen und zu ihr geführt. Auch befahl sie der Magd, die Thür seiner Zelle unter der höchsten Sorgfalt zu verschließen, auch keinen von allen vier Riegeln, die daran seien, offen zu lassen und bei einem jeden derselben, wenn sie ihn schließe, auf Stirn und Brust ihr Kreuz zu machen und sich zu behüten und zu besegnen, damit ihr nichts böses begegne. Dann eilte sie zur Frau Priorin und erzählte ihr mit der höchsten Umständlichkeit die schreckliche Geschichte, die ihr mit dem Kind begegnet. Diese aber, die in der Klosteraufklärung um einen Grad höher stand, als die ältliche Klosterfrau, glaubte nicht an die leibhaftige Gegenwart des Teufels, weder im Kind noch im Zimmer, widersprach aber der frommen Ansicht der Klosterfrau mit keinem Wort, kreuzte und segnete sich vielmehr jedesmal, wenn diese vom Teufel und der Gewalt, die er über dieses Kind ausgeübt hat, redete, und war auch mit ihr vollkommen einverstanden, das Kind müsse ohne weiteres und so geschwind als möglich aus dem Kloster weggeschaft werden; aber die Frau Aebtissin fand, die Stunde, in der dieses thunlich und schicklich sein könne, habe noch nicht geschlagen. Sie sagte im Gegenteil: Liebe Frau Priorin, wir wollen und dürfen uns hier nicht übereilen; wir haben dem frommen Mann, der so viel Zutrauen zu unserm Gotteshaus gehabt hat, Hoffnungen gemacht, von denen wir nicht zurückstehen dürfen, bis wir alles, auch das Aeußerste versucht haben, was zu unserm Ziel dienen kann.

Etwas heftig erwiderte die Priorin: Aber was können wir auch noch mehr versuchen, als was wir gethan haben? — Freilich, freilich

kann das heilige Gotteshaus noch weit mehr thun, als es bisher gethan hat. Wir müssen jetzt die Mittel des Ernstes zur Hand nehmen, da diejenigen der Güte nichts zu fruchten vermochten, und über diese ließ sie sich dann mit einer merkwürdigen Umständlichkeit aus. Ich weiß wohl, fing sie an, alle strengern Zuchtmittel in den Klöstern sind in unserm bösen Jahrhundert außer Uebung gekommen, und der Weltgeist, der jetzt herrscht, macht es notwendig, daß man selbst in den Klöstern so wenig als möglich von ihnen rede und noch viel weniger Gebrauch davon mache; aber es gibt außerordentliche Fälle, die hierin eine Ausnahme machen. Wo das Wohl der Kirche und das Heil eines Gotteshauses selbst ihre Anwendung erfordern, da darf man sich auch kein Bedenken machen, sie wieder aus dem Staub hervorzusuchen, und der Fall bei diesem Heidenmädchen, das keinen Tropfen Christenblut in seinen Adern hat, ist von einer Natur, daß ganz gewiß Strafmittel, die auf Heidenfleisch und Heidenblut Einfluß zu haben vermögen, angewandt werden müssen. Sie setzte hinzu: Auch der Teufel ist der Klostergewalt unterworfen und kann gebändigt werden, wenn man die rechten Mittel dafür braucht. Man muß in solchen Fällen nur den Glauben und die Hoffnung nie aufgeben, und auch die Gewalt, die man hat, nicht kleiner glauben, als das Recht ist, das man dazu hat, und nicht schwächer anwenden, als dieses Recht es fordert.

Die Priorin, die seit kurzem Priorin geworden und noch nichts von solchen Strafmitteln gehört, stand verwundert still vor der Aebtissin und redete kein Wort. Die Aebtissin fuhr fort und sagte: Ich sehe, wie Du Dich verwunderst. Du kennst die Klostergewalt und die Klostermittel noch nicht, die man ehemals brauchte, wenn der Teufel seine Gewalt gegen die unsre brauchen wollte; ich kannte diese Mittel auch nicht, bis ich Aebtissin geworden und die geheimen Schriften meiner Vorfahren in meinem Archiv zu meinem Gebrauch vorfand. Ich las sie alle durch und fand Geschichten darin, über deren Kühnheit und Glück ich oft in das höchste Erstaunen geriet. Das Archiv ist voll der lehrreichsten Wegweisungen über alles mögliche, das in einem Kloster begegnen kann, und ein Fall ist darin, der mir jetzt vorzüglich zu statten kommt. Man wollte nämlich vor 167 Jahren ein Fräulein aus Familiengründen zu einer Klosterfrau machen und diese benahm sich, da sie ins Kloster gebracht wurde, aufs Haar wie sich jetzt diese Sylvia benimmt; aber die damals regierende Aebtissin Cäcilia nahm Maßregeln, daß das Fräulein in Zeit von acht Tagen eine vollkommen gute Novizin geworden und hernach im Kloster sich so gut zu benehmen gewußt, daß sie selber als Aebtissin darin gestorben.

Die Priorin konnte nicht genug hören und die Aebtissin fuhr fort: Die Art, wie man damals die Fräulein von ihrem Heidensinn und ihrer Heidengewaltthätigkeit geheilt, ist im XVII. Band meines Folianten-Archivs umständlich beschrieben, und ich bin entschlossen, zu befehlen, daß alles, was damals mit dem Fräulein geschehen, auf das pünktlichste und zwar ohne die allermindeste Schonung jetzt auch mit

der Sylvia vorgenommen werde. Dann setzte sie noch hinzu: Hüte Dich vor den Schwächlingsgefühlen unserer Tage. In Fällen, wie der gegenwärtige und viele andere sind, müssen diese Modegefühle unsrer Schwächlingszeit, die schon so viele Klostermauern untergraben haben, von einer jeden Klosterfrau, die etwas zu befehlen hat, mit Ernst unterdrückt werden, damit sie in jedem Fall das, was ihr Klosterverhältnis ihr zur Pflicht macht, ohne darüber zu grübeln, erfülle und auch nicht den entferntesten Gedanken in ihre Seele hineinkommen lasse, der sie von der heiligen Pflicht des unbedingtesten Gehorsams ablenken könnte.

Mit dem ließ sie sogleich den XVII. Band ihres Folio-Archivs in ihr Kabinett bringen, öffnete aber das Archiv mit eigner Hand, stand neben der Klosterschwester, die den Folioband herausnehmen mußte, bis sie wieder zum Archiv heraus war, schloß dieses wieder mit eigener Hand, suchte die Stelle, von der sie mit der Priorin geredet, selbst auf, ließ sie selbige lesen, entzog ihr aber auch kein Auge, bis sie damit fertig war und sagte dann: Du weißt jetzt, was gethan sein muß, und ich will, daß es genau befolgt werde, aber daß auch kein Mensch im Kloster ein Wort davon vernehme, als die drei oder vier Personen, die wir zur Ausführung dieser Sache notwendig brauchen, und ich erwarte, daß Du diese mit der höchsten Sorgfalt auswählest. Das war noch nicht genug. Ehe sie sie entließ, fing sie von neuem an und sagte: Der Fall ist mir so wichtig, daß ich Dir für denselben das Gelübde des unbedingtesten Gehorsams und der vollkommensten Verschwiegenheit abfordern muß.

Die Priorin that das Gelübde, aber sie war todblaß, als sie es that. Die Aebtissin sah es und sagte: Schäme Dich, Du wirst blaß, wie eine Novizin, ob dem, was Deine Pflicht ist. — Diese aber, da sie sah, welch ein Gewicht die Aebtissin auf diese Sache legte, nahm sich vor, so sehr sich auch ihr Herz darob empörte, mit der höchsten Festigkeit zu Werke zu gehen und den Willen der Aebtissin mit der höchsten Pünktlichkeit zu erfüllen. Sie ließ jetzt die Sylvia zuerst über das Morgentrinken in der Zelle eingesperrt, ohne daß das Kind auch nur einen Mund voll Brot zu sehen bekam. Nach dem Morgentrinken sandte sie zwei starke Klostermägde zu ihm, die das Kind mit Gewalt aus seiner Zelle heraus- und durch mehrere lange Gänge in einen abgelegenen Turm hinschleppten, sie allda auf einen am Boden festgemachten Block anbanden und unbarmherzig solange durchschmeizten, bis das Mörder- und Zetergeschrei, das sie anhub, das aber in diesem entfernten Turm kein sterblicher Mensch hören konnte, während des Schlagens selber nachließ. Dann ließen sie es, so wie es war, angebunden auf dem Block liegen, gingen von ihm fort, kamen dann nach zwei Stunden wieder, lösten es vom Block ab und sagten, sie hätten Befehl, es zu fragen, ob es nun recht thun wolle, und da es mit einer Stimme, wie wenn es halb tot wäre, antwortete: Ja, ja — sagten sie ihm, sie hätten Befehl, diese Antwort der Frau Priorin

zurückzubringen, die es dann der gnädigen Frau Aebtissin hinterbringe und dann werde es wohl zu einer von beiden hinmüssen.

Nun wollten sie wieder gehen, aber es fiel vor ihnen auf die Knie und bat sie, sie sollten es doch um Gotteswillen nur aus dem Turm herauslassen; es habe Ratten darin, die auf ihm herumkröchen, es habe fast den Tod gelitten, da sie, so auf dem Block angebunden, sich nicht einmal gegen sie habe wehren können. Die Mägde antworteten, sie dürften das nicht und es werde auch niemand kommen, es herauszulassen, bis die ehrwürdigen Frauen ihre Gebetstunden vollendet und ihre Mittagmahlzeit genossen; dann, glaubten sie, werde eine von ihnen zu ihr kommen und sie zu der hochwürdigen Frau Priorin oder zu der gnädigen Frau Aebtissin hinführen; indessen sei sie jetzt ja losgebunden und wenn ihm die Ratten zu nahe kommen wollten, so könne es sich ja gegen sie wehren.

Jetzt heulte und jammerte das Kind, sie sollten es doch um Gotteswillen nur aus dem Turm herauslassen; sie könnten es ja vor der Thüre anbinden, wie sie nur wollen, wenn es nur zur Thüre heraus sei.

Alles Bitten war umsonst. Sie kehrten ihm den Rücken und als es mit Gewalt mit ihnen zur Thüre hinaus wollte, stießen sie es mit Gewalt zu Boden und verriegelten die Thür, und es ging noch gegen zwei Stunden, ehe die Klosterfrau, die sie gestern so angespieen und die der Priorin den Rapport über ihr Benehmen gemacht, zu ihr in den Turm hineintrat, sie freundlich bei der Hand nahm und zu ihr sagte: Kind, ich habe Dich gewarnt; Du hast mir ins Gesicht gespieen; ich ließ mich aber durchaus nicht abschrecken und versuchte alles, was ich konnte, Dich zur Vernunft zu bringen, aber Du hast mich nicht hören wollen und Deinen lieben Heiland, den ich Dir, um Dich zu Dir selber zu bringen, vor den Augen gehalten, mit einer Gewalt, die Dir nur der leidige Satan in die Hand gelegt, an die Wand geworfen, daß er in tausend Stücke zerbrochen. Solch einen Greuel konnte das heilige Kloster nicht ungestraft lassen. Du hast jetzt die Folgen Deines abscheulichen Benehmens erfahren und ich muß Dir sagen: Deine Strafe ist noch nicht vorüber, Du mußt jetzt mit mir zur hochwürdigen Frau Priorin, die eben wie die gnädige Frau Aebtissin über Dein Benehmen so empört ist, daß ich sie, so lange sie Priorin ist, nie so empört gesehen. Man wird Dir dann sagen, was weiter über Dich beschlossen worden. Ich hoffe, Du unterziehst Dich allem mit Geduld, und erkennst und bereust das Abscheuliche Deines Benehmens von Herzen. Unterwirfst Du Dich allem, was die Frau Priorin oder die gnädige Frau Aebtissin über Dich verhängen und führst Du Dich dann hernach auf, daß man mit Dir zufrieden sein kann, so kann noch alles gut gehen; aber setzest Du den Steckkopf noch einmal auch nur ein wenig auf, so ist das, was Dir jetzt begegnet, gegen das, was Dir vorsteht, nur der Schmerzen Anfang, und ich will Dich noch einmal warnen, folgst Du nicht, so hast Du alles, was Dir weiter begegnet, Dir selbst zuzuschreiben.

Ich will ja alles thun, was man will, sagte jetzt Sylvia, aber um Gotteswillen gebt mir etwas zu essen, was es immer ist, ich bin noch nüchtern. Die Klosterfrau erwiderte: Das darf ich nicht. Ich habe meinen Klostereid darüber und die Klostergesetze sind in einem solchen Fall äußerst streng. Ich darf nicht.

Jetzt wurde es in das Zimmer der Frau Priorin geführt, mußte aber sogleich bei der Thüre niederknieen und da warten, bis die Frau Priorin, die bei ihrem Pult saß, vorher einer Menge Leute noch Audienz gegeben. Endlich klingelte sie und nun trat eine Klosterfrau herein, machte die Sylvia aufstehen, zu der Frau Priorin hervortreten, dann vor ihr niederknieen. Fast ohne es nur anzusehen, sagte jetzt diese: Du gehst nun mit der wohlehrwürdigen Frau in die Bußkapelle, betest die Zahl Rosenkränze, die sie dir befiehlt und bleibst nüchtern, bis das geschehen ist.

Das Wort nüchtern war der Frau Priorin kaum aus dem Mund, so konnte sich das Kind nicht mehr halten. Um Gotteswillen, gebt mir doch nur einen Mund voll Brot, ich kann's nicht mehr aushalten, ich sterbe vor Hunger, sagte jetzt das Kind und wollte fast einsinken. Aber die Frau Priorin bewegte auch nicht einmal den Kopf gegen dasselbe und die Klosterfrau nahm es beim Arm und führte es zur Thür hinaus in die Bußkapelle. Ob es einsinke oder nicht einsinke, darauf achtete sie gar nicht. Es mußte die Zahl Rosenkränze und Bußpsalmen, die ihr vorgeschrieben wurden, nachbeten. Ein schlechtes Becken voll Suppe und Wasser und Brot stand neben ihm, aber es durfte es nicht anrühren, bis es ausgebetet. Erst nachdem dieses geschehen, durfte es von den Knieen aufstehen, auf den Boden absitzen und da seine Suppe und sein Brot essen und sein Wasser trinken.

Von nun an that Sylvia freilich, was man wollte. Der äußere Schein ihrer Gesindelangewöhnungen verlor sich auch täglich mehr, aber der innere Geist derselben verstärkte und verhärtete sich zugleich in ihm in dem Grad, als sie den äußern Schein davon ablegte. Darum aber bekümmerte sich weder Priorin, noch Aebtissin, noch irgend eine Klosterfrau; im Gegenteil, nach einem Vierteljahr fand die gnädige Frau Aebtissin auf den Bericht, den ihr die Frau Priorin von der Sylvia abgestattet, das Kind habe die außerordentlichen Fehler, die es ins Kloster gebracht, ganz abgelegt und das heilige Gotteshaus habe an ihm alles geleistet, was man von demselben gefordert, und man dürfe mit Fug und Recht auf die dreijährige Pension, die man ihr dafür versprochen, Anspruch machen, und der General ward mit einer weitläufigen Anzeige, wie glücklich das Gotteshaus in seinen Bemühungen mit seiner lieben Niece gewesen, eingeladen, zu ihr zum Besuch ins Kloster zu kommen. Er und seine Gemahlin waren über die auffallende Veränderung, die sie in allem äußern Benehmen derselben fanden, so entzückt, daß sie der Frau Aebtissin nicht genug sagen konnten, wie sehr sie die Gewalt, die ihre

Klosterfrauen über verwilderte Kinder hätten, bewunderten. Die Aebtissin erwiderte: Wir schreiben den glücklichen Erfolg unsrer Bemühungen gar nicht uns selbst zu; es ist ganz die göttliche Gewalt, die die heiligen Klostergesetze über das verdorbene Menschenherz hat, der wir diesen Erfolg zuschreiben.

Die Sylvia konnte sich bei diesem Wort eines kleinen Lächelns nicht enthalten. Die Aebtissin bemerkte es schnell, hob ihren Zeigfinger klösterlichleicht und von niemand anderm bemerkt gegen sie auf, und Sylvia ward wieder im vollen Schein der ungetrübten Seelenruhe, die sie sich mit dem innern Brand wütender Gefühle in ihrer Zuchtzelle angewöhnt hatte. Die Frau Aebtissin aber strich die volle Summe der drei Jahrespensionen, die der General ihr auszahlte, mit einer Sorgfalt und Gewandtheit zusammen, wie kaum ein Wechsler auf der Börse sein Geld sorgfältiger und gewandter einzustreichen versteht, und legte es mit der Bemerkung in eine zu diesem Zweck auf den Tisch gestellte Kassette: Der Hochwohlgeborne Herr General und seine Frau Gemahlin können versichert sein, daß dieses Geld alles nur zur Ehre Gottes und zum Heil armer Seelen verwandt wird — und entließ sie dann mit dem Wunsch, daß die talentreiche Tochter den heiligen Joseph und den heiligen Nepomuk, den Schutzpatron ihres Klosters, zu ihren Schutzpatronen erwählen und anrufen möchte.

Die Sylvia war fast außer sich vor Freuden, daß sie aus dem Kloster, welches sie von der ersten Stunde an bis zur letzten gleichsam als ein Gefängnis ansah, erlöst wurde; aber die Gefühle und Gelüste, die sie selbst im Augenblick der heißen Freude dennoch ersticken mußte, wirkten in diesem Augenblick in entgegengesetzter Richtung so gewaltsam auf ihr klopfendes Herz, daß sie, sobald sie zum Klosterthor hinaus war, todblaß wurde und fast ohnmächtig einsinken wollte. Der General und seine Gemahlin frugen erschrocken: Was ist Dir? was ist Dir? Nichts, gar nichts, erwiderte sie, es ist nur die frische Luft, die ich wieder einatme, was mich so alteriert; ich habe drei Monate lang auch keinen Atemzug davon mehr eingeschluckt. Das ist eine kleine Bosheit, sagte jetzt der General. Sylvia erwiderte: Nein, nein, ich habe in den Klostermauern gewiß keinen Augenblick frischen Atem geschöpft. Das glaub' ich wohl, sagte der General, aber nicht um der Luft willen.

Als sie jetzt heim kam und gar nichts mehr von ihrem alten, wilden Zigeuner- und Lazzaroniwesen an sich blicken ließ, sondern gehen, sitzen, essen, stehen, hören und reden konnte, wie ein anderes ehrliches Christenkind, und nicht mehr, wie eine wilde Katze, die man einsperren will, aus einer Ecke in die andere sprang, verwunderten sich alle Menschen, die sie vorher gesehen. Alle Knechte und Mägde sprangen zusammen, um die Wunderkur zu sehen, die mit dem Landstreichermädchen (das war der Name, den die Dienste des Generals ihm vorher alle gaben) im Kloster vorgenommen worden, und nach ein paar Tagen wäre die halbe Stadt nach dem Haus des Generals

gelaufen, um sie, wenn auch nur am Fenster oder im Garten, sehen zu können; aber der General, dem so ein Gelaufe gegen sein Haus nicht angenehm gewesen wäre, verreiste schon am zweiten Morgen vor Tage mit ihr aufs Land, um sie von da aus in eine Töchterpension zu bringen, sobald dahin geschrieben und alles dazu Nötige in Ordnung gebracht sein würde.

90. Fast unglaubliche Auftritte in einer Pensionsanstalt.

Sylvia ging nicht gern dahin; aber da sie sah, daß es sein mußte, bat sie wenigstens, daß sie nicht wieder in diejenige Pension gebracht werde, aus der sie vor drei Monaten weggeschickt worden. Sei darüber ruhig, erwiderte der General und seine Gemahlin, wir haben nie daran gedacht, Dich wieder in die nämliche Pension zu thun. Es ist sicher, es könnten da Rückerinnerungen zum Vorschein kommen, die für Dich nicht die angenehmsten sein möchten. Du wirst es, wo du hinkommst, gewiß gut haben. Wissen Sie es gewiß? Hat's keine Ruten in der Pension? sagte die Tochter. Was Ruten? was Ruten? sagte der General und die Frau.

Das Kind wurde feuerrot, denn es hatte noch kein Wort von dem Block im Turm, auf dem es angebunden und geschmeizt worden, gesagt. Einerseits schämte es sich davon zu reden, anderseits hatten die Klosterfrauen es ihm verboten und als eine Todsünde, für die kaum der Heil. Vater in Rom den Ablaß zu geben imstande sei, auf das Gewissen gebunden, von den um seiner Seele Seligkeit willen mit ihm vorgenommenen Züchtigungsmaßregeln gegen irgend einen Menschen ein Wort fallen zu lassen. Aber jetzt mußte das Kind, ob es wollte oder nicht, die Geschichte von dieser Eintürmung und von allem, was diesen Tag über mit ihr vorgenommen worden, dem General und seiner Gemahlin umständlich erzählen.

Das ist doch kalmukisch für so fromme Klosterfrauen, sagte jetzt der General, und das hätte ich doch nicht geglaubt, seine Gemahlin. Aber jetzt wunderten sich auch beide nicht mehr, daß diese fromme Frauen die drei Jahrespensionen so geschwind und blos in drei Monaten hatten verdienen können, und der General, der beim ersten Versprechen doch nicht wohl mag bedacht haben, wie hoch die Klosterfrauen ihm eine dreijährige Pension mit allen Zugaben berechnen würden und den die große Geldsumme, die es auswarf, bei aller seiner Generosität, seitdem er sie bezahlt, doch alle Stunden mehr zu reuen anfing, sagte zu seiner Gemahlin: Hätten wir gewußt, wie sie das machen, wie wir es jetzt wissen, so hätten wir dieses Geld ersparen und selbst verdienen können. Aber seine Gemahlin erwiderte: Wenn Du es siebenmal gewußt hättest, Du hättest dieses Geld doch in Ewigkeit nicht verdienen können; und der General fand das bei weiterer Ueberlegung selbst. Aber es war doch sehr viel, sagte er noch zu seiner Gemahlin. Du bist selbst schuld, Du hast ihnen die drei Jahrespensionen wie ein Halbnarr angeboten, erwiderte seine Gemahlin. Es ist wahr, es ist

wahr, sagte er, und dann zur Sylvia: Du siehst, wie viel Geld Du mich kostest und ich will auch jetzt noch nichts an Dir sparen; ich will Dich in eine Pensionsanstalt thun, wo weder Turm, noch Block, noch Ruten, die ich so teuer habe bezahlen müssen, Dich mehr ziehen sollen. Du sollst es sicher gut haben; aber mach' nur, daß Du brav werdest und wir keine Schande mehr an Dir erleben.

Sylvia wurde jetzt in eine Pensionsanstalt gethan, die freilich weit und breit berühmt, aber eigentlich außen fix und innen nix und nur dazu geeignet war, das Verderben der herzverhärtenden Klostergewalt durch das hinzugekommene Blendwerk des raffinierten Welttons noch zu verstärken und die innere Fortdauer der belebtesten Gefühle ihres alten Gesindellebens in ihr nur mit großer Kunst zu decken, ohne im geringsten das verderbliche Gift desselben zu schwächen. Indessen ging es in dieser berühmten Anstalt dem Schein nach vortrefflich. Sylvia lernte tanzen, singen, auf dem Klavier und auf der Harfe spielen, besser als keine ihrer Gespielen. Sie deklamierte die feierlichsten und mutwilligsten Schauspielerstücke wie ein Komödiant und redete vortrefflich französisch. Von der außerordentlichen Generosität des Generals hingerissen, that die abgefeimte Erzieherin aber auch alles, was sie konnte, diesen Schein der Vortrefflichkeit ihrer Anstalt bei Sylvia in seinem höchsten Glanz hervorstechen zu machen und behandelte sie immer mit einer auffallenden Auszeichnung. Aber als sie nach zwei Jahren glaubte, sie habe jetzt alles gelernt, was sie in der Pension lernen könne und sei jetzt imstande, sich in der Welt zu zeigen, wo sie wolle, und sogar darin zu brillieren, machte die Vorsteherin dem General Vorstellungen dagegen und bat ihn, er solle die glücklich begonnenen Vorschritte seiner Niece nicht durch eine allzufrühe Entfernung aus ihrer Pension still stellen und sie wenigstens noch ein Jahr da lassen, mit dem Beifügen, sie wolle dieselbe, wie bis dahin, mit aller möglichen Auszeichnung behandeln und alles mögliche thun, ihr den Aufenthalt so angenehm als nützlich zu machen.

Sylvia that hingegen alles, den General zu bereden, daß er sie doch jetzt heim nehme. Da es ihr aber nicht gelang und der General unerbittlich blieb, so schrieb sie ihm endlich, sie wolle doch wenigstens in diesem Jahr noch reiten lernen, und der General war so schwach, ihr sogleich ein gutes und sicheres Pferd zum Geschenk zu senden, und die Vorsteherin war so niederträchtig und dumm, ihr auch diese Auszeichnung vor ihren Mitschülerinnen zu gestatten. Das aber brachte den Unwillen der bessern und den Neid der schlechtern Töchter der Pension, der schon lange in ihnen keimte, zum vollen Ausbruch. Schon in den ersten Monaten, nachdem sie in die Pension trat, bemerkten die bravsten ihrer Mitschülerinnen, sie sei falsch wie Galgenholz und richte sie alle hinter einander, wo sie nur könne. Auch klagten schon im Anfang ihres Daseins mehrere Töchter der Anstalt bei der Vorsteherin über sie, aber diese, von der Generosität des Generals und von den Talenten dieses bösen Kindes geblendet und

beglaubt, mit ihr brillieren und der Pension Ehre machen zu können, redete ihr immer das Wort, und es gelang ihr bisher, den öffentlichen Ausbruch des Unwillens ihrer Mitschülerinnen gegen sie zu verhüten. Aber jetzt, da sie ihr Reitpferdchen bekam und gegen alle Gewohnheit der Pension täglich mit einem Reitknechte ein paar Stunden auf der Reitschule zubringen durfte und ihr Stolz gegen ihre Mitschülerinnen täglich anstoßender und drückender wurde, brach auf einmal der Unwille gegen dieselbe in der ganzen Pension allgemein so aus, daß die Töchter, ohne der Vorsteherin ein Wort davon zu sagen, mit einander verabredeten, sie wollten alle ihren Eltern schreiben und ihnen umständlich berichten, wie parteiisch sich die Vorsteherin und wie unverschämt die Sylvia sich gegen sie benehme, und daß sie deshalb nicht weiter gern in der Pension bleiben möchten. Die Briefe waren schon alle auf der Post, als eine Tochter mehr aus Dummheit, als aus Falschheit, der Vorsteherin erzählte, was geschehen.

Die erschrockene Vorsteherin nahm jetzt freilich, was Sylvia auch immer sagte und wie sehr sie stampfte und drohte, ihre Erlaubnis, daß sie täglich mit ihrem Jockey ausreiten und die Reitschule besuchen dürfe, zurück. Sie mußte aber auch wohl. Sechs Töchter bekamen auf einmal Befehl, die Pension auf der Stelle zu verlassen und der Vorsteherin mündlich zu sagen, sie seien nicht gemacht, der Schuhlumpen der anmaßlichen Fräulein von Arnheim zu sein, deren lumpigen Vater sie alle nur zu gut kennten. Diese Berichte waren kaum da, so schrieb die Vorsteherin an den General, die ganz außerordentlichen Talente seiner ausgezeichneten Niece hätten unglücklicherweise und, wie sie überzeugt sei, ganz ohne ihre Schuld, einen so wütenden Neid und Haß ihrer Mitschülerinnen gegen sie erregt, daß ihr schon sechs aus derselben weggelaufen seien und sie nicht wisse, wie viel von den andern das nämliche thun würden. Sie müsse also, so schmerzlich es ihr auch sei, den hochwohlgebornen Herrn General bitten, seine Niece mit ihrem Reitpferd und mit ihrem Reitknecht ungesäumt und so geschwind als möglich, spätestens in acht Tagen, aus ihrer Pension zurückzuziehen, und sie wäre genötigt, wenn dieses nicht in diesen acht Tagen geschehe, sie alsdann mit der Postkutsche von hier absenden zu müssen.

Der General ward über den Brief der Vorsteherin empört. Das ist doch nach allen Lobreden, die sie ununterbrochen von ihr gemacht, sagte er zu seiner Gemahlin, keine Manier, an mich zu schreiben. Wenn sie eine ihrer Mitschülerinnen die Treppe hinuntergeworfen oder gar probiert hätte, ihr Haus anzuzünden, sie hätte nicht unverschämter auf ihre Rücknahme dringen können. Er wollte auch, da sie keine wesentlichen Fehler seiner Niece berechtigten, sie so zu behandeln, die Vorsteherin rechtlich zwingen, die Sylvia wenigstens noch ein Vierteljahr in der Pension zu behalten; aber seine Gemahlin war billiger und sagte: Wir haben uns diese Unannehmlichkeit mit dem verfluchten Pferdchen, das wir ihr bewilligt haben, selbst zugezogen. Die Auszeichnung war zu grell und die Vorsteherin eine Närrin, daß

sie dieselbe zugegeben. Ich weiß, was solche Auszeichnungen auf ein Tochterinstitut wirken, und wenn einmal der Teufel gegen eine Tochter, die man also zu zwingen die Unvorsichtigkeit hatte, los ist, so thut's kein gut mehr. Wir müssen sie zurücknehmen. Sie kann nicht mehr bleiben.

Der General fühlte die Wahrheit dieser Bemerkung, aber im Unwillen über den Vorfall sagte er doch noch: Ich mag sie einmal auf diesen Brief von der Vorsteherin nicht abholen. Seine Gemahlin antwortete: Ich gehe unter diesen Umständen so wenig als Du und bin gewiß mit der Vorsteherin eben so unzufrieden als Du; aber gleich nach dem Essen muß die Kammerfrau mit dem Wagen fort, mit der Ordre, ohne mit der Vorsteherin ein Wort zu verlieren, Sylvia ins Wirtshaus kommen zu lassen und die Rechnung von der Vorsteherin durch den Kutscher abholen zu lassen.

91. Das schlimme Ende einer blendenden Zeittäuschung im Erziehungsfache.

Gesagt, gethan. Sylvia war in wenig Tagen beim Onkel in der Hauptstadt und man fand sie so schön, so gebildet, so artig, so ungeniert und, wie man sich ausdrückte, in ihrer Erziehung so vollendet, in jeder guten Gesellschaft so präsentabel und sogar fähig, im besten Thun der ausgezeichnetsten Gesellschaften in Geist und Kunst zu brillieren, daß der General der Vorsteherin den Mißgriff ihres mißfallenden Schreibens gänzlich verzieh und ihr bei der Berichtigung ihres Kontos ein Dankschreiben zusandte, wie sie keines von ihm mehr erwartet hätte. Aber diese las den alten Gespielen der Fräulein von Arnheim von dem Dankschreiben des Generals dennoch keine Silbe vor, im Gegenteil, sie war davon so still als ein Mäuschen und herzlich froh, wenn kein Mensch in der Pension mehr der Sylvia mit einem Wort gedachte.

Der General aber war so entzückt über das geratene Zigeunermädchen, von dem er für seine Familie im Anfang so viel Schande erwartete als von ihrem Vater, daß er jetzt nicht satt werden konnte, sich und seiner Familie mit ihr Ehre machen zu wollen. Selbst die vollendete Form der Andacht, mit der sie auch in der Kirche ihre Rolle spielte, gefiel ebenso wie ihr Benehmen bei den Tanzpartien. Sie hatte es auch wirklich in den Kunstformen unsrer Zeitbildung so weit gebracht, daß sie selbst die schwierige Kunstform der höhern Andacht in der Kirche zur Bewunderung gut nachmachte und in dieser Rolle so gut gefiel, als auf dem Liebhabertheater, auf dem sie tragische und komische Rollen so gut spielte, daß man eigentlich nicht sagen kann, ob sie diesfalls eine Weile von der schönen Welt wirklich mehr beklatscht als beneidet wurde. Selbst die Reitkunst, die den Haß ihrer Gespielen in der Pension zum Ausbruch reif machte, brachte ihr jetzt den größten Beifall; sogar Offiziere, die in dieser Kunst niemand nachstehen, gestanden, sie reite beinahe so gut als sie. Auch ihre bons mots gefielen

und viele davon wurden im Anfang in allen Cercles herumgetragen und etliche Tage nach einander wiederholt. Aber diese waren es doch, woran das Blendwerk ihres plötzlichen großen Ruhms zu scheitern anfing. Der alte Zigeunergeist schimmerte hindurch. Man fand bald viele derselben frech, zweideutig und beleidigend und mit dem, was man in den größern Cercles guten Ton hieß, anstößig, und der Neid, den sie erregte, ergriff die schwache Seite, die hierin in ihr durchschimmerte, mit Lebendigkeit. Man trug jetzt einige ihrer bons mots zum Spott gegen sie umher. Aber sie war nicht gemacht, von der guten Lehre Vorteil zu ziehen. Sie zeigte offene Verachtung über alles, was man von ihr sagte. Sie war grob, sobald ihr jemand mißfiel. Sie fing mit ihrem Stolz so allgemein zu beleidigen an, als sie im Anfang mit ihrer Kunst zu brillieren allgemein gefiel. Ihr Auge erschien mit jedem Tag frecher, und böser Hohn spielte auf ihren Lippen, wo ihr nicht immer Weihrauch gestreut wurde.

Die Folgen dieses Benehmens konnten nicht fehlen. Es ging nicht lange, so flüsterte man sich hie und da ins Ohr: Aber was steckt zuletzt hinter diesem stolzen Mädchen? Sie ist eine Bettlerin; ihr Vater ist kaum dem Galgen entronnen und wer weiß, es ist ein altes Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Und dann wieder: Sie ist imgrund doch noch das nämliche Ding, das vor drei Jahren wie eine Zigeunerin aussah und darum auch aus einer sehr guten Pension schon am dritten Tag weggeschickt werden mußte.

Freilich in den abgeschliffenen Gesellschaften, die den General umgaben, zeigte kein Mensch auch nur eine Miene, die ihn im geringsten hätte ahnen lassen, daß das öffentliche Urteil über seine Niece diese Richtung nahm; der Sylvia hingegen fing man an, mit jedem Tag weniger zu verbergen, was man über sie denke. Sie fühlte es in tausend Blicken und fing an, sich selbst zu überzeugen, die hohe Rolle, die sie spielen wolle, habe für sie gefehlt, und das, was eigentlich in der Hauptstadt sich zu den höhern Kreisen zähle, rechne sie nicht unter sich, und es stecke hie und da hinter den Höflichkeiten, die man ihr erweise, tiefe Verachtung gegen sie. Sie täuschte sich über ihre Lage auch nicht lange und sprach, sobald sie diese veränderte Stimmung gegen sie fühlte, bestimmt aus: Ich bin für mein Lebenstag verloren, wenn ich nicht zu Geld komme. Geld, Geld ist das einzige, das mich, wie ich nun einmal bin, vor einem Leben voll Schmach und Schande zu erretten vermag. — Geld, Geld war jetzt auch das einzige, wonach sie strebte. Im Gewühl des Lebens, das beim General stattfand, war es leicht, hie und da etwas zu stehlen. Das that sie auch richtig, wo sie immer konnte. Aber es langte nicht weit, und sie setzte sich dann in den Kopf, es sei vielleicht möglich, den General dahin zu bringen, daß er sie zum Erben einsetze. Das wollte aber auch nicht gehen. Sie that zwar alles, was eine schöne Tochter, die solche Zwecke hat, gegen einen alten Onkel zu thun vermag und zwar auf eine Weise, daß der General an ihr fast blind war und gar nicht daran dachte,

daß hinter ihrem Artigthun gegen ihn so ein Zweck stecken könnte Seine Gemahlin war nicht so blind. Sie merkte bald, was Sylvia mit ihrer Artigkeit gegen den General im Schild führe und ebenso, daß, seitdem sie im Haus war, hie und da Sachen von Bedeutung auf die Seite kamen, welches vorher doch nicht der Fall war. Sie sagte auch ihre Besorgnisse diesfalls ihrem Mann; aber sie starb bald darauf und äußerte gegen Sylvia auf dem Todbett gerade heraus, sie habe in beiden Rücksichten großen Verdacht auf sie. Natürlich lengnete sie der Sterbenden alles weg, vergoß Komödiantenthränen, ihre Unschuld zu beweisen und sagte zum Onkel, bei einem starken Fieber sei das nicht anders, wenn den Kranken solche Gedanken, die ihnen in gesunden Tagen nie in Sinn gekommen, vorschwebten. Bei sich selber aber schrieb sie den Verdacht der Tante nur Einflüsterungen zu, die von Arner und Therese herkämen.

Als die Tante starb, hoffte sie, doch noch zu ihrem Ziele zu gelangen. Sie verdoppelte alle Aufmerksamkeiten auf den Onkel und versuchte alles mögliche, was schlaue Bettlerinnen immer zu thun vermögen, um sich einen reichen Onkel auf Tod und Leben geneigt zu machen. Aber die Aeußerungen seiner Gemahlin auf dem Todbette hatten auf ihn mächtig und entscheidend gewirkt und Arner und Therese, die wohl merkten, was sie gefahren konnten, thaten ihrerseits auch alles mögliche, was sie mit Würde und Anstand thun konnten, ihren Zwecken bei ihrem Onkel entgegen zu arbeiten. Das gelang ihnen auch um so leichter, da der Sylvia Vater den Vater Arner's in eine Bürgschaft hinein verflochten, die ihn um einen ganzen Dritteil seines Vermögens gebracht, und der General war zu edel, etwas zu thun, wodurch seinem Vetter zum zweitenmal ein Unrecht geschehen würde, das so weit langen konnte.

Sylvia brachte es auch mit allen ihren Künsten beim General nicht weiter, als daß sie nach dem Tod seiner Gemahlin die Honneurs des Hauses auf eine Weise machen konnte, die ihr für die Gegenwart lustige Tage und alle Fülle himmlischer Genießungen verschafften, und den Onkel nebenbei hie und da merklich zu bestehlen, ohne daß er es im geringsten merken konnte. Weiter sah sie jetzt selbst, daß sie es mit dem Onkel nicht bringe und fühlte zugleich, daß, so brillant sie auch die Honneurs des Hauses machte, sie von der höhern Gesellschaft, die den General besuchte, doch immer nur als eine arme Tochter, die bei ihrem Onkel das Gnadenbrot esse, angesehen und zumteil behandelt wurde. In dieser Lage benutzte sie ihren Aufenthalt in der Hauptstadt, um Aventüren aller Art nachzugehen, durch die sie auf irgend eine Weise dahin kommen könnte, das sich nun einmal angewöhnte Großthun ihres Lebens bis an ihr Grab fortsetzen zu können. Bei einem dieser, zwar verunglückten, Versuche war es, daß sie mit Helidor, der immer, wo es um eine bedeutende Intrigue zu thun war, seine Nase sicher auch mit im Spiel hatte, in Bekanntschaft geriet. Aber auch auf diesem Wege glückte es ihr nicht, großen Trost für die Zu=

kunft zu finden. In dieser Lage leidenschaftlich über diese Zurücksetzung empört, die sie jetzt selbst für endlos erklärte, und die sie gänzlich nur dem stillen Einfluß Arners und Theresens auf den Onkel zuschrieb, verbarg sie ihren Haß gegen beide, wo sie immer Gelegenheit dazu hatte, gar nicht mehr, und jammerte laut über das Unglück, das sie durch den Tod von Arners Großvater getroffen. Das war auch gar natürlich. Sie war bei ihm die Henne im Korb und benutzte das flotte Leben, das unter ihm im Schloß herrschte, so gut als immer der Hummel mit seinem Anhang. Sie brachte alle Jahre mit dem General die schöne Jahreszeit daselbst zu und hatte bei dem Leben, das sie führte, keinen Menschen, der ihr bei so vielem, das man nicht auf geraden Wegen einlenken und zur Hand bringen konnte, so brauchbar war und so thätig an die Hand ging, wie der Hummel. Auch war sie immer die größte Lobrednerin dieses Mannes bei dem alten Junker, und sagte laut, daß auf hundert Stunden weit herum keine Herrschaft einen treuern, geschicktern und ihrem Interesse ergebenern Beamten hätten, als Hummel es sei.

92. Ein Beleg von der Zuverlässigkeit der Weltgeschichte in den ungleichen Urteilen der Zeitgenossen des Vogt Hummel über diesen Mann.

Er war aber auch ein Mann, der schon seit zwanzig Jahren in der Hauptstadt viel von sich reden machte. Man kannte ihn allgemein als einen pfiffigen Teufel, der beim Junker an einem guten Barren stehe und sich daran wohl zu füttern verstehe, und sehr viele Leute, die in der Hauptstadt auch mehr und minder an solchen guten Barren stehen und sich daran füttern, lobten ihn als einen für seine Stelle vorzüglich tüchtigen Mann, der das Interesse des Schlosses mit Thätigkeit befördern, aber freilich auch auf eine ausgezeichnete Art mit dem seinigen zu vereinigen wisse. Andere und überhaupt die ganze selbständige Bürgerklasse, die Weib und Kind ohne Futter dieser Art zu versorgen gewohnt und imstand ist, achtete ihn unbedingt für einen der verruchtesten Blutsauger, die je gelebt und das Verhältnis zwischen der Herrschaft und dem Volk durch tägliche Greuelthaten vergiftet haben.

Seine letzte Geschichte, die ihn unter den Galgen brachte, machte in der Hauptstadt auch großes Aufsehen und war einige Tage nach einander das Tagesgespräch aller Gesellschaften. Auch entzweite man sich in den ersten Tagen in vielen derselben förmlich über diesen Vorfall. Während die braven und unabhängigen Leute daselbst Arner allgemein lobten, daß er dem verruchtesten Dorftyrannen, der im Herzogtum lebe, den Lohn erteilt, den er verdient, redeten ihm viele, die bei der gesetzlosen Unordnung, die im Land herrschte, ihre Kühe in der Hauptstadt wie er die seinigen auf dem Dorf melkten und ebenso, wie er, mit gestohlnem Futter erhielten, das Wort, und legten aus Gründen, die beim Hummel offen auffielen, ein sehr großes Ge-

wicht auf den Grundsatz, daß es überhaupt im höchsten Grad unanständig, dem Interesse der Herrschaften nachteilig und dem so allgemein nötigen Ansehen der Oberkeit gefährlich sei, wenn im Dienst und Amt stehende Personen bei Fehlern, die sie sich zu Schulden kommen lassen, wie unnotable Leute und wie gemeine Schelme behandelt würden, und dann bemerkten einige noch mit vielem Anschein ihrer Aufmerksamkeit auf die Pflichten der Dankbarkeit, Arner habe mit einem Manne, der seinem Großvater so lieb gewesen und ihm so viele Jahre, wenn es die Not erforderte, selbst gegen seine Mitbürger und gegen sein Dorf, treu und eifrig gedient, durchaus nicht so verfahren sollen, wie man in solchen Fällen höchstens gegen einen fremden Landstreicher oder gegen einen unbedeutenden Hallunken und Bettler im Land zu verfahren gewohnt sei. Der Hummel sei zwanzig Jahre des Junkers rechter Arm gewesen und der Teufel möchte in Zukunft so den Herren dienen und sein Lebtag thun, was sie wollten, wenn man gefahrete, am Ende auf diese Art seinen Lohn zu bekommen. Arner habe durch dieses Urteil über den Vogt das Andenken an seinen Großvater unter dem Boden auf eine Weise geschändet, wie es vielleicht in hundert Jahren kein Nachfolger einer Herrschaft gegen seinen Vorfahren also gethan. Er hätte ohne alle Widerrede in seinem Urteil über diesen Mann auf die treuen Dienste, die er seinem Großvater geleistet, Rücksicht nehmen und ihn mit Schonung und Billigkeit behandeln sollen, die wahrlich des gnädigen Herrn Pflicht gewesen wäre. Man ging sogar, diese Ansicht zu rechtfertigen, in das Umständliche des Vorfalls hinein und behauptete, der Junker habe dem Vogt auf die Klage einer armseligen Bettelfrau, die aber schön und eine gute Schwätzerin sei, gedroht, sein Wirtshaus zu schließen oder ihm den Vogtdienst zu nehmen; und nachdem der Mann, dem wenige Jahre vorher fast sein ganzes Hab und Gut durch eine Wasserflut zugrund gerichtet wurde, durch diese Drohung zur Verzweiflung gebracht worden, habe der arme Teufel sich in dieser Verzweiflung eines Abends übertrunken und sei im Rausch, folglich ohne daß er eigentlich wußte, was er im Sinn habe, mit Schaufel und Karst auf den Berg in den Wald gelaufen und habe allda in der Nähe eines Marksteins vom Junker ein paar Karststreiche gethan, sei aber von einem mutwilligen Hühnerträger, den er im Rausch für den Teufel geachtet, erschreckt, sinnlos den Berg hinab und ins Dorf gelaufen, und für diesen eigentlichen Rausch und diese Narrenkomödie habe ihn der Junker unter den Galgen stellen lassen.

Sylvia, die als Verwandte von Arner bekannt und von allen Seiten über diese Geschichte befragt ward, antwortete, sie wisse eigentlich nicht, was vorgefallen, aber die langen Verdienste des Mannes um das Schloß kenne sie bestimmt und sei versichert, daß der alte Junker sich im Grab umkehren würde, wenn er vernehmen könnte, wie Arner diesen Mann ob einer armseligen Narrensache, die er noch im Rausch gethan, behandelt habe.

Diese Ansicht des Gegenstands hätte vielleicht im ganzen Herzogtum allgemein werden und als eine, mit genugsamen Zeugen belegte historische Wahrheit und als ein Beleg der Abscheulichkeit der Feudalrechte im allgemeinen angeführt werden können, wenn nicht ein glücklicher Umstand die Verirrung der schon oft an der Nase herumgeführten Geschichtschreiberei diesmal verhütet hätte. Der Herzog hatte nämlich in seinen schönern Tagen die Preßfreiheit als den ersten Pfeiler der öffentlichen Wahrheit, als einen notwendigen Kappzaun der Frechheit und Hinterlist schlechter Beamten und dadurch als ein heiliges Mittel der Sicherung des Volks und seines Wohlstands angesehen und auch seitdem ihm böse Umgebungen seine alten Menschenfreundlichkeitszwecke zum Ekel gemacht, dennoch durchaus nichts von Einführung eines Preßzwangs hören wollen. Helidor und seine Clique thaten freilich alles, was sie konnten, seine Gesinnungen hierüber zu ändern. Ein Spottvogel dieser Zeit ließ sogar in die Hofzeitung einrücken, der Herzog habe seine blinde Lieblingstochter Amalia Volkfreundin verloren und biete dem eine Krone, der sie finde und wieder zu Haus und Hof bringe. Die Zeitung kam eben beim Mittagessen. Ein kühner Höfling las den Artikel laut, der Herzog aber lachte nur dazu; Helidor lachte mit, aber sagte zu dem Höfling, der neben ihm stand: Das war ein dummer Streich; der Herzog merkt's selber, wir verderben uns damit unser Spiel. Es war auch wirklich von dieser Zeit an weniger als je von der Einschränkung der Preßfreiheit im Herzogtum die Rede. Diesem Umstand hatte es auch der Junker zu danken, daß er die Lebensbeschreibung hat drucken und öffentlich machen dürfen, ohne daß ihm die wichtigsten Stellen darin durchgestrichen worden sind. Darum aber ist auch das selbstsüchtigste Cliquengeschwätz über Arners Urteil ohne alle für ihn nachteiligen Folgen geblieben. Denn sobald diese Lebensbeschreibung in die Hauptstadt kam, riß man sich eigentlich darum, ein Exemplar davon zu haben und die Leute, die Arners Urteil über den Mann so frech und hinterlistig entstellt, schwiegen jetzt sämtlich davon still und waren froh, wenn nur ihnen niemand mehr etwas davon sagte. Sowie diese Lebensbeschreibung gelesen worden, griff der Unwille über diesen Mann (Hummel) so in aller Edeln Menschenherzen, daß sehr viele von den Cliquenmenschen, die sich über dieses Urteil zu frech und zu unvorsichtig ausgelassen, von edeln, geradsinnigen Menschen darüber zur Rede gestellt und zu Schanden gemacht wurden und sich sehr schämen mußten.

93. Arners Schloßeinrichtungen von einer hochadeligen Närrin ins Auge gefaßt.

Aber der Haß der Sylvia gegen Arner und Therese war auch durch diesen Vorfall nur von neuem angeregt. Der Frühling war jetzt da und es konnte keine Rede davon sein, daß sie in ihrem Leben mehr einen Sommeraufenthalt in Bonnal aufschlagen und sich mit

des Generals und Arners Geld daselbst so lustige Tage und so gute Freunde machen könne, wie sie das bisher und so lange gekonnt. Sie war seit des alten Junkers Tode ein einziges Mal in Arnheim gewesen und fand das alte, flotte, hochadelige Leben daselbst so ganz verschwunden und alles, was sie vor Augen sah, so gemeinbürgerlich auf Pflicht, Arbeit und Hausordnung berechnet, daß sie sich nicht enthalten konnte, wenige Stunden nach ihrer Ankunft dem General zu sagen: Es ist mir, wir logierten bei einem Schneider oder Schuhmacher, der vom Morgen bis am Abend an der Arbeit sein muß, sein Brot zu verdienen und keinen Augenblick finden kann, mit einem Fremden ein Wort zu reden, ohne daß er einen Rock, den er flickt, oder einen Schuh, den er macht, in der Hand hat.

Auch der General fand, daß sich Arner und Therese zu kleinbürgerlich eingerichtet und widersprach der Sylvia nur schwach, als sie behauptete, Arner lebe völlig, wie ein lumpiger Bauernamtmann, der sich durch Besorgung der Küh- und Schweinställe, der Schütte und Keller seines Herrn jährlich ein paar hundert Gulden zu ersparen suchen müsse. Sie sagte ferner, auch der Rollenberger, dem sie die Erziehung ihres Sohns übergeben hätten, sei eines solchen Bauernamtmanns Sohn und gewiß weitaus besser dafür gezogen, Viehställe und Schütten und Keller zu versorgen, als den erstgebornen Sohn aus einer der ersten Familien des Herzogtums zu erziehn.

Das ist die Sylvia, an die die Eichenbergerin den Brief, von dem ich oben geredet, geschrieben, und von der wir, ehe die Geschichte Arners vollendet ist, noch so viel hören werden, das ihrer Geburt und ihrer Erziehung wert ist.

Vierter Teil.

1. Erste Zugabe zu der Lebensbeschreibung der Sylvia.

Arner, Therese und Glülphi saßen an dem Abend, an dem sie den Brief der Sylvia empfangen, fröhlich und voll Hoffnung für ihr ernstes Bestreben beieinander; aber dieser Brief störte ihre glückliche Stimmung. Sie ist ein eingefleischter Teufel, sagte Arner, da er ihn gelesen; es geht kein Wort über ihre Lippen und keine Zeile aus ihrer Feder, wovon einem ehrlichen Manne nicht die Galle übergehen muß. Arner wußte einen Augenblick nicht, was er eigentlich damit anfangen sollte, und meinte, es wäre das beste, die Tabakspfeife, die er eben rauchen wollte, damit anzuzünden. Therese und der Leutnant aber waren nicht dieser Meinung. Nein, nein sagte Therese, diesen Lügen-Brief mußt Du mir nicht verbrennen, er kann uns noch zu etwas recht gut sein.

Arner. Und wozu denn?

Therese. Den Onkel zu überzeugen, wie sie auch über ihn lügt.

Arner. Dürfen wir ihm denselben zeigen, wie er ist?

Therese. Ja freilich, wir müssen es.

Arner. Aber fürchtest Du nicht, der Onkel denke zumteil wirklich auch so, wie sie schreibt?

Therese. Wenn er zumteil auch wirklich so denkt, so hat er doch sicher das nicht gesagt, was sie schreibt. Es ist garnicht seine Art, sich so auszudrücken, und ich wette, er weiß von dem Brief kein Wort.

Arner. In diesem Fall dünkt mich selber, es könnte gut sein, daß wir ihn ihm zuschicken; aber ich muß ihn doch noch einmal lesen, ich habe ihn nur durchblättert. Damit nahm er den Brief in die Hand, las ihn mit Aufmerksamkeit und sagte dann: Ja, es dünkt mich jetzt selber, Du habest Recht; ich will ihm den Brief schicken und ihm unverhohlen schreiben, was ich über denselben und auch über die Schreiberin desselben denke.

Therese. Das ist Recht, er hat es nötig, daß man ihm über beides die Wahrheit sage.

Die ganze Nacht über lag Arnern dieser Brief und die Antwort, die er darauf erteilen wollte, auf der Seele. Er konnte keinen Augenblick schlafen, stand am Morgen früh auf und schrieb dann an seinen Onkel folgenden Brief:

Hochgeborner Herr General! Teurer, lieber Onkel!

Sie wissen, daß ich für unsere Sylvia seit dem Tode ihres Vaters, über den ich mich auch sonst so sehr zu beklagen habe, in allen Fällen das herzlichste Interesse zeigte, und von meiner Seite für ihr Glück gern beitragen würde, was ich immer könnte; aber ihr Charakter nimmt zusehends eine Richtung, deren Folgen mir für sie selber bang machen müssen.

Sie hat ganz gewiß ohne alle Ursache sich einem ganz wütenden Haß gegen mich und die Meinigen überlassen und urteilt über mich, mein Benehmen und meine Einrichtungen mit einer Frechheit und Unverschämtheit, die ohne Grenzen ist. Das Ganze ihres Erziehungsgangs, sowie das Ganze ihrer jetzigen Lebensweise macht sie über das, was Erziehung ist und sein soll, so unfähig zu urteilen, als je ein Mensch in der Welt darüber zu urteilen unfähig ist, und doch mischt sie sich in die Beurteilung meiner diesfälligen Ansichten, Grundsätze und Maßregeln auf eine Weise ein, die geradezu unerträglich ist, und von der sie in dem Brief, den ich gestern von ihr erhalten, ein Probestück abgelegt, das alle Schranken des Verhältnisses, in dem sie sich gegen mich befindet, übersteigt. Ich hätte ihn aber dennoch blos mit Verachtung beiseits gelegt, ohne ihm die geringste Folge zu geben; aber da sie in Rücksicht auf mehrere Punkte, die sie berührt, sich auf Sie beruft, so durfte und wollte ich nicht anders, als den Brief, so wie ich ihn empfangen, Ihnen zusenden. Ich bin überzeugt, es ist unmöglich, daß Sie diese stolze Base bei allen ihren Spiel-, Tanz- und Bonsmots-Fertigkeiten für einen kompetenten Richter der Maßregeln, die ich für die Erziehung meiner Kinder nehmen soll, anerkennen.

Ebenso bin ich überzeugt, Sie können es nicht als eine henkersmäßige Härte ansehen, daß ich einer armseligen Dorfdirne, die sich zu mir ins Schloß geschlichen, um die bravsten Leute aus ihrem Dorf zu verleumden und zu verschreien, gedroht, sie mit dem Harschier heimzuschicken. Es ist zwar wahr, sie kleidet sich nicht wie eine andere gemeine Bauerntochter, sondern vom Kopf bis zu den Füßen wie eine anmaßliche, aber halbverlumpte Stadttochter, und ist auch, als sie zu mir kam, damit sie keine Kotschuhe ins Schloß bringe, auf einem Müllerkarren bis ins Schloß gefahren. Das aber ist doch kein Grund, daß ich sie, wenn sie Lumpenstreiche macht, auf eine andere Weise behandeln sollte, als ich jedes andere Dorfweib im gleichen Fall behandeln würde.

Lieber Onkel! Es ist in meiner Lage äußerst wichtig, daß ich frechen Leuten in meinen Dörfern zeige, sie haben es Geschwätzwerk halber nicht mit meinem Großvater zu thun. Das Unglück ist namenlos, das daraus entstanden, daß er Schurken und Verleumdern gegen ehrliche Leute Gehör gegeben. Lieber Onkel! Ich wüßte nicht, in welchem Grad ich mich selber verachten müßte, wenn ich Leuten, die meine Schwäche mißbrauchen wollten, um ihre Nachbarn bei mir zu verleumden und ihnen Unrecht zu thun, nicht zeigen würde, in welch' einem hohen Grad ich diese Handlungsweise verabscheue und wie sehr ich sie zu bestrafen für meine Pflicht halte. Und diese Eichenbergerin hat hierin auf eine Weise gefehlt und sich mit einer Frechheit benommen, die allen Glauben übersteigt, und ist dabei im Ganzen ihres Seins und Thuns eine so elende Kreatur, daß es mir doch unbegreiflich ist, wie Sylvia es nur in den Mund nehmen darf, sie wäre in meinem Schlosse für meine Kinder brauchbar. Gott bewahre mich davor, eine solche Kreatur einen Augenblick neben meinen Kindern im Schloß zu haben.

Weniger verwunderte ich mich über das, was Sylvia über Glülphi und Rollenberger böses gesagt. Beide sind Männer, deren Wert über das, was sie zu beurteilen fähig ist, weit erhaben ist. Ebenso begreife ich gar wohl, daß viele von den Einrichtungen, die ich in Bonnal mache und machen muß, ihr nicht gefallen. Aber ich kann durchaus auf ihre diesfälligen Ansichten und Wünsche keine Rücksicht nehmen. Der Plan meines Lebens ist gemacht und steht unerschütterlich fest; ich will als Vater meiner Herrschaftsangehörigen leben und sterben, aber Ihrem und meinem Namen damit gewiß auch keine Schande machen. Dieser Vorwurf könnte mir freilich auch nur als Ahnung seiner Möglichkeit weh thun, aber im Mund der Sylvia, deren Vater unserm Namen, wie vielleicht bei hundert Jahren kein Edelmann seiner Familie, Schande gemacht hat, ist dieser Vorwurf doch nur frech und konnte um so weniger einen Eindruck auf mich machen, da ich überzeugt bin und es auch Ihnen, lieber Onkel, nicht verhehlen will, daß Sylvia, wenn sie gewisse Verbindungen, die sie, wie ich gewiß weiß, in der Hauptstadt hat, nicht aufgibt, in die Lage kommen kann, uns Schande zu machen, wie ihr Vater uns Schande gemacht.

Lieber Onkel! Es kommt Ihnen vieles nicht zu Ohren, das man ihr in der Hauptstadt öffentlich zur Last legt. Man hat Achtung für Sie und schont Ihres Alters; aber die Sache ist wahr: Sie hat in der öffentlichen Achtung ohne Grenzen verloren und die Lobreden, die ihr im Anfang nach ihrer Rückkunft zuteil wurden, sind allenthalben, wo sie einen wirklichen Wert haben konnten, verstummt. Ich sage das nicht, um ihr bei Ihnen ein böses Spiel zu machen; aber ich bin überzeugt, wenn irgend etwas Sylvia von ihrem mehr als unvorsichtigen Benehmen zurückbringen kann, so ist es ein Wort von Ihnen. Ich weiß, Sie nehmen herzlichen Anteil an ihrem Glück, und Sie können es am meisten dadurch befördern, daß Sie sie aufmerksamer auf sich selbst machen. Es ist unbegreiflich, wie sie sich selbst vergessen und denken kann, ich habe der Eichenbergerin mit dem Harschier gedroht, weil sie ihr bei sich Zutritt gönne. Ich finde diesen Zutritt freilich unschicklich und nichts weniger als ehrenhaft, aber ich wußte nichts davon, bis sie mir es selbst geschrieben. Seitdem ich es aber weiß, kann ich mich auch nicht enthalten, zu denken, daß Sylvia durch Bekanntschaften von dieser Art am Ende in der Hauptstadt zum Gespött werden muß, wie die Eichenbergerin dieses in ihrem Dorf ist und werden mußte, weil sie in allen Rücksichten etwas anderes und etwas mehr sein will, als sie wirklich ist. Daß sie es wagt, mir mit Ihnen zu drohen, will ich nicht einmal berühren. Ich würde Ihnen Unrecht thun, wenn ich einen Augenblick dächte, sie könnte durch Unwahrheiten und Niederträchtigkeiten bei Ihnen jemals zu diesem Ziel gelangen. Sie waren immer unser lieber, guter Onkel, und ich und meine liebe Frau werden uns immer bestreben, Ihrer Liebe und Güte würdig zu bleiben.

Arner von Arnheim.

2. Ein schwacher Mann, den die Niederträchtigkeit an der Nase herumführt.

Der General war über diesen Brief Arners betroffen und über denjenigen der Sylvia im Ernst empört. Er fand ihn beim ersten Durchlesen ohne Grenzen unverschämt und konnte es gar nicht begreifen, wie sie es habe wagen dürfen, diesen Brief hinter seinem Rücken und ohne ihm nur ein Wort davon zu sagen, an Arner abgehen zu lassen. Sie hatte dem General nicht einmal gesagt, daß sie im Sinne habe, Arner über diese Eichenbergeschichte einen Vorwurf zu machen. Er hatte den Brief auch kaum gelesen, so ließ er sie rufen. Als sie kam und ihren Brief an Arner offen auf dem Tisch liegen sah, war sie äußerst betroffen. Sie hatte sich nicht vorstellen können, daß Arner es wagen dürfe, dem General diesen Verdruß zu machen und ihm ihren Brief zuzusenden. Sie wußte sich im ersten Augenblicke nicht zu benehmen. Der General fuhr sie roh an. Er war seit seiner Frau Tod niemals über sie erbittert wie jetzt. Er sagte ihr in der ersten Hitze, was sie auch denke, Arner also zu schreiben; ob sie nicht denke, wenn er stürbe, so habe sie in der Welt niemand mehr als Arner,

und es könne ihr leicht, leicht dazu kommen, daß sie noch bei ihm das Gnadenbrot suchen müsse. Sie weinte auf dieses Wort, faßte sich aber doch schnell und sagte, sie wollte lieber zu den Zigeunern laufen und sich bis in die Türkei durchbetteln, als bei Arner das Gnadenbrot suchen. Das ist das gleiche Wort, das sie der Klosterfrau antwortete, die ihr sagte, ihre Verwandten würden sie nicht aufnehmen, wenn sie aus dem Kloster weglaufe. Der General erwiderte ihr heftig, was sie sage, sei unvernünftig geredet, und Arner habe das an ihr nicht verdient.

Sylvia. Er ist mir unausstehlich, und nicht nur mir, er ist es allen Menschen, die nicht jedermann vor den Kopf stoßen und nicht alles in der Welt auf den Kopf stellen wollen.

General. Das ist nicht so. Ich höre hie und da gar viel Gutes von ihm. Er hat selbst bei Hofe viele Freunde.

Sylvia. Er wird sie wohl verlieren; er macht Narrenstreiche über Narrenstreiche.

General. Es gefällt mir auch nicht alles, was er thut; aber er ist noch jung und junge Leute wollen immer etwas eigenes haben.

Sylvia. Er verliert seine Jugend und gibt in der schönsten Zeit seines Lebens seinem Haus eine Richtung, die seinem und unserm Namen Schande machen muß.

General. Schweig doch, schweig doch von diesem Schandemachen, wenn er auch in ein und anderm nicht so aufmerksam auf seinen Familienrang und auf seine Familienehre ist, als ich es gern sähe, so ist damit noch nicht gesagt, daß das unserer Familie Schande machen werde. Man weiß eigentlich noch nicht, wie das, was er thut, ausfallen wird, und übrigens mag das sein, wie es will, so gibt Dir das kein Recht, ihm so unverschämt zu begegnen, wie Du es in Deinem Brief gethan hast.

Sylvia. Er hat mich mit seinem Benehmen gegen die Eichenbergerin, die er wie eine Landstreicherin behandelt, übernommen.

General. Was geht Dich dieses Mensch an? Ich habe es einmal gesehen, es hat wirklich das Aussehen einer Landstreicherin, und ich kann nicht begreifen, daß Du sie dem Vetter für die Erziehung seiner Kinder anraten darfst. Was er von ihr schreibt, macht, daß ich Dir im Ernst sagen muß, ich wünsche, daß Du sie nicht mehr in mein Haus hinein läßt.

Sylvia. Ich lasse sie ja nur auf meine Stube und auch nur, wenn niemand rechtes bei mir ist, zu mir kommen.

General. Du vergißt, daß Deine Stube in meinem Haus ist, und in meinem Haus will ich in keiner, in gar keiner Stube, daß man Leute empfange, die man nicht bei sich sehen lassen darf, wenn jemand rechtes darin ist.

Sylvia. Ich habe doch bisher geglaubt, ich sei in meiner Stube insoweit frei; wenn ich's aber nicht darf, so will ich's eben nicht mehr thun.

General. Was Du mir für ein Gesicht machst! Du wirst seit einiger Zeit offenbar auch gegen mich so frech, daß ich mich bald nicht mehr erwehren kann zu denken, was Du mir liebes und freundliches erweist, sei nur geheuchelt, und Du wolltest in Deinem Herzen lieber auch mit mir so grob und so unverschämt sein, als ich hundertmal sehe, daß Du sonst mit jedermann gern bist.

Sylvia fühlte, daß er auf dem Punkt sei, ganz durchzusehen, was in ihrem Benehmen gegen ihn wahr sei. Natürlich erschrak sie darüber und bot alles auf, dem Onkel, bei dem es ihr nur, solang er in sie vernarrt blieb, recht wohl sein konnte, diesen Gedanken mit aller Kunst, deren sie fähig war, aus dem Kopf zu bringen, und wollte natürlich sich in keine bestimmte Erläuterung darüber mit ihm einlassen. Sie kannte dafür andere Mittel. Sie sprang von ihrem Stuhl auf, fiel ihm um den Hals und weinte in dieser Stellung schluchzend und mit Thränen, ohne ein Wort zu sprechen. Der Onkel wollte sich von ihr losmachen und sagte: Mit dem bist Du nicht anders, als Du bist; laß mich jetzt gehen. Sie aber blieb fest in ihrer Stellung und seufzte immer tiefer. Er wiederholte: Laß mich gehen und zeig Dich in Zukunft anders als bisher. Jetzt fing sie endlich an zu reden und sagte: Mein Gott! mein Gott! Onkel, Sie machen mich zum unglücklichsten Menschen, der auf Gottes Boden herumgeht, wenn Sie glauben können, ich sei gegen Sie undankbar. Lieber, lieber Onkel, setzen Sie mich auf die Probe; ich will durch Feuer und Wasser laufen, wenn ich Ihnen dienen kann.

Der schwache Alte war schon wieder auf dem Rückweg zu einer freundlichern Stimmung und sagte: Schweig mir jetzt, schweig mir jetzt hievon, es wird sich zeigen, wie Du Dich beträgst; für einmal will ich jetzt lieber von etwas anderm reden.

Sylvia erwiderte: Es ist wahr, kommen Sie, Onkel, es ist ja die Stunde, wo wir gewöhnlich mit einander Schach spielen.

Nun, nun, sagte der Onkel, vor einer Stunde hätte ich nicht geglaubt, daß ich heute mit Dir Schach spielen würde.

Kommen Sie jetzt, erwiderte Sylvia, und während sie den Tisch bereitete, nahm sie Arners Brief weg, schob ihn in den Sack, fing das Spiel schnell an, ließ ihn eine Weile gewinnen, verwirrte ihn dann wieder, lenkte seine Aufmerksamkeit lebendig auf's Spiel, war heiter und froh, nahm ihn, wenn sie lachte und scherzte, bei der Hand, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, und sie hatte ihn bald völlig wieder, wo sie ihn wünschte. Er fing zwar wieder einmal, aber jetzt in einer ganz andern Stimmung an zu sagen: Es ist, wie Du Arner geschrieben. Sylvia erwiderte: Es ist wahr, es sind mir in meinem Brief ein paar unvorsichtige Worte an ihn entfallen. Was? was? ein paar Worte? erwiderte der General, der ganze Brief ist von Anfang bis ans End ein Meisterstück von Unverschämtheit.

Sylvia. Verzeihen Sie, Sie wissen, worüber ich aufgebracht war und es ist doch auch nicht recht, daß er sich erlaubt, über mich

zu urteilen und abzusprechen, wie er es selber in seinem Brief an Sie gethan hat. Und fast halb in Thränen setzte sie noch hinzu: Er thut mir, weiß Gott, darin Unrecht, Onkel, und das kann einer Person, die sonst so unglücklich ist als ich bin, nicht anders als weh thun.

General. Schweig jetzt davon, ich will selbst gern glauben, daß er in dem Urteil, welches er in seinem Brief über Dich fällt, zu weit geht. Aber es scheint, ihr fehlt hierin beide, und ihr müßt das in Zukunft gut sein lassen und einander nicht gegenseitig plagen.

Sylvia. Machen Sie nur, Onkel, daß er mit mir wieder gut wird. Es soll dann an mir gewiß nicht fehlen.

Der General erwiderte: Ich will das gern thun, so viel ich kann und ihm ganz gewiß unparteiisch auf seinen Brief antworten. Sylvia widerholte die Worte, er solle ihr Arner wieder gut machen und sie wolle auf ihrer Seite thun was recht sei.

Der General versprach es ihr noch einmal. Aber als er am Morgen Arners Brief beantworten wollte, konnte er ihn bei allem Nachsuchen nicht mehr finden. Er wußte auch seinen Inhalt bei fernem nicht mehr deutlich. Viel deutlicher aber erinnerte er sich der Bitte der Sylvia, er solle ihr doch ihren lieben Vetter helfen wieder gut machen. Seine Antwort fiel so aus, daß man darin wohl sah, was er vom Inhalt des Briefs vergessen und was er davon noch behalten. Sie lautete wörtlich also:

3. Man kommt mit dem auf beiden Achseln tragen nirgendwo gar weit.

Lieber Vetter!

Dein Brief hat mir Mühe, recht sehr Mühe gemacht. Ich wollte Dir ihn umständlich beantworten, aber er ist mir, ich weiß nicht wie, abhanden gekommen, fast ehe ich ihn recht gelesen, ich kann also nicht ins Umständliche desselben eintreten. Der Vorfall mit der Eichenbergerin scheint mir die eigentliche Ursache der verdrießlichen Stimmung zu sein, die zwischen Dir und der Sylvia jetzt stattfindet. Ich weiß nicht, wer diese Eichenbergerin ist und was sie für ein Mensch ist, und es liegt mir gar nichts daran, ob Du sie mit dem Bettelvogt oder mit dem Harschier im Land herumführen läßt. Ich wußte auch gar nicht, was mit ihr in Deinem Schloß vor Deiner Audienz vorgefallen, und Sylvia hatte gar Unrecht, mich in Rücksicht auf das Narrenspiel mit dieser Dorfdirne hineinzuziehen. Ich will gar nichts davon wissen. Ich mische mich nie in Sachen, die mich nichts angehen, insonderheit wenn's Sachen sind, die eine Audienzstube angehen; um solche Sachen kümmert sich ein alter Offizier so wenig, als um den Mann im Mond. Darin hat Sylvia ganz Unrecht, sowie auch darin, daß sie das, was sie Dir sagen wollte, so unverschämt grob gesagt, als sie gethan. Ich habe es ihr auch im Ernst verwiesen und gesagt, sie hätte an ihren Vater und an das große Unrecht denken

sollen, das er Dir gethan. Sie gesteht jetzt auch selber, daß sie sich hierin übereilt.

Aber laß es jetzt auch damit gut sein und vergiß, was diesfalls geschehen. Du bist indessen auf Deiner Seite auch zu weit gegangen. So schlecht als Du sie in Deinem Brief schilderst, ist sie doch auch nicht. Sie kann Fehler haben und ich glaube selber, daß sie welche hat, aber daß wir fürchten müssen, sie werde uns in dem Grad, wie der Erzschlingel, ihr Vater, Schande machen, das ist jetzt doch auch nicht. Nein, so etwas haben wir von ihr gewiß nicht zu fürchten. Es geht mir hierin ihrenthalben wie mit Dir. Man muß nie das Schlimmste glauben. Wenn ich alles glaubte, was ich von Dir schon gehört habe, ich würde Dir ganz gewiß das größte Unrecht thun. Aber ich thue es nicht. Ich weiß, daß Du in der Hauptstadt Feinde hast und halte alles, was ich glaube, das von diesen herkommen könnte, schon zum voraus für nicht wahr. Du hast aber auch Freunde und warme Freunde daselbst, und da mag mir Sylvia und die halbe Welt böses von Dir sagen, ich glaube lieber das Gute, das ich von Deinen Freunden von Dir höre. Ich bitte Dich, vergiß jetzt den Narrenbrief der Sylvia. Sie sieht, daß sie Unrecht hat und sie wird sicher so etwas nicht wieder thun. Es ist äußerst unangenehm, wenn zwischen Personen, die in so nahen Verhältnissen zu einander stehen, dauernde Mißhelligkeiten obwalten. Mache, daß, wenn wir bald einmal, wie es sein kann, zu Dir kommen, ich keine Gesichter antreffe, die einander scheel ansehen. Ich komme nicht an einen Ort, wo dies der Fall ist. Wenn wir zu Dir kommen, so mußt Du machen, daß alles froh und freundlich mit einander ist. Wir fehlen alle samt und sonders viel, und keiner meint, daß er fehle, ein jeder glaubt, seine Meinung und das, was er will, sei das beste. Darum muß ein jeder immer trachten, sich mit dem andern zu vertragen. Du kannst sicher sein, wenn ich hie und da auch etwas an Dir und an dem, was Du thust, nicht so finde, wie ich es gerne hätte, so bin ich doch immer Dein Dich aufrichtig liebender Onkel, und Deine Therese und Deine Kinder können dessen versichert sein wie Du.

General v. Arnheim.

4. Es ist nicht gut, in die Hände eines solchen Weibes zu fallen.

Das Wort der Sylvia an ihren Onkel, er solle doch machen, daß Arner wieder mit ihr gut werde, sie wolle denn auch thun, was recht sei, war nichts weniger, als ernst. Sie trieb mit diesem Wort mit dem guten Alten nur den Narren. Dieser nahm es aber sehr treuherzig auf und redete dem guten Arner, wie wir gesehen haben, mit allem Ernst zu. Sie aber änderte in ihrem Benehmen gegen Arner diesfalls kein Haar und hörte keinen Augenblick auf, dem alten Haß, den sie gegen ihren Vetter trug, freien Lauf zu lassen, wo sie immer konnte und mochte, und suchte besonders sein Benehmen als

Edelmann und Herrschaftsherr, wo sie immer konnte, verächtlich zu machen. Seit einiger Zeit gab sie sich alle Mühe, über die Art, wie er die Verbrechen Hummels bestrafte, ihr Gespött zu treiben. Sie wußte, daß diese Behandlungsweise den in der Hauptstadt üblichen Rechtsformen entgegenstanden, und da ihr daran gelegen war, Arner in der Hauptstadt und bei Hofe so viel als möglich lächerlich zu machen, so säumte sie keinen Augenblick, diese Geschichte an beiden Orten zum Tagsgespräch des guten, halbguten und selbst auch des viertelguten Tons daselbst zu machen, und gab sich besonders Mühe, bei diesem Anlaß Helidor mit den Lächerlichkeiten ihres lieben Vetters bekannt zu machen.

Dieser Mann, der die eigentliche Oberbehörde alles Mutwillens, aller Verschwendung, aller Unsittlichkeit, aller Unrechtlichkeit und aller Verfänglichkeit ist, das von oben herab durch Unterbehörden das Herzogtum aus allem wirklichen Regierungssegen hinauswirft, dieser Mann, der an der Stufe des Throns ein Spiel trieb, das ihn nötigte, auf alles, was im Land außerordentliches auch nur spukt, will geschweigen geschieht, aufmerksam zu sein, wußte bisher nicht einmal, daß ein Edelmann im Land lebe, der Arner hieß, und fand das, was Sylvia von ihm erzählte, so verächtlich sie es ihm auch darstellte, doch noch weit mehr lächerlich. Er frug genau bei ihr nach, was Arner eigentlich thue, und was er eigentlich wolle. Ueber sein Wollen sagte Sylvia, er sei ein Narr, er wisse es selbst nicht; über sein Thun war ihre vorzüglichste Bemerkung, er behandle alle Leute, die seinem Großvater lieb gewesen, übel, und habe ob einem armseligen Karststreich, den der Vogt Hummel im Rausch bei einem seiner Marksteine gethan, einen Rechtslärm angefangen, wie wenn er die ganze Christenheit verraten, und bei diesem Anlaß alle Vorgesetzten im Dorf zuschanden gemacht und sie ob kleinen Vorteilen, die sie sich in der Verwaltung des Gemeinguts, wie dieses in allen Dörfern geschieht, erlaubt, nicht etwa blos bestraft, sondern bei den ärgsten Bettlerleuten und Halunken im Dorf um Verzeihung bitten gemacht.

Helidor fragte, was er bei diesem Zuschandenmachen der Vorgesetzten im Dorf eigentlich suche. Sie erwiderte, aus allem, was sie sehe, gehe hervor, er wolle das unterste zu oberst kehren, und glaube, man müsse immer dem Untern gegen den Obern, dem Armen gegen den Reichen aufhelfen. Dieser Narrengedanke scheint mir bei allem, was er thut, im Hintergrunde zu liegen. Er entreißt z. B. den großen Bauern die Weidevorteile und gibt sie den Bettlern. Auch sei er mit dem gemeinsten Lumpengesindel so freundlich als er immer könne, hingegen mit Leuten, die etwas mehr zu bedeuten hätten, und sogar mit Personen von seinem Stand so grob und ungeschliffen, als er nur immer könne. Sie erwähnte sogar die Geschichte mit der Eichenbergerin. Von der Schule und dem, was diesfalls Arner vorhatte, wußte sie noch gar nichts.

5. Irreligiöse Verruchtheit in einen Mantel gehüllt, der viele zu verführen geeignet ist.

Das sind Narrheiten, sagte Helidor am Ende zu Sylvia, die dem Herrn von Arnheim selbst vergehen werden, wenn er sie noch eine Weile getrieben. So wenig er indessen dem Thun Arners einiges Gewicht zu geben schien, so sagte er doch zur Sylvia, sie solle ihm forthin berichten, was sie von Arners Thun weiter vernehme. Auch gefiel er sich zu dieser Zeit öfters, davon zu reden und zu sagen, die Ansichten, von denen Arner ausgehe und von denen auch der Herzog ehemals ausgegangen, ruhten trotz alles Anscheines von Weisheit und Heiligkeit, den man ihnen zu geben geneigt sei, auf irrigen Fundamenten. Auch arbeite die Menschennatur den Folgen ihrer Täuschung in allen Verhältnissen selber entgegen. Alles in der Welt, was noch immer von dieser Träumersorgfalt für die Armen und Elenden im Lande ausgegangen und auf die Grundlage eines Bruder- und Schwestersinns, der in uns liegen sollte, aber nicht in uns läge, gebaut worden sei, sei noch stets gescheitert.

Wo er immer seinem irreligiösen Sinne freien Lauf lassen durfte, machte er dem göttlichen Erlöser des Menschengeschlechts selber den Vorwurf, er habe wirklich einen solchen Träumer-Zustand der Menschheit bezweckt, und habe das bürgerliche Eigentum der Menschheit durch den Bruder- und Schwestersinn des Glaubens, den er predigte, wo nicht aufgelöst, so doch die Freiheit in den wesentlichsten Genießungen desselben untergraben und zugrund richten, oder wenigstens dem Dienst seines Glaubens und seiner Gläubigen unterordnen wollen. Dann setzte er mit dem ganzen Hohn seines Unglaubens und seines Spottgeistes noch hinzu: Was ist denn aus dem hohen, göttlichen Bruder- und Schwestertraum geworden? Man frage die Geschichte und sehe darin, wie bald das Gemeingut seiner Gläubigen in Klostergut reicher Priester hinübergegangen, vor deren Thüren die gemeinen Christen zum Lohn ihres Glaubens bald Almosen betteln mußten. — In seinen engern Kreisen, ich möchte sagen, in den Kreisen, in denen er der Selbstsucht eines durch Unglauben und Lieblosigkeit verhärteten Herzens ganz freien Lauf lassen konnte, sprach er dem Recht der Fürsten eben so sehr Hohn, als er mit den Ansprüchen der Priester sein Gespött trieb; denn ob er gleich die Notwendigkeit der unbedingten Freiheit und Willkür der Macht auch in diesen Kreisen behauptete, so äußerte er sich in denselben darüber dennoch, diese Freiheit und Willkür der Macht sei freilich nur um der Schlechtheit und Unwürdigkeit der Menschennatur selber willen und wegen ihrer notorisch beurkundeten und unwidersprechlich bewiesenen Unfähigkeit zu einer höhern und edlern Gestaltung notwendig. Er erkannte durchaus weder für Zeit noch für Ewigkeit etwas Göttliches in unsrer Natur, und behauptete, unser bürgerliches Dasein müsse mit überwiegender Rücksicht auf das Tierische unserer Natur geregelt werden, indem es gänzlich

unmöglich sei, die sich in diesem Zustand unausweichlich durchkreuzenden und gegenseitig anstoßenden Ansprüche der Selbstsucht unsrer Natur genugsam im Zaune zu halten und dadurch einen allgemeinen Ruhezustand im gesellschaftlichen Leben zu erzielen, als durch Mittel, die der Selbstsucht der größern tierischen Kraft über die Ansprüche der kleinern und schwächern ein entscheidendes Uebergewicht verschaffe.

Also von der Notwendigkeit der bürgerlichen Rechtlosigkeit des größern oder desjenigen Teils unsers Geschlechts, den er das Volk hieß, überzeugt und hierüber ganz mit sich selber einig, mußte sich auch der letzte Schatten eines Gefühls von einem innern, aus dem Göttlichen unsrer Natur hervorgehenden allgemeinen Recht unsers Geschlechts in ihm vollends verlieren. Er konnte desnahen auch nicht anders, er mußte den Gedanken an ein brüderliches und schwesterliches Verhältnis desselben, das uns gemeinsam durch Glauben, Liebe und Treue unter einander vereinige, als ein Traumgebild unserer verirrten Einbildungskraft und als ein Affengelüst ansehen, das uns außer die Wahrheit unserer Natur heraus und über dieselbe in eitle, vergängliche Wolken emporhebe. Er erklärte diesen Gedanken für eine Ansicht, die mit der tierischen, aber nach ihm einzig wahren Basis unserer menschlichen Verhältnisse im Widerspruche stehe und sich auf keine Weise als wirkliche, menschliche Wahrheit bewähren könne. In diesen Kreisen, wo er durchaus offen sprach, und ich möchte sagen, weder vor Gott noch vor den Menschen irgend eine Scheu zeigte, machte er sich gar nichts daraus, es geradezu auszusprechen, das Christentum habe in seinem Ursprung solche, dem Wesen aller bürgerlichen Vereinigung widersprechende Grundsätze gehabt und nicht ohne Schlauheit und Kunst auf die Anerkennung derselben losgearbeitet. Die Geschichte zeige indessen ebenso klar, daß die frommen Lobredner eines solchen Bruder- und Schwestervereins nach den ersten Jahrhunderten des Christentums sehr bald ebenso niedrige Lobredner und Ausposauner eines rechtlosen Zustands des menschlichen Geschlechts im verwerflichsten Herrendienst und des unbedingt blinden, ungöttlichen und widergöttlichen Gehorsams im Menschendienst geworden.

So sehr aber dieser tollkühne und verwegene Frevler alles göttlichen und menschlichen Rechts Arners diesfällige Meinungen und Bestrebungen in seiner Lage und in seinen Verhältnissen gegenwärtig für ganz unbedeutend achtete und so sehr er sich auch überzeugt hatte, daß alle Versuche, die eine solche Tendenz haben, in unserer jetzigen Welt scheitern werden und scheitern müssen, so sagte er denn doch: Es gibt auch in dieser unserer jetzigen Welt Augenblicke, die diesen Träumen auf eine Weise sehr günstig sind, und die Umstände, in denen wir leben, scheinen dieses vorzüglich zu sein. Er erklärte sich darüber also: Die vielseitige Not unserer Tage macht tausend und tausend Menschen nach solchen Träumen haschen, und sie die Schiffbrüchigen einen Strohhalm für einen Mastbaum ansehen, von denen noch vor zwanzig Jahren keinem einzigen nur der Sinn daran gekommen wäre, nach

einem solchen Traume zu haschen. Aber indem er so die keimende Zuneigung, sich an den Strohhalm von ihm so geheißener schwacher Glaubensträumereien festzuhalten und sogar hier die Rettung von großen und allgemeinen Landesübeln zu erwarten, dem Drang unserer gegenwärtigen Geldnot zuschrieb, verbarg er sich sorgfältig, daß dieser Golddrang, der im Herzogtum wirklich groß war, wesentlich und unwidersprechlich von dem Sittenverderben herrührte, das er selbst durch den Luxus, den Müßiggang und das Gaukler- und Komödiantenleben, das ehemals im Lande gar nicht Brauch und Recht war, das er aber bei Hofe und in der Hauptstadt eingeführt und selber in alle Dorfwinkel des Landes sich einschleichen gemacht hatte. Er schrieb desnahen auch, in dieser Verblendung lebend, dieses Unglück nicht seiner eigentlichen Ursache, sondern der Geldjuderei, die im Lande wirklich den obersten Gipfel ihrer giftigen Umtriebe erreicht hatte, zu. Diese haßte er freilich von ganzem Herzen und mußte sie hassen, weil er bei seinem hoheitlichen Lumpenleben gar oft in den Fall kam, sich von den schlimmsten Geldjuden aus der Not helfen zu lassen. Er äußerte sich desnahen auch gar bitter über den Einfluß, den die bestehende große Geldjuderei auf alle Angelegenheiten der Welt habe. Sonderbar ist es, wie er die ihm ebenso verhaßte Zeitaufklärung mit dieser Geldjuderei als ein und dasselbe Landesübel in seinem Kopf zusammenbringen konnte. Der rasende Hang, Bücher und Zeitungen zu lesen, der sich bis in die hintersten Dorfwinkel hinabgeschlichen, sei die nämliche Folge der Geistesverarmung und Landeselendigkeit, die sich im elenden Treibjagen nach jedem Kreuzer, der immer nur aufzutreiben sei, auch zeige.

Minder unbegreiflich ist es, daß, da er jetzt von der Sylvia-Unterredung auf die Geldjuderei der Zeit aufmerksam gemacht ward, ihm jetzt auch der Hofjude in den Sinn kam, dem er in sechs Wochen die dem Herzog entfremdeten und dem Juden verpfändeten Kleinodien wieder auszulösen versprochen. Er wußte jetzt schon, daß er das auf diese Zeit nicht werde thun können, aber er war gar nicht der Mann, der sich deswegen graue Haare wachsen ließ. Der Verfalltag war noch nicht da, und bis dahin tröstete er sich mit dem Sprichworte: Kommt Zeit, kommt Rat. Wundert euch des Mannes und des schrecklichen Widerspruchs, der in seinem Thun liegt, nicht. Wer in dem Grad wie dieser Mann die Menschennatur mißkennt und verachtet, der hat den innern Keim der Gottesverleugnung und der Fürstenverhöhnung, er hat den innern Keim der Verhöhnung aller wahren göttlichen und aller wahren menschlichen Ordnung in sich selbst, er hat den Keim der niedersten Geistesrichtung und der äußersten Herzensverhärtung in sich selbst. Die Folgen dieses Zustandes und auch die Art, wie sich diese Folgen in der Eigenheit dieses Mannes aussprachen, sind unausweichlich und erklären ganz den Anschein des Widerspruchs, der vielseitig zwischen dem äußern Thun dieses Mannes und dem Innern seiner Ansichten und Gesinnungen stattfand.

Je größer die innern Anlagen und die äußern Mittel eines in Rücksicht auf das Wesen der Menschennatur so tief verirrten Mannes sind, desto entschiedener und kühner geht er auch daher, in seinem Unglauben an alles Göttliche den äußern Schein des Gottesdiensts, und in seinem Unglauben an irgend ein Fundament des Menschenrechts den Schein der heiligsten Staatstreue als seinen Schild vor sich her tragend, aber denselben auch in beider Rücksicht wider Gott, wider alles Göttliche und wider alles Menschliche zum Dienst seiner Selbstsucht und zur Sicherung seines tierischbehaglichen Lebens und aller sinnlichen Erquickung, die er allein sucht, benutzend.

Doch wir verlassen den Mann, den wir unter der Rubrik: „Irreligiöse Verruchtheit in einen Mantel gehüllt, der viele zu verführen geeignet ist" ins Auge gefaßt haben, und wenden uns von der tierischen Kraft dieser Verruchtheit zu dem reinen, milden Sinn, der von Anbeginn der Welt an allem wahrhaft Göttlichen und allem wahrhaft Menschlichen zugrunde lag.

6. Es öffnen sich Ansichten, die den Zusammenhang des reinen Muttersinns in der Wohnstube mit dem Bedürfnis eines reinen Vatersinns in der Schulstube in sein wahres Licht zu setzen beginnen.

Während Sylvia den großen Feind alles Wahren, Guten und Menschlichen auf Arners Thun mit der ganzen Bitterkeit ihres Herzens aufmerksam gemacht und im Zusammentreffen ihrer gegenseitigen Schlechtheit ihn dahin gebracht, daß er im Zusammenhange des guten Thuns Arners mit dem Wesen des Christentums das Heiligste lästerte, gingen Arner und die vereinigten Freunde des Guten in Bonnal ihren stillen Weg fort. Alle Aufmerksamkeit war jetzt auf Glülphis zu errichtende Schule gerichtet. Arner, der Pfarrer, auch Therese und die Frauen redeten mit Glülphi beinahe von nichts anderem, als von diesem Vorhaben. Er selbst war in seinem Innersten lebendig davon ergriffen, und der Gedanke, daß, wenn sein Vorhaben gelingen solle, so müsse es unbedingt auf die Fundamente gegründet werden, durch welche Gertrud die Resultate ihrer Wohnstube hervorgebracht hat, kam ihm immer wichtiger und vielseitiger vor die Augen. Er verhehlte sich aber auch die Schwierigkeit der Ausführung dieses Vorhabens nicht, ob er sich gleich dieselben bei fernem nicht in ihrer ganzen Ausdehnung und Größe vorzustellen vermochte. Er versäumte indessen keinen Augenblick, den er frei hatte, Gertrud zu besuchen und mit ihr darüber zu reden. In allen Unterredungen, die er in diesen Tagen mit ihr hatte, war immer ihr erstes und letztes Wort: Ich schäme mich allemal, wenn Ihr bei mir über den Gegenstand der Erziehung Aufschluß zu suchen scheint. Ich habe in meinem Leben eigentlich nie an die Erziehung gedacht. Es ist mir auch nie in den Sinn gekommen, daß ich jemals in den Fall kommen könnte, ein Wort darüber verlieren zu müssen. Das war auch im eigentlichen Sinn wahr. Sie

konnte wirklich nicht gut darüber reden. Sie verstand gar oft die Worte nicht einmal, mit denen Glülphi sie fragte. Fast in jedem Fall ging ihre Erklärung dahin: Lieber Herr Leutnant, Ihr braucht meiner nicht; ich weiß es, Ihr werdet vom Morgen bis zum Abend mit Ernst und Eifer für Eure Kinder thun, was Ihr könnt; Ihr werdet sie bald kennen und einsehen lernen, wie ein jedes denkt, was ein jedes thut und was ein jedes will und bedarf. Es wird Euch sicher gleichsam von selbst in den Mund fallen, was in jedem Falle in Rücksicht auf jedes Eurer Kinder not thut und nützlich sein wird. Was ich allein sagen kann, ist: Euer Vorhaben ist groß; aber hoffet auf Gott, betet, seid geduldig und thut, was Ihr könnt, und Gottes Segen wird bei Euch sein.

Zuzeiten aber erhob sie sich dennoch zu Aeußerungen, die tief in das Wesen der Erziehung eindrangen. Einmal sagte sie: Ihr möchtet an Euern Kindern thun, was ihre Eltern an ihnen versäumen und durch Eure Schule nachhelfen, was ihnen daheim fehlt, das ist freilich ein Gotteslohn, aber es greift sehr weit; das, was man in der Schule treibt, das Schreiben, Lesen und Rechnen ist eigentlich nicht das, worin es ihnen daheim am meisten fehlt; daß sie etwas lernen und etwas können, das ist freilich nütz und gut, aber daß sie etwas werden, daß sie das recht werden, was sie einst sein sollen, das ist, was not thut und wozu es ihnen daheim so vielseitig an Leitung und Führung fehlt und wo ein Schulmeister, der das will, was Ihr wollt, vorzüglich nachhelfen muß. Das Rechtthun muß ihnen zur Gewohnheit und ihr Wille dafür unerschütterlich gemacht werden.

Als sie einst sich so lebhaft über das, was die Erziehung wesentlich und unumgänglich fordere, ausdrückte, unterbrach Glülphi sie plötzlich und sagte: Frau, Frau, sähe es doch in meinem Innersten ganz aus, wie bei Dir! Aber wie viel, wie viel fehlt mir noch, bis ich da bin. Um Gotteswillen, erwiderte Gertrud, was bin ich denn, was kann ich denn, daß Ihr so von mir redet? Hier drückte Glülphi ihr die Hand und sagte: Eben das, daß Du nicht weißt, was Du hierin bist, ist der größte Beweis, wie wahrhaft das in Dir liegt, was ich bei Dir zu lernen notwendig habe. Ich bitte Dich, und mache, daß Du mir so vielseitig und bestimmt als möglich erzählen könnest, wie Du es gemacht hast, mit Deinen Kindern dahin zu kommen, wohin Du mit ihnen gekommen bist. — Zweimal erwiderte sie: Lieber Herr Leutnant, ich kann das nicht, es ist mir unmöglich, ich weiß es selbst nicht. — Aber er bat weiter und bat so dringend, daß sie nach einigem Staunen ihm endlich antwortete: Nun, lieber Herr Leutnant, wie hab' ich's denn gemacht? Ich wußte, daß ich nichts bin, nichts hatte und nichts konnte, und unendlich viel bedurfte, um nicht mitten in meiner Haushaltung und mit ihr so elend zu werden, als nur immer eine Haushaltung auf Gottes Boden elend werden kann; und nun, was that ich da und was mußte ich unter diesen Umständen für mich und meine Haushaltung thun? Ich vertraute nicht auf mich, und ich konnte

weder meiner Kinder noch meines Manns halber auf mich vertrauen; aber ich hatte beide innig lieb und that als Frau an meinem Mann und als Mutter an meinen Kindern, was ich konnte, und wenn eins von ihnen gegen mich oder gegen sich selbst fehlte, so machte mich das freilich oft trauern und weinen, aber es minderte gottlob nie meine Liebe zu ihnen und mein Vertrauen auf Gott; es stärkte mich vielmehr beides und gab mir die Standhaftigkeit, Geduld und Selbstüberwindung, die ich in meiner Lage so dringend notwendig hatte, so daß ich, so lange mein Elend auch dauerte, meine Hoffnung auf Gott nie fallen ließ und nie zweifelte, er werde endlich, wenn's sein heiliger Wille sei, mich aus meiner Not erretten und mich in meinem Mann und in meinen Kindern segnen. Lieber Herr Leutnant, diese Hoffnung und dieser Glaube war meine einzige Kraft, oder vielmehr das einzige Mittel zu der Kraft, die mir Gott gab, in meiner Lage zu leiden, was ich mußte, und zu thun, was ich konnte, um meinem Mann und meinen Kindern jeden Dienst zu leisten, den ich ihnen vor Gott und den Menschen schuldig war. Endlich hat Gott und mein Heiland geholfen, und mir in meiner Lage seinen Segen verliehen. In diesem Glauben lebte ich und für diesen Glauben betete ich jeden Morgen und jeden Abend zu Gott und zu meinem Heiland.

Glülphi. Und so meinst Du, wird Gott auch mir bei meiner Schule helfen, wenn ich, wie Du, mit Geduld und Selbstüberwindung vom Morgen bis an den Abend mit reinem Herzen thue, was ich kann, und leide, was ich soll?

Gertrud. Ihr werdet in Eurer Schule Wunder sehen, wenn Ihr auf Gott vertraut und dem Werk des Herrn, dem Ihr Euch widmet, mitten unter allen Schwierigkeiten, die Euch aufstoßen werden, getreu verbleibt.

Glülphis Rührung stieg immer höher, und im tiefsten Gefühl dieser Rührung sagte er noch: Ja, liebe Frau, mein Entschluß ist groß und geht weit über meine Kräfte. Ich kann wohl meine Kinder in diesem oder jenem unterrichten, aber Du hast mich gelehrt, wie nichtig das, was aller Unterricht den Kindern geben kann, ist, wenn die Erziehung nicht mithilft, daß die Kinder innerlich und äußerlich kraftvoll das werden, was sie sollen und sich das einüben und gleichsam zur andern Natur machen, was recht und gut ist und ihnen durch ihr Leben not thut. Und wie rein, wie erhaben rein, wie kraftvoll und fehlerlos, ich möchte sagen, wie von Sünden rein muß das Herz dessen sein, der seine Kinder mit Sicherheit zu diesem Ziel zu führen imstande ist!

7. Die hohe Glut, die dem stillen, milden Sinn der Gertrud zugrunde liegt, bricht jetzt in eine hohe, aber reine Flamme aus, die Glülphi ergreift, höher hebt und in dieser Höhe festhält.

In diesem Augenblick, wie wenn eine höhere Macht Gertrud jetzt über sich selbst und über alle Ansichten und Gefühle ihrer

Schüchternheit emporhob, sprach sie mit einer Kraft, die selber ihre Stimme veränderte, dann aus: Es ist wahr, jeder Unterricht und jede Erziehungsbestrebung, die von unsrer Sünde ausgeht und ein Werk unserer Sünde und unserer Selbstsucht ist, ist wie verflucht. Sie dachte es nicht¹), aber ihr Wort und die Art, wie sie es aussprach, machte einen Eindruck auf Glülphi, daß er, davon ergriffen, die Unterredung mit ihr nicht fortsetzen konnte, sondern von ihr forteilen mußte, um sich einsam mit diesem ihrem Wort selbst zu beschäftigen. Es ist wahr, sagte er in der Einsamkeit, in die er sich hineingeflüchtet, zu sich selbst, es ist wahr, Segen und Fluch sind gleich in der Hand des Erziehers; und wenn er nicht reines Herzens ist, wenn sein Unterricht und seine Bildungsmittel von dem Bösen und Schlechten ausgehen, das in ihm selbst liegt, so hängen sie sich dadurch nicht nur an alles Schlechte und Böse, das in seinen Kindern, sondern auch an alles Böse und Schlechte, das im Land ist, und wenn dann sein Unterricht auch hie und da an Ort und Stelle wie ein großes Licht scheint, so steht er doch nichts desto weniger wesentlich mit aller Finsternis im Land im innigsten Zusammenhange und wirkt in diesem Dienst seiner Natur nach und notwendig nicht Segen, sondern Fluch im Lande.

Diese Ansicht des Gegenstands führte ihn in Rücksicht auf sein Vorhaben zu einer Aufmerksamkeit auf sich selbst, die noch nie in diesem Grade in ihm lebte. Er fühlte tief, daß die Unschuld, der Glaube und die Liebe, die in der Gertrud Stube das Wunder der Freiheit und des Frohsinns im Gehorsam und in der Anstrengung ihrer Kinder erzeugt, nicht in dem Grad in ihm lebten, um eben diese Resultate in seiner Schulstube mit seinen Kindern zu erzielen. Er sagte zu sich selbst: Meine Natur drängt mich nicht von selbst mit derjenigen Kraft zur Schulmeistertreue, wie der Gertrud hohe Natur sie von selbst zu ihrer Muttertreue hindrängt. Nach einer Weile sagte er wieder: Mein Gott! mein Gott! Ich darf mir nicht verhehlen, wie unendlich ich noch davon entfernt bin, durch einen lebendigen Glauben und durch eine lebendige Liebe in meinem Innersten in dem Grad zum Gebet und zum Flehen nach Gottes Hilfe hingerissen zu werden, wie Gertrud durch ihren Glauben und durch ihre Liebe zu Gott und zum Flehen nach seiner Hilfe hingerissen wird. Er ging mit hohem Ernst in sich selbst und sprach es aus: Meine Fehler werden mir in meine Schulstube nachfolgen, mein Schulmeistern wird immer mit aller meiner Leutnantsderbheit, mit aller Leutnantsanmaßung verwoben sein; ich werde selbst die Abrichtungskleinmeisterei, die ich mir bei meinem Soldatenmustern angewöhnt, nicht ganz aus der Art meiner Schulführung verbannen können.

So redete er nach seiner Unterredung mit der Gertrud lange mit sich selbst. Es war ihm unmöglich, ihr Wort: „Jeder Unterricht

---

¹) Es war nicht Folge ihres Denkens, sondern einer Intuition D. H.

und jede Erziehung, die von der Sünde ausgeht, ist wie verflucht" zu vergessen und aus seinem Kopf herauszubringen.

7. Die ersten Folgen eines großen Wortes, das Gertrud redete.

Von der Stunde dieser Unterredung an fragte Glülphi Gertrud nicht mehr, wie sie es gemacht habe, ihre Kinder zu der Höhe zu erheben, die bei ihnen das Wunder der Freiheit und des Frohsinns in ihrer Anstrengung und ihrem Gehorsam erzeugt und aus ihnen gemacht, was aus ihnen geworden. Er wußte jetzt, wie sie es gemacht habe, aber er fühlte auch tief, daß er das, was sie thue, nicht wie sie könne, oder vielmehr, daß er das, wodurch das, was sie an ihren Kindern thut, so gelingt, nicht wie sie in sich selbst trage und die Kräfte durchaus nicht besitze, durch die sie das, was sie an ihren Kindern geleistet, an ihnen zu leisten vermochte.

Diese Ansicht machte auch einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sagte, wenn er nicht sein Wort, Schulmeister in Bonnal werden zu wollen, gegeben hätte, so würde er sich jetzt wohl dreimal bedenken, ehe er es thäte; aber er überwand dieses Nichtwollen durch den Geist des gradsinnigen Soldatenlebens und der festen Ueberwindungskraft, die in demselben so oft notwendig ist. Muß doch, sagte er dann zu sich selber, ein armer Teufel von Soldat sein Leben an sein Wort setzen, wenn er sich einmal hat anwerben lassen, wie sollte ich das meinige in dieser Angelegenheit brechen dürfen? — Aber wenn ich nicht kann, was ich will, und bei meinem besten Willen noch denken muß, daß meine Fehler meinen Unterricht selber vergiften und meinen Kindern eigentlich noch zum Fluch machen könnten, wo stehe ich dann selber mit meiner Standhaftigkeit und mit meinem Worthalten? Hierin tröstete ihn nur das Wort, das Gertrud so oft zu ihm gesagt: Hoffet auf Gott, glaubet, betet, seid geduldig und thut, was ihr könnt, und ihr werdet Wunder in eurer Schule sehen. Diese Worte beruhigten ihn jetzt nicht nur, da er noch eine Weile einsam im Garten herum ging, sie erhoben und entflammten ihn, daß er endlich wie von einer innern Macht getrieben, einmal über das andere zu sich selbst sagte: Gott ist in den Schwachen mächtig; ich will auf ihn hoffen und glauben und beten. In der Rührung dieser Stimmung setzte er dann noch hinzu: Ich will thun, was ich kann und nicht zu viel hoffen, aber dabei mich auch nicht fürchten; Gott wird helfen. Diese Worte lagen noch auf seiner Zunge, als er endlich aus dem Garten in die Stube des Pfarrers hineintrat. Die Fülle der Kraft dieser Worte lag auf seiner Stirne, und er stand mit einem Ernst da, den man noch nie an ihm gesehen.

Arner, der wußte, daß er von der Gertrud kam, sagte ihm mit seiner lachenden Unbefangenheit: Sie kommen von der heitersten Frau, die ich kenne, und sehen so düster aus. Glülphi erwiderte: Es ist keiner von Euch allen, der, wenn er mit mir bei ihr gewesen wäre,

jetzt nicht ebenso ernst wäre, als ich. Dann erzählte er ihnen, so gut er konnte, den Lauf des ganzen Gesprächs mit dieser Frau und besonders den Eindruck, den das Wort: „Jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, ist wie verflucht,“ auf ihn gemacht hatte. Er setzte hinzu: Wir können uns nicht verhehlen, jede Richtung, die die Schwächen unsrer Sinnlichkeit und unsrer Selbstsucht unserm Unterricht geben, geht von unsrer Sünde aus, und diese Ansicht muß einen alten Leutnant, der Schulmeister werden will, doch notwendig etwas ernsthaft machen.

Der Junker, der Pfarrer, die Frauen und wer in der Stube war, wurden durch diese Erzählung gerührt. Besonders machte das Wort: „Jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, kann den Kindern zum Fluch werden“, auch auf sie alle den größten Eindruck. Der Junker nahm den guten Glülphi treuherzig bei der Hand und sagte ihm: Dieses Wort muß jeden Vater, jede Mutter und jeden Menschen, der näher oder ferner an der Erziehung teilzunehmen sucht, in einem hohen Grade ernsthaft machen. Und einen Seelsorger, dünkt mich, sagte jetzt der Pfarrer, noch weit mehr als einen Erzieher und einen Schulmeister.

Die Herren unterhielten sich noch eine Weile über diese Ansicht des Erziehungswesens und fanden einstimmig, es sei wahr, jeder Mensch, der im Dienst seiner Sinnlichkeit und seiner Selbstsucht, folglich im Dienst der Urquellen aller menschlichen Schlechtheit und alles menschlichen Verderbens Erzieher, Schulmeister oder Pfarrer wird, trägt den Keim, durch den er das Heiligste und Wesentlichste, was er als Erzieher, als Schulmeister und als Pfarrer erzielen und befördern sollte, zugrund richten und verderben muß, in sich selber. Der Pfarrer war von dieser Ansicht des Pfarrdiensts, ob sie gleich die seinige war, äußerst gerührt. Er wiederholte sie aber nochmals und sagte: Ja, der Seelsorger, der aus Gründen, die sich aus seiner Sinnlichkeit und Selbstsucht herschreiben, einen Pfarrdienst sucht, ist in Rücksicht auf das Wesen des Segens, den er bei seiner Gemeinde erzielen sollte, im gleichen Fall, wie ein Mensch, der von keinen höhern Beweggründen, als von diesen, einen Schuldienst sucht.

Solange die Herren beieinander waren, trieb sich ihre Unterredung immer um den Punkt des Unsegens herum, den alle Arten von menschlichen Schwächen, sowohl im Erziehungsgeschäft, als im Pfarrdienst, beides auf die Schul- und Pfarrkinder haben müssen, und morgens darauf, da Glülphi der Gemeinde zum Schulmeister vorgestellt werden sollte, waren die Herren, die an dieser Vorstellung Glülphis in Bonnal teilnehmen sollten, voll des gleichen hohen Ernstes, und der Tag war äußerst feierlich. Arner kam mit seiner ganzen Familie am Morgen ganz früh, von mehreren Beamten begleitet, und beinahe so feierlich als an dem Tage, an dem man ihm huldigte, nach Bonnal. Glülphi und alle Anwesenden waren äußerst still. Arner und der Pfarrer führten ihn mit einer Feierlichkeit in die Kirche, ich möchte

sagen, wie der gerührteste Bräutigam seine Braut zum Altar führt. Die Kirche war auch gedrängt voll, denn es wunderte sich alles über die außerordentliche Veranstaltung, die für die Vorstellung dieses Schulmeisters in Bonnal gemacht wurde.

8. Abermal eine Predigt.

Der Pfarrer wollte in dieser Predigt mit großer Rührung von dem erhabenen und göttlichen Verhältnis, das zwischen Eltern und Kindern, eben wie zwischen dem Vater im Himmel und dem Menschengeschlecht stattfinde, sprechen und zeigte seiner Gemeinde, wie ein jeder von ihnen durch diese Verhältnisse aufgefordert werde, seine Kinder in der Zucht und Ermahnung des Herrn zu erziehen; wie die Schulen zu allen Zeiten und unter allen christlichen Völkern als ein heiliges Mittel angesehen worden, das menschliche Verhältnis zwischen Eltern und Kindern mit dem göttlichen Verhältnis des Menschengeschlechts zu Gott im Himmel in einen übereinstimmenden Zusammenhang zu bringen. Er sagte ferner, wie der Segen, der dem Menschengeschlechte durch die Schulen zufließen könne und zufließen solle, nichts anderes als eine Verstärkung, Erhöhung und Sicherung der Segnungen sei, die den Menschen durch das häusliche Leben allgemein gegeben und bereitet werden sollten. Das christliche Hausleben, sprach er weiter, und sein eigentliches Heiligtum, die Vater, Mutter und Kinder im Glauben und in der Liebe vereinigende Wohnstube, ist und muß deshalb auch notwendig als das heilige Fundament einer jeden guten christlichen Schule und diese dann hinwieder als ein göttliches, heiliges Sicherungs-, Verstärkungs- und Erhaltungsmittel des wahren christlichen Glaubens und Lebens in den Wohnstuben und in den Haushaltungen angesehen und dafür erkannt werden. Dann entwarf er seiner Gemeinde das hohe Glück eines Landes und eines Ortes, in welchem diese heilige Vereinigung des Haussegens und des Schulsegens in seiner ganzen Kraft und Reinheit stattfindet; dann aber auch das schreckliche Unglück eines Landes und eines Orts, wo es sowohl an einem guten, christlichen Hausleben, als an guten Schulen mangelt, mit einer Lebendigkeit und Stärke, daß den Zuhörern der traurige Zustand, in dem sich Bonnal in dieser doppelten Rücksicht befand, mit den lebhaftesten Farben vor Augen stand und notwendig ans Herz gehen mußte. Indem er so mit der größten Lebhaftigkeit über diesen Gegenstand sprach und selber über denselben innig gerührt dastand, hielt er einen Augenblick stille, warf einen Blick voll Wehmut auf seine Gemeinde, faltete dann die Hände und dankte mit sichtbarer Rührung Gott, daß der Herr und Vater dieser Gemeinde zu einer Schule helfen wolle, die die heiligen Kräfte eines bessern, christlichen, häuslichen Lebens in ihren Kindern zu entfalten, zu beleben und zu stärken, und dadurch den aus Mangel eines wahrhaft christlichen Hauslebens und ebenso aus Mangel einer wahrhaft christlichen Schuleinrichtung herrührenden Grundursachen ihres vielseitigen Unglücks und ihres vielseitigen sittlichen, geistigen und wirt-

schaftlichen Zurückstehens und ihres daraus herfließenden unglücklichen und elenden Zustandes ein Ende zu machen geeignet sei.

Er ließ seine Gemeinde tief fühlen, wie sehr sie dieser Wohlthat bedürfe, indem er zu ihnen sagte: Sinnet ihm selbst nach, welch ein Unterschied ist zwischen einer Haushaltung, die für Alles, was ihr zeitliches und ewiges Heil erfordert, gebildete Kräfte in sich selbst hat, und armen verwahrlosten Leuten, denen dieses Alles mangelt und die von Allem, was sie, um sich Leibes- und Seelenhalber wohl versorgen zu können, bedürfen, nichts recht verstehen und nichts recht können, und in jedem Vernunft, Ueberlegung, Erfahrung und Gewandtheit ansprechenden Vorfall, weil sie sich darin nicht zu raten und zu helfen wissen, in den Fall kommen, sich an böse Schlauköpfe, elende Maulbraucher und feine Verdreher aller Wahrheit und alles Rechts zu wenden, um bei ihnen Rat und Hilfe zu erhalten. Ihr wisset, wie mancher von Euch in dieser Lage unglücklich geworden, und indem er gesucht hat, einen kleinen Teil seines Eigentums und ein unbedeutendes Recht zu erhalten, um sein ganzes Vermögen und damit um alle Fundamente seiner wirklich rechtlichen Stellung gekommen, und wie überhaupt in der Welt der Starke den Schwachen, der Reiche den Armen, der Schlaue den Dummen beratet, und was die Hilfe ist, die der Mensch, der sich nicht zu helfen weiß und doch hilfsbedürftig ist, von denen zu erwarten hat, die keiner Hilfe bedürfen und die Not der Hilfsbedürftigen weder kennen, noch zu Herzen nehmen. Ihr wißt, wie vielleicht keine andere Gemeinde aus traurigen Erfahrungen, die Ihr in Eurer Mitte selbst eine so lange Reihe von Jahren gemacht habt, wie unglücklich elend der Zustand eines verwahrlosten, unchristlich und unmenschlich verwirrten Dorfes ist, wenn je Menschen in der Welt sind, die sich nach einem christlich und menschlich besorgten Zustande ihres Dorfes sehnen und wünschen sollten, daß ihre Kinder für ihr zeitliches und ewiges Heil besser erzogen, gebildet und versorgt werden, als bisher geschehen und als sie selbst sind. Christen und Brüder! rief er dann mit einer Kraft aus, wie ihn noch niemand auf der Kanzel sprechen gehört, geht doch in Euch selbst, denket Euch, wie elend, niedrig und verächtlich der Zustand eines an Leib und Seel verwahrlosten, und hingegen wie ehrwürdig, wie beruhigend und erhebend derjenige eines in seinen wesentlichsten Bedürfnissen wohlbesorgten Dorfes ist, und fragt euch dann selbst: In welchem von beiden wünscht Ihr, daß Eure Kinder und Kindeskinder einst leben? Ich weiß zwar wohl, daß viele leichtsinnige und schwache Leute und selbst viele leichtsinnige und schwache Eltern in Eurer Mitte sind, denen diese Frage in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen ist; aber so weit ist doch kein Vater und keine Mutter in Eurer Mitte versunken und verwildert, daß einer oder eine von ihnen es aussprechen dürften, es ist mir nichts daran gelegen, ob meine Kinder in dem, was sie für ihr zeitliches und ewiges Wohl bedürfen, hintangesetzt und verwahrlost, oder ob sie dafür gut und sorgfältig gebildet und wohl versorgt werden; nein, es ist doch in Eurer

Mitte ganz gewiß keins so weit unter alle menschlichen Gefühle versunken, daß er diesen Greuelausdruck der höchsten Verwilderung und Unmenschlichkeit auch nur denken, geschweige aussprechen dürfte; ich bin vielmehr überzeugt, weit die meisten von Euch wünschen nichts sehnlicher, als daß es diesfalls um ihre Kinder und Kindeskinder besser stehe, als um sie selber, daß sie an Leib und Seele besser versorgt werden, als dieses ihnen selbst zuteil worden. Nein, nein, ich weiß es, ich bin überzeugt, es ist in Eurer Mitte keines so tief versunken, Euer und Eurer Kinder diesfälliges Glück so weit mit Füßen von sich zu stoßen und Gottes ob Euch waltende Vorsehung so weit zu verkennen, daß Ihr Euch nicht von Herzen freuen solltet, daß Ihr, die Ihr ein Beispiel eines in das tiefste sittliche, bürgerliche und häusliche Elend versunkenen Dorfs waret, von Euerm Herrn und Vater Handbietung findet, zu einem in einem hohen Grade des Glücks und des Segens erhobenen Dorf. Ich will nichts von den vielseitigen Bemühungen und Einrichtungen reden, die er in allen Rücksichten für Euch und für Euer Glück trifft, ich gedenke jetzt nur dessen, warum wir gegenwärtig beieinander sind. Er will Euch eine Schule stiften, die den wesentlichsten Bedürfnissen Eurer Kinder in allen Rücksichten entsprechen und genug thun soll. Er will Euch einen Schulmeister geben, der Eure Kinder das, was ihnen zu können und zu wissen nutz und notwendig ist, auf eine Weise lehren und es ihnen einüben wird, wie wenige Kinder so glücklich sind, das, was sie wissen und können müssen, in eben dem Umfang und auf eine eben so gute Weise lernen zu können. Liebe christliche Freunde und Brüder! Er wird von den Gaben, von den Kräften und Anlagen, die Gott in Eure Kinder gelegt hat, keine schlafen, keine verloren gehen lassen; nein, nein, er wird von keiner Gabe, von keinem Talent, das Gott in eins Eurer Kinder gelegt hat, zu ihm sagen: Diese Gabe ist nicht für dich, du kannst von ihr, ob sie dir gleich Gott gegeben, um der Menschen willen keinen Gebrauch machen, und das Wort wird nicht über seine Lippen gehen: Kind, du sollst in deinen Umständen um ihretwillen auch nur keinen Gebrauch davon machen wollen. Nein, nein, er ist davon überzeugt, was Gott dem Menschen gegeben, das soll ihm kein Mensch rauben, und er, der Mensch selbst soll und darf es auch nicht, als wäre es ihm von Gott umsonst gegeben, ansehen und ins Auge fassen. Nein, nein, jedes Talent, jede Gabe, die Gott dem Menschen gegeben, ist für ihn, in welchem Stande und in welcher Lage er sich befinden mag, anwendbar. Jede Gabe, die Gott einem Menschen gegeben, liegt in ihm als ein göttlicher Schatz, den die Welt in ihm anerkennen und ihm helfen soll aus den Tiefen seines Innern, wie das Geld aus den Tiefen der Berge, herauszuholen und zu Tag zu fördern. Nein, nein, kein Mensch ist für die Kräfte und Anlagen, die Gott in ihn gelegt hat, zu gering und zu schlecht. Kein menschlicher Stand, keine menschliche Lage ist ihrer Natur nach und gleichsam von Gottes und des göttlichen Rechts wegen so verworfen, daß Gottes gute Gaben darin nicht anwendbar

sein sollten und nicht Frucht tragend gemacht werden könnten. Keine Lage des Menschen darf vom Menschengeschlecht als verworfen angesehen und behandelt werden. Aber so wenig Euer neuer Schulmeister die Kräfte und Anlagen Eurer Kinder schlafen lassen wird, ebenso wenig wird er ihre Kräfte und Anlagen durch die bösen Künste leidenschaftlicher Triebe und unreiner Umtriebe beleben und mit dem wilden Feuer eitler und roher Bestrebungen auf eine Weise anfachen, daß sie sich unter einander selber aufreizen und verzehren — nein, nein, er wird Eure Kinder nicht zum Vielwissen, er wird sie nicht zu unnützem und überflüssigem Wissen, er wird sie zum Können des Nützlichen und Nötigen und durch dieses Können zum Erkennen desselben hinführen. Er wird sie nicht träumen und grübeln, er wird sie thun und leben lehren. Er wird sie durch das Glauben selbst den Sinn und den Wert des Glaubens, er wird sie durch das Lieben selbst den Sinn und den Wert des Liebens, durch das Denken selbst den Geist und den Wert des Denkens und durch das Arbeiten selbst den Geist und den Wert der Arbeitsamkeit erkennen lehren. Er wird das Reden über die Gegenstände ihrer Erkenntnis nicht ihrer Erkenntnis, sondern ihre Erkenntnis dem Reden über dieselbe vorhergehen machen und in seinem Unterricht die wirkliche Entfaltung der Kraft jedes Guten und jeder Tugend und die Einübung ihrer Fertigkeiten den erläuternden Worterklärungen darüber vorhergehen machen. Er wird das Wesen der Kräfte und Anlagen Eurer Kinder sich ihnen nie als untergeordnet unter die zufälligen und wesentlichen Formen ihrer Anwendungsweise entfalten lassen. Er wird ihre Kräfte und Anlagen im Innersten ihres Wesens durch Glauben und Liebe, durch Gottesfurcht und Erbarmung mit den zufälligen Formen ihrer vielseitigen Anwendungsweisen in Uebereinstimmung zu bringen und auf dieser Bahn zu verhüten suchen, daß sie nicht selber unterjochte Knechte ihrer eigenen, einseitig entfalteten und von ihrem Fleisch und Blut überwiegend belebten und dadurch verwirrten und aufgedunsenen Kräfte und Anlagen ihrer Natur werden. Er wird trachten, Eure Kinder dahin zu lenken, ihre Kräfte und Anlagen durch Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung über die Gewalt der Finsternis und den Willen des Fleisches und des Blutes zu erheben und sie dadurch angenehm machen vor Gott und den Menschen.

Freunde! Brüder! Er wird Eure Kinder im Glauben und im Gehorsam des Glaubens zu fleißigen und verständigen Kindern machen. Er wird sie auf dieser Bahn des wahren, heiligen, innern menschlichen Lichtes von den Werken der Finsternis dieser Welt abhalten und indem er sie in diesem reinen Lichte zu Gott und ihrem Erlöser hinführt und in der innersten Tiefe ihres Wesens durch das göttliche Heiligtum seines Glaubens innigst mit allem Göttlichen und Heiligen zu vereinigen suchen wird, dieselben zugleich auch für alle Geschäfte des Lebens, für alle Teile ihres Berufs und ihrer häuslichen und bürgerlichen Pflichtstellung verständig zu machen suchen und auch dieses auf die Fundamente eines stillen, beruhigten, häuslichen Lebens zu gründen suchen,

die bisher in der Erziehung und Bildung der Kinder unsers Dorfs nicht anerkannt und benutzt worden sind.

Ihr wisset, liebe Zuhörer, Ihr selbst seid in Euerer Jugend zu dem, was Ihr diesfalls für Euer zeitliches und ewiges Wohl notwendig gehabt hättet, nicht mit der Sorgfalt, Liebe und Weisheit gebildet worden, deren ihr so sehr bedurft hättet. Das sollte Euch auf der einen Seite froh und dankbar für die Hilfe machen, die von dieser Seite Euer für Eure Kinder wartet, auf der andern Seite aber kann ich mir auch nicht verhehlen, das Unglück, daß auch Ihr in Eurer Erziehung so viel als verwahrlost seid, wird mehr als wahrscheinlich bei vielen von Euch dahin wirken, daß sie wahrscheinlich die Art und Weise, wie Euer neuer Schulmeister Eure Kinder führen und die Mittel, die er für ihre Bildung anwenden wird, sonderbar finden und mißbilligen werden. Es ist mehr als wahrscheinlich, es wird einer Menge Leute unter Euch vorkommen, er lehre sie Sachen, die sie nicht brauchen, die ihnen nichts nützen und abtragen; bedenkt aber, daß Ihr hierüber durchaus nicht richtig zu urteilen imstande seid; bedenkt, daß Euch durchaus alles fehlt, was Euch zu einem giltigen Urteil über diesen Gegenstand fähig machen und berechtigen kann, und glaubt mir und Eurem Herrn und Vater, wir kennen den Mann, der das schwere Werk, Eure verwahrlosten Kinder zu bessern und zu geschicktern Menschen zu machen, über sich nimmt. Wir kennen ihn und wissen, daß er ein weiser Freund der Kinder, ein einsichtsvoller Erzieher und ein in einem hohen Grad gewandter und tief begründeter Lehrer und fähig ist, Eure Kinder in allem, was sie zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohl bedürfen, weiter zu führen, als Ihr alle geführt worden seid, und als Ihr doch selber fühlen müßt, daß Ihr hättet geführt werden sollen.

Aber redet selbst, Reiche und Arme! Seht Euch selbst an, blickt auf Euch selbst, auf Eure Lage und auf Eure Verhältnisse, blickt auf Euer ganzes Sein und Leben, und antwortet Euch selbst, müßt Ihr nicht selbst wünschen, daß es mit Euch anders stehen und um Euch anders aussehen möchte, als es wirklich mit Euch steht und um Euch aussieht? Wahrlich, wahrlich, Ihr könnt nicht anders, Ihr müßt alle wünschen, daß es anders mit Euch stände und um Euch aussähe; daß Ihr es anders und besser hättet und anders und besser wäret, als Ihr es wirklich habt und als Ihr es wirklich seid. Aber warum könnt Ihr nicht besser sein, als Ihr seid, warum könnt Ihr nicht besser machen, was Ihr doch gerne besser hättet, als eben darum, weil Ihr innerlich und äußerlich zu nichts besserem gezogen und gebildet seid? Redet und antwortet, Ihr, die Ihr reich seid! Warum sitzt Ihr so armselig mit Euerm Hab und Gut in unserer Mitte und wißt nichts damit anzufangen, weder zu Gottes Ehre, noch zu Eurer eigenen Befriedigung, noch zum Dienst Eures Nächsten und Nebenmenschen? Redet und saget, warum könnt Ihr Euern Reichtum zu nichts, zu gar nichts von allem diesem, das allein Euerm Leben einen wahren Wert geben könnte, benutzen? Warum könnt Ihr mit allem

euerm Reichtum nicht einmal Eure Kinder aus dem Kot und dem armseligen Lebenszustand erheben, in dem Ihr selbst steckt? Warum dient er Euch nicht einmal dazu, Eure Kinder zu braven, brauchbaren, in ihren Lagen und Verhältnissen befriedigten Menschen zu machen? Warum könnt Ihr das alles so wenig, als weil Eure Seelen von Jugend auf leer gelassen worden von allem Glauben an das Göttliche, Heilige, von aller Liebe zum Edlen, Schönen und Guten, von aller Erkenntnis des Wahren, von aller Gewandtheit und Anstrengung im Nützlichen und Notwendigen, und von aller Bildung zu dem Umfang der Fertigkeiten, deren Ihr in Euerm Leben unumgänglich bedürft, von Jugend auf leer gelassen worden, in Verwilderung aufgewachsen, in Rücksicht auf die Entfaltung Eurer innern, bessern Kräfte verwahrlost und vernachlässigt seid? Und Ihr lieben, unglücklichen, leidenden Armen! Warum könnt auch Ihr Euch in Eurer zurückgesetzten traurigen Lage so wenig helfen, als nur darum, weil Ihr erziehungshalber in der gleichen Lage ungeschult und in Rücksicht auf die Entfaltung Eurer Kräfte und Anlagen ebenso vernachlässigt und verwahrlost seid, als es Eure Reichen auch sind? Darum, nur darum allein könnt Ihr Euch in Eurer Lage nicht besser helfen, weil die Kräfte, die Euch Gott an Leib und Seel zu Eurer Selbsthilfe und damit zur Beförderung Eures zeitlichen und ewigen Wohls gegeben, in Euch schlafen geblieben und niemand, niemand auf Erden Euch zu ihrer Entfaltung mit der Weisheit und Kraft die Hände geboten, die dazu erfordert wurden. Darum und darum allein ist es, warum Ihr so oft für Euch und für Eure Kinder die nötige Nahrung und Decke nicht findet, hungrig und nackend und unglücklich umherzieht, wie Schafe, die ohne einen Hirten in der Irre herumlaufen, serben und hinfallen, ohne daß, ich möchte sagen, auch nur ein Hüterknecht hinzuläuft, sie bis auf den Tag der Schlachtung auf seiner Weide oder in seinem Stall zu versorgen. Ja, unglückliche, durch Euer Leben verwahrloste Arme, nur darum, weil Ihr in Eurer Erziehung verwahrlost worden, nur darum ist es, daß Ihr auch dei den vorzüglichsten Anlagen, die Euch Gott gegeben, es in Eurer Selbsthilfe nicht weiter gebracht, als so viele der Reichen, die mitten in ihrem Wohlstand und Ueberfluß zwischen den Gaukelgenießungen ihres sinnlichen Wohlbehagens zu nichts weiter gekommen sind, als zu einem nicht blos unwürdigen, selbstsüchtigen und lieblosen, sondern selbst zu einem unsinnigen, verworfenen, unmenschlichen Gebrauch ihres Wohlstandes, dessen sich auch so viele Arme unter Euch im Gebrauch der Kräfte und Anlagen, die Gott ihnen zu ihrer Selbsthilfe gegeben, schuldig gemacht haben.

Und nun, christliche Freunde und Brüder, wollt ihr jetzt diesen bösen Zustand der Dinge, der in Eurer Mitte feststeht, fortdauern lassen, da Euch Euer Herr und Vater fromm, christlich und edelmütig die Hand bietet, denselben zu enden und alle dienlichen Anstalten trifft, Euch an Leib und Seel besser zu versorgen, als Ihr es bisher gewesen, Reiche und Arme, wollt Ihr das? O nein, o nein, Ihr wollt das

nicht und Ihr könnt das nicht wollen. O nein, o nein, Ihr wollt die Hand, die Euer Herr und Vater heute so wohlthätig gegen Euch ausstreckt, nicht auf eine so empörend undankbare Weise von Euch zurückstoßen. Ich bin überzeugt, Ihr erkennt die Vorsorge, die Euer Herr und Vater in allen Rücksichten für Euer zeitliches und ewiges Wohl Euch angedeihen läßt, mit Dankbarkeit und Rührung. Ich bin überzeugt, Ihr erkennt auch das, was er in Rücksicht auf die Wahl und Anstellung Euers neuen Schulmeisters für Euch gethan hat, als eine große Wohlthat, die Euer Vater im Himmel in der Fülle seiner Gnade und Liebe Euch hat angedeihen lassen, mit dem Danke und mit der Liebe, die Ihr Gott und Euerm Herrn schuldig seid, und ich erwarte in dieser Rücksicht besonders, daß Ihr Euern neuen Schulmeister als einen Mann ansehet, erkennt und aufnehmt, den Euch Gott zu Euerm Retter und Helfer in tiefen Leiden und Nöten gesandt hat.

10. Eine kurze, aber eine Rede von ächtem, altem, reinem Rittergeist.

Nach der Predigt trat der Junker mit Glülphi, den er an der Hand führte, an der Treppe des Chors vor den Taufstein und sagte: Liebe Kirchengemeinde von Bonnal! Wenn ich je in meinem Leben mit innerer Rührung und Erhebung in einer Kirche gestanden, so ist es heute. Liebe Gemeinde! Eure Kinder haben mir diese Woche den alten, lieben Vaternamen wieder gegeben. Ich möchte ihn verdienen. Ich möchte in Wahrheit, in Treue und Liebe Euer aller Vater sein. Ich möchte Vaterwerke an Euch thun und die erste, die wesentlichste Vaterpflicht, die ich Euch schuldig bin, in Treue und Wahrheit erfüllen. Ich freue mich, einen Mann gefunden zu haben, der diesem wichtigen Vorsatz meines Lebens ein volles Genüge zu leisten vorzüglich geeignet ist. Mein Glück ist groß und ich kann es Gott nicht genug danken, daß ich für Euch den Mann gefunden, den ich Euch jetzt vorstelle. Nehmt ihn mit Liebe auf. Denket, daß er Euer Wohlthäter und der Wohlthäter Eurer Kinder und Kindskinder werden kann, und geht ihm von Eurer Seite, so gut Ihr könnt, an die Hand, und sucht in Uebereinstimmung mit ihm Eure Kinder auch zuhaus zu allem Guten zu halten, das in Eurer Macht ist.

Glülphi stand, so lange der Junker redete, in einer Rührung neben ihm da, die fast eine Mutlosigkeit auszudrücken schien, die ihm nicht eigen war. Er hob beinahe kein Auge auf; da er aber ausgeredet, sagte er: Liebe Nachbarn! Ich werde durch meine Stelle aufgefordert, einen Teil Eurer Pflichten an Euern Kindern zu erfüllen, dadurch aber auch berechtigt, zu erwarten, daß Ihr die Eurigen an Euren Kindern mit Gewissenhaftigkeit erfüllet und daß Euer Hausleben nicht mit dem Guten, das wir in der Schule ihnen einzuüben suchen, im Widerspruch stehe. Ich bin nicht gewohnt, viel Worte zu machen. Wir haben gegenseitige Pflichten gegen einander. Ich will

Gott bitten, daß er mir Gnade gebe, die meinigen mit Treue und Sorgfalt zu erfüllen; thut auf Eurer Seite das nämliche, so wird der Segen des Herrn auf unsern gemeinsamen Bemühungen ruhen. — Damit endete er.

10. Die Freuden dieses Tages, die leider nicht ungetrübt sind.

Der Junker wollte den Tag dieser Installierung Glülphis zum Schulmeister seinen Schulkindern zu einem Freudentage machen und machte sie gleich nach der Kirche zu sich ins Pfarrhaus kommen.

Es war in Bonnal eine Stiftung von einem alten Junker im Dorf, die verordnete, daß alle Jahre, einmal Weihnacht und einmal Ostern den Kindern ein paar Eier und ein paar Brötchen ausgeteilt werden mußten, und der Junker hatte an den letzten Ostern gesehen, wie tief und lebendig die Freude über diese Eier und über diese Brötchen auf das Gemüt der Kinder gewirkt, und erinnerte sich, daß der Pfarrer damals zu ihm gesagt, diese Freuden vermischten sich in der Einbildungskraft der Kinder so mit den Gegenständen der Feierlichkeit dieser Tage selber, daß die Geschichte von der Geburt Christi und den Hirten auf dem Felde und den Königen aus Mohrenland und diejenige von den Wächtern bei seinem Grab und den Engeln in schneeweißen Kleidern, die den Stein wegwälzten und den Weibern erschienen, ihnen bei jedem Anlaß, der sie an diese Austeilung der Brötchen und Eier erinnere, auch in den Sinn kämen und sich ihnen so angenehm einprägten, daß selbige ihnen durch ihr ganzes Leben als angenehme Geschichten vor der Seele schwebten.

Der Junker, der diese Weihnachts- und Osterfreuden an der Hand seiner Ahnfrau mit vielen Kindern seiner Dörfer selbst genossen und sich derselben noch mit angenehm belebtem Gefühl erinnerte, wollte diese Jugendfreuden in seinen Dörfern nicht nur nicht untergehen lassen, er wollte sie vielmehr vermehren, und jetzt den Stiftungstag der Schule in Bonnal den Schulkindern ebenso zu einer Freude ihres Herzens und ihrer Unschuld machen. Selbst der Pfarrer gab sich alle Mühe, den Kindern von Bonnal auf diesen Tag so schön gemalte Eier anzuschaffen, als man je an einem Ostertag auf einem Dorf gesehen. Und die Frau Pfarrerin, die den Garten voll Blumen hatte, machte einem jeden Kinde zu seinen Eiern und seinem Brötchen noch einen großen schönen Blumenstrauß. Als nun die Kinder nach der Kirche ins Pfarrhaus kamen und die Brötchen, die schön gemalten Eier und die Blumensträuße, die auf dem Tisch lagen, sahen, und hörten, daß sie ihnen gehörten, sagten sie zu einander: Das geht ja wie an der Oster; aber so schön war es doch an keiner, so lang wir leben. Einige meinten gar, sie müßten jetzt, wie das an der Oster und an der Weihnacht der Brauch war, ihr Oster- oder ihr Weihnachtlied singen, und wollten sogleich anfangen; andere aber stüpften sie und sagten: Nein, nein, es ist nicht Ostern, wir wollen warten, bis man uns singen heißt.

Glülphi wußte noch nichts von dieser Freude, die der Junker und die Frau Pfarrerin den Kindern machten. Er wußte nicht ein-

mal, daß seine Schulkinder im Pfarrhaus waren, sondern war ernst und still in einer Nebenstube mit dem Junker und dem Pfarrer. Therese sagte indessen den Kindern, sie sollten, sobald sie die Thüre aufthun würde, das schönste Lied, das sie in der Schule singen gelernt, mit einander anstimmen. Es lautet:

Wer in seinen Lebensjahren
Als Kind, Jüngling, Mann und Greis
Unschuld doch kann stets bewahren,
Der hat Freud' und Glück zum Preis;
Den besiegen nicht die Lüste,
Den verklagt umsonst der Neid,
Der fühlt Mut, auch wenn er wüßte,
Gleich geh' es zur Ewigkeit.

Jetzt that Therese die Thür auf, die Kinder stimmten ihr Lied an, und Glülphi sah plötzlich die singenden Kinder mit ihren Eierbrötchen und Blumensträußen in der Hand auf ihn zuspringen. Es war ihm bei diesem Anblick zu Mute, wie Arner, da der Kinderzug mit dem Engel, der Rickenbergerin, an der Spitze, im Garten des Pfarrhauses ihn in seiner dunkeln Laube wie aus einem Traum erweckte. Er stand gerührt vor ihnen, ließ sie ihr Lied aussingen und sagte dann: Ihr seid jetzt meine Kinder; es freut mich, Euch hier zu sehen; wir werden uns von nun alle Tage sehen, und ich hoffe, wir werden einander recht lieb werden. Die Kinder waren fast alle gutes Muts. Es war ihnen jetzt fast wie an der Ostern, wo fast in keinem Haus ein Kind ist, das nicht meint, es wäre nicht recht, wenn es jetzt nicht freudig wäre. Auch gaben ihm viele auf das Wort: „Will's Gott, werden wir uns einmal recht lieb werden" zur Antwort: Ja gewiß, ja gewiß. Andere aber steckten doch die Köpfe zusammen, antworteten nichts, und ein Kind des Geschwornen Hügi sagte zu seinen Gespielen so laut, daß es der Schulmeister fast hätte hören mögen: Ich weiß nicht, ob uns der Herr Schulmeister allen so lieb werden wird, mir glaube ich, werde meiner Lebtag, wenn ich auch hundert Jahr alt werde, gewiß kein Schulmeister lieb. Glülphi bemerkte dieses Flüstern. Es mißfiel ihm, aber er wollte die Freude der andern Kinder nicht stören, er warf nur einen ernsten Blick an das Kind hin, aber fragte nicht, was sie sich ins Ohr flüsterten; er stand vielmehr forthin ganz unbefangen und liebevoll unter ihnen und bot einem nach dem andern die Hand; auch der Junker und Therese stellten sich mitten unter sie hin, beschauten ihre Eier und ihre Blumensträuße und redeten mit allen über dieses und jenes, von ihren Eltern, von ihren Geschwistern, von ihrem Haus, von ihren Umständen, sowie sie von einem jeden von ihnen etwas wußten. Dann sagte der Junker: Die guten Kinder müssen jetzt auch noch ihrem neuen Herrn Schulmeister Gesundheit trinken, und ließ sogleich durch seinen Klaus einige Flaschen Wein, den er mit sich von Arnheim gebracht, auf ihren Tisch bringen. Die gute Frau Pfarrerin trieb sogleich alle Gläser auf, die sie im Pfarrhaus und bei guten Nachbarn fand; aber es waren nicht genug für die Menge der Kinder. Der Junker aber sagte: Was macht das?

gebt ihnen nur Eure Tassen und kleinen Becken, die Ihr in der Küche habt. Da suchte sie alle ihre Thee- und alle ihre Kaffeetassen, die sie im hintersten Winkel fand und alle Becken in der Küche zusammen, bis sie für ein jedes dieser Kinder ein kleines Trinkgeschirr hatte, und ließ zugleich die Magd ein paar Leib Brot verschneiden und zu jedem Trinkgeschirr ein Stück hinzulegen. Dann füllte der Klaus jedes Trinkgeschirr mit dem guten Wein des Junkers, und auch der Pfarrer und die Frau Pfarrerin ließen sich jedes ein Glas davon einschenken, hielten dann ihre Gläser hoch auf, machten auch die Kinder die ihren hoch aufheben und riefen laut: „Es lebe unser lieber neuer Herr Schulmeister!" Auch die Kinder riefen es alle laut, und tranken dann auf seine Gesundheit. Dann hielt auch der Schulmeister das Glas, das ihm die Frau Pfarrerin eingeschenkt, in die Höhe und trank es auf die Gesundheit der lieben Kinder aus, und die meisten Kinder traten jetzt näher zu ihm und viele drängten sich an ihn so nahe an, als sie konnten. Er bot allen die Hand, aber redete kein Wort. Er konnte es nicht. Auch viele Kinder sahen's, waren gerührt wie er, und redeten kein Wort; einige warfen einen Blick voll innerer kindlicher Bewegung und Anmut, und er stand still und ernst, mit einem Blick voll Wehmut, in dem sich Freuden und Sorgen, Hoffnungen und Kummer in einander verschmolzen. Doch das Bild ist zu schön, es darf nicht so ungetrübt dastehen. Schon beim Austrinken des Freudenweins, den ihnen der Junker dem neuen Schulmeister zum Lob und zur Ehre gab, zeigte sich der große Unterschied, der unter diesen Kindern war und das viele Schlechte, das schon in sie eingeschlichen und in ihnen eingewurzelt war. — Einige Kinder tranken ihr Glas fast in einem Schluck aus; andere hielten dasselbe, nachdem sie es schon ausgetrunken, noch ganz umgekehrt mit zurückgelegtem Kopf über den offenen Mund, damit auch noch der letzte Tropfen, der noch darin, in denselben hineinfalle. Ein paar, die ihre Gläser schnell ausgetrunken, jauchzten dann noch, wie wenn sie im Wirtshaus wären; andere lachten die, so ihre Gläser langsam austranken, aus und sagten zu ihnen, sie wollten ihnen helfen, wenn sie nicht könnten damit fertig werden. Fast alle lobten den prächtig guten Wein und sagten, sie hätten ihr Lebtag keinen solchen getrunken. Des Weibels hochmütiges Töchterchen hingegen sagte zu einem, das neben ihm stand, aber so leise, daß es niemand hören sollte: Mein Vater hat noch viel bessern daheim im Keller; aber das andere antwortete ihm fast laut: Du kannst mir das nicht angeben, das ist nicht wahr, das ist gewiß nicht wahr. — Schweig doch, schweig doch, sagte jetzt des Weibels Töchterli, es muß niemand hören, was wir mit einander reden, und ging schnell weg.

Aber es begegnete doch noch vieles, das nicht blos die Ungezogenheit und Frechheit vieler dieser Kinder, sondern auch das Mißtrauen und die Vorurteile, die man ihnen gegen den neuen Schulmeister beigebracht, deutlich an Tag legte. Auch merkte man es vielen deutlich an, daß sie noch gerne ein Glas von dem guten Wein gehabt

hätten, und überhaupt zeigte es sich, daß die schönen Eier und der Blumenstrauß, den die Frau Pfarrerin ihnen gab, ihre Aufmerksamkeit mehr beschäftigten, als was man immer zu ihnen sagte. Es war Glülphi immer mehr unbehaglich, je mehr er sie beobachtete, und er war wirklich froh, als der Hans jetzt in die Stube kam und sagte, das Mittagessen sei schon sehr lange auf dem Tische und es warte alles auf die Herren, worauf denn die Kinder mit ihren Blumensträußen, Eiern und Brötchen nun heim gingen.

Die Frau Pfarrerin feierte an diesem Mittag die Installierung des Schulmeisters mit einem Essen, wie sie bei vielen Jahren kein so schönes und selbst an der Huldigung des Junkers kein besseres hatte. Die Stunde war fröhlich; alle, der Junker, Therese, der Pfarrer, die Frau Pfarrerin und der Rollenberger wetteiferten, dem Glülphi den Tag durch ihre heitere Teilnahme unvergeßlich zu machen. Was diese Stunde noch belebte, war Bylifsky, der, als er von Arner vernommen, daß Glülphi an diesem Tag zum Schulmeister in Bonnal installiert werden sollte, ihm, die Freude dieses Tags zu erhöhen, ein Geschenk von sehr schönem, schwarzem Tuch sandte, das sich besser zu seinem neuen Beruf schicke, als seine Soldatenkleidung.

12. Eindruck dieser Installation auf den alten Schulmeister.

Den alten Schulmeister aber ärgerte es schon, daß der Pfarrer um des neuen Schulmeisters willen eine Predigt gehalten und daß der Junker ihn beim Taufstein an der Hand gehabt und der Gemeinde vorgestellt; doch tröstete er sich damit, der alte Junker selig habe mit seinen Bauern nicht so Narrenkomödien gespielt, und er denke, wenn er unter dem neuen Junker Schulmeister geworden, so wäre ihm diese Ehre auch zuteil geworden. Aber als er nach der Kirche die Kinder ins Pfarrhaus gehen sah und in seiner Stube gar wohl hörte, wie sie sich daselbst lustig machten, bald dieses bald jenes mit Ostereiern und mit Blumensträußen in der Hand am Fenster standen, wollte ihm das gar nicht behagen. Er schüttelte den Kopf und sagte: Vor altem hat man auch wohl einem braven Schulmeister einen Freudentag gemacht und ihn zu einer Mahlzeit eingeladen, aber die Schulkinder so zu gastrieren[*]), wie es jetzt geschieht, das kam doch vor altem keinem Menschen in den Sinn. Doch der neue Schulmeister wird, so sehr er jetzt juchheit, wie man jetzt auch immer ein Narrenwesen ob ihm treibt, seine liebe Not auch kriegen, ich weiß das gewiß, fang' er nur einmal an zu schulmeistern, er wird dann schon sehen, ob der Schulmeisterhimmel so voller Geigen hange.

So tröstete er sich der Sache halber, die ihm so übel gefiel, oder vielmehr, er machte eine gute Miene zum bösen Spiel. Als aber jetzt der Junker jedem Kind sein Glas Wein geben ließ und

[*]) Der Ausdruck scheint mit Absicht gewählt, um die Bildung dieses Mannes zu kennzeichnen. D. H.

dann mit ihnen Glülphis Gesundheit trank und der alte Schulmeister den lauten Ruf aller Kinder: „Es lebe unser neuer Herr Schulmeister“ in seiner Stube deutlich hörte, konnte er sich nicht mehr halten. Das wird mir ja offenbar zur Schand und zum Spott gethan, sagte er zu sich selbst und stampfte mit den Füßen. Da ihn seine Schwester so laut mit sich selbst reden und mit den Füßen stampfen hörte, fragte sie ihn, was er doch habe. Er antwortete: Hörst Du denn nicht, wie der Pfarrer mich durch alle Schulkinder ausspotten läßt und siehst Du denn nicht, wie sie alle Fenster in der Stube aufgethan, damit ich auch höre, mit welchem Lärm und Jubel sie des neuen Schulmeisters Gesundheit trinken? — Seine Schwester antwortete ihm: Lieber Bruder, im Sommer sind ja die Fenster im Pfarrhaus immer offen, und wo viele Leute in einer so kleinen Stube bei einander sind, so muß man sie aufthun, man möchte es sonst darin nicht erleiden. Aber hörst Du, wie laut sie ihm seine Gesundheit brüllen? Das geschieht doch mir zum Trotz, das kannst Du nicht ableugnen, sagte jetzt der Bruder, und die Schwester erwiderte: Du bist närrisch, Bruder; wo man lustig ist und einander Gesundheit trinkt, da geht's allenthalben so laut; ich will meinen Kopf daran setzen, es denkt kein Mensch an Dich.

Er. Ich weiß wohl, was ich weiß. Der Pfarrer hat mich immer gehaßt, ich habe es zwar niemand gesagt, aber es ist doch wahr, er hat mich, seitdem er da ist, immer gehaßt, und wo er immer konnte, geplagt.

Sie. Ich kann das nicht glauben. Warum sollte er Dich so hassen?

Er. Das weiß ich wohl warum; ich verstehe die Bibel besser als er, und weil er das weiß, muß er mich hassen, er kann es durchaus nicht an mir leiden.

Sie. Du hast dies schon oft gesagt und Dich schon so oft damit erzankt, und am Ende, wer weiß, wer Recht hat.

Er. Das weiß ich sicher, und er weiß es auch.

Sie. Daß Du die Bibel besser verstehst, als er?

Er. Ja, das weiß er. Er hat schon manchmal das auf der Kanzel gesagt, was er von mir gehört, und wenn er mich nicht haßte, er würde es selbst eingestehen, daß ich die Bibel wenigstens so gut verstehe, als er.

Sie. Und ich glaube denn doch nicht, daß er Dich eigentlich so hasse.

Er. Wie darfst Du das auch sagen? Er hat mich ja von meiner Stelle weggejagt, wie man einen Hund aus der Küche jagt.

Sie. Du kannst doch auch nicht sagen, daß er Dich auf diese Weise fortgejagt; er hat Dir ja die ganze Besoldung gelassen.

Er. Ja, wenn das nicht wäre, Gott weiß, was ich thäte; wenn man so Unrecht leidet, so kommen einem gar böse Gedanken.

Sie. Laß Dir doch keine solchen kommen und sei ein Christ!

Er. Ja, wer kann ein Christ sein, wenn's einem so geht?

Fast im gleichen Augenblick, in dem er so rasend über den Pfarrer und das Unrecht, das er ihm anthue, redete, sagte der gute Pfarrer zum Junker und zum Glülphi: Es war sonst immer meine Gewohnheit, wenn eine Schulfeierlichkeit war, den Schulmeister auch einzuladen und ich würde es auch heute gern gethan haben, aber ich weiß, es wäre ihm jetzt nicht wohl bei uns. Das ist gewiß, erwiderte Glülphi, so wie ich ihn ansehe, würde ihm unser Mittagessen ganz gewiß nicht wohl schmecken, wenn er es neben uns sitzend zu sich nehmen müßte.

Pfarrer. Er muß seine Sache doch haben, und ich will machen, daß es ihm unserthalben nicht schlecht schmeckt — und damit sagte er zur Frau Pfarrerin, sie solle ihm von ihrer Mahlzeit ein so schönes Ehrenessen zurecht machen und in sein Haus schicken, als je ein Schulmeister aus einem Pfarrhaus ein schönes Ehrenessen bekommen. Und die Frau Pfarrerin rüstete ihm darauf einen ganzen Korb voll von ihrer guten und schönen Mahlzeit, legte noch zwei Flaschen von dem alten, guten Wein hinzu, von dem der Junker diesen Morgen den Kindern gegeben, und sandte das alles dem Schulmeister mit einem freundlichen Gruß von ihnen allen und auch vom neuen Schulmeister. Jener hatte eben noch das Wort: „Ja, wer kann ein Christ sein, wenn man es einem macht wie mir" im Mund, als des Pfarrers Hans seinen Korb mit allem Guten, das sie zu Mittag hatten, in seine Stube brachte und mit dem Gruß vom Junker, dem Pfarrer, ihren Frauen und dem neuen Schulmeister auf den Tisch stellte. Es fehlte kein Stück von ihrem Essen. Selbst von dem großen Fisch und der Pastete, die die Frau Pfarrerin um des Junkers und der Therese willen auf ihrem Tisch hatte, war auch ein Stück für den Schulmeister im Korbe.

Seine Schwester warf in dem Augenblick, in dem der Hans seinen Korb auf den Tisch stellte und das Tuch, mit dem das Essen bedeckt war, abnahm, einen Blick auf ihren Bruder, der ihm deutlich sagte: Sieh jetzt, ob's wahr sei, daß der Pfarrer Dich wie einen Hund, den man aus der Stube jagt, behandle. Er verstand den Blick, schüttelte aber dennoch den Kopf; doch faßte er sich so weit, daß er ganz mit den ordentlichen Worten, mit denen ein wohlgelehrter Schulmeister einem Pfarrer für ein großes Geschenk dankt, danken konnte und wirklich dankte. Aber sobald der Hans aus der Stube war, sagte er denn doch zur Schwester: Ja, ja, das soll mich jetzt wieder gut machen für das Unrecht, das mir geschehen.

Die Schwester, die gut war, antwortete ihm nur, so ein schönes, gutes Ehrenessen habe doch gewiß noch kein Pfarrer seinem liebsten Schulmeister gesandt. Das ist wahr, erwiderte der Schulmeister, das Essen ist brav, recht brav, und ich hätte eher an den Tod gedacht, als daß ich heute so ein gutes Ehrenessen aus dem Pfarrhaus erhalten würde. Die Schwester suchte ihm jetzt eilend Messer und Gabel aus

der Tischtrucken hervor. — Und auch ein Glas! noch ein Glas! rief der Schulmeister. Da er es hatte, säumte er nicht mehr. Er betete geschwind über Tisch, und als er so nach seiner Weise die Kappe abzog, die Hände faltete und Gott dankte für die Speise und den Trank, die er ihm bescheere, sagte die Schwester lachend: Du dankst doch im Herzen jetzt dem Pfarrer auch ein wenig dafür.

Er. Ja, mit dem hat es jetzt noch gut Zeit; der kann mit dem Dank warten, bis es mir seinethalben anders wird, als mir noch jetzt ist.

Sie. Aber Du hast doch dem Hans zu Handen des Pfarrers so ordentlich gedankt, daß einer hätte glauben sollen, es sei Dir Ernst.

Er. Nein, nein, vom Ernst ist noch keine Rede, aber ich habe es wohl thun müssen, es hätte sonst nicht gefehlt, die hochadeligen und hochehrwürdigen Herren und Frauen am Tisch hätten sich nichts daraus gemacht, zu sagen, ich sei ein grober Lümmel, und das mag ich eben doch auch nicht gern heißen.

Mit dem aber schwieg er und aß drauf los, daß es eine Lust war. Beim ersten Glas Wein aber sagte er: Das ist auch ein herrliches Glas Wein, so hat mir der Pfarrer noch nie keinen gegeben; er ist gewiß von dem, den er dem Junker aufstellt. Und einen Augenblick drauf: Der neue Schulmeister bekommt gewiß immer von diesem, weil er so beliebt ist. Damit schenkte er sich ein Glas nach dem andern ein; aber da er bösen Wein trinkt, kam ihm mit dem Trinken auch immer noch mehr in den Kopf, wie unrecht ihm geschehn, und mit jedem Glas brauchte er sein Maul wieder mehr über den Pfarrer, den Junker und alles Unrecht, das er leide. Er tröstete sich aber dann gleich wieder damit, der liebe Gott werde wohl auch alles rächen, wie er in seinem heiligen Wort versprochen, alles Unrecht zu rächen, das in der Welt der Schwächere so oft von dem Stärkern leiden müsse. Er hatte schon vorher ein gutes Glas Wein getrunken, und dieser letzte bessere stieg ihm jetzt so in den Kopf, daß er nicht mehr recht wußte, was er redete, und wie er das in diesem Fall immer that, daß er anfing, über das, was ihm eben im Kopf steckte, mit übel angebrachten Sprüchen aus der Bibel herumzuwerfen.

Jetzt war ihm eben das Unrecht, das er vom Pfarrer und vom Junker leiden müsse, im Kopf, und von seiner berauschten Einbildungskraft belebt, sagte er jetzt: Haman, im Buche Esther, war auch so ein gewaltthätiger Tyrann, der das Volk Israel wegen seines rechten Glaubens verfolgte, wie mich jetzt der Junker und der Pfarrer wegen meines guten Glaubens und meiner bessern Einsichten in das Wort Gottes und in das Evangelium verfolgen; aber der liebe Gott hat diesen großen Feind seines heiligen Volks schön an den höchsten Galgen gebracht, der noch je in der Welt aufgerichtet worden. Ich glaub', es sei ein Schnabelgalgen gewesen. Ich habe ihn einmal in einer Kupferbibel abgemalt gesehen; der Haman war daran so klein wie ein Vogel, so hoch hing er in der Luft. Ja, ja, es gibt Leute,

die ich auch gerne so hoch in der Luft und so klein als ein Vogel am Galgen hängen sähe.

Indessen war seine Bouteille leer, und er wollte sogleich die andere auch noch angreifen; aber seine Schwester, die sah, daß er schon längst mehr als genug getrunken, und der das Selbstgespräch über Haman und den Schnabelgalgen anfing angst und bang zu machen, sagte zu ihm: Wenn Du bei Dir selber wärst und nicht so voll, wie ich Dich in meinem Leben noch fast nie gesehen, so würde ich Dir was anders sagen; schäme Dich, Du redest wie ein Unsinniger und ein Unchrist, und ich hätte nicht geglaubt, daß Du imstande wärst, dergleichen abscheuliche Worte über Deine Lippen gehen zu lassen. Er aber gab ihr keine Antwort, sondern sagte nur: Gib mir die zweite Bouteille, die mir der Pfarrer geschickt hat. Aber es war keine Rede davon; sie hatte sie schon längst auf die Seite gebracht, und als er jetzt mit Ungestüm noch einmal sagte: Hörst, bring' mir meine Bouteille — antworte sie ihm: Wenn Du jetzt nicht im Augenblicke mit Deiner Bouteille schweigst, so werfe ich sie Dir samt dem Wein zum Fenster hinaus.

Der Schulmeister kannte seine Schwester und wußte, daß sie imstande war, mit der Bouteille Wort zu halten und redete jetzt kein Wort mehr von seinem rechten Glauben, sondern nur von der Bouteille. Nein, nein, sagte er, zum Fenster hinaus mußt Du sie nicht werfen, es könnte Jahr und Tag gehen, ehe ich wieder zu einem so guten Glas Wein käme, ich will jetzt eben ins Bett gehen und sie dann morgen trinken. Nun, nun, wenn Du jetzt ins Bett willst, daß kein Mensch mehr sieht, wie Du jetzt bist, so will ich denn auch damit schweigen, was ich Dir noch zu sagen hätte; aber mach' mach' jetzt, daß Du aus der Stube und fort kommst.

Er wollte jetzt aufstehen, aber er schwankte auf beide Seiten und mußte sich mit beiden Händen am Tische halten. Da er sah, daß er keinen Schritt vorwärts konnte, sagte er zur Schwester: Es scheint, Du habest doch Recht, es ist mir jetzt selber, ich hätte mehr als genug; dieser Wein muß doch verdammt stark sein, daß eine einzige Bouteille mich so zugerichtet. Zugerichtet bist Du Dir einmal gewiß, sagte die Schwester, und er: Es ist wahr, Du mußt mir helfen, ich könnte Hals und Bein brechen die Treppe hinauf. — Ich sehe es wohl, sagte die Schwester, und führte ihn ziemlich unsanft fort und ins Bett.

12. Eindruck dieser Schulmeisterinstallation auf das Dorf Bonnal.

Es war aber nicht blos der alte Schulmeister, auf dem diese Installierung des neuen einen widrigen Eindruck machte, fast das ganze Dorf fand es sonderbar, daß der Junker und der Pfarrer mit diesem Manne so viel Wesens machten. Viele sagten: Wenn dieser Leutnant wirklich unser Junker wäre und wir ihm huldigen müßten, man könnte um seinetwillen fast nicht mehr Firlifanzereien mit ihm und mit uns

treiben. Fast kein Mensch als etwa die Weiber, die am Sonntag ins Pfarrhaus kamen, waren mit dieser Installierung ganz zufrieden. Selbst der Baumwollenmeyer, der mit ihnen im Pfarrhaus war, sagte, es sei nicht immer gut, wenn man ein Lied, so lieb es einem sei, zu hoch anstimme; man müsse immer trachten, daß man es aussingen könne, wie man es angefangen. Nur von den Kindern waren einige mit diesem Tage recht von Herzen zufrieden und sagten zu einander, sie sähen es dem neuen Herrn Schulmeister sicher an, daß es ihnen bei ihm wohl sein werde. — Jetzt fingen auch viele von ihnen an, über den alten zu klagen, wie hässig und unwirsch er sei und wie ungerecht und unparteiisch er oft mit dem einen und dem andern gehandelt und mit der Rute blind darein geschlagen, ohne zu sehen, wen es treffe. Mehrere Knaben, denen Glülphi auf der Alment beim Baumsetzen geholfen, und die ihn auch gesehen bei dem Kinderzug Ordnung machen, sagten zu ihren Eltern: Wir möchten doch auch sehen, ob der alte Schulmeister imstande wäre, beim Baumsetzen oder beim Kinderzug so Ordnung zu machen, wie es der Herr Leutnant kann. Die meisten Väter aber ließen aus dieser Lobrede Glülphi gar nichts gehen und sagten, Bäume setzen und mit Trommeln und Pfeifen Ordnung machen, sei etwas ganz anderes als schulhalten.

Viele Leute gestanden zwar gern, des Pfarrers Rede sei recht schön und brav gewesen, und es wäre wohl zu wünschen, daß es im Dorfe so sein könnte und so werden möchte; aber wie der Junker und der Pfarrer und der Schulmeister, wenn sie auch noch so sehr zusammenhielten und selbst ihre Weiber noch dazu mitnehmen machen könnten, daß es anders und so würde, wie er gesagt hätte, das könnten sie nicht begreifen, und sie glaubten auch, es sei gar nicht möglich. Ein Hügi sagte: Wenn's auch möglich sein sollte, so müßte mir doch wenigstens der Mann, durch den man es versuchen wollte, ganz anders aussehen als der Leutnant und nicht einen Soldatenrock tragen wie er.

Dieser Rock ärgerte auch viele. Dümmer aber drückte sich über dieses Aergernis doch niemand aus, als der Hartknopf; er sagte, es sei unmöglich, daß ein Mensch in einem Soldatenrock die Religion verstehen und den Katechismus erklären könne. Da aber das Bibelerklären des Hartknopf selber im Dorfe nicht jedermanns Sache war, so antwortete ihm darüber ein Eichenberger, es sei am Schulmeistererklären nicht viel gelegen, das Erklären sei des Pfarrers Sache; der Schulmeister müsse nur machen, daß sie brav lesen, schreiben und auswendig lernten, und je weniger er sich mit dem Erklären abgebe, desto besser sei es.

Ein guter Fürsprech des Hartknopf sagte, man nehme das, worüber man nicht viel rede und was man nicht gut erkläre, auch nicht zu Herzen, und man könne die Religion nicht genug zu Herzen nehmen. Darüber antwortete ein schlichter Bauer, was man als ein Narr zu Herzen nehme, es möge sein, was es wolle, das sei mehr als genug zu Herzen genommen, und das, worüber man viel schwatze

und sein Maul brauche, sei entweder gar nicht oder dumm zu Herzen genommen. Das Thun, das Thun und nicht das Maulbrauchen zeige, was man wahrhaft zu Herzen genommen.

Eine dicke Bäuerin, die eben da war, sagte, wenn sie alles, was in den Büchern stehe, zu Herzen nehmen wollte, so würde sie gewiß darob eine Närrin oder gar eine Bettlerin werden. Sie wollte lieber das, was sie im Stall und auf der Schütte habe, zu Herzen nehmen.

Ein alter Mann, der am Tische war, sagte, er habe in drei Pfarrhäusern gedient, er sei zwei Jahr bei einem Advokaten gewesen und habe ein paar Gerichtsässe (Richter) gekannt, die wie eine Dohle schwatzen konnten, und die Erfahrungen, die er bei allen diesen Leuten gemacht, hätten ihm so ein Mißtrauen gegen das Maulbrauchen beigebracht, daß er sich vor einem jeden Manne, der für irgend eine Sache den Advokaten mache, im eigentlichen Verstand fürchte.

In einem andern Haus sagte jemand: Der Herr Leutnant muß ein sehr gelehrter Mann sein, daß der Junker und der Pfarrer so gar viel Wesens aus ihm machen. Aber es wollte kein Mensch in diesem Haus einen gelehrten Schulmeister rühmen. Mehr als einer, der am Tische saß, behauptete, es könne einem Dorfe kein größeres Unglück begegnen, als wenn es einen solchen Schulmeister bekomme. Der älteste Mann, der am Tische saß und ein guter Bauer war, aber dabei keine Zeile in einem Buche richtig lesen und auch seinen Namen nicht einmal schreiben konnte, sagte, er habe immer gehört, daß Bauern, die so gut geschult worden, daß sie mit den Pfarrern selber hätten disputieren können, immer weniger Korn auf ihren Aeckern geschnitten hätten, als die, so von dem, worüber die andern disputierten, kein Wort verstanden, und nannte dann ein paar Dörfer, in welchen es so weit und breit berühmte Schulmeister gehabt, aber die bravsten Hausväter in diesen Dörfern hätten sich bitter beklagt, wie liederlich und unverständig ihre Buben dadurch geworden, daß sie den ganzen Tag bei den Büchern sitzen und alle Zeitungen hätten auftreiben wollen, die sie nur hätten auftreiben können.

Der Reutibauer sagte: Wir haben, gottlob, ich glaube so lang unser Dorf steht, noch keinen gelehrten Schulmeister gehabt, aber es scheint, unsere Alten haben doch gewußt, was es damit für eine schöne Sache sei. So ungelehrt unsere Schulmeister waren, so hat mein Vater doch gesagt, mein Großvater habe es zum Sprichwort gehabt, er möchte keinen Burschen zum Knecht dingen, von dem er gehört, daß ihn sein Schulmeister gar zu sehr gelobt.

Der geizige Rabser, der neben dem Reutibauer saß, sagte: Es ist nicht mit den Buben allein, es ist mit den Töchtern das nämliche. Ich möchte keine zu einer Sohnsfrau ins Haus nehmen, wenn ich hörte, daß der Schulmeister viel Wesens von ihr gemacht.

Es ist eine ausgemachte Sache, sagten viele, die den alten Mann darüber so reden hörten: Wer vom Morgen bis an den Abend Geschäfte hat, die er nicht vernachlässigen darf, der kann und soll den

Kopf nicht mit Sachen anfüllen, die ihm Hände und Füße, die er dazu braucht, lahm machen und ihn dahin bringen, daß er seiner Geschäfte halber an einem Aug blind wird, am andern schielt, oder ihrethalben nur am linken Ohr hört, am rechten aber darüber ganz taub wird.

Diese Haushaltung hatte auch eine Tochter, die eine Anhängerin des Pfarrers Flieginhimmel war, in ihrer Verwandtschaft, und jedermann war darüber einstimmig, sie hätten an dem Anhang dieses Mannes erfahren, wie weit das Kopffüllen mit Sachen, die man nicht verstehe und nicht zu verstehen notwendig habe, den Menschen aus der Ordnung, in der er leben sollte, wegbringe, und vom Weg, den er Pflicht halber täglich mit Eifer und Anhänglichkeit betreten sollte, abführe.

Ein Linderberger, der kein Anhänger des Pfarrers Flieginhimmel, aber sonst ein guter Kopf war und zum voraus fühlte, daß der Leutnant für das Dorf ein guter Schulmeister werden könne, sagte: Es ist wahr, man kann den Kindern den Kopf dumm und erbärmlich voll machen, aber es ist mit dem Leerlassen desselben auch nicht alles gewonnen, und ich wüßte bald nicht, ob ich lieber wollte, daß man den Kindern den Kopf so anfülle, daß sie dabei dumm werden, oder ob man sie dadurch, daß man ihnen den Kopf leer lasse, dumm mache.

Ein alter Moosbauer sagte: Ihr habt die Hauptsache, die ein Dorf gefahret, wenn es einen gelehrten Schulmeister hat, noch vergessen und das ist, daß die besten Köpfe, die es im Dorf gibt und die Söhne der wohlhabendsten Männer von dem Gelüst angesteckt werden könnten, Stadtherrchen und Stecklibuben*) zu werden. Alles, was am Tisch war, gestand ein, das sei wirklich die größte Gefahr, die es mit einem gelehrten Schulmeister für ein Dorf habe, und zugleich, es sei auf den Dörfern kein Leben erbärmlicher, als das Halbherrenleben; und nicht nur einer sagte: Gott bewahre uns, daß der Herr Leutnant unsere Buben mit seiner Schule nicht dahin bringe, daß sie mit der Zeit der Eichenbergerin gleich sehen, die der Junker für die Stadtkünste, die sie ihm ins Schloß bringen wollte, mit dem Harschier aus demselben weg und heim ins Dorf zu führen im Sinn hatte

13. Beide sind Narren, die, so das verfaulte Alte beibehalten, und die, so das unreife Neue einführen wollen.

Indessen einige der vernünftigsten Bauern des neuen Schulmeisters halber diese Besorgnis äußerten, waren doch auch einige, besonders alte Männer und Weiber, die des Pfarres Predigt und des Junkers Rede mit Aufmerksamkeit zugehört hatten, die sagten, es scheine gar nicht, wie wenn weder der Pfarrer noch der Junker einem solchen Halbherrenwesen gar günstig wären, und auch der Schulmeister habe ihnen gar nicht die Gattung des neumodischen Herrchenlebens, worüber man an Oertern, wo es so neue gelehrte Schulmeister habe, klage; im Gegenteil, sagten mehrere, der Pfarrer und der Junker hätten geredet,

*) Junge Leute, die mit einem Stöckchen herumlaufen. D. H.

wie wenn sie diesfalls noch in der alten Welt lebten; diese Welt sei aber nicht mehr da, und es sei von einer andern Seite auffallend, daß unsere Kinder es durchaus notwendig haben sollten, in den Schulen mehr zu lernen, als unsere Vorfahren darin zu lernen notwendig gehabt haben; uns selber mangelt jetzt schon viel, das wir können sollten und nicht gelernt haben. Ein alter Mann, der da war, sagte noch: Alles um uns her ist so pfiffig und treibt Künste wider alles, was recht, gut und wahr ist, ewig können wir also, so gut es auch die Alten in ihrer Einfalt hatten, nicht mehr bleiben wie sie waren. Es ist unumgänglich notwendig, daß auch der Einfältigste und Aermste erkennen lerne, wo ihn etwa sein reicher und pfiffiger Nachbar bei den Ohren kriegen und an der Nase herumführen wolle oder könne, und ebenso, daß sich der Arme und Schwache gegen diese im Land täglich größer werdende Gefahr schützen und schirmen lerne, und dazu ist es offenbar und dringend notwendig, daß unsere Schulen unsere Kinder weiter führen, als sie gegenwärtig thun. Der Lindenberger ging hierüber ins Umständliche und sagte: Es springt einem jeden, der zwanzig und dreißig Jahre in unserm Dorf gelebt hat, in die Augen, wie wir dadurch benachteiligt und beeinträchtigt worden sind, daß im ganzen Dorf zu einer Zeit, wo ein jeder Narr mit dem Baumwollenwesen hätte können reich werden, kein einziger als der Baumwollenmeyer imstande gewesen ist, davon Nutzen zu ziehen, während fast das ganze Dorf durch die Hoffart und das Fressen und Saufen, zu dem dieser neue Verdienst beinahe allein gebraucht wurde, so weit zugrunde gegangen, daß wir jetzt zwanzig- und dreißigmal mehr Arme haben, als ehe dieser Verdienst, den wir so übel benutzt, ins Land gekommen.

Der Hartknopf, dem diese Ansicht des Lindenbergers hinterbracht worden, ward darob sehr mürrisch und sagte, das sei eine Ansicht, die nur auf das Zeitliche gehe und die gar nicht als eine Hauptsache ins Auge gefaßt werden könne; hingegen aber sei gar nicht wahr, daß der Pfarrer oder der Junker in der Kirche auf eine Weise geredet hätten, wie wenn wir noch in der alten Welt lebten; sie lebten wahrlich mit Haut und Haaren ganz in der neuen, und zwar auf das allerschlimmste und allergefährlichste in der Neuerungssucht derselben. Sie hätten ja behauptet, sie wollten das Dorf besser machen, als es ist, und das sei wider die gute alte Welt und den guten alten Glauben. Was wollen sie mit dem Dorf machen, was man mit dem Menschen nicht machen kann? Es ist gar nichts Gutes am Menschen. Alles, was an ihm ist, und alles, was er thut, ist Sünde, Greuel und Schande, und auch an Euerm Schulmeister ist nichts Gutes; Ihr werdet es erleben, daß nichts Gutes an ihm ist, und daß er nichts Gutes thun kann. Dann setzte er noch eifrig, fast wütend hinzu: Von der Fußsohle an bis auf seinen Scheitel ist alles an ihm bös, und die neuen Lehren vom Bessermachen der Menschen, als sie sind, sind alles Lehren des Antichristen, von dem Ihr erleben werdet, daß er auf dem Wege ist und bald kommen wird.

14. Arners Thun fällt immer tiefer in schlechte Mäuler.

Zu so sonderbaren Bemerkungen gab die Rede, die der Pfarrer bei der Installierung Glülphi's gehalten, Gelegenheit. Auch die Eichenbergerin ließ diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeigehen, der Sylvia, wie sie Auftrag hatte, umständlich zu berichten, was in Bonnal vorgehe, und was Arner daselbst alle Tage Krummes und Dummes anstelle. Sie ging diesen Sonntag ganz gegen ihre Gewohnheit auch in die Kirche und die Art, wie der Junker diesen Dorfschulmeister der Gemeinde vorstellte, kam ihr so sonderbar und unbegreiflich vor, daß sie während der Predigt und in der ganzen Verhandlung einmal über das andere zu sich selber sagte: Ich bin doch in meinem Leben schon in mancher Narrenkomödie gewesen, aber eine, die so erzdumm war, wie diese, habe ich doch nie gesehen. Sobald sie aber aus der Kirche heraus kam, war sie bis auf den Abend auf den Beinen, um in allen Häusern, in die sie, ohne Gefahr ausgespottet zu werden, hineindurfte, auszuforschen, was man darin über diese Installierung des Schulmeisters, über des Pfarrers Predigt und über des Junkers Benehmen allenthalben sage, und säumte dann nicht, als sie spät auf den Abend heim kam, an Sylvia zu schreiben und ihr alles zu berichten, was vorgefallen. Ihr Brief an sie lautete also:

Hochwohlgeborenes, gnädiges Fräulein!

Ich beeile mich, Ew. Gnaden ungesäumt zu berichten, was heute für eine Narrenkomödie in der Kirche von Bonnal gespielt worden. Der Junker ist am frühen Morgen mit seinem besten Wagen und mit mit einem Gefolge von Beamten, fast wie wenn er den Herzog bewillkommnen wollte, im Pfarrhaus von Bonnal aufgefahren. Ich glaube, wenn er für seine Bedienten eine Galalivree gehabt hätte, so hätte er sie dieselbe bei diesem Anlaß anziehn gemacht; da aber seine Knechte alle Kotlümmel sind, so hat diese Galaerscheinung nicht stattfinden können und sein Klaus und sein Rollenberger sind, wie gewöhnt, in sehr schäbigen Kleidern in die Kirche gekommen, in der dann der Junker seinen trefflichen Herrn Schulmeister vor dem Taufstein beim lieben Händchen genommen und ihn seiner Gemeinde als seinen besten Freund und als den großen Mann vorgestellt, der ihm helfen werde, die eingefallenen Mauern seines guten Jerusalems wieder aufzubauen.

Sie sagte ferner, wie der Pfarrer in der Predigt, eben wie der Junker, das Maul so voll genommen, und der guten Gemeinde, wie der Prophet Heftlimacher, verkündet und geweissagt, was der große Herr Leutnant aus ihren Bauernbuben und Bauernmädchen für wohlgezogene, vortreffliche, geistvolle und hochgelehrte Männer und Weiber zu machen gedenke, und wie, wenn sie diesem seinem guten Freund und Schulmeister an die Hand gehen und helfen würden, ihrem guten Dorf das Geld zum Dach hineinregnen und die gebratenen Tauben zum Maul hineinfliegen würden. In diesem Geiste sagte sie noch vieles, oder gar alles, was die loseste Zunge, die täglich aus allem

das Gift zu ziehen gewohnt ist, über Sachen und Menschen, die ihr verhaßt sind, zu sagen imstande ist.

Sylvia säumte nicht, diesen Brief noch am nämlichen Abend, da sie ihn empfing, Helidor'n in die Hand zu geben. Als er ihn gelesen, sagte er: Eine schlimmere Zunge habe ich doch nicht bald gesehen, sie macht beinahe Ihnen den Rang streitig. Ueber die Sache selber sagte er: Der gute Arner ist, wie ich Ihnen schon gesagt, in den Menschlichkeitsträumen unserer Tage verirrt und hat, wie es scheint, auch seinen Leutnant damit angesteckt; ich möchte fast denken, die Wunde, die der hinkende Mann auch am Kopf hat, habe Arnern geholfen, ihn zu verführen. Aber wie wird's den armen zwei Herren in der Ausführung ihrer Projekte gehen? Er setzte zuletzt noch lachend diese Bemerkung hinzu: Das adelige Kadettenkorps von * *, in dem der Leutnant nichts als reiten, tanzen, fechten, fischen, jagen und sich schlagen gelernt hat, scheint eben keine gute Vorbereitungsschule für Leute zu sein, die die Welt bis auf die hintersten Dorfwinkel hinab von den Uebeln, an denen sie, wie diese Herren nach ihren Träumerbegriffen sich einbilden, so unaussprechlich leidet, heilen wollen. Am Ende aber sagte er doch noch zur Sylvia: Ihre Eichenbergerin lügt indessen und verdreht, das fällt auf; ich sehe, daß sie über Arner und das ganze Wesen in Bonnal wütend ist. Das macht aber nichts. Man kann zu dem Sprichwort: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit noch hinzusetzen: „Auch wer recht wütend ist, sagt die Wahrheit.“ Schreiben Sie ihr, sie solle Ihnen auch forthin umständlich berichten, was in Bonnal vorfalle.

Sylvia säumte nicht, sogleich, als sie von Helidor wegkam, an die Eichenbergerin zu schreiben:

Gute Freundin!

Du hast jetzt eine vortreffliche Gelegenheit, Dich an Arner zu rächen und ihm den Schimpf, den er Dir in seinem Schlosse angethan, mit Zins und Kapital zurückzuzahlen. Ich habe Dich mit dem Mann, der in unserm Herzogtum alles vermag, in Bekanntschaft gebracht. Er faßt das ganze Narrenzeug, das Arner in Bonnal vorhat, wie Du ins Auge, und was für uns noch weit wichtiger ist, er sieht es nicht gern. Ich bin überzeugt, er hat etwas dagegen, das ihm wichtig ist.

Ich weiß zwar nicht eigentlich was, aber ich sehe klar, daß er froh ist, wenn alles das Wesen dumm und schlecht geht, und bin überzeugt, wenn er etwas dazu beitragen könnte, daß es recht dumm und recht schlecht ginge, so würde er es thun. Er hat mit einer Miene, die mir keinen Zweifel übrig läßt, zu mir gesagt, Du könnest vielleicht selbst etwas dazu beitragen, daß es noch dümmer und schlechter gehe, als wenn Du nicht dabei wärest, und Du solltest mir doch alles berichten, was vorfalle. Du siehst jetzt, wie ich Dich in der Welt hervorziehe. Das hättest Du doch in Deinem Leben nicht hoffen dürfen, daß Du so mit einem Mann, der der erste im Herzogtum ist, bekannt würdest. Du kannst noch zu Ehre und Ansehen kommen, mehr als

Du zu denken vermagst, wenn Du Dich recht brav hälst. Er hat zwar auch gesagt, Du hättest ein böses Maul, man dürfe nicht alles, was Du etwa sagst, für bar Geld anrechnen, aber er setzte gleich hinzu, das mache jetzt nichts, es springe in die Augen, Du seist recht empört über den schönen Junker, und wenn man über einen Menschen oder über eine Sache recht rasend sei, so sehe man ihre Fehler sicher ganz richtig und es ist mir ganz klar, daß er die Fehler dieser Sache gerne hört.

15. Man muß die Hilfe für die Erdenbewohner nicht beim Mann im Mond und die Hilfe für ein armes Dorf nicht beim Träumer in den Wolken, und mehr beim Mann, der zu Fuß durch den Kot geht, als bei dem, der zu Pferd über Berg und Thal reitet, suchen.

Doch wir müssen wieder zu Arner und Glülphi ins Pfarrhaus zurückkehren. Wir haben sie, eben da sie die Kinder mit ihren Eiern, Brötchen und Blumensträußen wieder heimschickten, verlassen.

Als sie so bei einander am Tisch saßen und der Hans schon wieder von dem alten Schulmeister, dem er sein Ehrenessen gebracht hatte, zurück war, sagte Arner zum Pfarrer: Lieber Herr Pfarrer! Unser Schulmeister ist jetzt eingesetzt und von dieser Seite ist wenigstens ein Anfang gemacht, etwas für unser armes Dorf zu thun, aber wie viel braucht es noch von anderen Seiten, wenn wir tief und mit Erfolg in das, was es wesentlich notwendig hat, eingreifen wollen.

Pfarrer. Es braucht freilich noch viel.

Junker. Und zwar viel, das nicht in unserer Hand liegt und nicht von uns abhängt.

Pfarrer. Das ist unstreitig.

Junker. Wenn wir zu diesem andern nur auch noch so viele Hilfe und Handbietung fänden, als zu unserer Schule!

Glülphi mischte sich jetzt ins Gespräch und sagte: Wir müssen diese Hilfe und Handbietung für unser Dorf vorzüglich bei den Personen suchen, die vorigen Sonntag Abend bei uns gewesen. Alles, was am Tisch war, stimmte ihm bei und sagte: Das ist gewiß, der Baumwollenmeyer und die Weiber, die vor acht Tagen bei uns waren, sind gewiß die tüchtigsten Leute, die wir im Dorfe finden könnten, um durch sie auf die innere Verbesserung der Haushaltungen hinzuwirken. Wir wollen sie auch diesen Abend zu uns kommen lassen, sagte auf einmal Arner und mehrere von denen, die am Tisch saßen.

Das geschah auf der Stelle. Der Pfarrer schickte sogleich seinen Hans zu ihnen hin, sie einzuladen; aber ehe sie kamen, redeten die Herren und Frauen über die Kinder und das Benehmen von einigen, denen sie nebst Eiern, Brötchen und Blumensträußen zu trinken gegeben. Die Frau Pfarrerin sagte, sie habe zwischen die Freude hinein, die ihr dieser Auftritt gemacht, dennoch einiges sehr Unangenehme bemerkt. Alle und insonderheit Glülphi, und zwar mit einer Art von Aengstlichkeit, deren er sonst nicht gewohnt war, fragten sie jetzt, was das sei.

Sie erwiderte: Es haben sich offenbar etliche Kinder von den andern getrennt und sich allerhand Sachen, die die andern nicht hören sollten, in die Ohren geflüstert. Auch habe sie in dem Kabinettchen ihrer Stube, wo sie niemand vermutet, mit ihren eigenen Ohren gehört, daß eines dem andern erzählt, sein Vater und seine Mutter hätten ihm daheim schon gesagt, sie wüßten nicht, was das sei, daß man so ein Wesen mit der neuen Schuleinrichtung treibe, und was man damit suche, daß man sie so flattiere; sie sollten sich inacht nehmen und nicht alles glauben, was man ihnen sage; es sei nicht alles Gold, was glänze; aber sie sollten doch auf alles, was man ihnen sage, acht geben und ihnen alle Abende erzählen, was sie immer in der neuen Ordnung dieser Schule sehen und hören würden.

Die Frau Pfarrerin war eben noch bei dieser Erzählung, als der Baumwollenmeyer mit seiner Schwester, der Gertrud und der Reinoldin in die Stube hineintrat. Glülphi, der schon über das, was er selber ähnliches an den Kindern bemerkt, etwas ängstlich war, wurde über das, was jetzt die Frau Pfarrerin erzählte, noch mehr betroffen. Auch auf Arner und den Pfarrer machte es einen unangenehmen Eindruck, aber der Baumwollenmeyer sagte ihnen gerade heraus, sie sollten das nur nicht so hoch aufnehmen, es werde dergleichen noch viel anderes und noch viel wichtigeres begegnen.

Was die Herren am meisten schmerzte, war, daß, wie es schien, im Dorf niemand glauben wollte, sie handelten in dem, was sie für das Volk thaten, aus gutem Herzen, und man schreibe ihnen selbstsüchtige Absichten zu.

Darüber sagte der Baumwollenmeyer: Aber wie können Sie denken, daß es in einem Dorf, in dem sich vielleicht fast ein halbes Menschenalter kein Mensch um den andern ein Haar kümmerte und bald ein jeder das halbe Dorf aufgeopfert hätte, wenn er geglaubt hätte, sich dadurch einen Vorteil verschaffen zu können, es anders kommen könnte? Wenn Sie diesen Zustand der Dinge ins Auge fassen, so muß es Ihnen einleuchten, daß es fast unmöglich ist, daß in einem solchen Dorf ein Mensch dem andern etwas Gutes zutrauen könne. Er sagte ferner, zu diesem Mißtrauen gegen alles bessere, das schon im Dorf eingewurzelt sei, komme noch, daß die Hummelsgeschichten bei den meisten Dorfmatadoren dahin gewirkt, daß sie jetzt nicht blos mißtrauisch und furchtsam, sondern noch zum voraus erbittert gegen alles seien, was der Junker thue und vorhabe, und dann habe der alte Sauerteig der Religionszänkereien, die seit dem Pfarrer Flieginhimmel ins Dorf gekommen, dieses Mißtrauen und diesen Widerwillen gegen alles neue auf den höchsten Gipfel gebracht.

16. Große Verirrungen der menschlichen Selbstsucht in Rücksicht auf den gesellschaftlichen Begriff des Gemeinguts.

Auch das Mareili und die Gertrud mischten sich jetzt ins Gespräch und sagten gerade heraus, einige von den Matadoren im Dorf

würden, so lange noch ein Tropfen Blut in ihren Adern fließe, nicht verzeihen, daß sie unter der Linde neben dem Vogt als Schelme und Diebsleute hätten dastehen und den Bettelmann Niggeli und seinesgleichen um Verzeihung bitten müssen, daß sie mit dem Gemeingut übel gehaust. Das ist gewiß, sagte jetzt der Meyer, diese Burschen haben in ihrem Leben nicht geglaubt, daß das Gemeingut den Bettelmann Niggeli und seinesgleichen etwas angehe.

Das glaub' ich wohl, erwiderte Glülphi, die Welt ist sich allenthalben gleich, und es würde mich wundern, wenn Dorflumpen, wie diese Vorgesetzten sind, das Gemeingut anders ansehen würden, als dieses in so vielen andern und größern Orten der Fall ist. Er brachte dann noch das Exempel der Herren von Krehwinkel an, die von Vater auf Sohn hinab so gewohnt waren, das Krehwinkel-Gemeingut als ihr eigenes Gut anzusehen und zu benutzen, daß sie sogar gemeiner Krehwinkelbürgerschaft durch eine Ratserkenntnis verboten, dieses Gut ferner in einer öffentlichen Verhandlung Stadtgut zu nennen, sondern dasselbe mit dem Namen Herrengut oder Ratshausgut zu betiteln.

Die Herren begriffen jetzt freilich, daß bei solchen Vorgesetzten-Begriffen über das Gemeingut unter den Dächern von vielen großen Häusern die Leute eben nicht allgemein gut für Arner gestimmt sein könnten, und wunderten sich auch nicht darüber, als die Reinoldin erzählte, des Geschwornen Hügi Frau habe den Blumenstrauß, den ihr Kind aus dem Pfarrhaus heimgebracht, sogleich zum Fenster hinaus auf den Mist und seine zwei Brötchen ihrem Hund und ihrer Katze dargeworfen.

Auch darüber verwunderten sie sich nicht mehr, daß der Speckmolch, da ihm sein jüngerer Bub sagte, wie lustig sie auf des neuen Schulmeisters Gesundheit getrunken, ihm geantwortet, er wollte lieber, er hätte seinen Stieren und Kühen im Stall auf ihre Gesundheit getrunken, als auf die des Narrenschulmeisters . . . . Sie hörten noch einige solche Aeußerungen, die die innere böse Stimmung vieler Lumpen im Dorf gegen alles, was sie vorhatten, bekundeten.

17. Alles Streben der Menschen fordert neben seinem innern Geist noch eine Anordnung und Sicherstellung seiner äußern Mittel.

Aber es war dem Glülphi schon eine Weile unbehaglich, diese Aeußerungen zu hören und er sagte: Was hilft uns, dieses Narrenzeug alles zu wissen? Es ist jetzt nur die Frage, wie wir es machen müssen, um allmählich genugsamen Einfluß zu bekommen, um nach und nach diese böse Stimmung im Dorf zu ändern. Darauf sagte der Baumwollenmeyer, es komme in dieser Sache nicht darauf an, daß viele Leute sich darein mischten, sondern darauf, daß die, die sich darein mischen, die rechten seien. Er meinte, je stiller man mit der Absicht, den Haushaltungen des Dorfs aufzuhelfen, thun werde, desto besser werde es gehen. Er sehe freilich voraus, daß die Sache in

verschiedenen Rücksichten Schwierigkeiten haben werde, aber unmöglich sei sie doch nicht, und es walteten einige Umstände im Dorf vor, die, wenn man sie mit Liebe und Thätigkeit benutze, die Endzwecke des Junkers durch sich selbst befördern würden.

Arner und der Pfarrer fragten, was er eigentlich für Umstände meine. Er antwortete: Die Not und das Elend, das im Dorf ist, hilft an sich sehr dazu, daß hundert und hundert Menschen selber zeigen werden, daß sie vieles anders wünschen, als es ist, und dann ist das, was wir suchen, so offenbar dieser Leute ihr Vorteil, daß viele von ihnen, sobald sie einmal einsehen werden, daß es ihr Vorteil ist, von selbst zu dem, was wir wünschen, Hand bieten werden.

Der Junker wollte hieran einen Augenblick zweifeln, aber das Mareili sagte zu ihm: Sehen Sie nur, wie es, seitdem Sie den Spinnerkindern zehntfreie Aecker versprochen mit dem Baumwollenspinnen besser geht. Der Junker lachte und sagte: Das ist aber ein erkauftes Rechtthun. Das Baumwollenmareili lachte auch und sagte: Freilich, aber wenn man das Gute will, muß man sich oft dazu verstehen, es zu kaufen und manchmal noch recht teuer. Nun, wenn's nur bessert, ich will manchmal hie und da etwas dafür zahlen, sagte der Junker.

Man redete noch eine Weile über die Mittel, die Leute dahin zu bringen, das zu thun, was ihr eigner Vorteil ist. Das Mareili sagte noch: Viele haben es damit wie das liebe Vieh, es geht kein Stier und kein Pferd von selbst an den Pflug und an den Wagen, sie wollen daran angeschirrt und darin angeführt sein; wenn sie dann aber nur brav ziehen und fahren, so hat man alles, was man von ihnen fordern kann.

Es lachte jetzt alles über den Gedanken, daß so viele Leute auch zu dem Guten, daß man von ihnen wünsche, angeschirrt und angespannt werden müßten, und daß man, setzte Glülphi hinzu, oft noch eine gute Geißel dazu brauchen müßte. Der Gertrud aber wollte diese Vergleichung mit dem Anschirren und Anspannen nicht gefallen. Sie sagte: Es gibt aber Gottlob doch auch noch Leute, die das gute Joch des Rechtthuns selber gern an den Hals nehmen oder doch wenigstens nicht auf diese Art angeschirrt werden müssen.

Darin gab aber auch jetzt der Gertrud alles Recht, und alles fühlte, die höhern Beweggründe der Liebe und des Glaubens müßten hierin das Wesentlichste oder vielmehr alles thun, und alles gestand, daß durch das äußerliche Anschirren und Anspannen zu Rechtthun ewig nie eine wahre Vollendung des Guten zu erzielen sei.

Das Mareili fand das auch ganz richtig, sagte aber doch: Das ist dann des Herrn Pfarrers und des Schulmeisters Sache; unsereiner muß hingegen gar viel mit dem Anschirren und Anspannen zu thun haben, und das ist doch auch nicht zu verachten, wie wir es sehen, seitdem der Junker sie mit der Zehntfreiheit fürs Hausen und Sparen so angeschirrt hat, wie es ohne das damit ewig nicht gegangen wäre. Das Mareili fuhr dann fort zu rühmen, wie gut es jetzt mit dem

Spinnen gehe, und sagte, sie sind nicht nur sparsamer, sie treiben sogar Hoffart mit ihrem Garn und zeigen mir Woche für Woche recht stolz, wie sie es mir jetzt besser machen.

Es ist gut, sagte jetzt Gertrud, daß ich Dich kenne und weiß, daß Du nicht dazu gemacht bist, die armen Spinnerleute im Dorf hoffärtig zu machen, sonst müßte ich Dir sagen, es ist imgrund für den wahren Segen einer Haushaltung nichts dabei gewonnen, wenn sie aus einer liederlichen Lumpenhaushaltung eine geizige und eine hoffärtige Haushaltung wird; aber ich kenne Dich, Mareili, und weiß, daß Du das besser verstehst als ich, und bei Deinen Spinnerleuten besser zu verhüten imstande bist, als ich es wäre..

18. Das äußerste Bedürfnis in der innern Reinheit aller Dorfverbesserungsmittel und das äußerste Hindernis derselben in der bürgerlich noch gesteigerten tierischen Selbstsucht unsrer Natur.

Indessen machte das Wort der Gertrud auf Glülphi abermal einen tiefen Eindruck. Er sah sie, sobald sie es ausgesprochen hatte, mit dem stillen Ernst der wahren Rührung an und sagte zu ihr: Dein Wort, die Beweggründe zum Spinnen bei Deinen Kindern nicht aus Geiz und Hoffart hervorgehen zu machen, ist mit Deinem großen Wort: Aller Unterricht, der von der Sünde ausgeht, ist verflucht, die nämliche Sache und sagt nichts anders als: Aller Erwerb, der von der Sünde ausgeht und zur Sünde hinführt, ist mit dem Unterricht, der davon ausgeht und dahin führt, im nämlichen Falle.

Gertrud widersprach nicht und Glülphi fuhr fort: Du meinst also auch, alle Mittel, den Haushaltungen im Dorf aufzuhelfen, die von Selbstsucht und Leidenschaft ausgehen und hinwieder zu Selbstsucht und Leidenschaft hinführen, könnten im Grunde nichts helfen?

Von dieser Seite, sagten Arner und der Pfarrer, kann man den Endzweck, einem verdorbenen Dorf wieder aufzuhelfen, nicht schwer genug ins Auge fassen, und ich möchte bald fragen, sagte Arner, wie darf ich Hand daran legen und wer darf Hand daran legen? — Auch Glülphi sagte: Wer darf nun Dorfschulmeister werden, wenn er fürchten muß, daß jeder seiner Fehler seinen Schulkindern zum Unsegen, oder wie Du sagst, sogar zum Fluch werden kann?

Gertrud war über den Ernst und die Aufmerksamkeit, mit der ihr Wort aufgenommen war, betroffen, saß ein paar Augenblicke beschämt und errötet da, faßte sich aber bald wieder zusammen und sagte mit einer Würde, die die innerste, höchste Erhebung ausdrückte: Des Menschen Thun ist nichts; er muß auf Gott vertrauen und mitten in seiner Schwäche und in seinen Fehlern auf Gottes Segen hoffen. Ich habe es erfahren: Gott ist in den Schwachen mächtig. Wer es redlich meint und mitten in seinen Schwächen das Gute fördert und sucht, so gut er es vermag, den segnet Gott, der oft in seiner Liebe wunder=

bare Folgen der Fehler aufhebt, die die Menschen in ihrer Schwäche täglich machen.

Diese Worte der Gertrud gingen den meisten Personen, die da waren, ans Herz, daß ihnen die Thränen in den Augen standen. Eine Weile war alles still. Arner unterbrach die Stille und sagte zu Gertrud: Du hast uns getröstet und erhoben; wir wollen mit Vertrauen auf Gott zusammenstehn und, wie Du sagtest, für unsern Zweck thun, was wir können.

19. Hauptfragen, auf die es bei einem ernsten Versuch, auch nur das niederste Dorf in eine bessere Ordnung zu bringen, ankommt, mit fortdauernder Darlegung der Hindernisse, die die gesteigerte tierische Selbstsucht dem Wesentlichen solcher ernsten Versuche in den Weg legt.

Sie gingen jetzt noch auf das Einzelne, was in ihrer Lage zu thun sei, ein. Es schien ihnen, daß es bei dieser Untersuchung auf folgende zwei Fragen ankomme:

1. Welches sind die Haushaltungen im Dorf, von denen man vorzüglich hoffen darf, daß sie die Handbietung zu einer bessern Hausordnung mit gutem Willen annehmen werden?
2. Was für Menschen im Dorf sind willig und fähig, uns zu dem, was wir zu erzielen suchen, Hand zu bieten?

In Rücksicht auf die erste Frage erwiderte der Meyer: Ich darf sicher annehmen, von den Spinnerhaushaltungen, die bei meiner Schwester keine Schulden haben und die, wenn sie genötigt sind, solche machen zu müssen, selbige schnell und sorgfältig wieder zurückzuzahlen suchen, sind auch die, denen man ihrer Fehler halber, sie zu bessern, am leichtesten an den Leib kommt.

Seine Schwester nannte auf der Stelle fünf bis sechs solcher Haushaltungen, von denen sie sicher sei, auf sie jeden Einfluß, den man wünsche, zu haben, um ihre Haushaltungen im allgemeinen in eine bessere Ordnung zu bringen.

Ueberhaupt fanden sie, wenn bei armen, liederlichen und unordentlichen Leuten nicht noch Hochmut und Frechheit hinzuschlügen, so hätten sie im allgemeinen fast immer noch ein weiches Herz im Leibe, und ließen sich gewöhnlich auch recht gern einen guten Rat geben, wenn sie gefehlt hätten; aber wo das Gegenteil der Fall und Liederlichkeit und Unordnung noch mit Hochmut und Frechheit gepaart sei, da seien die Leute denn eigentlich ausgeschämt und sicher die letzten, von denen man hoffen könne, etwas zu ihrer wirklichen Besserung auszurichten.

Alles stimmte hierin dem Mareili bei; nur der Meyer bemerkte noch, man müsse diejenigen, die hierin die letzten sein würden, nicht unter den Armen suchen. Darüber sagte Arner lachend: Du meinst doch etwa nicht, daß man diese letzten vorzüglich unter den Reichen suchen müsse? Das nicht, erwiderte der Meyer, wohl aber unter den Dorfmeistern, die die Herzensverhärtung ihres Hochmuts und ihrer

Frechheit bei aller Unordnung und aller Liederlichkeit durch ihre Stellen und so viel als von Amtswegen steigern und höher treiben können, als alle übrigen Reichen und Armen im Land.

Der Junker wollte ihm im Anfang widersprechen und sagte, er glaube, beides, der Bettelhochmut und die Bettelfrechheit, sowie der Vorgesetztenhochmut und ihre Frechheit hätten in Rücksicht auf die Verhärtung des Herzens ungefähr die nämliche Wirkung. Der Meyer aber erwiderte, es finde hierin ein sehr großer Unterschied statt. Freche und hochmütige Menschen, die vermöge ihrer Stellung, ich möchte sagen, eigentlich von Amtswegen und auf ihre Eide hin gegen gemeine Menschen, die bei ihnen Recht zu suchen oder gegen sie die Wahrheit zu behaupten genötigt sind, Gewalt brauchen und der Unschuld, die wider sie zeugt, wie sie wollen, das Maul stopfen können, solche Leute sind in Rücksicht auf die höchsten Reize zur äußersten Verhärtung des Herzens in einer Lage, in welche ein armer Mann im Land und auch ein reicher, der außer Amt und außer öffentlichem Einfluß steht, sehr selten das Unglück hat, zu kommen. Die Reize hiezu sind indessen in diesen Lagen so groß, daß ich wenigstens im Umfang meiner Lebenserfahrungen und in dem Bauern- und Dorfkreis, den ich allein zu beobachten die Gelegenheit hatte, noch wenige Menschen gefunden, die ihm ganz zu widerstehen vermochten und unter den ihnen untergeordneten Mitmenschen ganz mit dem milden Sinn der Unbefangenheit und Anmaßungslosigkeit umhergingen, den ein jeder Mensch, der nicht in einer öffentlichen Stellung lebt, so leicht in sich selber erhalten kann.

Arner widersprach ihm nicht mehr, sagte ihm aber doch: Es dünkt mich, Du fassest die Oberbauern in Deinem Dorf doch ziemlich streng ins Auge. Der Meyer erwiderte: Wenn mir mein Dorf und die Nachkommenschaft darin wahrhaft, wie sie es soll, am Herzen liegt, so darf ich nicht anders, ich muß diese meine Oberbauern, wie Sie sie nennen, in Rücksicht auf ihre Herzensverhärtung als die letzten ansehen, die sich auf einen bessern Weg werden leiten lassen.

Der Meyer wollte am Ende sich seiner Ansicht halber entschuldigen und sagte noch: Gnädiger Herr! Es mag an andern Orten anders sein, aber bei uns haben unsere Oberbauern unter der Leitung des Hummel, von dem Sie uns endlich erlöst haben, mit Hilfe der Schreibstube im Schloß und selber durch Einmischung des damaligen Herrn Vikars allen Fundamenten unsers alten Dorfsegens und unsers stillen, frommen, häuslichen Lebens vollends den Hals gebrochen und ein verruchtes, verfängliches Kunstbenehmen in alles Privat- und öffentliche Leben des Dorfs hineingebracht, daß, wenn Sie, gnädiger Herr, der Hauptquelle unsers Unglücks nicht Einhalt gethan hätten, wir bis auf heute nicht daran denken könnten, auch nur einen Schritt zu einer wahren Verbesserung der Lage unsers Dorfs thun zu können. Es ist unwidersprechlich, wenn Sie uns hierin nicht geholfen hätten, so würden wir mit allen unsern Bemühungen unter diesen Umständen nichts

anderes thun, als leeres Stroh dreschen. Aber gottlob, es ist jetzt ja anders, war das letzte Wort, das der Meyer hierüber sagte.

Und wie aus einem Munde wiederholte alles, was am Tisch war, das Wort: Gottlob, es ist jetzt ja anders. — Und man kam sogleich wieder auf die Frage, welches denn diejenigen Haushaltungen im Dorf seien, von denen man vorzüglich hoffen dürfe, daß sie die Handbietung zu einer bessern Hausordnung mit gutem Willen annehmen würden.

20. Ein guter Boden für die Dorfverbesserung, wo man ihn nicht leicht suchte.

Hierüber sagte das Mareili: Ich glaube, daß wir den besten Boden für das, was wir suchen und wünschen, an einer Stelle finden werden, an die niemand so leicht denkt. Natürlich fragten jetzt alle, was und wo denn dieser beste Boden eigentlich sei.

Das Mareili nannte vor allem die Haushaltung des gehängten Uli und sagte: Seit dem Unglück ihres Mannes lebt seine Frau in ihrer Stube, wie die stillste, bravste Klosterfrau in ihrer Zelle. Ich gehe zuzeiten zu ihr, und ich kann nicht sagen, welch einen rührenden Eindruck diese Frau auf mich macht; es ist, wie wenn sie von der ganzen Welt außer ihrer Stube nichts mehr wisse, und mit ihren Kindern redet sie vom Morgen bis am Abend nichts als vom Beten und Arbeiten. Es fuhr fort: Auch des Rickenbergers Haushaltung ist in diesem Fall. Jenes Kind sah in seinem weißen Kleid aus wie ein Engel und ist in seinem Herzen ein wirklicher Engel. Es schwebt auch auf seiner Mutter und auf allen seinen Geschwistern eine Art von Wehmut, die mir immer zu Herzen geht, wenn mir eins von ihnen vor die Augen kommt, und es ist auch nicht möglich, daß eine Haushaltung stiller, frommer und fleißiger sein könne als diese. Auch die Geschwister der hingerichteten Lismergritte gehören zu den bravsten, eingezogensten und fleißigsten Arbeitern, die ich habe, und doch war diese Haushaltung vor ihrem Unglück eine der schlechtesten und leichtsinnigsten im Dorf; aber seither lassen sich die Mutter und die Geschwister fast vor keinem Menschen mehr sehen. Sie bringen mir ihr Garn, damit sie niemand sehe, immer zwischen Feuer und Licht und an Tagen, wo mir sonst niemand Garn bringt.

Diese Aeußerung erregte allgemeine Rührung und Aufmerksamkeit. Man wunderte sich im Anfang der Vorzüglichkeit dieser unglücklichen Haushaltungen; aber bald vereinigte sich alles mit der Aeußerung des Pfarrers: Diese Haushaltungen sind durch das Unglück, das sie getroffen, allerseits dahin gebracht worden, daß sie Jahre lang in herzzerschneidenden Gefühlen lebten und von Kränkung, Betrübnis und Sorgen so stark und so tief litten, daß sich fast notwendig in ihrem Innersten ein heiliger Ernst entfalten mußte, der nicht anders als dahin wirken konnte, die Schwachheitsgelüste der Thorheit dieser Welt und ihrer Sinnlichkeit still zu stellen und dagegen die höhern Kräfte

der Anstrengung, der Selbstüberwindung und mit ihnen den Segen und die Unschuld eines selbstsuchtlosern, bessern Lebens zu erzeugen.

In dem Augenblick dieser Aeußerung schlug Gertrud ihre Augen nieder und eine Thräne floß über ihre Wangen. Der Pfarrer bemerkte es, nahm ihre Hand und sagte zu ihr: Liebe Gertrud, Du denkst in diesem Augenblicke an das Unglück, in dem Du selber gelebt. Sie erwiderte: Wie konnte ich anders? Ich war eine lange Reihe von Jahren in Lagen, in denen ich das äußerste Elend, in welches diese Haushaltungen versunken, eben wie sie gefahrte, und ich kann nicht anders, als mir selber gestehen, ich danke die wenige Kraft, die ich hatte, meiner Haushaltung unter diesen Umständen zu sein, was ich ihr sein sollte, dem Drange dieser Tage und den Leiden und Sorgen, die ich täglich hatte, bis uns Arner Hilfe schaffte.

21. Die Zeitabschwächung unsrer durch Sinnlichkeit verdorbenen Einbildungskraft im Zusammenhang mit unsrer Neigung zur Gemächlichkeit des Lebens, zum Bilderdienst, zum Sektengeist und den damit innig verbundenen Fehlern des Mißtrauens und der Verleumdungssucht; ebenso der Zusammenhang des Zeitübels unsrer Nervenschwäche mit schwächerer oder stärkerer Teilnahme an dem Luxusverderben unsrer Zeit und der großen Steigerung des Lumpenlebens, in welches die große Mehrheit unsers Volks bis auf die niedersten Dörfer hinab in ihrer häuslichen und bürgerlichen Abschwächung versunken ist.

Glülphi und Gertrud sagten sich die paar Worte, die sie eben redeten, mit einer Sorgfalt und Stille, daß sie niemand anders hörte, und die Unterredung lenkte sich sogleich wieder allgemein auf die Nachforschungen, was für Haushaltungen im Dorf seien, von denen man sich am meisten Hoffnung machen dürfe, daß sie vorzüglich und leichter als die anderen in das Gleis eines bessern häuslichen Lebens einzulenken seien. Bei dieser Nachforschung nahm jetzt der Pfarrer das Wort und sagte: Auch von des Pfarrers Flieginhimmel Anhängern sind viele sehr eingezogen und still; aber ihr Mißtrauen gegen jedermann, der nicht ganz wie sie denkt und das Wörtliche und sinnlich Belebte ihrer Betansichten und Religionsausdrücke nicht ganz mit ihnen teilt und völlig wie sie ausspricht, schließt ihr Herz vor sehr vielen Menschen zu, die ihre Religion geist-, herzens- und ausübungshalber kraftvoller, gediegener und probehaltiger in sich selbst tragen.

Der Baumwollenmeyer bemerkte hierüber, das Hauptübel, das einige von diesen Anhängern des alten Pfarrers von andern Leuten trenne, liege nicht so sehr in ihren Meinungen, als in ihrer Neigung zur Bequemlichkeit. Der Pfarrer fand diese Bemerkung ganz richtig und äußerte sich darüber, die Sucht zur Bequemlichkeit und Trägheit, die er unter den Anhängern dieses Mannes allgemein angetroffen, hänge innig mit den Verirrungen der Einbildungskraft zusammen,

welche der religiöse Bilderdienst so leicht veranlasse. Er sagte: Sie kaufen sich, da sie in unserm Dorf reformiert sind, freilich keine gestochenen und gemalten Bilder, aber sie tragen alle religiösen Ansichten, die sich bildlich denken lassen, so verhärtet in ihrer Einbildungskraft in sich selbst herum, daß ihr Seelenzustand in dieser Rücksicht viel schlimmer ist, als derjenige von Leuten, die gestochene und gemalte Bilder nur in die Hände nehmen und vor Augen halten, indessen diese sie, eben weil sie ihre Ansichten an nichts Aeußerliches knüpfen, das Verderben ihrer Einbildungskraft dadurch weit höher treiben als die andern und sich dadurch auch weit stärker abschwächen. Ihre allgemeine Neigung zur Bequemlichkeit sei eine unzweideutige und offenbare Folge der innern Abschwächung der Kräfte ihres Geistes, ihres Herzens und ihrer Hand, die durch das zum Aberglauben und zu einer Art von Abgötterei hinführende Imaginationsspiel, das sie in dieser Stimmung mit dem Höchsten und Heiligsten treiben, erzeugt werde. Dieses Spiel aber hebe seiner Natur nach das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte und zwar zugunsten der Traumsucht gegen die Eindrücke der Realität ganz auf und könne nicht anders, als bei der größeren Menge der schwächern Menschen zu einer sittlichen, geistigen und physischen Indolenz hinführen, müsse aber zugleich eine Menge Menschen von mittlern Kräften zu einem Sinn eines bösen maulbrauchenden Intrigierens für ihre Meinungen hinlenken, und endlich diejenigen von ausgezeichneten höhern Kräften zu einer fanatischen Anstrengung hinführen, in welcher sie sich selbst und alles in der Welt dem Traumbild ihres Imaginationsspiels und ihrer daraus herfließenden Meinungen und Ansichten mit der größten Herzlosigkeit und Gewaltthätigkeit aufzuopfern in den Stand kommen. In unsern Dörfern, setzte der gute Pfarrer hinzu, hat dieses fromme Imaginationsspiel, das mein Vorfahr zu uns gebracht, nur auf einige schwächere Menschen und zwar meistens weiblichen Geschlechts eigentlich tief eingegriffen, und ich kenne auch nur den Hartknopf, der sich, zum Glück auf eine sehr dumme Art, zum Intriganten dieser Meinungen erhob; zum höhern und weit greifenden, gefährlichen Fanatismus ist es bei uns gar nicht gekommen.

Auffallend dagegen, setzte er hinzu, ist es, wie die schwachen Anhänger, die dieser Mann uns hinterlassen, die wirkliche Thatkraft zu allem Edeln und Guten in sich selbst abgeschwächt haben. Ehe dieser Pfarrer in unser Dorf kam, war dasselbe, nach dem Zeugnis der ältesten Männer, ein frommes, braves, arbeitsames Dorf, ohne daß man dabei viel Wortwesens über Religion und Religions-Gegenstände machte, aber seitdem habe das Träumen und Schwatzen über die Religion und Religionsmeinungen dem kraftvollen, alten Sinn der Religion und dem mit ihm innig verbundenen ebenso kraftvollen, alten Pflichtleben des Volks im höchsten Grad Schaden und Nachteil gebracht und dagegen dem Fortschritte des Unglaubens und des Lumpenlebens, das unter dem Hummel Mode geworden, sehr aufgeholfen. Die Leute, sagte er ferner, die Anhänger der Meinungen dieses alten Pfarrers

geblieben, seien zwar auch jetzt noch gutmütige Menschen, die durchaus nicht dem Guten eigentlich abgeneigt seien, aber ihre Schwäche mache sie gegen alles und gegen alle guten Menschen, die nicht in der Modefarbe und in der Modeform ihres eignen Guten vor ihnen erschienen, mißtrauisch und ihre Schwäche gebe ihnen eine stille, aber belebte Neigung zum Verleumden und eine böse, splitterrichterliche Zunge gegen alles Gute, das nicht ihre Form habe und bringe sie dahin, ihre Urteile bei allem Schein von Demut mit großer Härte als wirkliche Verdammungsurteile auszusprechen.

Er sagte noch besonders in Rücksicht auf ihre Neigung zur Bequemlichkeit, daß, wenn sie durch die Folgen derselben in Not und unbequeme Lagen gerieten, die Gemütsruhe, die sie, so lange sie sich bequem pflegen könnten, als einen Beweis einer göttlichen, innern Seelenruhe an sich rühmten, sich in ihnen schnell verwirre und dagegen eine Schwachheitsunruhe eintrete, die ohne ihresgleichen sei und die bei gemeinen Christen, die ohne solche hohe Religionsauszeichnungen und Vereinigungen lebten, nicht stattfinde.

Es war niemand am Tisch, der über diesen Schwachheitszustand der Anhänger dieses Pfarrers nicht auffallende Beispiele wußte. Der Pfarrer brachte besonders das von der kranken Kienastin an, die bei ihrer Herzensgüte durch das Spiel der Einbildungskraft, in der sie ihre Religions-Ansichten und Meinungen in sich selber staunend und träumend herumtrug, durch einen großen Teil ihres Lebens unglücklich geworden, aber am Ende ihrer Tage, das wahrscheinlich nahe sei, dahin gekommen, das Unglück ihrer diesfälligen Verirrungen und Irrtümer einzusehen und zu bereuen. So wie sie, seien auch die meisten Anhänger dieses seines Vorgängers imgrund ihres Herzens innerlich wohlgemeint, und er hoffe, wenn einst die Schulen diesen Leuten die innere kraftvolle Handbietung, die sie zu erzielen suchten, geben würden, so werde sich auch ihre Neigung zu einem überwiegenden Spielwerk ihrer Imaginationskraft und in der Folge auch diejenige zu ihrer Bequemlichkeit allmählich verlieren.

Je mehr die Herren ins Umständliche ihrer Nachforschungen eindrangen, desto mehr fanden sie Haushaltungen in ihrem Dorf, von denen sie Hoffnung haben durften, man werde ihnen auf diese oder jene Weise zu ihrer Besserung näher kommen können; sie fanden sogar, daß auch in den Haushaltungen von einigen reichen, alten Bauern, die aber unter dem alten Lumpenleben von den Dorfmatadoren als Esel- und Kuhbauern verschrien und hintenangesetzt worden, noch gar viel Gutes vom alten Leben des Dorfs übrig geblieben, und der Baumwollenmeyer und seine Schwester behaupteten, sie seien nur unwissend, aber nichts weniger als kraftlos und ungeschickt, und desnahen gar wohl aus ihrer Beschränkung, in der sie mehr aus Furcht vor dem Bösen der neuen Zeit, als aus eigner Kraftlosigkeit stehen geblieben, heraus und in ein besseres Gleis zu bringen. — So lange beschäftigten sie sich über die erste Frage.

22. Auch in dieser Lage gibt der Bibelspruch Licht: Wer da sucht, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan.

In Rücksicht auf die zweite Frage, was für Menschen im Dorf willig und fähig sein möchten, ihnen zu dem, was sie zu erzielen suchten, Hand zu bieten, schienen die Herrn im Anfang wenig Hoffnung zu haben, und selbst der Junker und der Pfarrer meinten, sie fänden im Dorf nicht die Hilfe, die sie dazu nötig hätten; das Mareili hingegen äußerte sich, die Herren hätten dafür Mittel, wie vielleicht kein Dorf in der Welt. Auf die Frage, wie es das verstehe, erwiderte es lachend: Ihr Herrn, findet doch ein jeder Lumpenwirt, der es dahin bringt, daß der Dorfvogt, der Weibel und die Richter im Dorf viel bei ihm zusprechen und ihm in jedem Fall, wo es etwas einträgt, das Wort reden, in allen Gassen Leute, die alles thun, was sie nur können, um sein Wirtshaus in Aufnahme zu bringen, wie sollte es denn Euch, Ihr Herren, an Mitteln zur Erreichung Eurer guten Zwecke für unser Dorf fehlen können?

Der Junker fand diese Vergleichung sonderbar und sagte zwar lachend, aber doch nicht mit dem Anschein der völligen Billigung, zum Mareili: Wie kommst Du dazu, unsere Bestrebungen, Euerm Dorf aufzuhelfen, mit den Bestrebungen eines solchen Lumpenwirts zu vergleichen und uns fast zu winken, als ob die Mittel, die wir für unsere Zwecke in unserer Gewalt hätten und brauchen sollten, die nämlichen, oder doch wenigstens denen ähnlich seien, die ein solcher Mann für die seinigen hat und braucht?

Das Mareili schüttelte über diese Bemerkung nur den Kopf und sagte: Die Herren glauben ganz gewiß nicht, daß ich das, was ich gesagt, also verstanden habe. Ich meine, wenn in einem Dorf der Junker, der Pfarrer und der Schulmeister, die sämtlich Leute wie Sie sind, zusammenstehen, um einem Dorf aufzuhelfen, so haben sie dafür mehr Mittel in sich selbst, als sieben solche Wirte in den Dorfvögten und Vorgesetzten, die ihnen für ihre Zwecke beistehen.

Daran habe ich nicht gedacht, sagte der Junker, daß Du uns mit Deiner Vergleichung so viele Ehre erweisen wolltest; weil Du es aber so meinst, so muß ich Dir antworten, wenn wir bei allen Mitteln, deren wir, wie Du sagst, mehr in uns selbst haben, als sieben solche Wirte, Dich, Deinen Bruder und diese zwei Frauen nicht an der Hand hätten, so würden wir mit all unserm guten Willen nichts in Euerm Dorf ausrichten können, und dann muß ich leider noch hinzusetzen, wenn wir das ganze Dorf auslaufen würden, so würden wir doch keinen zweiten Baumwollenmeyer, kein zweites Mareili, keine zweite Gertrud und auch keine zweite Reinoldin finden. Aber weder der Meyer noch die Weiber wollten Leute sein, dergleichen man im Dorf nicht finde. Das Baumwollenmareili sagte sogar: Behüte uns Gott davor, daß wir dergleichen Leute seien. Es ist kein Mensch in der Welt so brav, daß man nicht noch einen bravern findet, wenn man ihn recht sucht.

Alles lachte jetzt über des Mareilis eifrige Rede, und Glülphi sagte: Bravo, bravo, Mareili! Es muß nie jemand der bravste sein wollen; es muß auch niemand mehr sein wollen, als er ist, und mehr haben wollen, als er hat. So wollen wir's jetzt auch machen. — Das Mareili verstand ihn nicht, aber blickte nur mit seinen großen Augen so gegen ihn hin, daß man deutlich sah, es hätte gern, daß er noch mehr sagte. Der Junker aber fragte bestimmt, was er damit meine, sie wollten es auch so machen. Er erwiderte: Wir haben nur einen Junker und einen Pfarrer, und es kommt keinem Menschen von uns ein Sinn daran, einen zweiten Junker oder einen zweiten Pfarrer zu wünschen, und so wollen wir jetzt auch mit einem Meyer, mit einem Mareili und mit einer Gertrud genug haben, und für einmal von diesen lieben Leuten allen keinen zweiten weder wünschen noch suchen.

Das Mareili und die Gertrud schlugen die Augen nieder und schwiegen ganz still; die Reinoldin aber sagte mutvoll und jugendlich freudig: Es soll an uns nicht fehlen; wir wollen helfen, wo wir können. Damit stand sie auf, bot dem Mareili und der Gertrud die Hand, und sagte: Ich bin jung, aber ich traue auf Euch und will Euch folgen in allem, was Ihr mir diesfalls ratet. Auch der Meyer äußerte sich bestimmt: Will's Gott, richten wir mehr aus, als wir jetzt selber glauben; es ist ein seltener Fall, daß ein Dorf die Hilfe findet, die wir uns von Euch, Ihr Herren, versprechen dürfen.

Wenn's nur auch nicht so gar schlimm in unserm Dorf aussähe, sagte jetzt noch der Junker. Auch der Glülphi erwiderte: Es ist wahr, es sieht im Dorf so schlimm aus, daß, wenn man ihm ein wenig nachsinnt, einem der Mut zu dem, was wir vorhaben, völlig entfallen könnte. Und sie konnten sich nicht enthalten, ihr Vorhaben noch eine Weile in diesem Sorge erregenden Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, und der Junker sagte noch: Wenn ich mir das Dorf, so wie es unter der Linde vor mir stand, vor Augen stelle, so ist es mir allemal, die Hoffnung, wir würden das, was wir suchen, ausrichten, verschwinde aus meiner Seele, und es fällt mir bei aller Hilfe, die ich weiß, daß wir sie von Euch haben werden, doch schwer, zu glauben, daß wir dem Vorhaben gewachsen seien.

Alles war einstimmig, die Ausführung ihres Vorhabens sei äußerst schwierig. Arner äußerte sich sogar in einem wiederkommenden mißmutigen Augenblick, ob es nicht der Fall sei, daß man das Dorf, wenigstens in Rücksicht auf die Alten, beinahe für unverbesserlich halten müsse. Dem widersprach Glülphi mit Lebhaftigkeit. Auch der Baumwollenmeyer und seine Schwester widersprachen dieser Ansicht und sagten, man müsse in der Welt keinen einzigen Menschen, geschweige ein ganzes Dorf für unverbesserlich halten. Gertrud, deren stiller Mut sich immer gleich bleibt, nahm das Wort und sagte: Nein, nein, unverbesserlich ist der Mensch nie; die Kräfte seines Geistes, seines Herzens und seiner Hand können beim Lumpenleben eines Dorfs wohl lahm und, wenn

ihr wollt, aussätzig werden, aber des Menschen Herz und des Menschen Kopf, wenn es schon, ich möchte sagen, in Hirn und Brust durch Umstände halb in Fäulnis gebracht werden kann, stirbt doch nie ganz in ihm aus. Der Mensch kann freilich eine Weile ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Vernunft und ohne Thätigkeit leben, aber die Kraft seines Glaubens, die Kraft seiner Liebe, die Kraft seiner Vernunft und seiner Thätigkeit stirbt doch nicht ganz in ihm aus, und wenn das bei einem einzelnen Menschen wahr ist, so ist es noch weit mehr bei einem ganzen Dorfe wahr. Wenn man nur von oben herab recht an das Gute, das im Menschenherzen ist, anklopft, so öffnet es sich gewiß.

Dieser Ansicht widersprach niemand, und es vereinigte sich alles in der Meinung, es komme gar nicht darauf an, daß sie im Anfang viele Leute fänden, die sich mit ihnen zu ihren Zwecken vereinigten, wohl aber, daß man es von oben herab wohl verstehe, die zu suchen, die in jedem Fall für das, was man notwendig hat, die rechten sind. Und der Leutnant sagte noch: Es ist sogar gut, daß jetzt unser nicht zu viel sind; es ist ein altes und ein wahres Sprichwort: „Wo viele Hirten sind, da wird nicht wohl gehütet.“ Es könnte für unsere Zwecke nichts verderblicher sein, als wenn sogar die Waschweiber beim Brunnen und die Maulbraucher in den Wirtshäusern zusammenstünden und sich erzählten, wie sie dem Junker an die Hand gehen wollten, sein verlumptes Dorf in Ordnung zu bringen.

Alle und selbst auch der Junker fühlten sich für ihre Zwecke wieder etwas mutvoller als vor einigen Augenblicken, und redeten jetzt mit mehr Unbefangenheit von den Schwierigkeiten und dem starken Widerstande, der ihnen bei ihrem Vorhaben von verschiedenen Seiten aufstoßen würde. Das Baumwollenmareili sagte, das Dorf mache sich die wunderlichsten Vorstellungen von dem, was der Leutnant mit seiner Schule und der Junker mit dem Dorf anfangen wolle. Die Reinoldin sagte, in ihrer Nachbarschaft fürchteten die Leute, der Schulmeister werde die Bettelbuben mit den Narrheiten, die er sie lehren werde, so hoffärtig machen, als nie ein Bauernbub' ob dem größten Stall voll Stiere und Kühe hoffärtig werden könne.

Ja, sagte der Pfarrer, mein Klaus hat mir diesen Morgen auch erzählt, der Sigrist habe gestern zu ihm gesagt, wenn der adelige und wohlgeborne Herr Leutnant ein halbes Jahr lang bei ihnen Schulmeister sein würde, so könne dann der Junker und der Pfarrer darauf zählen, die Bonnaler Buben würden vor ihnen keinen Hut mehr abziehen und keinen Scharrfuß machen, wie sie es bisher gethan. Der gute Sigrist habe noch hinzugesetzt, das sei vor altem doch so schön gewesen und der alte Junker und der alte Pfarrer hätten es so gern gesehen. Es lachte zwar alles über das Hutabziehen und den Scharrfuß, den der alte Junker und der alte Pfarrer so gern gesehen, aber der Baumwollenmeyer sagte, wenn es nur bei solchen Sigristenklagen über das Hutabziehen und den Scharrfuß machen, bleiben würde, aber er fürchte weit andere Auftritte, die der Neid und die Niederträchtigkeit einiger

Menschen im Dorf gegen alles Gute, was sie versuchen möchten, hervorbringen werde.

Ach wie doch die Menschen bis zur Verworfenheit niederträchtig und schlecht sind, sagte jetzt wieder der Junker. Aber Glülphi, vom Wort der Gertrud gestärkt, antworte ihm mit ernster Fassung: Das ist nur in großer Beschränkung wahr. Eigentlich darf man doch nie sagen, der Mensch sei niederträchtig und verworfen, man darf nur sagen, die Menschen, die durch Verwahrlosung, Sinnlichkeitsüberfüllung und Verkünstelung außer die Kraft und das Rechtsgefühl der Menschennatur hinausgeworfen worden, nur diese sind eigentlich niederträchtig und verworfen.

Er hatte das Wort kaum ausgesprochen, so erschallte gleichsam wie aus einem Munde: Ja, es ist wahr, die Menschen sinken nur durch Verwahrlosung, Ueberfüllung und Verkünstelung zur Niederträchtigkeit und Verworfenheit hinab. Dann aber erkannten sie auch eben so allgemein, die Verwahrlosung der größern Menge der Menschheit auf der einen Seite und die sinnliche Ueberfüllung und Verkünstelung auf der andern habe in unserer Zeit eine Höhe erreicht, die vielleicht, so lange die Welt steht, nie so groß gewesen. Sie redeten noch eine Weile von der Größe dieser Verworfenheit und Niederträchtigkeit, die sie in ihren Bestrebungen eigentlich zu fürchten hätten, und fanden, unter dem ärmern und arbeitenden Volk gebe es noch wenig Menschen, die man eigentlich mit dem Namen niederträchtig und verworfen bezeichnen dürfe. Der Meyer und Glülphi, die beide große und weitführende Lebenserfahrungen gemacht hatten, sagten einstimmig, Menschen, die man soweit als schlecht bezeichnen dürfe, hätten sie wenige unter denen gefunden, die außer ihrer Wohnstube nichts zu befehlen hätten, außer wenn sie von Leuten, die in Verworfenheit versunken, zu ihren Niederträchtigkeitsstreichen verführt worden. Aber leider gibt es unter einem tief versunkenen Volk, sagte der Leutnant, in allen Winkeln Hungerleider, die nach den Brosamen schnappen, die die verworfensten Menschen oft von den Tischen ihrer Niedrigkeit fallen lassen.

23. Armseligkeit, Schwachheit und Heiratsintrigen.

So oft der Junker die Gertrud sah, fragte er immer dem Hübelrudi nach, und wie es ihm mit der Meyerin gehe. Dies that er auch diesmal. Gertrud erwiderte wie das letztemal, sie könne eigentlich nichts sagen, die Meyerin erkläre sich nicht bestimmt darüber; daß aber die Vogtin fest im Sinne habe, allem aufzubieten, was ihr immer möglich, damit aus dieser Heirat nichts werde, daran zweifle sie keinen Augenblick; ihr böser Wille sehe ihr zu den Augen heraus, wenn man sie nur ansehe. Der Junker sagte: Geschehe in Gottes Namen, was wolle, aber es macht mich allemal verdrießlich, wenn ich daran denke, wie sich der Vogt in dieser Sache gegen mich benommen.

Dieser saß in diesem Augenblick bei einem Glas Wein bei seiner Frau in der Stube, die diesen Morgen auch in der Kirche gewesen

und seit dem Mittagessen ein Weites und Breites darob machte, was doch der Junker und der Pfarrer mit diesem Exerziermeister, den er zu ihrem Schulmeister gemacht, anfangen wolle. Der Vogt tröstete sich darüber mit dem Wort: Gottlob, daß das Schulwesen eine Sache ist, die nicht vor Audienz kommt. Ich verstehe gar nichts davon und wüßte nicht, was ich dazu sagen sollte.

Vogtin. Ich glaube bald, du wünschest, daß gar nichts vor Audienz komme, damit du über gar nichts deine Meinung sagen müssest.

Vogt. Du hast fast Recht. Die Audienzstube ist mir verleidet wie kaltes Kraut, und es macht mir Mühe, wenn ich dort über irgend etwas das Maul aufthun muß.

Frau. Wenn du nur auch außer der Audienzstube dein Maul über nichts wie ein Narr aufthun und nicht dummes Zeug schwatzen würdest, wie du letzthin beim Junker deiner Schwester halber gethan hast.

Ja, erwiderte der Untervogt, du mahnst mich eben recht daran, ich habe heute den Junker noch keinen Augenblick gesehen, und ich darf nicht anders, ich muß diesen Abend noch zu ihm.

Frau. Thue doch etwas Gescheiteres, das ist gar nicht notwendig.

Vogt. Doch, doch, ich darf nicht anders; er könnte meinen, was dahinter stecke, daß ich nicht zu ihm komme.

Frau. Meine er, was er wolle, bleib' du jetzt ordentlich zuhaus; du könntest ihm noch einmal versprechen, du wolltest das Deinige dazu beitragen, daß der Bettelrudi deine Schwester zur Frau bekomme.

Vogt. Ich hab' ihm das nie versprochen.

Frau. Sag' das nicht. Du hast es vielleicht nicht im Sinn gehabt, zu halten, das traue ich dir noch zu, aber versprochen hast du es sicher.

Vogt. Ah, deine Schwester bekommt, wie es scheint, den Ochsenfeist doch nicht.

Die Ursache aber, warum der Vogt dieses sagte, ist folgende: Der Ochsenfeist, dem die Untervögtin ihre Schwägerin zugedacht, hatte vor ein paar Tagen vernommen, daß der Bettelbub, der Hübelrudi, sich um sie bewerbe und daß das ganze Dorf von diesem Gerede voll sei. Als er das vernahm, stand er eben unter seiner Hausthür. Er blieb, da er das hörte, wohl eine Viertelstunde unter der Thür stehen und hatte das Maul vor Verwunderung offen; denn er konnte nicht begreifen, daß ein Mensch, dem er mehr als einmal, wenn er in seinem Dorf gemetzget, etwas Abgehendes zum Almosen gegeben, ihm bei einer Heirat in den Weg kommen könne. Als ihm aber endlich das Maul wieder zufiel, wurde er so wild, daß er eine Weile nicht wußte, was er machte und sich, damit er wieder zu sich selber komme, zum Essen und Trinken hinter den Tisch setzen mußte. Dadurch brachte er sich wieder so weit zu sich selber, daß er zu dem Schulmeister gehen und ihm dann folgenden nachdrücklichen Brief an die Untervogtin angeben konnte.

Band IV Nr. 77 (S. 441).

Auf diesen Brief glaubte der Untervogt, es sei mit dem Ochsenfeist und seiner Schwester am Ende, er werde sie nicht mehr nehmen. Seine Frau aber war nicht dieser Meinung, und da ihr Mann ihr jetzt sagte, er glaube, es könne nicht mehr viel schaden, was er auch jetzt über diese Sache dem Junker sagen möchte, antwortete sie, erst wenn sich Schwierigkeiten in einer Sache zeigten, müsse man anfangen, recht Sorge zu tragen, daß sie nicht fehle; dieser Brief sei noch gar nicht das Ende alles Widersprechens und es sei über diese Sache bei weitem noch nicht aller Tage Abend, sie werde den Meister Ochsenfeist wohl wieder einen andern Brief schreiben machen und wolle erst jetzt recht anfangen, sich alle Mühe zu geben, daß ihr die Sache nicht fehle.

Nun, nun, ich wünsche Dir Glück dazu, aber ich muß jetzt gehen, ich muß notwendig zum Junker. Sie wollte ihn noch einmal abhalten, da sie aber nicht konnte, wiederholte sie ihm: So mach' mir wenigstens in dieser Sache nicht noch einmal einen Narrenstreich, wie Du mir schon einen gemacht hast. Damit mußte sie ihn gehen lassen und er kam fast eben in dem Augenblicke zum Junker, als dieser dem Hübelrudi und der Meyerin bei der Gertrud nachgefragt und zu ihr gesagt, es mache ihn allemal verdrießlich, wenn er daran denke, wie sich der Vogt dieser Sache halber bei ihm benommen. Da er zum Junker kam, fragte er ihn, was er zu befehlen habe. Der Junker erwiderte: Nichts, jetzt gar nichts, und der Vogt wollte sogleich wieder fortgehen und sich, wie man sagt, aus dem Staube machen, ehe der Junker noch zu einem zweiten Wort kommen konnte. Aber dieser verstand es nicht so und rief ihm nach: Aber hör' doch, da wir letzthin vom Hübelrudi und Deiner Schwester sprachen, sagtest Du mir, es solle dieser Sache halber an Dir nicht fehlen. Hast Du ihm jetzt bei ihr, wie Du mir Hoffnung dazu gemacht, das Wort geredet? — Der arme Mann erschrak so sehr, daß er eine Weile nicht antworten konnte. Endlich brachte er doch heraus: Gnädiger Herr, verschonen Sie mich doch in dieser Sache. Ich kann darin nicht helfen. Wo ich mich diesfalls hinwende, habe ich nur Verdruß.

Junker. Hast Du Dich etwa der Sache gar zu eifrig angenommen, daß Du so Verdruß davon hast?

Vogt. Nein, nein, das nicht, das nicht.

Junker. Aber warum hast Du denn Verdruß davon?

Der Vogt wollte mit der Sprache nicht heraus. Aber der Junker fragte ihn mehreremale und ernsthaft, bis er endlich sagte, er habe sowohl bei seiner Frau als bei seiner Schwester damit Verdruß gehabt.

Junker. Aber warum das?

Vogt. Eben weil ich zu Ihnen gesagt habe, es solle an mir nicht fehlen.

Junker. Da hat man Dir sehr Unrecht gethan. Ich sah Dir's im ersten Augenblick an, daß Dir dabei nicht Ernst war; aber Du hättest besser gethan, Du hättest mir damals, wie jetzt, gerade heraus gesagt, Du wollest und könnest Dich der Sache nicht annehmen. Ich hätte Dir auch in diesem Fall gar nichts weiter zugemutet.

Vogt. Es ist wahr, es ist wahr, gnädiger Herr, ich wollte selber, ich hätte damals dieses gerade heraus gesagt.

Der Junker sagte ihm noch zuletzt: Du willst es eben immer allen Leuten recht machen und damit machst Du es niemand recht und bringst es mit dieser Art, Dich zu betragen, am Ende dahin, daß jedermann merkt, er dürfe auf ein Wort von Dir nicht zählen.

Damit ließ er ihn gehen und der arme Mann sagte im Weggehen wieder zu sich selber: Wäre ich doch nie Untervogt geworden; ich habe seit der Zeit mehr Verdruß und Sorgen, als sonst in meinem ganzen Leben.

24. Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist gar nichts nutz.

Als Arner und Therese abgereist waren, ging Glülphi noch zu der Frau, die seit einigen Tagen in Rücksicht auf die Schulführung seine ganze Seele in ihrer Hand hatte. Sowie er in ihre Stube hineintrat, sagte er zu ihr: Morgen geht mein neues Amt an; aber es ist mir, als beträte ich ohne einen Wegweiser ein Land, in dem ich in meinem Leben nie gewesen. Sie haben einen treuen und guten Wegweiser für dieses Land in sich selbst, erwiderte ihm Gertrud. Ich fühle mit jedem Tag und mit jeder Stunde mehr, daß ich für das, was ich morgen sein soll, noch nichts bin, so sprach jetzt der Mann, dessen Lebensmut in allen andern Verhältnissen so groß und stark war. Gertrud, die ihn tief kannte und hoch achtete, antwortete ihm: Wer in Ihrer Lage so von sich selber redet, der fühlt, was er darin bedarf, und wer das so wie Sie fühlt, der hat dafür sicher mehr Kräfte, als er selbst glaubt.

Glülphi. Schmeichle mir nicht, Gertrud, hilf mir, wo Du kannst. Du hast mein Inneres gestärkt und erhoben, stärke auch meine äußere Kraft. Ich gehe an meine Schulmeisterarbeit, wie ein Lehrling an sein Handwerk geht, ohne daß er vorher ein Werkzeug dafür in seiner Hand gehabt.

Gertrud. Alle Berufe haben eine innere Kraft zu ihrem Fundament, und wer diese in sich selbst hat, dem wird es immer leicht, jedes äußere Werkzeug desselben, wenn er es auch schon noch nie in der Hand gehabt, wohl zu behandeln. Mit diesem Worte lenkte sie das Gespräch von den Schwierigkeiten des Schulwesens zu den Aussichten des hohen Segens und der großen Freuden dieses Standes. Das Gespräch erhielt sich eine Weile auf diesem erheiternden Gesichtspunkt. Dann aber fiel Glülphi noch einmal mit dem Gedanken ein, wie sehr ihm die wesentlichen Mittel zu diesem Segen mangelten. Gertrud wiederholte ihr Wort: Sie haben die Kräfte zu diesen Mitteln mehr als Sie glauben in sich selbst. Gehen Sie doch nur mit Freuden in Ihre Schule und denken Sie dann nicht an sich selbst, denken Sie nur an Ihre Kinder. Glauben Sie mir, wenn Sie dann vom Morgen bis an den Abend das thun und mit ihnen arbeiten, fast ohne einen

Augenblick zu haben, an sich selber zu denken, so werden Sie für alles, was Sie sein und werden wollen, mehr Kraft in sich selber spüren und darin weiter kommen, als wenn Sie vom Morgen bis an den Abend nichts thäten, als an sich selber denken und nachstaunen, was Ihnen darin mangle und was Sie diesfalls werden sollten.

Sie, die Geprüfte, hielt sich durch ihr Leben an dem in ihr tief gereiften Grundsatz, daß der Mensch in allen Verhältnissen, wenn er von dem, was er darin sein und thun soll, das mit unablässlichem Eifer und unermüdeter Anstrengung thut, was er darin wirklich schon kann und versteht, dadurch auch das, was er darin noch nicht kann und nicht versteht, und zwar auf die bestmöglichste Art lernt und sich einübt. Gertruds hoher und durch das häusliche Leben gebildeter und erhaltener, religiöser Sinn war in ihr zu einer innern, wortleeren Kraft gereift, die sie stark und unermüdet machte in allem Werk des Herrn und in der Erfüllung jeder ihrer Pflichten. Und noch ein Wort, das sie in dieser Unterredung zu Glülphi sagte, ist für jeden Menschen, der den Gegenstand der Erziehung in seinem innern Wesen erforscht, sehr wichtig. Sie sagte nämlich in der Lebhaftigkeit dieses Gesprächs: Die Mutter oder der Schulmeister muß für das Kind nicht das sein wollen, was er oder sie sich selbst gern ist, sie müssen ihm beide auch nicht das geben wollen, was sie für sich selbst gern haben, und nicht das für dasselbe sein wollen, was sie selber gern sind. Ich darf z. B. mein Kind nicht kochen lehren, weil ich selber gern koche, aber wenn mir das Kochen auch die allerunangenehmste Arbeit wäre, die ich kennte, so müßte ich das Kind doch kochen lehren, weil es ihm notwendig ist, daß es kochen könne.

Es war schon über 10 Uhr, als er von der Gertrud weg ins Pfarrhaus heimging. Auf der Straße kam er vor ein paar Männern vorbei, die ihn kannten. Als sie ihn sahen, verbargen sie sich hinter einen Holzstoß, bei dem er vorbeigehen mußte und erhoben daselbst ein mutwilliges lautes Gespött über den Wunderthäter, den Schulmeister, den man ihnen jetzt auffalzen wolle, daß es ihm zu Herzen ging und auf den Eindruck, den der Gertrud ermunterndes Gespräch auf ihn gehabt hatte, in diesem Augenblick eine nachteilige Wirkung hatte.

25. Die Unverschämtheit macht Menschen dummes Zeug sagen, die sonst Anlagen genug hätten, das ganz klug ins Auge zu fassen, worüber sie jetzt dumm reden.

Und dieses um so mehr, da der gestrige Tag schon eine Art von fieberischer Wallung in seinem Geblüt erzeugt. Er hatte schon den ganzen Tag Kopfweh und konnte nicht schlafen bis gegen den Morgen, da er in einen harten, aber unruhigen und ermattenden Schlaf fiel Es träumte ihm, er stehe zwischen einem schauerlichen Abgrund und einer unersteiglichen Felswand. Als er erwachte, lag er im Schweiße. Er konnte es sich nicht verhehlen, er sei nicht in einer guten Stimmung für den Tag, der ihm bevorstehe. Als er das Fenster aufthat und

das Wetter bei schauerlich kaltem Wind regnerisch fand, sagte er: Es steht am lieben Himmel heute ungefähr wie in meiner Seele. Er wollte jetzt, was sonst nicht so regelmäßig seine Gewohnheit war, was ihm aber Gertrud so sehr ans Herz legte, beten und betete wirklich; aber die innere warme Erhebung, ohne die jedes Gebet ein tönendes Erz ist und eine klingende Schelle, diese hohe Erhebung fand er nicht in einer innern Belebung in sich selbst, wie er sie notwendig hatte und wünschte. Er suchte sie, aber er suchte sie in Unruhe, und in dieser findet sich das Hohe und Göttliche nicht rein. Der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin sahen ihm, als er in die Stube zum Morgentrinken zu ihnen kam, die Unruhe an, in der er war, und wollten ihn beide in seine Schule begleiten. Aber er bat sie, ihn diesen ersten Schultag mit der Gertrud bei seinen Kindern allein zu lassen. Er hatte gestern auch Arner und Therese, die ebenfalls diesen Tag mit ihm in der Schule zubringen wollten, darum gebeten. Mit Rührung gaben ihm jetzt der Pfarrer und die Frau Pfarrerin, da er nun in die Schule gehen wollte, die Hand und wünschten ihm Gottes Segen zu diesem ersten Tage. Auch er ging mit Rührung, aber nichts weniger als mutvoll und heiter in seine Schulstube. Da er aber hinein kam, fand er von den Matadoren und ihren Weibern fast ein Dutzend der unverschämtesten, die im Dorfe waren, dastehen, die ihn ungefähr so grüßten, wie ein Meister seinen Gesellen grüßt, wenn er zu ihm in die Stube, in der er für ihn arbeitet, kommt. Sie sagten ihm auch sogleich und zwar, wie wenn es sich von selbst verstünde, daß sie das Recht dazu hätten, sie seien da, um heute seiner Schule beizuwohnen und zu sehen, was er neues mit ihren Kindern vornehmen werde. Aber er verstand das nicht so. Er antwortete ihnen, er verbitte sich das und wolle heute mit ihren Kindern allein sein.

Die Herren Matadore und ihre Weiber machten darüber große Augen. Sie konnten gar nicht begreifen, wie ein Schulmeister es wagen dürfe, ihnen in ihrer Schulstube zu sagen, daß er sie nicht darin haben wolle und thaten im Anfang, als ob sie ihn nicht verstünden, stießen aber unter sich die Köpfe zusammen und blieben stehen, wie sie standen und wo sie standen. Aber Glülphi wiederholte ihnen, daß er jetzt allein sein wolle und daß er die Schule nicht anfange, bis sie zur Thür hinaus wären und er mit den Kindern allein sei. Da sie sahen, daß sie ihr Dasein nicht erzwingen konnten, gingen sie endlich. Aber sobald sie vor der Thür waren, sagte einer zum andern: Das ist doch ein unverschämter Mann, unser Schulmeister. Der Hügi sagte gar: Er macht es uns eben wie der Pfarrer, der die Leute zur Kirche hinausschickte, die zuhören wollten, wie er auf den Hummel hätte predigen sollen und nicht gepredigt hat. Die dicke Aebin, des Geschwornen Frau, antwortete: Auch der Junker wollte, da es mit dem Hummel zum Galgen ging, wie jetzt der Schulmeister, nicht jedermann mitlaufen lassen. Ja, ja, man sieht's, diese drei Herren sind unserthalben ganz gleicher Meinung in der Schule, in der Kirche und

selber beim Galgen; sie wollen an keinem von allen diesen drei Orten jemand zusehen oder zuhören lassen, was sie daselbst treiben, ausgenommen Leute, die sie selber gern dabei haben. Diese Gleichheit der drei Herren an allen diesen drei Orten belustigten die dicken Weiber und Männer eine Weile. Indessen schüttelte jetzt der Richter Kienholz, der dem Hartknopf verwandt war und gar oft bei einem Glas Wein, das er ihm zahlte, über fromme und geistliche Dinge ein weites und breites Gespräch führte, den Kopf und sagte: Aber in die Länge kann das doch mit der Schulstube nicht also gehen. Das ist unmöglich, erwiderten ihm alle, und einer fluchte sogar und sagte: Das kann so wenig in die Länge also gehen, als der Teufel in den Himmel kommt. Andere unterstützten die Hoffnung, daß es damit nicht in die Länge gehen könne, sogar mit dem Sprichwort: Strenge Herren werden nie alt.

26. Weh dem Kinde, dessen Geist und Herz schon in seiner Unmündigkeit und in seinen Schuljahren zum Dienstknecht, ich möchte sagen zum Packesel seines Maulbrauchens gemacht wird.

Doch ich kehre von dem Rat dieser zur Thüre hinausgestellten Thoren wieder zu meinem lieben Glülphi in seine Schulstube zurück.

Der Pfarrer hatte am Sonntag Abend in allen Häusern ansagen lassen, daß die Schulkinder alle auf den Schlag acht Uhr in dem Schulzimmer versammelt sein sollen, und die Männer und Weiber, die er jetzt wieder fortgeschickt, waren alle, eben wie auch Glülphi, fast eine Viertelstunde vorher schon in der Schulstube. Von den Kindern aber mangelten um halb neun Uhr noch viele, und die, die jetzt noch mangelten, waren alle bestimmt Kinder aus den Häusern der größten Lumpen und aus einigen Vorgesetztenhäusern. Die Kinder der Gertrud und auch diejenigen, die mit wundergebigen Matadoren und ihren Weibern ankamen, waren die ersten, sowie auch des Rudi Kinder, die mit der Gertrud auf den Schlag acht Uhr ankamen. Das ganze Dorf war im höchsten Grade über das, was Glülphi in der Schule vornehmen werde, gespannt, und es war schon seit ein paar Tagen in allen Winkeln darüber ein großes Gerede, was er alles mit den Kindern anfange. Darum ließen sich auch die Matadore und ihre Weiber so ungern aus der Schulstube herausstellen. Dieses Gerede war aber auch natürlich, indem der Junker schon vor etlichen Tagen Drehstuhl, Hobelbank, eine kleine Schmiede, einen Ambos und Nähkissen, Spitztrucken und Spinnräder und noch viel dergleichen Sachen für die Schule ins Pfarrhaus bringen ließ und Glülphi hatte auch wirklich in den ersten Tagen, da er sich entschlossen, Schulmeister in Bonnal zu werden, sich vorgenommen, gleich im Anfang den wörtlichen Unterricht in seiner Schule mit allen diesen Arbeitsgattungen zu verbinden; aber Gertrud zeigte ihm sogleich, daß dieses nicht möglich und daß er damit anfangen müsse, sich genau an das zu halten, was die Kinder bisher gelernt, so wenig es auch sei und so schlecht sie es auch

möchten gelernt haben. Er ließ also Drehstuhl, Hobelbank, Nähkissen und Spitzrucken für einmal im Pfarrhaus stehen, wo sie standen, und fing die Schule mit Prüfung dessen an, was sie konnten, und zwar zuerst mit den Gebeten und den Bibelsprüchen, die sie konnten und ließ sie diese auswendig hersagen.

Da Gertrud ihm diesen Rat gab, sagte sie ihm zugleich, er werde dadurch, daß er prüfe, was sie könnten, wenn er acht gebe, wie sie es könnten, zugleich auch entdecken, was sie seien, oder vielmehr, wie es mit ihnen in allen Rücksichten stehe.

Es war auch wirklich also. Bei dem ersten Versuche, sie die Gebete und Bibelsprüche, die sie auswendig konnten, ansagen zu lassen, sprang die erbärmliche Leerheit, die in ihrem Innern herrschte und die unglaubliche Ungeschicklichkeit in dem, was sie zu können glaubten und auswendig hersagten, ihm so in die Augen, daß dem guten Leutnant schon in der ersten Schulstunde die Geduld fast ausging. Schon der Kontrast, den ihr Anblick mit den Worten, die sie aussprachen, die aber offenbar in ihrem Mund Unsinn waren, machte, brachte ihn außer Fassung. Des Hallori Kind, dem Neid und Bosheit aus den Augen sahen, sah ihn mit dem offenbarsten Blick der Frechheit und der unverschämtesten Verachtung an, indem es ihm den Spruch aufsagte: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Aber es wußte nicht, weder was mit dem „dich selbst“ gemeint sei, noch daß es ein Gemüt habe, und von dem Nächsten wußte es gar nichts, als daß seines Vaters Bruder beim letzten Scheibenschießen am nächsten an den Nagel geschossen.

Des geizigen Rabser Kind sagte ihm den Spruch auf: „Verkauf, was du hast und gib es den Armen“ und auch denjenigen: „Sammelt euch nicht Schätze, die der Rost frißt.“ Aber als es der Schulmeister fragte, ob es auch schon einem armen Kinde etwas gegeben, sagte es gerade heraus nein; und ein Kind, das neben ihm saß, flüsterte ihm ein, es müsse das dem Schulmeister anders sagen. Aber es antwortete ihm auch ins Ohr flüsternd: Du, selber essen macht fett. Und dieses Kind meinte im Ernst nicht, daß es schuldig sei, von dem, was sein sei, irgend jemand etwas zu geben, und als ihm nach der Schule einige Kinder sagten, es habe bei dem Schulmeister mit seiner Antwort ein schlechtes Ei gelegt, sagte es, sein Vater und seine Mutter würden doch wohl wissen, was recht sei, und sie hätten ihm schon oft gesagt, es müsse alles, was sie ihm gäben, für sich behalten und selber essen, und es sei wie gestohlen, wenn es so etwas zum Haus hinaus trage und es einem andern gebe. Von dem, was ein Schatz oder Schätze seien, wußte es gar nichts, als daß es schon viel von Schatzgräbern gehört und daß der Teufel die Schätze, die er unter dem Boden habe, wenn ihn die Schatzgräber recht beschwören könnten, ihnen herausgeben müsse. — Er hörte dies und noch viel anderes, da es ihm jetzt zu thun war, die Kinder kennen zu lernen, mit vieler Geduld an und sagte gar wenig darüber.

Aber die Frechheit eines Knaben, der des Hartknopfs Bruders Sohn war, den wir schon kennen, brachte ihn außer Fassung. Er wollte seine Bibelsprüche nicht blos auswendig sagen, er wollte sie auch noch erklären, und da er die heiligen zehn Gebote auffagte, machte er über ein jedes derselben eine Brühe, die erklären sollte, wie es der liebe Gott mit diesem Gebot eigentlich gemeint. Doch war er auf seiner Hut und sagte nur dummes Zeug, aber eigentlich nichts Freches und Boshaftes. Seine Unverschämtheit war eigentlich nur in seiner Stellung und in seiner Miene sichtbar. Auch ließ ihn der Leutnant nur mit einem Blick fühlen, daß ihn sein Benehmen ärgere und daß er mit ihm unzufrieden sei. Aber da er hernach, als er andere Kinder ihre Sprüche auffagen ließ, mehr als eine Viertelstunde lang bemerkte, daß der Bursch immer mit dem Knaben, der neben ihm saß, schwatzte und über Sachen, die er ihm in die Ohren flüsterte, Mutwillen trieb, wandte er sich plötzlich an diese zwei Schwätzer und fragte nicht den Hartknopf, sondern den andern, was sie mit einander hätten. Dieser sagte ihm dann geradezu, der Hartknopf habe ihm erklärt, wie es eigentlich mit dem fünften und sechsten Gebot gemeint sei. — Nun, wie hat er's denn erklärt? — Der Hartknopf stupfte zwar den Knaben und winkte ihm mit dem Kopf, er solle es nicht sagen. Aber dieser war ein gerader Kerl, achtete des Winkes nicht und sagte, der Hartknopf habe in Rücksicht auf das sechste Gebot ihm die Erklärung gegeben, es sei ein großer Unterschied zwischen stehlen und stehlen; es sei eine ganz andere Sache, wenn man einem armen Mann als einem reichen stehle, und hinwieder sei es auch noch ein Unterschied, ob der Mann, dem man stiehlt, ein braver oder ein schlechter Mann sei, oder ob er auch selber ein Schelm und ein Dieb sei, und überhaupt sei nicht alles gestohlen, das man so heiße. Es sei ein großer Unterschied zwischen dem Freveln und dem Stehlen. Wenn man Holz im Wald nehme, so sei das nicht gestohlen, sondern nur gefrevelt; und die Jünger, die am Sabbath Aehren abgerupft, haben sie gewiß auch nicht auf ihren eigenen, sondern auf fremder Leute Aecker abgerupft; und ebenso habe das fünfte Gebot seine Einschränkungen, und man müsse gewiß niemand folgen, der etwas Dummes oder Unrechtes befehle.*)

Der Hartknopf wollte leugnen und sagte, der andere Knabe habe zu viel gesagt und ihm seine Meinung verdreht. Aber er war dabei so verwirrt und betroffen, daß Glülphi ihm ansah, daß er lüge. Er hieß ihn auch blos schweigen, aber seine Frechheit und der Grad, in dem er ein von der schändlichsten Selbstsucht eingegebenes Maulbrauchen bis zum auswendig Herplappern verstellter, religiöser Wahrheiten sich selbst verhärtete, machte ihm äußerst Mühe.

Ein anderer Verwandter vom Hartknopf, ein erzdummer Junge, konnte ganze Kapitel von der Bibel auswendig und wollte ihm den 99. Psalm auswendig sagen; aber er sprach beinahe kein einziges

*) Die Gebote sind aus dem Heidelberger Katechismus angeführt.

Wort richtig aus, und so wie er es aussprach, hatte kein einziger Vers einen menschlichen Sinn. Stolz über das völlige Auswendigkönnen des großen Psalms machte er noch ein Gesicht dazu, daß man nicht sagen konnte, ob die Unverschämtheit oder die Dummheit mehr daraus hervorguckte. Aber Glülphi konnte es nicht mehr ausstehen; er hieß ihn endlich schweigen und sagte ihm: Das, was Du mir vorsagst, ist nicht der 99. Psalm, das ist eine Toneselei, die kein vernünftiger Mensch für den 99. Psalm anerkennen wird. Wohl freilich, erwiderte der Bube, wohl freilich ist das der 99. Psalm, Herr Schulmeister. Dieser antwortete: Ja, wie er gedruckt ist, aber so wie Du ihn aussprichst, ist er es nicht. Er ist, so wie Du ihn aussprichst, lauter Unsinn, und Du hättest besser gethan, Du hättest den Eulenspiegel so auswendig gelernt, wie Du diesen Psalm auswendig sagst. Der Bube antwortete ganz unbefangen: Herr Schulmeister, ich kann ihn auch, wenn Ihr wollt, so will ich Euch etwas daraus aufsagen.

Die Roheit und Frechheit so vieler Kinder war unerträglich und er sah offenbar, daß einige davon noch aufgewiegelt waren, ihm frech zu begegnen. Fast bei allen andern, selbst bei offenbar schlauen und verschmitzten Kindern einiger abgefeimten Dorfmeister fand er ihren Menschensinn und Menschenverstand von allem dem, was sie aus den Büchern konnten, wie weggewischt. Nirgend fand er auch nur die Spur eines Willens und eines Strebens, das zu verstehen oder zu fühlen, was sie auswendig sagten, und je größer und erhabener der Inhalt alles dessen war, was sie ihm herplapperten, desto gefühlloser und stockdummer standen sie vor ihm da. Es war beinahe bei der Gertrud Kindern allein, daß er durch auswendig gelernte Gebete und Bibelsprüche Menschenverstand und Menschengefühl durch die Worte derselben angeregt und belebt fand. Doch auch bei einigen Kindern der Anhänger des Pfarrers Flieginhimmel zeigte sich noch etwelche Neigung, das zu verstehen und zu Herzen zu nehmen, was sie auswendig konnten und lernen mußten, aber sie hatten auch allgemein durchaus keine Fähigkeit, sich bestimmt und umständlich über das, was sie wirklich einsahen und zu Herzen nahmen, auszudrücken. Diese Fertigkeit hatten in der ganzen Schule einzig und allein die Kinder der Gertrud.

Das alles machte seine Stimmung trotz allem, was er sich diesfalls vorgenommen, unlieblich. Er stand nach der ersten halben Stunde mit sauerm Gesicht und einem mürrischen Wesen vor seinen Kindern, die ihn selber nichts Gutes von seiner Schulführung ahnen ließ. Es schien ihm fast unmöglich, auch nur ein Wort in dem belebten Geist des mütterlichen Interesses und der mütterlichen Aufmunterung mit den Kindern zu reden, von dem er doch selbst überzeugt war, daß der ganze Erfolg des Schulwesens davon abhange. Er war durchaus in seiner Schulstube noch nicht zuhaus, und so gleichsam in einem fremden Haus verwirrt und unruhig. Das war ihm um so drückender, da er offenbar sah, daß einige Kinder noch aufgewiegelt waren, ihm un-

freundlich und frech zu begegnen. Auch Gertrud fühlte sich an diesem ersten Schulmorgen so unbehaglich, als sie sich in ihrem Leben in ihrer Wohnstube nie so unbehaglich fühlte. Die Verlegenheit Glülphis machte ihr Mühe, aber sie war selber eben so verlegen und beide gingen mit sichtbarer Unzufriedenheit über den Gang, den ihre erste Schulstunde genommen, da es jetzt Mittag läutete, heim.

27. Der Mund geht jedem Menschen, dessen Seele unruhig bewegt ist, gern zu weit auf, und die Worte, die ihm dann aus seinem zu offenen Mund entrinnen, haben oft sehr böse Folgen.

Der Leutnant aß im Pfarrhaus zu Mittag. Natürlich war die erste Frage, die der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin an ihn thaten, wie seine erste Schulstunde abgelaufen. Er antwortete: Ich kann eben nicht viel rühmen, die Kinder haben mir nichts weniger als gutes Blut gemacht; aber ich fürchte, sie haben eben auch über mich nicht viel zu rühmen gehabt, wenn sie heimkommen. Doch ich denke, wir müssen ein Maß Salz mit einander essen, ehe wir einander recht kennen, und will also weiter sehen, wie es geht, ehe ich viel davon erzähle. Der Pfarrer und seine Frau sahen, daß er sehr bewegt, aber voller Gedanken sei und nicht gern viel rede. Das Mittagessen ging auch stiller vorüber, als gewöhnlich.

Indessen hatte der Hans schon während des Mittagessens vernommen, daß Glülphi in der Schule ein Wort vom Eulenspiegel gesagt, das ihm sehr übel aufgenommen worden. Es war auch wirklich ein fatales Wort. Er hatte es kaum ausgesprochen, so flüsterte ein Kind von den frömmelnden Schwächlingen des Pfarrer Flieginhimmel seinem Nachbarskind ins Ohr: Hast Du auch gehört? Er hat, glaub' ich, gesagt, er wollte den Eulenspiegel lieber als die Bibel. So und auf andere Weise noch verdreht, ward auch das Wort diesen Mittag schon allenthalben im Dorf herumgetragen. Doch war hie und da ein Vater und eine Mutter, die das nicht glaubten, und den Kindern antworteten: Es ist nicht möglich, er kann es nicht so gesagt haben. Andere aber, die das Wort, so wie man es herumtrug, selbst nicht glaubten, denen es aber wie eine gemähete Wiese war, sagten unter einander, wenn's auch die Kinder nicht ganz recht verstanden hätten, so müsse man doch vor einem Mann, der, wenn ihm Kinder Bibelsprüche aufsagten, vom Eulenspiegel auch nur reden dürfe, sicher auf seiner Hut sein. Nicht nur einer brachte bei diesem Anlaß an, das sei ungefähr ein Wort, wie das, so der Herr Pfarrer einmal gesagt, es wäre besser, man würde den Katechismus mit Pappe verkleben, als die Kinder ihn auswendig lernen machen.

Die Sache war diese. Im Hirzauer Wirtshaus sagte ein katholischer Bauer zu einem reformierten, der wie der andere betrunken war, es sei doch nicht recht, daß sie in ihrem Katechismus das Meßopfer eine vermaledeite Abgötterei hießen. Ja, antwortete der besoffene

Reformierte, das ist wahr, und man muß es sagen, es kann kein Mensch selig werden, der das anders ansieht. Was sagst Du, Du vermaledeiter Spitzbub? sagte jetzt der andere, wir Katholischen werden alle selig, aber kein einziger Reformierter. Mit dem standen beide vom Tisch auf, griffen einander an, und unglücklicherweise hatte der Katholische ein Messer in der Hand, mit dem er, da beide im Kampf zu Boden fielen, den Reformierten, ohne daß er's im geringsten im Sinn hatte, tödlich verwundete. In dem Augenblick, da der Pfarrer den Bericht von diesem Unglück erhielt, sagte er in Gegenwart des Sigristen: Ich wollte, ich dürfte diese Frage vom Meßopfer in alten Katechismusbüchern mit Pappe verkleben, daß kein Kind mehr eine Silbe davon zu lesen bekäme.

Der arme Sigrist aber, der an den Katechismus mehr als an Gottes Wort glaubte, erzählte, was der Pfarrer doch für ein böses Wort wider den reformierten Glauben geredet habe. So kam es in aller Leute Mäuler, und es ist nun schon sieben Jahre her, und noch erzählen es ihm viele Leute nach, und zwar nicht, wie es wahr ist, sondern wie es der Sigrist verdreht hat, nämlich, daß er lieber wollte, er dürfte den ganzen Katechismus mit Pappe verkleben, als daß er ihn müsse die Kinder auswendig lernen machen. — Und mehrere von den jetzigen Gegnern des Pfarrers wiederholten diese Geschichte und äußerten sich in Rücksicht auf das Wort, das heute dem Glülphi entronnen, mit einer ängstlichen Bedenklichkeit unter einander, man könne sich vor Leuten, die so ein Wort fallen ließen, nicht genug hüten, weil man nicht wisse, was sie noch mehr dächten, als sie sagten. Andere, wie der Hartknopf, redeten nicht einmal mit dieser Mäßigung, sondern sprachen geradezu aus: Das ist ja ein Gotteslästerer, der Leutnant; wenn wir noch im alten Bund lebten, so wäre das wenigste, das ihm begegnete, daß man ihn steinigte.

28. Unschuld und Reinheit des Herzens führt den fehlenden Menschen leicht zur Erkenntnis seiner selbst.

So weit kann in Religionssachen ein einziges unvorsichtiges Wort führen. Der Leutnant, der es in aller Unschuld gesprochen, dachte nicht daran, daß er auch nur ein Kind damit geärgert, geschweige das halbe Dorf, aber als er nach der Schule zufälligerweise ein Wort von diesem Eindruck vernahm, schämte er sich vor sich selber. Es war ihm darum auch so unbehaglich beim Mittagessen, und er machte sich darüber mit dem Ernst Vorwürfe, der in seinem Charakter liegt. Er entfernte sich auch, da er kaum die halbe Zeit, die er gewöhnlich bei Tisch zubrachte, sich da aufgehalten und ging in den Garten. Aber wie ihm am Morgen einzig die Schlechtheit der Kinder drückend vor den Augen stand und ihn verwirrte, so stand ihm jetzt auch und noch vielmehr seine eigene diesfällige Schwäche vor der Seele, und er mußte mehreremal zu sich selber sagen: Nein, so ungeschickt und so glaubens- und liebeleer hätte ich nicht geglaubt, daß ich wäre, als ich jetzt selbst finde,

daß ich in dieser ersten Schulstunde war; aber auch so erschrecklich, so erbärmlich erschrecklich setzte er hinzu, habe ich mir nicht vorstellen können, daß es mit diesen Kindern im Dorf aussähe, als es wirklich mit ihnen aussieht. Doch milderte sich der Grad dieses widrigen Eindrucks, den seine Schulkinder diesen Morgen beinahe allgemein auf ihn gemacht hatten, jetzt schon merklich. Er fand in seinem Herzen selber einen Widerspruch gegen die Allgemeinheit und Stärke dieses Eindrucks und sagte plötzlich zu sich selbst: Ich bin weiß Gott daran selber schuld. Und so wie er das Wort ausgesprochen, überzeugte er sich, er habe diesen Morgen ob der Neuheit des Gegenstandes den Kopf verloren und es sei sicher, seine böse Laune und sein Kopfweh hätten ihn die Schlechtheit seiner Kinder größer ansehen machen, als sie wirklich sei. So stand er eine Weile in sich selbst gekehrt an einer Ecke des Gartens, und der Gedanke, die Mutterkraft, das Mutterleben und die Muttertreue, die ich mir zur Richtschnur meiner Schulführung machen wollte, war durchaus nicht in mir, stand ihm lebhaft und betrübend vor der Seele, und mit ihm kam ihm auch Gertrud zu Sinn, wie sie den ganzen Morgen keinen Augenblick mit dem Leben, mit dem Mut und mit der Freiheit neben ihm gestanden, die ihr daheim bei ihren Kindern so natürlich und so gewohnt ist. Jetzt, sagte er zu sich selber, stand sie den ganzen Morgen so verlegen da, wie ich sie, so lange ich sie kenne, keinen Augenblick gesehen. Es ist offenbar, meine Ungeschicklichkeit machte ihr Mühe und betrübte sie. Bei diesem Gedanken kamen ihm Thränen in die Augen; aber im festen Glauben sagte er jetzt zu sich selber: Das muß anders werden, ich will meinen Mut nicht fallen lassen und zum Gebet meine Zuflucht nehmen, wie sie mir hundertmal den Rat gegeben. Dann fielen stille, wortleere Seufzer zu Gott im Himmel, daß er ihm doch helfe, Schulmeister zu sein, wie er es sein sollte, aber ohne seine Hilfe nicht sein könne. Er fühlte jetzt auch wirklich, daß sein Mut sich stärke, und wie jeder Mensch seine belebtesten Gefühle immer in Uebereinstimmung mit der bestimmtesten Eigenheit seines Seins und Lebens ausspricht, so sprach er jetzt das Gefühl seines zurückkommenden Muts ganz in Uebereinstimmung mit seinem Soldatenleben und fast völlig mit eigentlichen Soldatenworten aus. Es ist in jedem Fall, sagte er zu sich selber, Schande, ewige Schande, seinen Mut zu verlieren; ich darf und soll ihn nicht verlieren, und was ich jetzt suche, fordert mich zu einem höhern Mut auf, als ein Soldat je in einer Schlacht braucht.

Auch Gertrud war mit sich selbst unzufrieden. Sie fühlte, daß sie verlegen und unthätiger neben Glülphi in der Schule stand, als sie sich vorgenommen, aber sie gab nicht, wie Glülphi meinte, darüber seinem Benehmen, sondern eher sich selbst schuld, und sagte schon in der Schule und noch bestimmter und lebendiger, als sie aus derselben heim kam, zu sich selbst: In meinem Leben war mir nie so unbehaglich unter Kindern, als es mir diesen Morgen in der Schule war. Ich weiß nicht, wie es kam, ich hatte keinen Einfluß weder auf Glülphi

noch auf die Kinder. Ich sah, daß alles nicht ging wie es sollte, aber ich konnte nicht helfen und stand so ohne Einfluß da, daß ich mich schäme, wenn ich daran denke.

Die einzige Entschuldigung, die sie sich darüber machte, war: Noch kenne ich diese Kinder nicht und habe außer meiner Wohnstube mich noch nie mit fremden Kindern abgegeben.

29. Es ist eine große, eine erhabene Kunst, Vater und Mutter auch nur eines fremden Kindes zu sein, und beim besten Willen, den ein Mensch dazu haben mag, greift er es im Anfang fast sicher noch ungeschickt an und muß, ehe er es recht kann, sicher noch ein gutes Lehrgeld zahlen.

Sobald Glülphi im Garten ein Uhr schlagen hörte, ging er in seine Schulstube und Gertrud war schon in derselben, als er ankam. Es ging auch diesen Nachmittag darin wirklich besser. Der Leutnant gab sich äußerste Mühe, gegen den widrigen Eindruck, den die Kinder diesen Morgen auf ihn machten, gefaßt zu sein, und Gertrud zwang sich, mitten im Gefühl der Unkunde, in der sie in diesen ihr neuen Umgebungen stand, zu der milden, aber ununterbrochenen Thätigkeit und der festen, aber liebreichen Aufmerksamkeit, die nicht ermangelte, ihr diese Kinder schon heute etwas näher zu bringen. Dieses aber war bei aller Sorgfalt und Mühe, die sich beide gaben, nicht leicht. Selber die bravern Kinder antworteten ihnen im Anfang gar nichts, wenn sie etwas zu ihnen sagten. Die frechsten und schlechtesten waren die ersten, von denen sie unbefangene Antworten erhielten, und Gertrud und Glülphi fürchteten auch jetzt noch, dieser Zustand der Schüchternheit möchte Wochen lang dauern und ihnen so lange in der Hauptsache, die sie bei den Kindern zu erzielen suchen, hinderlich sein. Glülphi sagte selber: Ich weiß nicht, wie lange dieses Fremdsein unter den Kindern noch dauern, und noch weniger, wohin es am Ende noch führen wird. — Dieses machte ihm um so mehr Mühe, da just diejenigen Kinder, die ihnen als die bravsten, gutmütigsten und hoffnungsvollsten in die Augen fielen, sich auch am schüchternsten und zurückhaltensten gegen sie zeigten. Glülphi und Gertrud fanden diesen Zustand in einem hohen Grad bedenklich.

Glücklicherweise aber kam der Gertrud in dieser Verlegenheit zu Sinn, das Baumwollenmareili könnte ihnen darin sehr an die Hand gehen. Und sie hatte hierin ganz Recht. Das Mareili ist fast mit allen Haushaltungen im Dorf nahe bekannt. Es sieht ihre Eltern und sie selbst fast alle Wochen in seinem Haus und so kann es nicht fehlen, wenn es sich entschließen wird, einige Tage nach einander selber in die Schulstube zu kommen und Glülphi und Gertrud hierin an die Hand zu gehen, so kommt es ganz gewiß dahin, es ihnen leichter zu machen, Eingang und Zutrauen bei den Kindern zu finden und besonders ihre ihnen so hinderliche Schüchternheit zu besiegen und sie zu graden, offenherzigen Aeußerungen und Antworten und einer freund-

lichen Annahme dessen, was man sagt und sagen muß, zu bringen, als dieses ihnen heute nicht hat gelingen wollen. Gertrud entschloß sich auch, sobald die Schule aus sei, darüber mit Glülphi zu reden, und war zum voraus überzeugt, das Mareili werde ihnen diesen Dienst, den es eigentlich nicht ihnen, sondern dem ganzen Dorfe leisten sollte, in keinem Fall abschlagen. Indessen thaten sie doch schon jetzt mit einigem bessern Erfolg, was sie konnten. Da sie diesen Nachmittag nur das Lesen probierten und die Kinder ihnen auch schon, ich möchte sagen, um ein Haar weniger unbekannt waren, als diesen Morgen, so begegnete auch jetzt schon weniger, das ihnen in dem Grad anstößig und empörend war als diesen Morgen.

Auch war auffallend, daß der Gertrud Kinder von einigen andern jetzt schon als diejenigen erkannt wurden, die mehr als sie konnten. Noch auffallender war, daß schon an diesem Abend einige Kinder sich von der Gertrud Kindern gern zeigen ließen, was sie ihnen zeigten. Das machte auch den Kindern der Gertrud eine große Freude. Es ist auch bei kleinen Kindern ein süßes Selbstgefühl, etwas zu können, das andere nicht können und ihnen damit zu dienen. Und als Glülphi die Freundlichkeit der Kinder der Gertrud mit einigen andern sah, sagte er zu ihr: Deine Kinder verstehen es besser, sich ihren Kameraden lieb zu machen, als ich es verstehe, mich meinen Schulkindern lieb zu machen. Gertrud erwiderte, es ist unstreitig, daß die Kinder sich gegenseitig schneller finden und alles lieber von einander annehmen, als von größern Leuten, und, lieber Herr Leutnant, wenn Sie einmal in Ihrer Schulführung weiter sind, so wird Ihnen dieser Umstand in allem, was Sie an Ihren Kindern erzielen wollen, sehr vorteilhaft sein.

Diese Ansicht freute Glülphi sehr. Sie gaben sich auch noch diesen Abend alle Mühe, zu thun, was sie immer konnten; aber die Ungewandtheit, die sie diesen Morgen so sehr in ihrer Lage drückte, machte sie auch diesen Nachmittag noch schwerfällig. Als Glülphi die Gertrud den Abend heim begleitete, war das erste Wort, das er zu ihr sagte, da er in ihre Stube hineintrat: Es ist heute noch nicht gut gegangen. Gertrud erwiderte: Aller Anfang ist schwer.

Glülphi. So schwer hätte ich ihn doch nicht geglaubt. Aber auch das hätte ich nicht geglaubt, daß ich für das, was ich jetzt sein soll, so wenig sei, als ich wirklich bin.

Gertrud. Sagen Sie doch das nicht. Sie sind für das, was Sie jetzt sein wollen und sein sollen, durchaus nicht wenig. Sie sind nur darin noch ungewandt und Sie müssen denken, kein Mensch kann eine Arbeit schon recht, wenn er sie das erstemal in die Hand nimmt. Ich schmeichle Ihnen nicht, aber ich glaube nicht, daß es viele Menschen in der Welt gibt, die für das, was sie sein sollen, in sich selbst mehr sind als Sie.

Glülphi. Wie darfst Du das sagen? Ich habe das Vaterherz nicht, das mich allein zu dem machen kann, was ich sein sollte.

Gertrud. Sie haben es in einem hohen Grad, und es ist eben, weil Sie es haben, daß Sie den Mangel der Uebung in dem, was Sie jetzt sein sollen, so sehr fühlen.

Glülphi. Du weißt nicht, wie mir diesen Morgen zu Mute war. Es ergriff mich beinahe ein Widerwillen gegen das Schulhalten, dem ich nicht widerstehen konnte.

Gertrud. Diesen müssen Sie freilich nicht bei sich Wurzel fassen lassen; aber ich bin auch sicher, er war diesen Nachmittag schon nicht mehr so lebhaft in Ihnen, als am Morgen.

Glülphi. Es schien mir diesen Nachmittag wirklich so; aber das Bild der Kinder, das mich diesen Morgen so empörte, stand mir auch den Nachmittag noch so lebhaft vor Augen, daß ich mich fürchte, dieser Widerwillen möchte sich leicht wieder in mir erneuern.

Gertrud. Haben Sie Mitleiden mit diesen armen Kindern, so wird dieses gewiß nicht geschehen und alles gut gehen.

Dieses Wort: „Haben Sie Mitleiden mit diesen armen Kindern" ergriff Glülphi auf eine unbeschreibliche Weise. Er sah sie, sobald sie es ausgesprochen, mit einem starren Blick an und sagte wie zu sich selber: Du hast Recht; wäre mein Herz heute mit wahrem Mitleiden gegen die Kinder belebt gewesen, so wäre mir dieses nicht begegnet. Er warf jetzt auch dieses Widerwillens halber einen tiefen Blick in sein Herz und sagte zu sich selber: Ich bin mir zwar des ernsten Verlangens bewußt, aus diesen Kindern etwas anderes und besseres zu machen, als sie sind und weiß auch, daß ich mich hiefür gänzlich aufopfern kann, aber daß ich sie jetzt noch nicht liebe, wie ich sie lieben sollte, das ist mir auch sonnenklar, indem mir heute offenbar das Mitleiden fehlte, das für meine Zwecke so notwendig ist. Es ist unstreitig, so lange mir dieses fehlt, ist meine Liebe gegen diese Kinder noch nicht wahr. — So tief ging er jetzt des Widerwillens halber, der ihn diesen Morgen ergriff, in sich selber. Er fuhr noch eine Weile in diesem Selbstgespräch fort und sagte: Ich weiß aber jetzt auch deutlich, woher dieser Widerspruch, der sich in meinen Gefühlen diesen Morgen so stark aussprach, eigentlich kommt. Diese Kinder sind mir noch ganz fremd, und ich wußte bis auf diese Stunde nicht, was dieser Umstand auf die Wahrheit und Unwahrheit der menschlichen Liebe für einen entscheidenden Einfluß hat, bis er durch das Mitleiden, zu dem du mich jetzt hinrufst, besiegest. Dieses Wort sagte er zur Gertrud und dann wieder wie zu sich selber: Ich wußte auch schon längst, daß der Mensch eigentlich keinen Menschenhaufen wahrhaft und warm liebt, sondern immer nur einzelne Menschen darin; aber das dachte ich mir bis jetzt noch nicht so lebhaft, daß einiges Mitleiden und Erbarmung notwendig ist, wenn innige warme Liebe uns auch gegen ganze Menschenhaufen, die man einzeln noch nicht kennt, wahrhaft und warm ergreifen soll. Und dieses fehlte mir diesen Morgen, sagte er jetzt wieder zu Gertrud, und ich wäre auch jetzt ohne dein erhabenes Wort nicht dazu gekommen;

ich kann dir nicht sagen, wie sehr du auf dem Weg, den ich betreten, meine Stütze bist, und wie sehr ich darauf eine Stütze notwendig habe.

Gertrud erwiderte: Ach, ich habe für die Hilfe, die Sie auf diesem Weg von mir erwarten, selber eine Stütze notwendig; aber, Gott Lob, ich weiß auch eine.

Glülphi. Wo solltest du wohl jemand finden, der mir eine bessere Stütze wäre als du?

Gertrud nannte ihm darauf das Baumwollenmareili.

Glülphi erwiderte: Das Baumwollenmareili kann wohl besser als du Baumwolle austragen und damit Geld verdienen, aber mir eine bessere Stütze für die Erziehung meiner Kinder zu sein, als du bist, das läßt es doch wohl bleiben.

Gertrud. Herr Leutnant, das Baumwollenmareili hat beim Baumwollenaustragen und beim Geldverdienen mit dieser Arbeit gelernt, Menschen zu kennen, mit ihnen umzugehen, selbige an sich zu ziehen, zu Freunden zu machen und zu seinen Zwecken zu brauchen, und wer das kann, der ist wahrlich nicht ungeschickt, beim Erziehen Jemanden eine gute Stütze zu sein. Und dann ist es nicht nur das; es kennt fast alle Haushaltungen, die meisten Kinder kommen alle Wochen zu ihm ins Haus, und es ist ihrer fast so gewohnt, als wenn sie seine eignen Kinder wären. Und mir fehlt das im höchsten Grad; es kennt mich, außer des Rudis, beinahe kein Kind im ganzen Dorfe. Darum will ich es bitten, etliche Stunden täglich zu uns in die Schule zu kommen. Ich bin sicher, daß sein Dasein uns unsre Arbeit sehr erleichtern wird. Jetzt begriff Glülphi ganz, daß sie Recht habe und trieb selber, daß sie das Mareili diesen Abend noch bitte, ihnen also an die Hand zu gehen.

30. Wer an einem Ort zuhaus ist, der kann am besten raten und helfen, was auch immer darin begegnet, auch wenn Feuers- und Wassersnot einbricht.

Das Mareili hatte gleich nach Mittag vernommen, der neue Schulmeister solle gesagt haben, es wäre besser, die Kinder lernten den Eulenspiegel auswendig, als den Katechismus und den Psalter. Es antwortete zwar der ersten Person, die ihm das sagte: Das ist nicht wahr, es ist eine Verleumdung; ich kenne den Mann, er kann das nicht gesagt haben. — Aber da man ihm von vielen Seiten antwortete, es sei doch wahr, und wie es auch dem widersprechen könne, was die ganze Schule gehört habe, und es sei kein einziges Kind in der Schule, das nicht bezeugen werde, daß das wörtlich so sei, wie man es ihm erzählt, so sprang es auf der Stelle von den Weibern, die ihm das verdrehten und als wahr und richtig auffalzen wollten, heim und nahm das älteste Kind seines Bruders zu sich in die Kammer und fragte bei demselben dem, was Glülphi diesfalls gesagt, so genau und umständlich nach, daß endlich klar herauskam, es sei ein Mißverstand gewesen, und die Sache selber sei nichts mehr und nichts

weniger als diese: Ein Hartknopfenbub habe seine Bibelsprüche dem Schulmeister auf eine Weise aufgesagt, daß sie wegen ausgelassenen und falsch ausgesprochenen Wörtern in seinem Mund lauter Unsinn waren, und als er sich dabei auf die frechste und unverschämteste Weise benommen, da habe freilich der Schulmeister zu ihm gesagt, es wäre besser, er lernte den Eulenspiegel auf diese Weise auswendig, als Bibelsprüche. Das war freilich etwas ganz anderes als das, was man im Dorf diesfalls herumgetragen. Dennoch schüttelte das Mareili und der Baumwollenmeyer den Kopf über das Wort und sagten aus einem Munde: Es ist doch ein dummer Streich, daß er dieses Wort gesagt.

In dem Augenblick aber, in dem sie also darüber redeten, trat Gertrud in ihre Stube, und der Baumwollenmeyer fing sogleich an und sagte: Es ist unserm guten Herrn Leutnant in seiner ersten Schulstunde ein Wort entfahren, das im Dorf nicht gutes Blut macht. Gertrud, die sogleich fühlte, daß er das Wort mit dem Eulenspiegel meine, erwiderte: Es hat mir auch nicht gefallen und ich bin recht darüber erschrocken. Aber weißt Du auch, erwiderte das Mareili, wie man jetzt das Wort im ganzen Dorf herumträgt? und erzählte ihr dann, daß man allgemein behaupte, er habe gesagt, es wäre besser, die Kinder lernten den Eulenspiegel auswendig, als Bibelsprüche. Darüber war Gertrud sehr betroffen. Das Mareili aber sagte: Man muß den Leuten darüber auf der Stelle das Maul zuthun.

Gertrud. Wenn's nur Gottes Wille ist, daß man es kann.

Mareili. Ich will's wenigstens probieren. Ich komme morgen, sobald man in die Schule geht, auch dahin, und ich denke, ich werde dieser Haue wohl einen Stiel finden.

Gertrud. Das geb' Gott. Aber weißt Du auch, warum ich jetzt eben hier bin?

Mareili. Nein, das weiß ich nicht.

Gertrud. Es ist wunderbar, wie das jetzt zusammentrifft; ich komme eben, Dich zu bitten, zu mir in die Schule zu kommen.

Mareili. Um dieses Geredes willen?

Gertrud. Nein, ich komme, Dich darum zu bitten, weil es heute in der Schule nicht hat gehen wollen, wie wir es gern hätten und wie es sein sollte.

Mareili. Aber was soll ich dazu helfen? Ich bin keine Schulmeisterin.

Gertrud. Das wohl. Aber sieh', Mareili, der Leutnant und ich sind den Kindern allen ganz fremd, und Du kannst nicht glauben, wie sehr das ihm und mir hinderlich ist. Die Kinder geben uns keine Antwort und sehen uns an, wie man ein fremdes Tier oder ein Meerwunder ansieht.

Mareili. Das weiß ich wohl.

Gertrud. Dich hingegen kennen fast alle, und es ist Dir unendlich leichter als uns, sie ins Gleis zu bringen, in das wir sie

hineinbringen müssen. Darum haben wir Dich dringend bitten wollen, einige Tage bei uns in der Schule zuzubringen und uns darin an die Hand zu gehen.

Das Mareili fühlte ganz, daß Gertrud darin Recht hatte, und auch, daß es dem Herrn Leutnant und ihr wirklich an die Hand gehen konnte und antwortete ihr: Es ist wahr, es kennen mich fast alle Kinder, und viele, wenn sie nicht recht thun wollten, müssen mich scheuen und in dieser Rücksicht sehe ich wohl, daß es Euch im Anfang Euers Schulmeisterns dienen kann, wenn ich einige Tage bei Euch in der Schule sein kann. Ich will auch sogleich mit meinem Bruder darüber reden; Euer Schulwesen liegt ihm so am Herzen, daß er, so sehr er mich auch im Haus notwendig hat, mir das doch nicht abschlagen wird.

Damit ging das Mareili sogleich zu seinem Bruder, und dieser antwortete ihm: Was wir immer für diese Schule thun können, das ist unsere Schuldigkeit und die Gertrud hat ganz Recht, sie haben in der Lage, in der sie gegen die Kinder und gegen das Dorf sind, eine Person, wie Du bist, im Anfang unumgänglich notwendig.

Mit Freuden ging das Mareili wieder zur Gertrud und sagte, sie dürfe eine ganze Woche und, wenn's notwendig sei, noch länger in die Schule kommen, und werde alles thun, was es immer könne, dem Herrn Leutnant und ihr an die Hand zu gehen.

31. Das Mareili gibt ein Beispiel des Muts, den der Mensch immer hat, wenn er sich in einer Sache und an einem Ort recht zuhaus fühlt.

Die Schule war den folgenden Morgen kaum angefangen, so stand das Mareili in der Schulstube. Sobald es die Thür aufthat, standen eine Menge Kinder und beinahe alle seine Spinnerkinder auf einmal von ihren Plätzen auf, sprangen ihm entgegen und sagten zu ihm: Das ist brav, daß Du zu uns kommst. — Aber es schüttelte den Kopf und sagte zu den Kindern: Was ist das? Geht im Augenblick an Eure Plätze und an Eure Arbeit, und schämt Euch; es soll kein einziges von Euch auf diese Art von seinem Platz aufstehn, ohne den Herrn Leutnant zu fragen.

Ja, ja, erwiderten die Spinnerkinder, aber es freut uns so, daß Du zu uns kommst. Und das Mareili: Aber mich freut es nicht, Euch zu sehen, wie Ihr da seid; es ist, wie wenn Ihr keinen Meister hättet und niemanden was nachfragtet. Wenn ich bei Euch wäre, ich wollte Euch lehren, bei den Büchern so still sitzen und so fleißig sein, als Ihr es bei den Baumwollenrädern sein müßt, wenn Ihr Euer Brot dabei verdienen wollt. Die Kinder entschuldigten sich und sagten alle, sie wollten gewiß recht thun und brav lernen.

Nun nun, erwiderte das Mareili, aber ich bin jetzt eigentlich nicht um deswillen, sondern um einer ganz andern Sache willen da; es geht im Dorf ein ganz unverschämtes Lügengeschwätz herum, der

Herr Leutnant habe zu Euch gesagt, Ihr thätet besser, Ihr würdet den Eulenspiegel auswendig lernen als Bibelsprüche. Das ist zwar ein so unsinniges Wort, daß man hätte denken sollen, es hätte es kein vernünftiger Mensch geglaubt; aber so sehr es auch eine Schandlüge ist, so ist es doch im Dorf herumgetragen worden, als wenn es wahr wäre; und wenn ich wüßte, daß es eins von Euch wäre, das diese Schandlüge heim gekramt, ich würde es auf der Stelle vom Platz nehmen und mit ihm zu seinem Vater oder zu seiner Mutter gehen und es dann lehren, da die Wahrheit zu sagen und sein Lügengeschwätz zurückzunehmen. Ich weiß genau, was der Herr Leutnant gesagt. Mit dem Wort zeigte es dann auf den Hartknopfenbub und sagte: Wenn so ein dummer Bursche Bibelsprüche wie ein Papagei hersagt, daß lauter Unsinn darin ist, und hinten und vorn kein Mensch ihn versteht, und noch dazu unverschämt und frech ist und sein Maul braucht, so hat der Herr Leutnant doch wirklich Recht, wenn er zu einem solchen Eselskopf sagt: Du thätest besser, Du lerntest den Eulenspiegel so dumm und so unsinnig auswendig, als Du Deine Bibelsprüche dumm und unsinnig auswendig lernst und hersagst.

Einige Kinder wurden ob dieser Rede des Mareili feuerrot, denn sie fühlten, daß sie daheim die Sache nicht so erzählt, wie das Mareili ihnen jetzt wiederholte. Das Mareili sah dieses Rotwerden ganz klar und war auch überzeugt, es sei bei einigen dieser Kinder absichtliche Bosheit gewesen, dieses Wort daheim zu verdrehen, aber es that nicht, als ob es etwas merke. Die Menge der andern Kinder riefen ihm laut und unbefangen zu, es sei wahr, es verhalte sich alles, wie es sage, aber sie wären nicht schuld, daß man es also verdreht im Dorf herumtrage; sie hätten es daheim nicht so erzählt.

Ich will es selbst glauben, daß keines von Euch so boshaft gewesen sei, des Herrn Leutnants Wort so zu verdrehen; aber es ist doch glaublich, daß einige von Euch daheim in den Tag hineingeschwatzt und dummes Zeug darüber erzählt haben. Ich muß Euch unverhohlen sagen, Kinder, wenn Ihr alle daheim es um kein Haar anders erzählt hättet, als genau wie es geschehen, so hätte das Lügengeschwätz, das man im Dorf darüber treibt, gewiß nicht Fuß fassen können. Aber das sage ich Euch allen, wenn ich in Zukunft von einem einzigen von Euch vernehme, daß es daheim etwas von der Schule erzählt, das nicht ganz wahr und auch nur ein wenig verdreht ist, so will ich Mittel finden, ihm das Maul darüber zuzuthun, daß es an mich sinnt, und jetzt erwarte ich von einem jeden von Euch, der noch einen ehrlichen Blutstropfen im Leib hat, daß er diesen Mittag seinem Vater und seiner Mutter, und wen er sonst antrifft, bestimmt sage und erzähle, was der Herr Leutnant wirklich gesagt und bei welchem Anlaß er es gesagt, und wie das, was man im Dorf darüber herumtrage, faul und falsch sei. — Dann wandte es sich noch an den Hartknopfenbub, der durch seine Dummheit und Frechheit des Leutnants Wort veranlaßt, und sagte zu ihm: Siehst Du jetzt, dummer Junge, wie man damit

großes Unrecht thun und großes Unglück stiften kann, wenn man Sachen, die, weil sie hoch und heilig sind, mit Verstand ins Aug fassen und wohl zu Herzen nehmen sollte, wie ein Esel in Kopf faßt und wie ein Narr daherplappert, sodaß Gottes Wort in einem solchen Mund selber zum Unsinn und zum Aergernis werden muß.

Das Mareili ward so eifrig, daß der Leutnant und Gertrud es baten, es solle sich doch mäßigen, die Kinder seien daran unschuldig. Das ist gleich viel, erwiderte das Mareili, mit solchen Sachen läßt es sich in einem Dorf nicht spaßen. Ich ruhe nicht, bis kein Mensch diese unverschämten Lügen mehr in den Mund nehmen darf, und wenn's einer thut, es mag sein, wer es will, so werde ich Wege finden, ihm durch das Schloß und den Junker zu zeigen, daß es Mittel gibt, boshaften Verleumdern in solchen Fällen den Mund zu stopfen, daß er ihnen zugestopft bleibt.

Die Kinder thaten Maul und Augen auf, da das Mareili so redete. Einige sagten: Es thut doch auch gar zu wüst darob. Andere aber sagten: Es hat doch Recht, man hat dem Herrn Schulmeister das Wort auf eine unverschämte Art verdreht; und viele, recht viele äußerten sich: Der Hartknopf sei ein dummer Lümmel und ein böser Bube und habe sicher verdient, was das Mareili ihm gesagt. Auch säumten alle Kinder, sobald sie nach Haus kamen, keinen Augenblick, ihren Eltern zu erzählen, was das Mareili über die Eulenspiegelgeschichte gesagt und wie es allen Leuten das Maul über dieselbe stopfen wolle, wenn sie es nicht von selber zuhalten wollten; und viele sagten dabei noch, es sei doch nicht recht, wie man dem Herrn Schulmeister das Wort verdreht.

Dieser Bericht der Kinder aber wurde von den Eltern gar ungleich aufgenommen. Viele ließen ihnen aus dem, was sie jetzt zur Entschuldigung des Herrn Schulmeisters anbrachten, gar nichts gelten und sagten ihnen, sie hätten die Eulenspiegelgeschichte selber nicht vollends so erzählt, wie sie jetzt sagten, daß sie vorgefallen. Andere sagten ganz kurz, sie möchten jetzt sagen, was sie wollten, das Wort mit dem Eulenspiegel sei ein unverschämtes Wort gewesen und das Mareili habe seine guten Gründe, warum es dasselbe verkleistern und den lieben Herrn Schulmeister darüber weiß waschen wolle, aber andere Leute hätten nicht, wie es, gleiche Gründe dafür. Auch das sagten, insonderheit in den großen Häusern, viele Eltern: Der Baumwollenmeyer und das Mareili fangen, seitdem sie an den Sonntagen Abend zu der vornehmen Gesellschaft ins Pfarrhaus kommen, an, sich in Sachen zu mischen, die sie nichts angehen. Es könne ein jeder des Leutnants Worte auslegen, wie er wolle, und der Baumwollenmeyer und seine Schwester hätten das nicht vorzuschreiben. Es werde sich aber wohl zeigen, wie der Herr Schulmeister dieses schlechte Wort etwa noch durch andere, die er zu demselben hinzusetzen werde, noch selber erklären werde. Auch viele Spinnereltern wollten dieses Worts halber auf beiden Achseln tragen und sagten zu ihren Kindern: Mischet euch in

nichts, was der Schulmeister geredet hat und auch was er ferner reden und sagen möchte; wir wollen keinen Verdruß weder mit dem Mareili, noch mit der andern Partei haben.

32. Der Mensch hat Unrecht, wenn er in irgend einer Sache das, was Gott und die Natur vorangestellt, zurücksetzt und hintennach stellt.

Nachdem das Mareili so seine Eulenspiegel- und Hartknopfengeschichte abgethan, setzte es sich an den Schultisch und sagte: Was sagt Ihr dazu, Kinder, wenn ich jetzt ein paar Tage da bleibe und Euerm Herrn Leutnant helfe schulmeistern?

Alle Kinder, die es kannten, erwiderten: Das wäre auch brav, das wäre auch brav.

Mareili. Was meint Ihr, wollt Ihr mir auch recht folgen?

Ja freilich, ja freilich, riefen eine Menge Kinder und einige setzten hinzu: Wir kennen Dich, und wenn Du uns nur winkst, so verstehen wir, was Du willst und was Du meinst.

Mareili. Versteht Ihr den Herrn Schulmeister noch nicht so wie mich?

Die Kinder schwiegen. Nur eins sagte: Wir dürfen nicht so mit ihm reden, wie mit Dir.

Mareili. Und mit der Gertrud?

Kinder. Auch nicht so gar.

Mareili. Ich will Euch lehren, daß Ihr vor dem Abend sie verstehen und mit ihnen reden dürft, wie mit mir.

Mit diesem Wort wandte es sich gegen den Herrn Leutnant und sagte ihm: Jetzt kommen Sie, und fragen Sie ein Kind nach dem andern, was Sie nur wollen. Ich will sehen, ob sie auch nicht über alles lustig und freudig Antwort geben können, wie wenn ich sie fragen würde.

Der Leutnant ließ sich das nicht zweimal sagen. Er ging mit ihm von einem Kind zum andern, fragte es, was ihm in den Sinn kam, und das Mareili nahm dann das Kind, das er so fragte und das ihm nicht antworten konnte, lachend beim Kopf, bei der Hand oder bei den Ohren und sagte: Antwort', antworte geschwind, was Dir in den Sinn kommt, aber munter und lustig und laut. Es ging keine Viertelstunde, so antworteten ihm schon einige Kinder laut, munter und bestimmt auf seine Fragen, und es dünkte sie selbst lustig, daß sie das Mareili so freundlich beim Kopf und bei den Ohren nahm, um sie zu zwingen, das Maul aufzuthun und nicht mehr schüchtern zu sein. Etliche fingen jetzt schon an, lachend zu antworten und Munterkeit und Scherz in ihre Antworten hineinzubringen. Darüber zeigte dann das Mareili und der Leutnant seine herzliche Freude, und diese Kinder mußten ihre frohen und lustigen Antworten laut wiederholen. Ueber ein paar solche muntere Antworten lachte die ganze Schulstube mit dem Leutnant, und jetzt war die Schüchternheit im Antwortgeben fast

bei allen Kindern dahin und die schüchtersten und bescheidensten waren jetzt die, so ihm die heitersten und ungezwungensten Antworten gaben. Es war auch Glülphi auffallend, daß jetzt offenbar diejenigen Kinder, die vorher aus Frechheit und Unverschämtheit am ungezwungensten antworteten, nunmehr in dem Grad ihm bedächtlicher und gezwungener antworteten, als die bravern und unschuldigern ungezwungener und freimütiger wurden.

Indessen fuhr jetzt Glülphi mit seinen Kindern in der Ordnung fort, wie er es mit der Gertrud abgeredet hatte. So wie sie ihm gestern Bibelsprüche auswendig sagen mußten, machte er sie jetzt in der Bibel lesen. Sie lasen fast alle sehr schlecht. Das war aber noch nicht das schlimmste; das schlimmste war dieses, daß das, was sie lasen, für sie gleichsam in einer andern Sprache war, als in der, in der sie gewöhnlich redeten. Es war auch außer der Gertrud Kinder keins imstande, den Sinn dessen, was es gelesen, aus freiem Mund und in seiner gewohnten Sprache zu wiederholen. Glülphi erwartete auch nichts anderes. Er wußte schon längst, daß man in allen schlechten Bauernschulen das Lesenlehren auf eine Weise betreibt, als wenn es das Redenkönnen gar nichts anginge. Aber so sehr er diesfalls auch nichts anders erwartete, so wichtig waren ihm doch die Folgen dieses unsinnigen Benehmens. Er sah es als die erste tiefgreifende Verkehrtheit im Unterricht an, daß man für das Redenkönnen, das offenbar dem Lese- und Schreibunterricht vorhergehen müsse, nichts thue, und das letzte, das bestimmt nur eine künstliche Art des Redens sei, zu lehren sucht, ehe man für die Erlernung des Redenlehrens irgend etwas gethan habe. Er fühlte vor allem die Notwendigkeit, hierin zu helfen; aber es war ihm schwer, denn seine Aussprache war den Kindern so fremd, als die Büchersprache, in der sie lesen lernten. Dem Mareili hingegen war es gar leicht; seine Sprache war mit derjenigen der Kinder vollkommen die nämliche und es fühlte sogleich, daß es hier besser als der Leutnant helfen könne. Wenn nun die Kinder einen Bibelspruch gelesen und mit aller Mühe, die sie sich gaben, doch nicht in ihrer Haussprache herausbringen konnten, was er eigentlich sagen wolle, so sagte das Mareili ihnen seinen Inhalt in ihrer Haussprache vor und sie wiederholten das, was es ihnen sagte, sogleich mit Leichtigkeit, und viele von diesen kamen schon an diesem Tag dahin, den Inhalt einiger der leichtesten Stellen, die sie gelesen, selber ohne des Mareili Hilfe in ihrer Sprache ausdrücken zu können. Man kann sich fast nicht vorstellen, wie sehr das neue Gefühl, dieses zu können, einige Kinder freute. Viele, viele sagten mit einem Blick, der dem Mareili heiter zu danken schien: Nein, nein, das hätten wir doch nicht geglaubt, daß wir das so geschwind lernen könnten. Auch Glülphi dankte dem Mareili und sagte: Du hast mir diesen Morgen meisterlich gezeigt, wie sehr du uns dienen und helfen kannst. Es war auch wirklich auffallend, in welchem Grad die Kinder diesen Morgen schon heimischer und freundlicher waren und wie offenbar fast alle Augen-

blicke mehrere von ihnen sich den Kindern der Gertrud näherten und ihnen sagten: Wir lernen gewiß jetzt auch alles, was Ihr könnt, und das freut uns, das freut uns.

33. Nur der versteht es, eine Schule wohl zu führen, der wohl weiß, worauf es im Leben selbst täglich und stündlich ankommt, wenn man gut und mit heiler Haut durch die Welt kommen will.

Das Mareili aber achtete auf dergleichen Augenblicksfreuden der Kinder nicht viel. Es wußte, daß sie bei ungezogenen Kindern so unbedeutend und vorübergehend sind, als Sonnenblicke, die an einem starken Regentag zwischen dicken und schweren Wolken hindurch schimmern und von denen die Bauern sagen: „Sonnenblick, regendick" und war überzeugt, daß nur Anstrengung und Ausharrung dergleichen Entschlüssen bei Kindern Festigkeit und Dauer verschaffen können. Es war ihm also vor allem auch das wichtigste, sich sicher zu stellen, daß die Kinder von der Stund an daran gewöhnt würden, in der Schule ihre Kräfte weit mehr anzustrengen, als es bisher geschehen. Im ernsten Gefühl dieses Bedürfnisses stellte es sich jetzt oben an die zwei Schultische, nahm eine Stellung an, wie wenn es in seiner Werkstube ein halb Dutzend schlechte Spinnerweiber mustern und in Ordnung bringen wollte und sagte dann zu den Kindern: Kinder, wisset Ihr noch, was der Herr Pfarrer am Sonntag in der Kirche zu der ganzen Gemeinde gesagt hat? Das nämliche will und muß ich jetzt Euch auch sagen. Wollt Ihr in der Welt etwas Rechtes werden, oder wollt Ihr darin von Eurer Jugend auf bis ans Grab schlechte, unnütze, zu nichts taugliche und brauchbare Menschen sein und bleiben und auf eine Weise aufwachsen, daß Ihr notwendig dumme, elende Kreaturen werden müßt, die sich in keinem Fall zu raten und zu helfen wissen, wie es ihnen notwendig ist und wie sie sollten? Oder wollt Ihr Menschen werden, die das recht können und recht verstehen, was der Mensch können und verstehen muß, wenn er mit Gott und Ehren durch die Welt kommen und unter allen Umständen, die ihm begegnen möchten, wie ein verständiger und wohlerzogener Mensch sich zu raten und zu helfen wissen soll? Natürlich sagten alle Kinder, sie wollten brave und rechte Leute werden und in der Welt nicht wie Lumpengesindel und armseliges, unvernünftiges Pack erscheinen.

Das Mareili antwortete ihnen: Ich glaub' es gar wohl, daß Ihr alle brave Menschen und Ehrenleute werden wollt, aber Ihr müßt nicht glauben, daß das so leicht sei. Was das Hänsli nicht lernt, das kann der Hansel nicht. Wer seine Jugend nicht brav anwendet, der kommt in jedem Fall zu einem schlechten Alter, in dem ihm nie wohl sein und nie wohl werden kann. Es braucht viel, recht viel zu verstehen und zu können, wenn man mit Ehren will durch die Welt kommen, und man lernt nichts, gar nichts recht, wenn man sich nicht große Mühe gibt und Tag und Nacht darob sitzt. Denket nur beim

elenden Spinnen, wenn Ihr träge seid und Euch nicht alle Mühe gebt, was richtet Ihr aus? Es ist mit allem, was man in der Welt lernen muß, die nämliche Sache, wenn man nicht früh und spät darob ist, und ich muß es sagen, in den Schulen selber kann man träge werden und zwar noch eher, als in irgend einem braven Haus. Wenn Ihr das nicht zu Herzen nehmt, was Ihr lernen sollt, und Kopf und Hände nicht ernst und unverdrossen dabei habet, wie beim schwersten Geschäft, das Ihr daheim machen müßt, so wird nichts rechtes aus Euch werden und es wird weniger nützen, in der Schule gewesen zu sein, als wenn Ihr zuhaus Holz gescheitet, Baumwolle gesponnen oder sonst etwas nützliches und notwendiges gethan hättet.

So redete es über eine Viertelstunde mit dem größten Eifer und sagte dann noch: Es kommt nicht darauf an, daß Ihr etwa über das oder dieses besser schwatzen lernet, als Ihr es jetzt könnt, es kommt darauf an, daß Ihr Euch ein verständiges und thätiges Leben angewöhnt, und daß Ihr die Mittel, die Euch dazu helfen können, Euch mit Fleiß und Anstrengung einübt, bis sie Euch geläufig und sozusagen zur andern Natur geworden.

Als die Schulstunde vorüber war, standen die Kinder auf und drängten sich fast unwillkürlich um das Mareili herum. Es bot allen die Hand und sagte: Gib mir jetzt noch die Hand darauf, daß Du nicht vergessen wollest, was Du mir heute versprochen.

Dann boten ihnen auch Glülphi und Gertrud die Hand und ermahnten sie, nicht zu vergessen, was sie heute versprochen.

34. Der Mensch lebt in Kräften und durch Thaten. Wörter im Dienst der Kräfte und Thaten behelfen das menschliche Leben, Kräfte und Thaten im Dienst der Wörter enthelfen das menschliche Leben.

Es war ein schöner Morgen. Glülphis Mut stärkte sich wunderbar und so, daß er am Ende des Morgens zu sich selbst sagte: Noch keine Schlacht hat beim Anfang einen Feldherrn mehr erschreckt, als mich heute der Anfang meines Schulmeisterversuchs, aber noch nie hat auch ein so unbedeutender Umstand die Ansicht eines Feldherrn von einer solchen Schlacht so schnell und plötzlich geändert, als die Erscheinung des Baumwollenmareili in meiner Schule die böse Ansicht, die ich noch gestern von dem Erfolg meiner Schule hatte, schon heute verändert.

Es war auch wirklich also. Die niederschlagende Ansicht, die ihn gestern so verstimmte, verlor sich mit jedem Augenblick mehr. Die Kinder wurden ihm zusehends einzeln lieb und in dieser bessern Stimmung erregte die nämliche Ansicht der Schlechtheit eines Kindes, die ihn gestern empörte, warmes Mitleiden in seiner Seele. Er fühlte in diesem Mitleiden eine Kraft in sich entfalten, die ihn jetzt doppelt freute, weil sie ihm gestern so sehr mangelte. Das Mareili konnte er nicht genug anstaunen. Es war ihm unbegreiflich, wie es beim Baumwollenauswiegen und beim Garneinnehmen zu der Fähigkeit, die Menschen hinzubringen, wo es

sie haben wollte, und besonders zu der unwiderstehlichen Kraft, mit den Leuten reden zu können, wie sie es an seinen Kindern erwiesen, gekommen.

Er redete über das ganze Mittagessen mit dem Pfarrer über den Eindruck, den das, was das Mareili, das doch ganz gewiß außer der Bibel und seinem Gebetbuch noch kein anderes Buch in der Welt gelesen, mit den Kindern geredet hatte, auf sie gemacht habe, und sie fanden beiderseits, die innere, höhere Kraft der Beredsamkeit ruhe gar nicht auf der Kenntnis der Redekunst und ihrer Formen, sondern auf der lebendigen, geistigen und gemütlichen Fülle, mit welcher ein Mensch den Gegenstand, über den er reden will, in sich selber aufgenommen, und dann hinwieder auf dem lebendigen Interesse, das man hat, sich dem, mit dem man redet, diesen Gegenstand auf eine Art, die er zu fassen geneigt und geschickt ist, deutlich und klar zu machen und mit Beweggründen, die sichern Eingang bei ihm finden, für denselben zu gewinnen. Alles, was das Mareili zu den Kindern redete, sagten sie ferner, lag und lebte schon als Erfahrungssache in dem Geist und in dem Herzen der Kinder; darum wirkte auch jedes Wort, das er redete, so sehr auf sie.

Die Herren endeten ihr Gespräch über diesen Gegenstand mit der Bemerkung: Nur das, was in geistiger, gemütlicher und physischer Uebereinstimmung mit dem steht, was das Individuum, mit dem man redet, wirklich selbst ist, nur das ist für dasselbe wirklich Wahrheit; aber es ist für dasselbe auch eine wortleere, stille und darum auch das Innerste eingreifende Wahrheit. Jedes Gerede aber, das nicht in das innere Wesen des Mannes, mit dem man redet, eingreift, jede Wortfülle, die für den Mann, zu dem sie geredet, im Erfahrungsgange seines Lebens nicht einen belebten Hintergrund hat, ist für denselben ein elendes Geschwätzwerk und eine armselige Maulbraucherei, und kann ihm alle bösen Folgen herbeiführen, die dieses große Hausmittel der selbstsüchtigen Verirrungen unsers Geschlechts, die Maulbraucherei, durch ihre Täuschungen und Anmaßungen demselben herbeizuführen gewohnt ist. Und Glülphi fügte dieser Bemerkung noch eine Stelle bei, die er einmal aus dem Tagebuche eines seiner Freunde ausgeschrieben: „Wörter sind nichts als ein Hilfsmittel der nach Entfaltung und thätlicher Wirkung strebenden, menschlichen Kräfte, das sich in Schall und Laut durch den Mechanismus des Mundes ausspricht und durch denjenigen des Gehörs wieder empfangen wird. An sich ist das Wort also ein nichtiger, leerer Schall, und es wird dem, der redet, nur durch seine Uebereinstimmung mit der Kraft und Wahrheit, in der es von ihm ausgeht, und bei dem, der es hört, nur durch die Uebereinstimmung mit der Kraft und der Wahrheit, die es in ihm antrifft, zu etwas mehr als zu einem leeren Schall, zu einer Realität. Darum ist auch das Wort des kraft- und thatenlosen Mannes, so wie es in ihm liegt, spreche es sich in bürgerlicher Scheinweisheit oder in religiöser Scheinsalbung aus, nichts anderes als so ein leerer Laut, geeignet das

Absterben des Mannes, der es ausspricht, durch den Sinn des Gehörs zu beurkunden und verständlich zu machen, denen es durch den Sinn des Gesichts nicht genugsam in die Augen zu fallen vermag. Es ist wahr, das Wort des unerweckten, kraft-, willen- und thatenlosen Mannes, so sehr es auch in eines andern Mund nichts anders als ein leerer, eitler Laut, der ihm und einem jeden Mann, der ihm gleich ist, zu einem Ohr hinein und zum andern wieder hinaus geht."

35. Wenn Dein Auge heiter ist, so ist Dein ganzer Leib heiter, und wenn Dein Auge dunkel ist, so ist auch Dein ganzer Leib dunkel.

Froh und freudig eilte Glülphi, da es ein Uhr schlug, wieder in seine Schule. Gertrud und das Mareili waren schon wieder da, als er ankam.

O, wie viel besser ging es ihm jetzt schon als gestern! Was ihn noch so vor wenigen Stunden empörte, erregte jetzt sein Mitleiden, und was ihm da noch mächtig erzürnte, dessen erbarmte er sich jetzt. Er drückte jetzt einem Knaben, der ihn gestern ausspottete und noch heute ein hämisches Gesicht gegen ihn machte, liebreich die Hand, und sagte zu ihm: Armes Kind, sei doch nicht so, Du schadest nur Dir selber. — Mit jedem Augenblicke fielen ihm jetzt die Kinder mehr einzeln ins Auge. Der ihn verwirrende und so sehr mißstimmende Eindruck der Schlechtheit des ganzen Haufens war gleichsam in ihm verschwunden. Sie standen ihm jetzt im Gegenteil alle Augenblicke mehr als einzeln vor Augen und näherten sich so immer mehr seinem Herzen. Alle Augenblicke kam ihm jetzt an diesem oder an jenem Kind, das ihm gestern ganz verschroben vorkam, das eine oder das andere unverschroben und sogar liebenswürdig vor.

Gertrud hatte ihn gestern schon darauf aufmerksam gemacht, daß nicht alle Kinder allgemein und gar nicht alle gleich, sondern die einen in diesem, die andern in jenem, die einen auf diese, die andern auf jene Art verschroben seien, und daß mitten in dieser Verschrobenheit der eine dieses, der andere jenes Gute an sich habe, der eine diese, der andere jene vorzüglichen Anlagen besitze, die, wenn sie auf eine gute Art angeregt und belebt würden, der anderweitigen Verschrobenheit desselben von selbst sich entgegensetzen und dadurch mitwirkende Entfaltungs-, Bildungs- und Stärkungsmittel ihrer allgemeinen Kräfte und Anlagen würden.

Das wurde ihm jetzt mit jeder Stunde heiterer. Es waren diesen Nachmittag schon nicht mehr blos die Kinder der Gertrud und einige wenige andere, bei denen er einen guten Erfolg seiner Bemühungen zuversichtlich hoffte. Er faßte beinahe kein einziges mehr im völligen Dunkel des Nebels ins Auge, der sich gestern ihm über das Ganze verbreitet. Er konnte nicht anders, er mußte von dem einen und dem andern schon heute zu sich selber sagen: Es ist mir, als ob es nicht das nämliche Kind sei, das mir gestern vor Augen stand.

Die Folgsamkeit, die Ordnung, die Thätigkeit, die das Wesen alles Schulsegens macht, schien ihm schon an diesem Tage durch das Mareili errungen; und als er ihm am Abend für das, was es hierin geleistet, gedankt, sagte er zugleich zur Gertrud, wenn das gute Mareili mir meinen Schulsegen in dem, was außer mir ist, sichert, so hast Du mir ihn in dem, was in mir selbst liegt, gegründet, indem Du Mitleiden und Erbarmen für meine Kinder in meine Seele hineingebracht, ohne welche, wie ich es klar sehe und tief fühle, alle äußere Hilfe, die ich für meine Schule erhalten könnte, ohne alle Folgen sein würde.

Und er hatte ganz Recht. Sein Mitleiden und sein Erbarmen hatten ihn selbst bei allen großen und hohen Anlagen, die er hierzu hatte, zu einem ganz andern Schulmeister gemacht, als er gestern noch war. Da er also die Wirkung des Mitleidens und Erbarmens auf die reine Entfaltung der hohen Muttertreue, die in der Gertrud Stube, nach deren Muster er seine Schule einrichten wollte, stattfand, ins Auge faßte, fiel ihm in diesem Augenblick der Bibelspruch ein: „Wie ein Vater sich über seine Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten", und er mußte zu sich selber sagen: Wie sich Gott über die erbarmet, die ihn lieben, also muß ich mich über die Kinder dieses Dorfs erbarmen, wenn ich sie wahrhaft liebe und wahrhaft ihr Schulmeister sein will. Ohne diese hohen Kennzeichen der Göttlichkeit und Reinheit der menschlichen Liebe ist es unmöglich, das Resultat der Freiheit, des Frohsinns und der Unschuld in der Anstrengung der menschlichen Kräfte zu erzielen, das die Wohnstube der Gertrud zum Heiligtume Gottes macht und ohne welches zu erkämpfen, es mir wahrlich nicht der Mühe lohnen könnte, Schulmeister in Bonnal zu sein.

So redete jetzt der Mann, den noch vor ein paar Tagen ein solcher Ekel gegen alles Schulhalten ergriff, daß er fast an keinem Kind irgend etwas Gutes mehr sah, und soweit war seine diesfällige Stimmung schon heute wieder geändert. Es ging auch von jetzt an alle Tage besser in der Schule. Das Mareili kam bis Freitag alle Morgen und alle Nachmittage in dieselbe. Am Samstag kam es nicht, weil es an diesem allgemeinen Freitag (Speditionstag) notwendig in seiner Baumwollenstube sein mußte.

36. Abermal wenn dein Auge finster ist, so ist auch dein ganzer Leib finster, und deine Werke sind Werke der Finsternis.

Indessen die gute Gertrud diese Zeit über alle Tage bei Glülphi in der Schule zubrachte, ging sie im Heimweg fast jeden Abend noch beim guten Rudi vorbei. Sie hatte seinethalben wegen der Meyerin noch nicht alle Hoffnung verloren. Edelmütig, wie ihre Freundin war, konnte Gertrud keinen Augenblick zweifeln, daß sie bei dem guten Rudi ohne Vergleich glücklicher sein würde, als bei dem Ochsenfeist, den die Vogtin ihr so zudringlich anempfahl. Was den Rudi noch besonders

darüber in guter Hoffnung erhielt, war dieses, daß er als sicher vernommen, die Meyerin habe über den unverschämten Brief, den der reiche Tropf an die Untervogtin geschrieben, gelacht und ihr, als sie ihn ihm selber zeigte, keine Antwort gegeben. Auch meinte er, er habe seit einiger Zeit bemerkt, sie begegne ihm, wo sie ihn antreffe, immer freundlicher.

Indessen war die Untervogtin ihrer Aeußerung, wenn eine Sache anfange, schwierig und mißlich zu werden, so müsse man die Mühe, die man sich vorher darüber gegeben, dann verdoppeln, völlig getreu. Je besser die Berichte für den guten Rudi zu lauten anfingen, desto mehr verdoppelte sie auch ihre Bemühungen, diesem guten Menschen seine Hoffnungen zu Wasser zu machen. Die Meyerin konnte keinen Schritt thun, dem die Vogtin nicht nachspürte. Wenn sie den Rudi auch nur auf der Straße grüßte, so vernahm sie es. Auch bekam sie wirklich die Nachricht, die Meyerin zeige sich, wo sie den Rudi immer antreffe, gegen ihn so freundlich, als sie immer nur könne und dürfe. Die Vogtin versuchte das äußerste und man möchte wirklich meinen, es könnte dem Teufel nicht in den Sinn kommen, was ihr alles, diese Sache zu hindern, in den Kopf stieg. Aber das meiste schlug ihr doch fehl und ward umsonst versucht und gethan. Endlich, nachdem ihr vieles gefehlt, kam ihr gar in den Sinn, sie wolle den unnatürlichen Ekel, der die Meyerin so leicht anwandle, für diesen Zweck benutzen und ihn gegen den Rudi kehren, wie er bisher gegen den Ochsenfeist gekehrt war. Sie ließ zu diesem Endzweck allenthalben im Dorf aussprengen, die gestorbene Frau des Hübelrudi habe das fallende Weh gehabt, und man habe deutliche Spuren, seine Kinder möchten vom gleichen Uebel behaftet werden, wenn sie es nicht schon seien, mit dem Zusatz, diese Krankheit schleiche sich bei nervenkranken Leuten und in unreinlichen und unordentlichen Haushaltungen leicht ein. Und da diese Frau wirklich eine lange Reihe von Jahren nervenkrank war und es auch ebenso lange in ihrem Haus immer bis zum Ekel unreinlich aussah, hoffte die Untervogtin, dieses Gerücht werde unfehlbar im Dorf Fuß greifen und auch bei der Meyerin ihres Ekels halber leicht Glauben finden, sobald es einmal im Dorf nur ausgesprochen würde. Aber zum Glück für den Rudi erwahrte sich auch hier das Sprichwort: Wem Gott wohl will, dem mag niemand über, und wer seinem Nächsten eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Es ging gar nicht lange, so entsprangen, man wußte nicht wie und woher, auf einmal die sonderbarsten Gerüchte über diesen Mann. Man sagte sich im ganzen Dorf die schandbarsten, unflätigsten Dinge über ihn ins Ohr und schonte weder die Frau unter dem Boden noch die unmündigen Kinder. Ich darf nicht ins Maul nehmen, was man alles sagte und erzähle das einige davon, man sagte über die Frau selig, ihre Gichter seien, b'hüt uns Gott davor! eine Art Weh gewesen, das den Kindern selber noch im Blut stecken könne, und das Liseli mache in Gottes Namen Augen, daß man so etwas fürchten müsse,

wenn man's nur anschaue. — Der Teufel hätte nichts erfinden können, das schlauer ausgedacht gewesen, in der Meyerin eine Art von Entsetzen gegen den Rudi hervorzubringen und seine Hoffnungen scheitern zu machen.

Es erschütterte die Meyerin, da das Gerücht ihr zu Ohren kam, durch und durch, und wenn sie nur eine Viertelstunde gewartet hätte, daß der Schrecken darüber sich in ihr setzen und der Ekel dagegen hätte Fuß greifen können, so wäre der Untervogtin ihr Absehen wie gewiß wenigstens so weit geraten, daß sie den Rudi auch nicht mehr hätte heiraten können, wenn sie hintennach schon zehnmal vernommen, daß an allem nichts wahr sei.

37. Der Wahrheit Licht und der Liebe Flamme leuchtet in die hintersten Winkel der Finsternis und bringt ihre Werke an den Tag.

Aber sie sprang zu seinem Glück in allem Feuer auf das erste Wort, das sie hörte, zur Gertrud und redete in diesem Feuer mit einer Heftigkeit, die dem Ekel, den sie sicher gefaßt hätte, wenn sie sich gemäßigt, nicht Platz gab. Das rettete den guten Rudi. Sie stampfte in der ersten Minute, in der dritten hatte sie Thränen in den Augen. So lange sie stampfte, ließ sie Gertrud fortreden; da ihr aber Thränen in die Augen kamen, nahm sie sie bei der Hand und sagte: Du dauerst mich, aber du bist betrogen.

Wer wollte doch auch Satans genug sein, so etwas zu ersinnen, wenn gar nichts dahinter wäre? sagte die Meyerin mit fortdauerndem Eifer. Ich will nicht sagen, wer, erwiderte Gertrud und sah die Meyerin bei diesem Wort steif an; aber jemand, fuhr sie fort, hat's gethan und erfunden, das ist gewiß, und Du kannst es daraus abnehmen, daß man von allem diesem über den Rudi kein Wort erzählte, so lange er ein armer Mann war und von Dir nichts wußte, aber jetzt es herum trommelt, da man hört, daß er dich bekommen soll.

Bei diesem Wort kam der Meyerin wie ein Blitz in den Sinn, die Untervogtin könnte dahinter stecken. Gertrud aber gab keinen Wink, daß sie gegen jemand in ihrem Herzen einen Verdacht habe und sagte nur: Es mag jetzt Mißverstand oder Bosheit die Ursache dieses Geredes sein, so ist so viel gewiß, die Sache ist nicht wahr und an deinem Platz würde ich mich darüber nicht in Eifer bringen lassen, sondern ruhig der Wahrheit oder Unwahrheit der Sache auf die Spur zu kommen suchen.

Die Heftigkeit der Meyerin war jetzt schon vorüber. Sie sagte ruhig zur Gertrud: Du bist doch unparteiisch. — Diese antwortete: Bewahr' mich Gott, daß ich Dir einen Mann anraten sollte, der Dir hintennach, so wie Du bist, wenn er auch unschuldig wäre, zum Ekel werden müßte. Du bist brav und gut, sagte jetzt wieder die Meyerin. Und Gertrud: Wenn ich Dir nur immer lieb bleibe und es Dir wohl

geht. Die Meyerin erwiderte: Ich thue jetzt, was Du mir geraten und will für einmal weder glauben, daß etwas, noch daß nichts daran wahr sei.

Ohne es der Gertrud zu sagen, war der Verdacht, die Vogtin möchte daran schuld sein, schon in die Seele der Meyerin gedrungen und sie war lebhaft entschlossen, vor allem dieser Spur nachzugehen. Sie traf auch gleich bei ihrem Haus eine Wäscherin, die Krummhäuslerin, an, die sie als eine Erzschwätzerin kannte und oft bei der Vogtin gesehen und fragte sie, ob sie die verstorbene Frau des Hübelrudi gekannt? Diese säumte dann nicht, von dem Unglück dieser Frau und dem fallenden Weh, das sie manchmal beim Neumond überfallen usw. zu erzählen. Die Meyerin sah ihr steif ins Gesicht und ward von der Art, wie sie es erzählt, überzeugt, daß sie das selbst nicht glaube. Sie ging ihr auf eine andere Weise zu Leib und brachte mit einem Trinkgeld und dem Versprechen, es ihr nicht auszubringen, endlich heraus, was sie ahnte.

Aber so sehr sie die Aussage der Wäscherin zufrieden stellte, so dachte sie dennoch, es könnte, wo nicht viel, doch vielleicht etwas hinter der Erdichtung stecken, die die Vogtin im Dorf herumgeboten. Das alte Sprichwort: „Es ist kein Räuchli ohne Feuerli" wollte ihr noch gar nicht aus dem Kopfe.

Sie konnte nicht anders, sie mußte noch lange und auf alle Weise nachforschen, ob denn gar nichts dahinter stecke. Es fand sich auch gar nichts. Selbst die rauhe Hallorin, die zehn Jahre mit dem Rudi unter einem Dach gewohnt und dabei mit ihm und mit seiner Frau beständig im Streit gewesen, sagte, sie könne nicht sagen, daß nur das geringste von diesem Gerücht wahr sei und setzte hinzu: Es wäre etwas anderes, wenn man sagte, sie sei eine liederliche Frau gewesen und ein Narr und habe den lieben Gott mit Beten und Müßiggehen zwingen wollen, daß es in der Welt anders gehe als es geht; aber daß sie die fallende Sucht gehabt oder über ihren Mann solche Klagen geführt, und daß er ein Unflat sei, wie man jetzt sage, das sei hundertmal nicht wahr, wenn man es auch hundertmal sage. — Und so war's allenthalben; es kam nichts heraus, als daß es Lügen und Aberlügen seien.

Hingegen vernahm sie durch ihr Nachforschen alle Tage neue Umstände von seinem alten Elend, von seiner Geduld und seiner Gutmütigkeit; und das brachte ihr den Rudi jeden Tag näher ans Herz.

38. Es ist für arme Leute in der Welt oft eine schwere Sache, Recht zu suchen und Recht zu finden. Wohl denen, die Hilfe finden!

Der Rudi selber war einer der letzten Menschen im Dorf, der diese böse Nachrede gegen seine Frau selig vernahm. Er weinte die hellen Thränen. Ach, mein Gott, so redete er eine Weile mit sich selbst,

ach, mein Gott, daß mir jetzt auch noch das begegnen muß, und daß die Leute auch so entsetzlich bös sind. Es ist jetzt denke ich, mit meiner Hoffnung auf die herrliche Meyerin auch vollkommen aus. Wenn sie ein Wort dergleichen vernimmt, so erschrickt sie darob, daß sie keinen Augenblick mehr an mich denken darf, und ich müßte ihr zum Herzen hinaus fallen, wenn ich schon siebenfach darin wäre. Es kam dem guten Menschen noch kein Sinn daran, daß die Untervogtin dahinter stecke; aber er wußte sich weder zu raten noch zu helfen.

Mit der Gertrud war es nicht völlig also. Ob sie gleich im Anfang den Gedanken aus ihrem Herzen entfernen wollte, daß die Vogtin daran schuld sein könnte, so kamen jetzt so viele Umstände hervor, daß sie nunmehr vollkommen davon überzeugt war. Und als sie ihren guten Rudi so in tiefem Jammer darüber versunken sah, konnte sie nicht mehr unthätig dabei bleiben. Aber sich selber in dieser Sache zu helfen, fühlte sie sich so wenig fähig, als der Rudi. Sie tröstete den Rudi mit wenig Worten, lief aber spornstreichs zu dem Baumwollenmareili, von dem sie wußte, daß es sich in solchen Fällen besser als sie zu helfen verstand, um sich bei ihm Rats zu erholen, was in dieser Sache zu thun sei. Das Mareili, das auch schon von diesem Gerücht gehört, erwiderte: Man muß in aller Eile suchen, der Sache auf die Spur zu kommen und trachten, daß man es der Vogtin beweisen könne, daß das Gerücht von ihr herkomme; das übrige wird sich dann schon geben. Ja, erwiderte Gertrud, wenn nur das möglich ist, aber ich weiß nicht, wie es anstellen. Und das Mareili: Laß nur mich machen, ich kenne die Lumpenleute schon, die die Vogtin zu Streichen von dieser Art gebrauchen kann, und es fehlt nicht, ich will dieser Sache noch vor dem Abendbrot auf der Spur sein. Geh Du jetzt wieder heim und laß mich machen. Gertrud ging jetzt und sagte noch im Gehen: Wenn's nur Gottes Wille ist, daß Dir das nicht fehlt.

Es fehlte ihm nicht. Gertrud war kaum eine Stunde wieder bei Glülphi in seiner Schule, so ließ sie das Mareili herausrufen und sagte ihr, es habe schon zwei im Rechten giltige Männer zu Zeugen, daß die Vogtin zwei Tage nach einander zu ihren Weibern gekommen und bei ihnen ein weites und breites von der bösen Krankheit, mit der des Rudi Frau befallen gewesen, gemacht, und wie man den Kindern in den Augen ansehe, daß sie die nämliche schreckliche Krankheit gefahrten; sie hätte eine von diesen Frauen sogar beiseits genommen und ihr im Vertrauen gesagt, sie sei in einer großen Verlegenheit, man gehe von mehreren Seiten ihre Schwägerin, die Meyerin an, daß sie den Hübelrudi heirate, und es thue ihr in der Seele weh und mache ihr bang, sie in eine Haushaltung hineingehen zu lassen, wo sie solches Unglück zu erleben gefahre; sie dürfe es ihr aber nicht sagen, weil sie glauben würde, es geschähe aus Mißgunst und Neid, weil sie wisse, daß sie den Hübelrudi nicht gerne habe; sie müsse sie desnahen dringend bitten, die Sache im Dorf, wo sie immer könne und möge, anzuregen, daß es der Meyerin von allen Seiten zu Ohren komme.

39. Die höchste Lobrede einer Obrigkeit ist das allgemeine Vertrauen, das der Arme und Schwache im Land auf sie hat.

Die Gertrud freute sich wie ein Kind über diese Nachricht, aber so sehr sie auch das Mareili freute, so war dieses damit noch nicht zufrieden. Es sagte, wir müssen und dürfen jetzt nicht auf dem halben Wege stehen bleiben, die Vogtin muß mir wissen, was sie gethan hat und Du mußt, sobald die Schule aus ist, und wenn Du kannst, früher, mit mir ins Pfarrhaus; der Herr Pfarrer muß dem Junker auf der Stelle schreiben, was diesfalls vorgefallen; das übrige wird sich dann wohl von selbst geben.

Sie gingen auch wirklich, sobald die Schulstunde vorüber, mit einander ins Pfarrhaus und erzählten dem Pfarrer umständlich, was begegnet und wie weit sie der Quelle dieser Unverschämtheit auf der Spur seien.

Der Pfarrer fragte der Sache sehr sorgfältig und umständlich nach und das Mareili nannte ihm die zwei Männer, die zu der Aussage, die es ihm hinterbracht, stehen würden, wenn es notwendig wäre, und wiederholte ihm ihre Aussagen noch einmal mit Bestimmtheit. Der Pfarrer versicherte jetzt die zwei guten Weiber, daß er sogleich die nötigen Schritte thun werde, der armen Frau unter dem Boden zu ihrem Recht und dem guten Rudi aus seiner Not zu helfen. Er ließ dann diese zwei Männer noch diesen Abend zu sich kommen, fragte sie über das, was die Vogtin mit ihnen und mit ihren Frauen geredet, genau aus, und als er sich von der Bosheit dieses Weibes, der Verruchtheit ihrer Mittel, sowie der rechtlichen Beweisbarkeit dieser teuflischen Handlung ganz überzeugt hatte, bat er die zwei Zeugen, für einmal niemand zu sagen, daß er mit ihnen darüber geredet, war aber am Morgen darauf beinahe vor Tage schon beim Junker und erzählte ihm den ganzen Vorfall mit allen für seine Beweisbarkeit nötigen Belegen.

40. Sind unsere Zeiten für einen solchen Rechtsgang zu schlecht, oder ist ein solcher Rechtsgang für unsere Zeiten zu schlecht?

Der Junker, empört über die Vogtin, gerührt über den Rudi, und erfreut über den Erfolg der Nachforschungen des Mareili, sprach jetzt wie in einer Begeisterung plötzlich das Wort aus: Dieser Erzlumpenstreich muß mir, wenn's Gottes Wille ist, die Meyerin noch zur Braut des guten Rudi machen. Von diesem unerwarteten Ausspruch übernommen, sagte der Pfarrer mit inniger Rührung: Wenn das auch möglich wäre, wie glücklich wäre dieser Lumpenstreich für diesen guten Menschen!

Wir wollen jetzt fort und dann in Bonnal sehen, was hierfür möglich, erwiderte jetzt der Junker, eilte, so sehr er konnte, fortzukommen, ließ die zwei schnellsten Pferde, die er im Stall hatte, anspannen und

legte den Weg nach Bonnal in so kurzer Frist zurück, als er dieses noch nie gethan.

Im Pfarrhaus absteigen und der Vogtin sagen lassen, sie solle auf der Stelle ins Pfarrhaus kommen, der Junker sei da und lasse sie rufen, war die Sache des gleichen Augenblicks. Natürlich erschrak die Vogtin über diesen Bericht, doch ahnte sie nicht, was die Ursache davon sein möchte. Auch ihr Mann schüttelte ob diesem Bericht den Kopf und sagte zu sich selbst: Das ist doch eine sonderbare Art, eines Untervogts Frau in ein Pfarrhaus rufen zu lassen. Doch sie mußte gehen und ging. Aber sie war todblaß, als sie im Pfarrhaus in die Stube hineintrat und den gnädigen Herrn fragen wollte, was er zu befehlen habe. Aber der Junker ließ sie nicht einmal zum Reden kommen. Sie hatte kaum die Thüre aufgethan, so fuhr er sie mit dem Wort an: Weißt Du, was man thun muß, wenn man einen Menschen vor sich hat, der vom Teufel besessen ist?

Sie erwiderte am ganzen Leib zitternd: Gnädiger Herr, wie sollte ich das wissen? Und Arner: Ich will es Dir, wenn Du es nicht weißt, an Dir selber zeigen; ich will Dir den Teufel, von dem Du besessen, auf eine Weise austreiben, wie er Dir in Deinem Leben noch nie ausgetrieben worden ist.

Wut und Furcht ergriffen jetzt die Vogtin mit einander. Sie wollte reden, aber ihre Lippen bebten, ihr Hals schwoll sichtbar unter dem Kinn auf. Sie konnte nicht reden, und mitten in ihrer Wut nicht einmal ahnen, was Arner meinte und wollte. Jetzt gab er ihr plötzlich Aufschluß und sagte: Du hast die verfluchtesten Gerüchte, die je eine teuflische Seele gegen eine unschuldige Frau, die schon im Grab liegt, aussagen kann, im Dorf herum verbreitet.

41. Es zeigen sich Schwierigkeiten in diesem Rechtsgang, und es wird heiter, daß er für Büchermenschen und schwache Richter, und vielleicht auch für die, so schwach sind, nichts taugt.

Nun merkte die Vogtin, worum es zu thun sei. Damit minderte sich zwar nicht ihre Wut, doch etwas ihr Schrecken. Sie glaubte, weil es nur das anbetreffe, so könne sie auf ihres Mannes Schutz und Einfluß zählen, und fing nach und nach an, die Miene und Stellung zu nehmen, die alte Richter ganz wohl an Schelmen kennen, die mit dem Glauben, sie könnten ihre Schelmenstücke ableugnen, und mit dem festen Entschluß, es zu probieren, vor ihnen stehen. Mit dieser Miene und in dieser Stellung sah sie jetzt Arner steif an und die Vogtin sagte so entschlossen als es immer ihr Herzklopfen, das sie zu verbergen suchte, zuließ: Gnädiger Herr, Sie meinen gewiß, ich sei an den Gerüchten schuld, die gegen die verstorbene Frau des Hübelrudi im Dorf herumgehen, aber ich kann Sie versichern, diese Gerüchte sind gar nichts weniger als neu, sie sind schon bei Lebzeiten der Frau im Dorf herumgegangen; was man jetzt sagt, ist nur aufgewärmt, was sehr viele

Leute schon vorher wußten; daran aber, daß das jetzt geschieht, bin ich gar nicht schuld und weiß gar nicht, wie das kommt, daß man diese Sache im Dorf eben jetzt wieder aufwärmt.

Sie wagte diese Sprache in der festen Ueberzeugung, es dürfe sie kein Mensch in dem, was sie hierüber im Dorf ausgeschwatzt, verraten, und mit dem festen Entschluß, sobald sie aus dem Pfarrhaus heraus sei, mit jedermann, der ihr diesfalls etwas ausbringen könnte, zu reden, und alles zu thun, was notwendig, um einem jeden von ihnen das Maul darüber sicher zu stopfen.

42. Der schweizerische Bergarzt Schüppach hatte in seiner Apotheke eine Flasche mit der Aufschrift: Der Stärkste wird Meister.

Der Junker verstand das aber nicht so; er wußte schon, was an der Sache war, und die erzwungene Frechheit, in der die Vogtin vor ihm da stand, empörte ihn auf eine Weise, daß er sie streng ansah, aber dabei ganz ruhig zu ihr sagte: Du behauptest also, Du habest diese Gerüchte nicht ins Dorf hineingebracht und nicht darin herumgeboten?

Beides, der Blick des Junkers und seine Frage erhöhten die Angst ihres Herzens und verwirrten sie in dem Schelmenmut, zu dem sie sich einen Augenblick vorher glaubte erheben zu dürfen. Zitternd sagte sie jetzt, sie hätte es gewiß nicht gethan, und sie werde verleumdet. — Das war dem Junker jetzt genug. Er nahm ihrethalben seinen festen Entschluß und sagte: Wenn das ist, Frau, so soll Dir Gerechtigkeit widerfahren. Vorläufig will ich Dir sagen, wenn Du verleumdet bist, so ist für einmal der Herr Pfarrer Dein Verleumder. Aber Du hast dabei gar nichts zu fürchten, es soll Dir Gerechtigkeit widerfahren, wie wenn er der geringste Bauer im Dorf wäre. Wenn Du aber schuldig bist, so nimm Dich in acht; denn ich will kein Spiel mit dieser Sache treiben, und Du bleibst indessen da, bis untersucht ist, ob Du Recht oder Unrecht habest.

Todblaß und verwirrt erwiderte sie jetzt: Ich werde doch zu meinem Mann heimgehen dürfen? Nein, erwiderte Arner, Du darfst nicht einen Schritt außer dem Hause, und stehst von diesem Augenblick an unter strenger Wacht, bis es ausgemacht ist, ob Du unschuldig oder eine Verleumderin bist. Im letzten Fall wirst Du dann sehen, was weiter begegnet, und wie lange dann das Zuchthaus Dein fernerer Aufenthalt sein wird. In diesem Augenblick sah sie den Harschier neben sich stehen und fing an zu heulen: Ich bin ein unglückliches Mensch! o Herr Jesus! wie bin ich ein unglückliches Mensch!

Arner kehrte ihr den Rücken, und der Harschier winkte ihr, daß sie jetzt mit ihm komme. Ich will ja bekennen, ich will ja bekennen, sagte sie jetzt, hielt sich mit beiden Händen am Tisch, der dastand und schrie immer: Ich will ja bekennen, ich will ja bekennen. Sie bekannte wirklich, sie habe hie und da zu einigen Leuten gesagt, die Hübelrudin

sei mit der fallenden Sucht behaftet gewesen; aber sie habe es auch von andern Leuten gehört. Hierauf fragte sie Arner: Von wem hast Du es gehört, ehe Du es selbst gesagt? Sie erwiderte, sie könne das jetzt nicht mehr eigentlich sagen. Arner sagte: Nun, es wird Dir vielleicht wohl wieder zu Sinn kommen, wenn man Dich weiter fragt. Aber für einmal ist mir wichtig zu wissen, warum Du dieses Gerücht im Dorf ausgebreitet. Darüber wollte sie jetzt nicht mit der Sprache heraus, und wandte sich wie ein Wurm, dieses zu verkleistern. Arner sagte ihr aber gerade heraus, daß er es schon wisse, und setzte noch hinzu, es müsse ihr selber zum Maul heraus, wenn sie auch daran erstickte.

Es wollte ihr lange nicht heraus; aber als er wieder vom Hierbleiben und mit dem Harschier auf's Zimmer spazieren sprach, bis die Wahrheit auf einem andern Wege heraus sei, ergab sie sich endlich und sagte, sie wolle es in Gottes Namen eben auch sagen. Sie habe ihrer Schwägerin schon lange eine sehr gute Partie zugedacht, und die Furcht, sie möchte sich von des Maurers Frau bereden lassen, daß sie den Hübelrudi nehme, habe sie zu diesem unglücklichen Schritt gebracht, der ihr aber jetzt herzlich leid sei, sie wollte jetzt um alles in der Welt, daß sie das nicht gethan hätte.

Nun, wenn das Dir so ernst ist, so kannst Du Deinen Fehler wieder gut machen. Gehe jetzt nur zu Deiner Schwägerin und sage ihr, daß das Gerücht, das über die gestorbene Hübelrudin im Dorf herumgetragen worden, faul und falsch sei, daß Du es wie ein scham- und ehrloses Weib ersonnen, um Deinem schönen Ochsenfeist bei ihr ein gutes Spiel zu machen und ihr den armen Rudi aus dem Kopf zu bringen. Sage ihr, daß ich alles das wisse und Du kein Mittel fandest, der Schande und dem Spott, den diese Handlung verdient, zu entrinnen, als wenn Du auf der Stelle zu ihr gingest, ihr alles bekenntest, sie um Verzeihung bätest und ihr heilig versprächest, sie mit Deinem Ochsenfeist in Zukunft ruhig zu lassen, und wenn sie sich entschließen wollte, den Hübelrudi zu heiraten, so würdest Du ihn als Deinen lieben Schwager anerkennen, und ihm und ihr alles Liebe und Gute erweisen; was eine brave Schwägerin einem lieben Schwager und seiner Frau zu erweisen vor Gott und Menschen schuldig sei.

Die Vogtin versprach dieses alles zu thun, nur bat sie, ob sie doch nicht, ehe sie es thun müsse, vorher noch einen Augenblick heim zu ihrem Manne dürfe.

Nein, war wieder die Antwort des Junkers; Du mußt jetzt sogleich zur Meyerin gehen und der Harschier muß Dir auf der Stelle nach, zu sehen, daß Du in keines Menschen Haus hineingehst, bis Du alles gethan, was Du versprochen.

Sie mußte also gehen, aber ehe sie kam, hatte die Meyerin sich schon überzeugt, daß sie es sei, die dieses Gerücht im Dorf ausgebreitet.

43. Der hohe Segen, der auf Entschlüssen ruht, die die Rührung des Herzens hervorbringt.

Die Meyerin stand eben am Fenster und sah die Untervogtin auf eine Weise gegen ihr Haus zuspringen, wie sie sie in ihrem Leben nie springen gesehen. Sie sah auch den Harschier hinter der Vogtin eben so schnell nachlaufen, aber dachte doch nicht daran, daß das Geschwindgehen von beiden zusammen gehöre, that aber doch ihr Fenster auf und rief der Vogtin über die Gasse hinaus zu, was doch das sei und ob ihr ein Unglück begegnet sei. Diese antwortete ihr aber nicht, sondern sprang, was sie konnte und mochte, ins Haus hinein und that dann unter Heulen und Jammer, was sie mußte, wiederholte aber zwischenhinein mehr als einmal, daß sie ein unglückliches Mensch sei und daß sie es doch gewiß nicht bös gemeint habe.

Die Meyerin konnte eine Weile nicht Mitleiden mit ihr haben, so erbärmlich sie sich auch gebärdete und heulte, im Gegenteil, sie freute sich recht königlich, daß ihre Schwägerin für den verruchten Streich, den sie dem Hübelrudi spielen wollte, den Lohn bekommen, den sie verdient. Was sie aber am meisten freute und zugleich lachen machte, war, daß sie ihr versprechen mußte, im Fall der Rudi ihr Mann werden sollte, eine brave und freundliche Schwägerin an ihm zu sein. Doch lachte sie nicht lange.

Der ganze Vorfall, wie er auf des Rudi Schicksal Einfluß haben konnte, und dann die Teilnahme der Gertrud, des Mareili und des Junkers standen ihr jetzt lebhaft vor der Seele. Sie konnte nicht anders, sie mußte zu sich selber sagen: Es ist Gottes Führung. Und es ergriff sie plötzlich eine so warme, neue Ansicht alles dessen, was begegnet, und ein solcher Andrang aller Beweggründe, die sie zu einem Entschluß für den guten Rudi bringen konnten, daß sie es jetzt so geradezu aussprach: Ich kann es mir nicht verhehlen, er ist mir lieb. So wie sie das ausgesprochen, überließ sie sich beinahe selber unbewußt dem Gefühl dieser Liebe und der Gedanke ward ihr, ehe sie es ahnte, geläufig: Ich kann mit ihm, ich kann in seiner Haushaltung so glücklich werden als in keiner andern, die ich kenne. Und nun war sie von einem Augenblick der hohen Rührung ergriffen, in welcher edle Menschen so oft blitzschnell in den wichtigsten Angelegenheiten entscheidende Entschlüsse nehmen. Was sie vor einer Viertelstunde nicht dachte, war jetzt vollendet. Sie sprach plötzlich das Wort aus: Ich will ihn in Gottes Namen nehmen, und war jetzt entschieden. Nachdem sie das Wort ausgesprochen, stand er ihr gleichsam wie lebendig vor ihrer Seele. Sie vergaß jetzt den Vogt, die Vögtin, den Junker, die Gertrud und selbst die Gründe, warum sie ihren Entschluß gefaßt, verschwanden vor ihren Augen; sie sah jetzt nur ihn vor ihrer Seele und alles, was ihn anging, seine Kinder, seine Matti, seine schöne Kuh, seine Stube und selber die Helgen (Kupferstiche), die darin an der Wand hängen. Ihre Rührung steigt jetzt in ihrer Stimmung immer höher,

Thränen fließen von ihren Augen, nun riegelt sie die Thür, sitzt nieder zum Tisch, nimmt das Gebetbuch von der Wand und betet laut das Gebet einer Tochter, die in den heiligen Ehestand treten will, legt dann ihren Kopf über ihre Hände und über das Buch, netzt beide mit Thränen und betet noch, daß Gott ihren Entschluß segne und heilige, steht dann wieder auf, trocknet ihre Augen, fühlt sich mit sich selber zufrieden und sagt: Ich will in Gottes Namen jetzt zur Gertrud und ihr meinen Entschluß sagen. Sie hat es um mich und um den Rudi verdient, daß sie ihn wisse, sobald ich ihn selbst weiß. — Jetzt kleidet sie sich an und geht zu ihr hin.

44. Freundschaftliche Liebe und ein kleiner Mißverstand.

Gertrud sah sie kommen, aber mit einem so langsamen Schritt und den Kopf so sehr gegen die Brust hinabgesenkt, daß sie zu sich selbst sagte: So habe ich die Meyerin in meinem Leben nie gegen mein Haus kommen sehen. Es ahnte ihr auch nichts Gutes; im Gegenteil, sie fürchtete, das Gerede wegen der verstorbenen Frau des Hübelrudi liege ihr noch unbehaglich im Kopf. Auch war das letzte Wort, das die Meyerin mit ihr geredet hatte, eben nicht gar tröstlich. Jetzt war das Herz der Meyerin so voll, daß sie, sobald sie in die Stube kam, beinahe als ob sie krank wäre, leise und schnaubend, aber schnell zur Gertrud sagte: Ich habe in Gottes Namen jetzt meinen Entschluß über diese Sache genommen.

Gertrud ahnte nichts weniger als den wahren Sinn der Worte; im Gegenteil, sie nahm es in einem ganz entgegengesetzten Sinn auf und antwortete ihr mit sichtbarer Betrübnis: Du wirst Dich doch, will's Gott, in Deinem Entschluß nicht übereilen. Die Meyerin merkte ihren Irrtum und erwiderte ihr lächelnd: Ich habe mich, will's Gott, nicht übereilt.

Gertrud (fast mit nassen Augen). Und Du lachst noch? Das ist doch nicht Recht.

Meyerin. Und wenn ich Ursache dazu hätte?

Gertrud. Dazu hast Du keine.

Meyerin. Und wenn Du selber die Ursache davon wärest?

Gertrud (mit sichtbar steigender Wehmut). Schweig' doch; Du machst mir Mühe; ich könnte jetzt bald böse werden.

Meyerin (noch heiterer lachend). Ich will Dich wohl wieder gut machen.

Gertrud (noch immer im Irrtum). So sah ich Dich in meinem Leben nie.

Meyerin. Du mußt mich doch auch anhören.

Gertrud. Ich habe Dich nur zu viel angehört; geh' jetzt doch zu Deinem Sonnenwirt.

Meyerin. Du bist in einem Traum, ich will den Sonnenwirt nicht.

Gertrud. Was? was? Sagtest Du nicht, Du seist entschieden?

Meyerin. Ja, für Deinen Rudi. Ich kam eben zu Dir, es Dir zu sagen.

Gertrud war wie aus den Wolken gefallen. Sie fiel der Meyerin um den Hals und es war beinahe, als wenn sie an ihrem Hals einsinken wollte, so sehr hatte sie diese Freude übernommen. Sie konnte einige Augenblicke nicht reden. Nach einer Weile sagte sie: Gott Lob! Gott Lob! und schwieg dann wieder still. Auch die Meyerin war eine Weile still und freute sich des Eindrucks, den ihr Entschluß auf die gute Gertrud gemacht. Nach einer Weile, in welcher beide einander still und gerührt ansahen, sagte Gertrud zur Meyerin, sie habe diesen Morgen geglaubt, es wäre heute für den guten Rudi der allerschlimmste Tag gewesen, den er diesfalls noch seit dem ersten Augenblicke, in dem er an sie gedacht, hätte haben können.

Und die Meyerin erwiderte: Es ist wahr, der Tag fing bei mir für ihn so an, aber eben das, was den Tag für ihn so bös machen sollte, hat mich zu seiner Braut gemacht und an meiner Schwägerin das Sprichwort erfüllt: „Wenn das Maß voll ist, so überläuft es" und dann noch ein anderes: „Wer seinem Nächsten eine Grube gräbt, der fällt leicht selbst hinein." Einen Augenblick darauf aber sagte sie dann zur Gertrud: Du, ich bin jetzt zwar eine Braut, aber mein Bräutigam weiß kein Wort davon.

45. Ein Mann, der das Glück verdient, das auf ihn wartet.

Was sagst Du? erwiderte Gertrud, weiß er von allem noch gar nichts? Dann springe ich auf den Augenblick hin, mache ihn hieher kommen, der gute Mensch kann sonst diese Nacht abermal nicht gut schlafen.

Meyerin. Aber meinst Du, er könne diese Nacht besser schlafen, wenn er es weiß?

Gertrud. Das nicht, aber besser ruhen kann er, wenn er's weiß.

Meyerin. Das Herz klopft mir, wenn Du ihn bringst. Wollen wir nicht warten bis morgen?

Gertrud. Das nicht. Ich gehe sogleich. — Damit ging sie zu ihm hin. Der Rudi wußte gar nichts von allem dem, was der Meyerin halber den Tag über vorgefallen und war immer noch in der betrübten und hoffnungslosen Stimmung, die ihn alsobald ergriffen, als er das böse Wort vernommen, das man über seine arme Frau selig herumtrug, als Gertrud in seine Stube hineinkam. Sein erstes Wort, das er zu ihr sagte, war: Liebe Frau! Ich kann das Unrecht, das meiner lieben Frau unterm Boden geschieht, fast nicht ertragen.

Gertrud wollte ihn in seiner Stimmung nicht sogleich unterbrechen. Er jammerte mit solcher Wehmut und drückte diese Wehmut mit einem Edelsinn aus, daß sie ihm gern eine Weile zuhörte. Er sagte unter anderm: Wenn's mir in Gottes Namen auch mit der Meyerin ganz

fehlt, es thut mir nicht halb so weh, als daß man es meiner armen Frau unter dem Boden also macht. Bei diesem Wort konnte Gertrud ihn nicht mehr fortreden lassen, so sehr rührte sie die Wehmut seiner Stimmung. Sie sagte jetzt: Du mußt doch den Mut nicht ganz fallen lassen, und auch diese Sache nicht mehr zu Herzen nehmen, als es not thut.

Rudi. Ich kann der Betrübnis, die mich diesfalls ergriffen, nicht widerstehen.

Gertrud. Gott hat bisher geholfen, er wird ferner helfen, und wir haben ja jetzt einen Herrn im Schloß, der auch niemand unter dem Boden Unrecht geschehen läßt, wenn er helfen kann.

Rudi. Wie sollte er helfen können? Gegen solches Geschwätzwerk ist kein Recht auf der Welt, und große Lästermäuler kann kein Herr stopfen, so gut er auch sein mag.

Gertrud. Du mußt das nicht denken, geschweige es sagen; vielleicht vernimmst Du noch, ehe Du ins Bett gehst, daß der Junker auch hierin mehr kann und schon mehr gethan hat, als Du jetzt glaubst. Aber komm' jetzt mit mir heim, ich habe Dir etwas zu sagen, das Dich freut. Und der Rudi: Ach, es freut mich nicht so leicht etwas, und ich mag mich heute vor keinem Menschen zeigen; wenn Du mir etwas zu sagen hast, so sag' mir's doch hier.

Gertrud. Nein, nein, komm' mit mir, ich habe Dir etwas zu sagen, das ich Dir nur in meiner Stube sagen kann. Es trifft die Meyerin an.

Rudi. Ach, was willst Du mir von ihr sagen? Es ist mit dieser Hoffnung jetzt ganz aus.

Gertrud. Laß doch nicht allen Mut fallen, und komme doch nur mit mir.

Sie ließ nicht nach, er mußte jetzt kommen; aber er bat sie auf der Straße mehr als einmal, sie solle ihm doch sagen, was sie ihm zu sagen habe, damit er wieder heim könne zu seinen Kindern. Sie that es nicht, so sehr er in sie drang, und antwortete ihm noch, als er an ihrer Thüre war: Ich kann nicht, aber Du triffst jemand in der Stube an, der etwas von ihr weiß und der es selber sagen will.

46. Die Sonne fängt einem guten Mann an zu scheinen.

Damit that sie die Thüre auf und als Rudi die Meyerin in der Stube sah, ergriff ihn eine Bewegung, die im Ansehen nach einer Art von Entsetzen gleich war, für die ich aber keinen Namen weiß. Es war das Erstaunen der Hoffnungslosigkeit bei der plötzlichen Erscheinung eines unglaublich schimmernden einzelnen Strahls von Hoffnung für eine Sache, nach der sich ein Mensch lange gesehnt, aber für die er in dem Augenblick dieser Erscheinung keinen Hoffnungsfaden mehr findet, an den sie die Erscheinung dieses einzelnen, aber unglaublich scheinenden Strahls anknüpfen könnte.

So noch fast an der Thüre stehend, fiel er beinahe zu Boden, als er von diesem Erstaunen ergriffen mit schwankendem Fuß näher in die Stube hineintreten, und zu dem Tische, an dem sie saßen, hingehen wollte; aber die Meyerin stand so plötzlich, wie wenn sie ihm zur Hilfe eilen wollte, vom Tisch auf, ging dem guten schwankenden Mann entgegen, nahm ihn bei der Hand und sagte ihm so freundlich und so anmutsvoll, wie sie noch nie mit ihm geredet hatte: Lieber Rudi, komm', sitz' jetzt zu uns, wir haben jetzt etwas Wichtiges mit einander zu reden. Er stand noch halb stumm da und konnte kaum hervorbringen: Mein Gott! mein Gott! was ist das? Ihr Blick, ihre Stellung, ihr Wort schienen ihm, wie er sie wohl wünschte, aber wie er sie noch nie gesehen und jetzt weniger als je hoffen zu dürfen glaubte, im Gegenteil, es stieg ihm jetzt noch der Gedanke auf, man wolle ihn gewiß noch wegen dem elenden Gerücht, das im Dorf von seiner Frau herumgehe, befragen. Die Meyerin sah seine Verlegenheit und sagte, ihm liebreich die Hand drückend: Ich glaube, Du fürchtest Dich vor dem, was ich mit Dir reden will. Das mußt Du nicht. Komm', sitz' jetzt zu mir zu; ich weiß jetzt, was ich will und was ich soll.

Die Gertrud war ob dieser Vorrede ungeduldig, und sagte zu ihr: Bring' ihn doch aus der Angst und sag' ihm, was Du ihm sagen willst. Die Meyerin erwiderte: Nun, wenn Du nicht warten magst, so sag' Du es ihm doch selber, und Gertrud, nicht faul, sprach jetzt das Wort aus: Nun denn, lieber Rudi, sie ist entschlossen, Deine Frau zu werden. Mit dem fiel sie dann der Meyerin um den Hals und nun fiel eine Szene vor, die ich Dich, lieber Leser, zu denken bitte, ich kann sie nicht beschreiben.

Nachdem sie vorüber, und auch der gute Rudi sein neues Glück ruhiger zu fühlen anfing, erzählte sie ihm die ganze Geschichte des Tags, wie sie der Wahrheit des bösen Gerüchts ganz auf die Spur gekommen, wie dieser Vorfall ihr Herz ihm näher und sie zum Entschluß gebracht, den sie jetzt genommen. Dann erzählte sie ihm auch, wie der Junker den guten Fürsprech des reichen Ochsenfeist, ihre Schwägerin, in Ordnung gestellt und sie dahin gebracht, daß sie ihr versprechen müssen, seine freundliche gute Schwägerin zu werden; wie sie das alles unter Heulen und Zähnklappern vollbracht und versprochen, sie in Zeit und Ewigkeit nicht mehr mit ihrem Ochsenfeist zu plagen, und wenn ich Dich heirate, Deine und meine gute Schwester zu sein. Das und des Junkers liebreiche Fürsprache für Dich hat mich endlich dahin gebracht, daß ich mich mit Gott entschlossen habe, diesen Schritt zu thun.

Man kann sich die Freude der Gertrud und die Rührung des guten Manns nicht wohl vorstellen. Unwillkürlich fielen ihm die Worte in den Mund: Gott hat Großes an mir gethan; seine Barmherzigkeit währet für und für bei denen, die ihn fürchten; er erhebt

den Niedrigen aus dem Staub, den Hungrigen füllet er mit Speise, und er gedenket der Barmherzigkeit.

47. Eine erhabene Brautstunde.

So im Innern in sich selbst erhoben, sagte er jetzt zu der Meyerin: Gott hat Großes an mir gethan, mein Glück ist groß, aber das Glück meiner Kinder ist noch größer. O meine Kinder, o meine Kinder, wie glücklich seid ihr! — Wehmut ergriff jetzt den guten Mann, häufige Thränen flossen von seinen Augen. Ich muß heim, um meinen guten Kindern zu sagen, wie glücklich sie und ich sind, sagte er jetzt plötzlich: Ach, Du kommst doch mit mir? — Gar gern, erwiderte die Meyerin, und nun standen sie beide sogleich auf, nahmen auch Gertrud mit und so gingen sie jetzt alle zu den lieben Kindern des guten Rudi. Als sie kamen, saßen diese alle bei ihren Rädern, spannen fleißig und wiederholten mit einander das Lied: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, im Himmel und auf Erden. Sie hatten diesen Morgen der Gertrud versprochen, es mit einander auswendig zu lernen und zu singen.

Mit einem treffenderen Lied hätten sie doch unwissenderweise ihre gute neue Mutter nicht empfangen können; auch war sie eben, wie der Rudi, davon äußerst gerührt. Auf einen Wink der Gertrud standen sie jetzt von ihren Rädern auf, und Gertrud sagte, ehe der Rudi und die Meyerin zu einem Wort kommen und sie grüßen konnten: Liebe Kinder, danket Gott, ihr habt jetzt wieder eine neue gute Mutter. Kommt, kommt, seid nicht scheu, bietet ihr jetzt die Hand. Die Kinder sprangen von ihren Rädern auf, und die Meyerin und der Rudi umfaßten sie jetzt, ich möchte sagen, mit allen Händen, die sie hatten. Einige Augenblicke konnten beide kein Wort hervorbringen. Doch raffte sich die Meyerin bald zusammen und sagte jetzt zu den Kindern: Ja, Kinder, ich will von nun an Euere Mutter sein, und Gott bitten, daß er mir Gnade gebe, an Euch alles zu thun, was ich an Euch thun sollte, wenn ich Eure eigne Mutter und ihr meine eignen Kinder wäret. Dann nahm sie eins nach dem andern bei der Hand und sagte zu einem jeden von ihnen: Werde ein braves, gottesfürchtiges Kind, und dann zu allen mit einander: Euer Vater hat viel mit Euch gelitten, aber der liebe Gott hat geholfen. Er hat jetzt nicht viele Sorgen mehr, als für Euch; machet ihm Freude; seine Freude wird auch die meinige sein, liebe Kinder! Betet für ihn, und wenn ihr das thut, wenn Ihr am Morgen und Abend für Euern Vater betet, so betet auch für mich. — Das letzte Wort, das sie in diesem Augenblick zu ihnen sagte, war: Geb' uns Gott seinen Segen!

Der gute Rudi wiederholte das Wort: Geb' uns Gott seinen Segen. — Es war das erste Wort, das er redete, seitdem er in seine Stube hineintrat. Lange nachher sagte er kein anderes mehr. Seine Stille gefiel der Meyerin und rührte sie, daß sie selbst zu den Kindern sagte: Wir wollen doch jetzt nicht viel reden; aber sie blieb den ganzen Abend da, und sobald es ihr der erste Eindruck zugelassen, sagte sie

zur Gertrud, die sogleich ihrer Gewohnheit nach in der Stube die Hausmutter machte und dies und jenes in Ordnung brachte, sie solle ihr jetzt den Gefallen thun und still sitzen, und heute in dieser Stube nichts anrühren; es freute sie jetzt, ein paar Stunden zu thun, als wenn sie schon die eingesessene Mutter in dieser Stube wäre. Dann nahm sie dem kleinen Rudeli den Haspel, an dem er Garn aufwand, und sagte: Es geht Dir noch nicht recht, haspelte munter drauf los, half den Kindern an ihren Rädern, wo es fehlte, flocht zweien die Zöpfe, kochte der kleinen den Brei, gab dem Engelkind auf ihrem Schoß zu essen, zog es dann ab, hielt es eine Weile nackend, wie die gemalte Mutter Gottes den lieben Heiland auf ihrem Arme, machte dann dasselbe seinen Geschwistern allen gute Nacht sagen, hielt ihm das Köpfchen an ihre Backen, sie küßten dasselbe alle und es machte allen Ae — Ae —, dann that sie es ins Bett, konnte fast nicht von ihm weg und sang ihm noch ein Schlaflied vor, bis es entschlafen. Der Rudi stand bei allem diesem hinter ihr zu wie ihr Schatten. —

Er hatte immer ein silbern und vergoldetes Halsband mit Granaten und Bollen in einem Papier in der Hand; ach, mein Gott! er hatte es unter der Frau selig einer reichen Bäuerin versetzt, und jetzt, da er es konnte, auf diesen Fall wieder ausgelöst, und dachte wohl tausendmal, so oft er es ansah, wenn's auch die Frau selig wüßte, daß ich wieder dazu gekommen, es würde sie doch auch freuen. — Aber er durfte das Papier der Meyerin fast nicht geben, sie merkte es und fragte ihn noch selber: Was hast Du da in den Händen? nahm es ihm ab und trug es dem lieben Rudi zur Freude noch an diesem Abend am Hals heim, pflückte dann, als sie jetzt heim wollte, noch Blumen in seinem Garten und trug sie in einem Körbchen, das auch des Rudi war, an ihrem Arm.

48. Eine muntere Anzeige einer Hochzeit in einem Pfarrhaus.

In diesem Augenblick trat des Junkers Klaus in die Stube und that die Augen groß auf, als er die Meyerin wie eine Hausmutter neben dem Rudi und seinen Kindern stehend antraf. Der Junker hatte ihn hingeschickt, der Gertrud zu sagen, er sei seit diesem Morgen im Pfarrhaus und wünsche sie, noch eh' er abreise, zu sehen. Der Klaus sagte noch zu ihr, er habe auch das Baumwollenmareili einladen müssen, ins Pfarrhaus zu kommen. Gertrud antwortete, sie wolle auf der Stelle kommen. Sobald er aber fort war, sagte sie zum Hübelrudi und zur Meyerin: Ihr müßt mit mir zum Junker kommen; er muß noch heute und das von Euch selber wissen, daß Ihr versprochen seid; er hat es um Euch verdient. Das hat er, erwiderte die Meyerin, aber ich scheue mich doch, es ihm schon jetzt selber zu sagen. So will ich's dann für Dich thun, erwiderte Gertrud, aber komm' jetzt nur mit mir.

Sie wußte wohl, Gertrud ließ nicht nach, bis sie ja sagte und aufstand. Der Hübelrudi kam recht gern und freute sich recht sehr,

dem Junker für alles zu danken, was er auch in dieser Sache für ihn gethan habe. Sie traten kaum in den Pfarrhof hinein, so sah sie der Pfarrer am Fenster, wandte sich um und sagte: Kommt, kommt doch und seht, was ist das? Der Hübelrudi und die Meyerin kommen mit Gertrud. Alles sprang jetzt ans Fenster und alles sagte aus einem Mund: Die sind versprochen — und alles rief aus einem Mund: Gertrud, Du bringst uns eine Braut und einen Bräutigam! — Das bring ich Euch, gottlob! das bring ich Euch, erwiderte Gertrud.

Die Meyerin stand still und gerührt, und der Rudi hatte auch das Herz voll. Er wollte gern dem Junker danken, denn er dachte in seiner Seele, wenn er seine schöne Kuh im Stall und den Heustock und die Matte nicht hätte, so hätte die Gertrud bei aller Liebe und bei aller ihrer Mühe bei der Meyerin doch von mir kein Wort reden dürfen, und ich wäre der glückliche Mensch nicht, der ich jetzt bin. Aber er konnte nicht reden. Doch alles sah ihm an den Augen an, was er sagen wollte; alles stand um ihn und um die Meyerin herum, alles bot ihnen die Hand und alles wünschte ihnen Glück. Der Junker vergaß jetzt in der Freude, die er und alle ob dem Rudi und der Meyerin hatten, warum er die Gertrud habe ins Pfarrhaus kommen lassen. Selber da jetzt auch das Baumwollenmareili zu ihnen kam, vergaß er das. Alles beschäftigte sich jetzt mit dem Hübelrudi und der Meyerin, und alle erzählten sich die Geschichte dieses Tags, soviel ein jeder davon wußte und daran teilnahm. Die Meyerin mußte dem Junker besonders genau und sorgfältig erzählen, wie sich die Vogtin bei ihr benommen, da er sie heute zu ihr geschickt, und als die Meyerin umständlich erzählt, wie die arme Tröpfin vor Jammer und Herzeleid fast vergangen, wie zitternd und angstvoll sie um Verzeihung gebeten, und wie oft sie es wiederholt und wie heilig und mit was für einem schweren Seufzer sie versprochen, wenn es etwa Gottes Wille wäre und es mit der Heirat mit dem Rudi sein müsse, wie sie in dem Fall ihn gewiß als ihren lieben Schwager anerkennen und in allen Stücken gewiß, gewiß gut behandeln wolle. — Alles mußte ob diesem heiligen Versprechen und ob diesem wiederholten „gewiß, gewiß" herzlich lachen, denn alles kannte die Vogtin und alles wußte, daß es ihr weniger weh gethan hätte, wenn sie auf einmal ihren ganzen Stall Vieh und, ich darf wohl sagen, ihren Mann selber tot im Bett angetroffen hätte, als es ihr weh gethan, genötigt zu sein, der Meyerin zu sagen, sie wolle des Hübelrudi Schwägerin sein.

49. Er hat doch Recht und es ist doch gut, daß er sie begnadigt.

Wer am lautesten darüber lachte, das war der Junker. Mit der ganzen Heiterkeit eines befriedigten Frohsinns sagte er: Wir wollen jetzt gern glauben, es sei ihr heiliger Ernst gewesen, da sie ihre Jammer- und Notstunde sehr brav überstanden. Sie hat einmal jetzt mitgeholfen, einer Sache, die dem Anschein nach recht bös werden wollte, ein gutes Ende zu machen, und jetzt möchte ich, daß auch ihrethalben alles ab-

gethan und vergessen wäre, und sie muß mir ihre erste freundliche Stunde mit ihrem neuen Schwager, sei es von ihr nun ernst oder heuchlerisch gemeint, in meiner Gegenwart mit uns im Pfarrhaus zubringen. Damit sandte er sogleich seinen Klaus hin, ihr zu sagen, daß sie zu ihm ins Pfarrhaus komme.

Jetzt erst kam der Junker dahin, dem Mareili und der Gertrud zu sagen, daß er sie ins Pfarrhaus kommen lassen, um ihnen herzlich für alles zu danken, was sie gethan hätten und noch ferner thun würden, seinem lieben Herrn Leutnant die ihm so neue und schwere Arbeit, das Schulhalten, zu erleichtern.

50. Wie die Vogtin sich der Begnadigung, die ihr Arner zugedacht, würdig erzeigt.

Indessen aber der Junker also die Vogtin wieder zu Ehren ziehn und ihrethalben alles, was sie gefehlt, als tot und vergessen angesehen wissen wollte, that sie von dem Augenblick an, in dem sie von der Meyerin weg war, nichts anders als daheim bei ihrem Mann über den ehr- und gottvergessenen tyrannischen Zwingherrn zu wüten, der es ihr des Hübelrudi halber so infam gemacht habe. Sie brach in diesem Wüten sogar in die Worte aus, es nehme sie jetzt nicht mehr Wunder, warum die alten Schweizer ihre Zwingherrn tot geschlagen oder zum Land hinausgejagt, seitdem sie jetzt gesehen, was dergleichen Herren mit Ehrenleuten im Lande thun könnten und thun dürften. Es war umsonst, daß ihr Mann ihr hundertmal sagte, sie solle doch nicht so wüten, sie könne ja nicht ändern, was nun einmal so sei.

Warum hast Du doch den verfluchten Vogtdienst angenommen? Ich wollte lieber, Du wärest Knecht bei den Türken geworden, als daß Du diesen verfluchten Dienst angenommen; es wäre alles nicht so gekommen, wenn Du nicht Vogt wärest, sagte das Weib.

Aber ihr Mann ließ sich das doch nicht gern sagen, er erwiderte der Frau: Schweig mir doch davon, Du bist immer so gern Vogtin geworden, als ich Vogt.

Es ist ein Unglück, antwortete die Vogtin, es ist ein Unglück; freilich, wenn ich das hätte voraussehen können, was mir jetzt begegnet, ich hätte mich mit Händen und Füßen dagegen gesperrt.

51. Wie die Einbildungskraft krummen Schalken und bösen Narren noch Angst und Schrecken über das hinaus macht, was die Folgen ihrer Thaten ihnen wirklich zuziehen.

Als sie eben das letzte Wort noch im Munde hatte, klopfte des Junkers Klaus an der Thüre. Sie sah ihn plötzlich am Fenster, ward todblaß und sagte zu ihrem Mann: Um Gotteswillen, was ist das schon wieder? Geh' doch Du und rede mit ihm; das Herz klopft mir, wie wenn ich sterben müßte. Der Vogt schüttelte unzufrieden den Kopf, daß er allemal hingehen müsse, wo sie nicht gern hingehen wolle. Er

ging aber doch und kam bald mit dem Bericht zurück, sie müsse ins Pfarrhaus, der Junker lasse sie rufen.

Vogtin. Geh' doch Du für mich, ich bitte Dich um Gotteswillen, geh' doch Du für mich.

Vogt. Ich darf nicht, es geht nicht, Du mußt gehen, und ich mag auch nicht allenthalben hingehen, wo Du nicht willst und dann um Deinetwillen wie ein Narr dastehen.

Vogtin. Hättest Du doch dem Klaus gesagt, ich sei todkrank und liege im Bett.

Vogt. Das ist eine Narrenrede. Er hat Dich ja unter dem Fenster gesehen und gegrüßt. Du kannst nicht anders, Du mußt gehen.

Vogtin. Ich gehe nicht. Laß ihm meinethalben sagen, was Du auf der Welt willst, ich gehe nicht.

Vogt. Aber weißt Du, wie er den Treufaug auf der Tragbahre im Bett und in der Perrücke hat abholen und unter die Linde bringen lassen? Willst Du es darauf ankommen lassen, daß er mit Dir auch so einen Spektakel treibe?

Vogtin. Jesus! Jesus! ich darf nicht gehen.

Vogt. Du darfst gehen und mußt gehen; er wird Dich nicht fressen; Du hast ja alles gethan, was er Dir befohlen.

Vogtin. Aber wenn er damit noch nicht zufrieden ist und mich einsperren läßt?

Vogt. Er thut das nicht. Er thut's gewiß jetzt nicht mehr.

Vogtin. Komm' doch um Gotteswillen mit mir.

Vogt. Das geht nicht, ich darf und ich will nicht. Aber das will ich Dir noch thun, wenn Du nach einer Viertelstunde nicht mit heiler Haut wieder zurück bist, so will ich ins Pfarrhaus schicken und dann sehen, wo es fehle und was weiter zu thun sei.

Weiter konnte sie den Vogt nicht bringen. Sie mußte gehen und ging endlich; aber ihr letztes Wort war noch: Schick' doch bald, recht bald nach, zu sehen, wie es mir geht. Das will ich gewiß thun, antwortete der Vogt, aber trink noch ein Glas Wein, damit Du nicht aussiehst, wie wenn es mit Dir zum Galgen oder auf die Hauptgrub hinausginge. — Ja, das will ich, erwiderte sie, und trank noch zwei oder drei Gläser, aber es half ihr nichts, sie sah noch immer aus, als wenn es mit ihr zu den zwei bösen Oertern hinginge, von denen ihr Mann eben geredet. Als sie gegen das Pfarrhaus kam, schwankte sie mit jedem Tritt auf beiden Seiten, und es sah vollends mit ihr aus, wie mit der frommen Barbel, als sie wegen ihrer Abendtrünke, die sie dem Hummel schuldig war, unter die Linde zum Junker mußte. Und als sie im Pfarrhaus die Thüre aufthat und den Hübelrudi und die Meyerin neben einander am Tisch sitzen sah, wurde sie fast ohnmächtig. Es schien, als wollte sie auf der Stelle in den Boden versinken, denn es war nicht anders, als ob jemand zu ihr sage, sie müsse jetzt die Meyerin und alle Leute, die da seien, aufs wenigste kniefällig um Verzeihung bitten und ihr verfluchtes Versprechen, das

der Teufel in der Hölle für den Junker erfunden und ihm in den Sinn gegeben, noch einmal wiederholen.

So mehr als erschrocken, so vom Entsetzen ergriffen, stand jetzt die arme Tröpfin. Alles, was am Tisch war, hatte Mitleiden mit ihr. Die Meyerin und der Hübelrudi standen vom Tisch auf, gingen ihr entgegen und wollten sie beruhigen, aber der Junker kam ihnen vor und sagte zu ihr: Vogtin, Du hast Deine Sache bei Deiner Schwägerin gemacht, wie Du versprochen, und ich habe Dich nur kommen lassen, um Dir zu sagen, daß ich jetzt mit Dir zufrieden bin. Sei Du jetzt auch mit allem zufrieden, wie es ist, und laß alles gut sein, wie es ist. Der Hübelrudi ist jetzt mit der Meyerin versprochen; zeig' ihm jetzt, daß es Dir ernst ist, was Du seiner Braut versprochen und daß Du ihn von nun an mit Freuden als Deinen lieben Schwager ansehen und behandeln wollest.

Es war der Vogtin, wie wenn sie aus dem Fegfeuer entronnen. Sie versprach alles, was man nur wollte, und es war eigentlich, wie wenn der Wein, den sie vor einer Viertelstunde getrunken, nun auf einmal anfange, seine Wirkung zu zeigen und sie zu stärken. Sie hatte sich vom Schrecken soweit erholt, daß sie jetzt thun konnte, als ob sie mit gutem Willen und gern neben dem Hübelrudi absitze. Die Frau Pfarrerin brachte indessen einen schönen großen Kuchen auf den Tisch, setzte ihn den Neuversprochenen vor, und sagte zur Meyerin: Du mußt jetzt den ersten Kuchen, den Du mit dem Hübelrudi issest, bei mir essen und ich will sehen, ob sich auch die Untervogtin ihn bei uns wohl schmecken läßt. Das geschah auch ganz nach dem Wunsch der Frau Pfarrerin. Die Vogtin aß und trank so brav und dem Anschein nach so freundlich und frei als kein anderer Mensch am Tisch. Indessen schlich sich, da sie also da saß und Kuchen aß, ihr Töchterchen in die Küche des Pfarrhauses und sagte zur Köchin: Die Mutter habe einen Schlüssel im Sack, den der Vater notwendig haben müsse, sie sollte mit ihr reden.

Wart' nur ein wenig, ich gehe gleich in die Stube, sagte die Köchin; aber in diesem Augenblick sah das Töchterchen durch das Speiseloch, das aus der Küche in das Speisezimmer geht, daß die Mutter wohlgetrost bei einem schönen Kuchen neben der Meyerin und dem Hübelrudi am Tisch saß und brav darauf los aß. Jetzt wußte es schon, was es wissen wollte und sagte zur Köchin: Die Mutter werde wohl bald wieder heim kommen, es könne nicht warten und wolle jetzt wieder heim gehen; aber die Mutter hatte es durch das offene Speiseloch, vor dem es stand, auch bemerkt, stand plötzlich vom Tisch auf, ging in die Küche, nahm ihr Kind auf die Seite und sagte zu ihm: Sag' dem Vater, es sei alles vorbei, die Schwester sei mit dem Rudi versprochen, der Junker und alle seien auch ihr gut begegnet, sie möchten jetzt nur, daß alles mit dem Schleich-Rudi, der ihnen diesen Streich gespielt, wieder gut würde.

52. Wie der Ochsenfeist den Korb, den ihm die Meyerin gibt, heimträgt, wie lange die zwei Verlobten bei ihrem Apfelkuchen im Pfarrhaus sitzen bleiben, und wie tief Arner den Zusammenhang seiner Herrschaftspflichten mit einem Schädelort zu Herzen nimmt.

Als sie wieder in die Stube kam, machte sie, so gut sie konnte, eine gute Miene zum bösen Spiel, ging aber doch bald heim. Sobald sie nachhaus kam, fand sie den Ochsenfeist hinter dem Tisch, der, wie er sagte, nun zum letztenmal da sei und wissen wolle, wie es mit der Meyerin stehe, ob er sie bekomme oder nicht. Ach, mein Gott, sagte die Vogtin, sie sitzt eben als Braut mit dem Hübelrudi bei einem guten Kuchen im Pfarrhaus hinterm Tisch.

Also ist's aus, d' Katz und d' Maus, sagte der Ochsenfeist, schüttelte den Kopf, stand dann auf und murrte im Weggehen: Ich habe also hier nichts weiter zu thun; aber Ihr habt mich doch unverschämt lange mit diesem Mensch im Land herum gesprengt.

Aber der Hübelrudi und die Meyerin blieben noch so lange, bis der Junker nach Arnheim reiste, und waren beim ersten Apfelkuchen, den sie als Braut und Bräutigam mit einander aßen, so freudig und munter, als unter hunderttausend reichen und vornehmen Leuten vielleicht kein einziges Paar den ersten Apfelkuchen so froh und heiter mit einander gegessen.

Als der Junker, voll von den Gedanken dieses Tages, in eine Art von Wehmut versunken im Heimfahren jetzt in der Tiefe an dem Grab des unglücklichen Rickenberger vorbeikam, ergriff ihn unwillkürlich eine unbeschreibliche Rührung. Er mußte zu sich selber sagen: Wahrlich, hier liegt ein edler Mann begraben! Sein Haus wäre unter einem bessern Herrn vielleicht ein Haus von Menschen beinahe wie Engeln geworden. Er seufzte tief über seines Großvaters pflichtloses, menschenverwahrlosendes Leben.

Und wer teilt dieses Gefühl nicht mit dem guten Junker und fühlt nicht, daß an solchen Schädelorten Menschen verfaulen, die unter einer wahrhaft väterlichen und thätigen Ortsobrigkeit sich zum Dienst des Vaterlandes und der Menschheit unter Hunderttausenden als die Ersten und Besten hätten auszeichnen können?

53. Ein Mensch, der einem Kind oder einem schwachen Menschen einen Hund anhetzt, ist ein abscheulicher Mensch.

So wie indessen eine Teufelsarbeit, die ein böses Weib einem guten armen Mann gespielt, glücklich ein Ende genommen, so kam jetzt eine andere Teufelsarbeit, die ein böses Weib dem guten Junker zu spielen gedachte, auf die Tagesordnung.

Die Sylvia hatte nämlich, wie wir wissen, der Eichenbergerin geschrieben, wenn sie viel recht dummes und schlechtes Zeug von Bonnal

auftreiben werde, so habe sie dadurch Gelegenheit, zwei Füchse in einem Loch oder zwei Mäuse in einem Schlag zu fangen, indem sie dadurch in die Bekanntschaft des im Herzogtum allmächtigen Helidor gelangen und zugleich Gelegenheit finden könne, auf der einen Seite dem tyrannischen Dorfherrn, der sie mit dem Harschier habe herumführen lassen wollen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, auf der andern Seite selber zu Ehr' und Ansehen und zu einer Stelle zu gelangen, wie es für sie in der Lage, in der sie sich befinde, ohne diese Bekanntschaft nicht möglich wäre. Seitdem dieses armselige Geschöpf diesen Brief erhalten, konnte es vor Eifer, im Dorf viel dummes Zeug gegen Arner und sein Thun aufzutreiben, fast nicht mehr schlafen. Es war Tag und Nacht auf den Beinen, allem nachzuforschen, was in Bonnal, im Pfarrhaus, in der Schule und selber in Arnheim gethan und geredet und sogar etwa gedacht werden möchte und schrieb selbst, ehe sie dieses noch gethan, gleich nach Empfang des Briefs der Sylvia, folgendes zur Antwort:

54. Kriecherei, Windbeutelei und Infamie in einem Brief.

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Ew. Hochwohlgeboren gnädiges Schreiben hat mich bis in den obersten Himmel entzückt. O, wie froh bin ich, dem unverschämtesten Menschen, den ich in meinem Leben gesehen, den häßlichen Streich, den er mir mit seinem Harschier gespielt, vergelten zu können, und wie unaussprechlich freut es mich, aus dem infamen Dorfneste, in dem ich jetzt wohne, erlöst zu werden und hoffentlich einen Platz zu bekommen, darin es auch ein Mensch, dessen Erziehung ihn berechtigt, sich über Schweine- und Kuhställe und über Leute, wie die sind, die zu solchen Ställen gehören, emporzusetzen, auszuhalten vermag. Schon an sich selbst ist mir das Leben zwischen Misthaufen, Strohhütten und Bettlerleuten unerträglich, und dann noch unter einem Junker und neben einem Pfarrer, die beide schlechter sind, als ich noch keine in der ganzen Welt angetroffen. Ich kann und mag es nicht mehr aushalten und ich könnte mir die Füße ablaufen und die Hände abarbeiten, um Se. Hochfürstliche Exzellenz, zu dem Sie mir allergnädigst Zutritt verschaffen wollen, zu befriedigen, und es ist nichts möglich und nichts denkbar, wozu ich mich im Dienst einer solchen Exzellenz nicht hingeben und verstehen würde. Auch weiß ich unaussprechlich viel von dem Narrenzeug, das Sr. Exzellenz bei seinen Absichten wichtig sein muß. Aber das ist unmöglich, so aufs Papier zu bringen, wie es sein muß, wenn es rechten Eindruck machen und so durch Mark und Bein gehen soll, wie dieses bei einer mündlichen Unterredung und mit einem Maul, wie das meinige, das sie kennen, leicht ist und ihm eine Freude macht, wie er keine bessere wünscht. Ich muß Sie also dringend bitten, mir Gelegenheit zu verschaffen, so geschwind als möglich einmal bei ihm vorgelassen zu werden, usw.

55. Ein Weib, das sich sonst nicht leicht schämt, kommt wegen etwas, wofür die Deutschen keinen Namen haben, wegen einer Etiquette, in Verlegenheit.

Sylvia that nichts weniger gern, als diese Eichenbergerin dem Helidor persönlich vorzustellen; aber da sie in ihrem Brief sagte, daß sie unaussprechlich viel wisse, das ihn interessieren könnte und auch wohl begriff, daß die Eichenbergerin nicht fähig sei, etwas Umfassendes und Vielseitiges in Briefen vorzutragen, so entschloß sie sich, Helidor selbst entscheiden zu lassen, ob es sich ihm der Mühe lohne, sie vor sich zu lassen oder nicht. Er mußte lachen, als Sylvia deshalb anfrug, und sagte: Ich bin in einer Stellung, daß ich mir solche Zudringlichkeiten täglich von aller Art von Narrerei gefallen lassen muß. Ich habe schon von manchem Narren vernommen, was mir gescheite Leute nicht gesagt hätten, und sie sagt mir vielleicht mitten unter allem Gewäsch, das ich von ihr erwarte, auch etwas, das mir recht ist zu wissen und das mir sonst niemand sagen würde. Auf diese Aeußerung Helidors berichtete Sylvia die Närrin, daß sie das Glück haben könne, ihm vorgestellt zu werden.

56. Wie ein hoher Grad von Unnatur innerlich zur Lächerlichkeit des Unsinns und äußerlich zur Lächerlichkeit sogar in der Kleidung hinführt.

Seitdem die Eichenbergerin von Sylvia den Bericht empfangen, daß sie dem größten Mann im Herzogtum, dem Helidor, werde vorgestellt werden, war das armselige Geschöpf ganz außer sich vor Freuden. Es wurde so verwirrt darob, daß ihm wunderbare Dinge durch den Kopf gingen. Sie sagte mehr als einmal zu sich selber: Ich hätte mir doch vorstellen sollen, daß man höhern Orts solche Narrheiten nicht gern sehen könne und nicht gern sehen werde; aber gut ist, daß ich's jetzt weiß, ich will mich danach richten. Helidor ist mein Mann. Ich habe schon viel von ihm gehört. Er ist mir ganz gewiß der rechte Mann. Wenn ich nur vor ihm erscheinen darf, er wird mich gewiß verstehen. Dann hub sie sich zu den höchsten Entschlüssen, zu denen sie fähig war, empor. Es ist nichts, es ist gar nichts, sagte sie jetzt zu sich selbst, daß ich mich in seinem Dienst nicht zu thun unterstünde. So im Gemisch von alter Wut und neuer Freude sagte sie noch: Was im Staatsdienst geschieht, hat eine ganz andere Bedeutung und ganz andere Ansichten, als was im gemeinen Leben geschieht. Und einen Augenblick darauf sprach sie in dieser Ueberspannung ihres Hochsinns im Unsinn das Wort aus: Ich würde mir nichts daraus machen, Arner sein Narrendorf selber anzuzünden, wenn Helidor mir nur einen Wink gäbe, daß es ihm recht wäre. Sie konnte auch vor lauter Eifer, Helidor stattlich und gut zu dienen, die ganze Nacht nicht schlafen und war am Morgen früh und den ganzen Tag über auf den Beinen, allem nachzuforschen, was in Bonnal, in der Schule, im Pfarrhaus und selbst in Arnheim geredet, gethan und selber gedacht wurde, um

es auf das umständlichste und, wie sie meinte, zuverlässigste Helidor hinterbringen zu können. Am Tage vorher war dann noch eine ihrer Hauptsorgen, wie sie sich auf diesen Besuch ankleiden und in die Hauptstadt hinbringen lasse wolle. Aber mir fehlt die Unnatur, in der man leben muß, um das, was bis zum Ekel unnatürlich übertrieben ist, in seiner Unnatur lebendig genug in sich selbst aufzunehmen und in der Wahrheit seiner Unnatur, wie es wirklich ist, darzulegen. Sie raffte am Morgen alle Kleider, die sie hatte, zusammen, legte sie im ganzen Zimmer auf Tische, Bett, Bänke, Stühle und allenthalben herum, um vom Kopf bis zu den Füßen das beste, das sie hatte, auf diesen Besuch anzuziehn. Einiges davon war noch von ihrer Großmutter, einer stattlichen Bäuerin, anderes von ihrer Mutter, die sich schon bettlerhaft städtisch kleidete, noch anderes von sich selber, wie sie es sich in der Stadt Krähwinkel angeschafft hatte, wo sie ein Jahr und vierzehn Tage in einer Töchterpension war, nur um, wie ihre Mutter meinte, eine liberale Erziehung zu erhalten.

Das Ganze ihrer Kleidung hatte mehr Farben als ein Harlequinskleid. Die Franzosen waren mit ihrem Dreifarbenspiel nur Narren gegen sie; sie verstand das Narrenspiel mit den Farben besser. Sie hatte mehr als siebzehn am Leibe, und fuhr mit dem schönsten einspännigen Wagen, den sie auf drei Stunden weit in der Runde auftreiben konnte, aber mit einem Pferd, dem bei näherer Betrachtung an Augen und Füßen allerhand wesentliches mangelte, zur Hauptstadt. Auch trug sie Glaskrallen am Hals, die für eine braune Indianerin groß und bunt genug gewesen wären. Zudem hatte sie noch eine seit Jahren eingerostete Uhr, an der etwas Gold oder Vergoldung war, an einer Kette, deren gebrochene Gelenke mit groben, schwarzen Fäden wieder zusammengebunden waren. So erschien sie vor Helidor und gebärdete sich, als sie bei ihm eintrat, krümmer und verschrobener, als ein polnischer Jude vor einem Edelmann, der ihn knuten darf. Sitzen wollte sie um keinen Preis, stehend wollte sie ihren Bericht abstatten, und man sah es ihr heiter an, daß sie es kniefällig würde gethan haben, wenn Helidor es nicht mit einem sichtbaren Kopfschütteln verhindert hätte.

57. Eine Dorfschaltsnärrin stattet an einen Hof-Mann Bericht ab über das Baumwollenmareili, über Glülphi, über seine Schule, über seine Eulenspiegelgeschichte und über seine Parteilichkeit zugunsten von Kindern, deren Eltern dem Henker unter den Händen gewesen — alles auf eine Weise, die dem Hof-Mann gar nicht mißfällt, und in einem Geist und Sinn, den viele andere Leute und selber viele Stadtleute mit der bäuerischen Schalksnärrin teilen.

So auch äußerlich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit dastehend, fing sie an, über alles, was in Bonnal vorfiel, ihr lästerliches Schandmaul in aller seiner Kraft zu gebrauchen. Zuerst erzählte sie, was sie schon in dem Brief an Sylvia gethan, von der großen Komödie,

die man am Sonntag vor dem Anfang der neuen Narrenschule mit dem saubern Herrn Schulmeister getrieben, und dann wie der witzigen Gans schon am ersten Schultag ein Ei entfallen, wie nämlich der Herr Schulmeister vor den dummen Bauernbuben, die das für eine halbe Gotteslästerung ansehen mußten, habe sagen dürfen, es wäre besser, sie lernten den Eulenspiegel auswendig, als die Bibel; auch wie er, weil er selber nichts könne und nichts verstehe, alle Weiber, die er nur finden könne, zum Schulhalten sich zuhilfe ziehe; wie er schon am ersten Tag eine lumpige Maurersfrau so angestellt, die ihm aber schon am zweiten Tag nicht mehr genug gewesen, und wie er dann noch des Baumwollenmeyers Schwester, die nicht einmal ihren Namen recht schreiben könne, mit samt der Gertrud sich zur Hilfe angestellt.

Ueber das Mareili ging es dann schrecklich los. Sie haßte dasselbe auf den Tod. Unter den Gründen, die sie zu diesem wütenden Haß gehabt, war einer der vorzüglichsten: Als sie einmal über das Reichwerden dieser Haushaltung durch den Baumwollengewerb ihr Maul unverschämt gebraucht und unter anderm gesagt, sie seien bei ihrem Gedenken Bettelleute gewesen, ließ es ihr zur Antwort sagen, sie, die Eichenbergerin, könnte freilich eher aus reichen Leuten Bettler, als aus Bettlern reiche Leute machen, sie thäte aber besser, sie würde sich in einem Spital, wo man Stadtnarren versorgt, verpfründen, als auf ihrem Dorf Narrenspuk treiben, wie sie thue. Das war freilich etwas so starkes, daß es die arme Eichenbergerin nicht wohl verdauen konnte. Sie fuhr jetzt auch schrecklich über das gute Mareili los, wie es zu allen Zeiten ein unverschämtes Mensch gewesen und wie es sich auch jetzt unterstanden, Eltern der Schulkinder mit dem Junker zu drohen und ihnen sagen zu lassen, wenn eines von ihnen das Schandwort über den Eulenspiegel und die Bibel, das der Schulmeister öffentlich in der Schule vor allen Kindern ausgesprochen, noch einmal wiederhole, so wolle es sich ins Mittel legen, und es bei seinem guten Freund, dem Junker, gewiß dahin bringen, daß ein jeder, der sich unterstehe, das noch einmal zu sagen, sicher in ein Loch hineingesperrt werde, wo er von der Sonne am Tag und vom Mond in der Nacht gleich viel zu sehen bekommen werde. So weit, setzte sie noch hinzu, hat der sonst so stolze Junker sein Ansehen preis gegeben.

Dann ging sie noch umständlicher in die Art und Weise, wie der Leutnant seine Schule in Bonnal führe, ein und erzählte, wie unverschämt er am ersten Morgen die bravsten Vorgesetzten mit ihren Frauen, die auch, wie das an Bauernorten Gebrauch sei, den ersten Schultag in der Schule bleiben und mit eigenen Augen sehen wollten, wie er mit ihren Kindern umgehe, wie Hunde zur Schule hinausgejagt und keinen Buchstaben mit den Kindern zu lehren angefangen, bis ihre Eltern alle zur Thür hinaus waren. Sie sagte ferner, es wisse kein Mensch, was man daraus machen müsse, daß er die Kinder der abscheulichsten Menschen, des gehenkten Ueli, die Geschwister einer hin=

gerichteten Kindesmörderin und die Kinder eines Rickenberger, der sich selbst erhängt, allen andern vorziehe, und diejenigen der bravsten, angesehensten Bauern schnöder und schlechter behandle, als die Kinder der größten Lumpen und Bettler. Sie glaube zwar, setzte sie hinzu, an vielem von diesem sei nur das Baumwollenmareili schuld, der Glülphi kenne ja niemand im Dorf und könnte von sich selbst nicht dahin kommen, auf diese parteiische Art mit den Kindern umzugehen, wenn dieses boshafte Mensch ihm nicht sagen würde, wer die Leute seien, denen jedes Kind zugehöre.

58. Fortsetzung des Schalksnarrenberichts über die schlechten Grundsätze des Junkers in Rücksicht auf das Lumpenvolk (la canaille) im Land.

Auf dieses Wort hin fragte Helidor die Eichenbergerin, was das Baumwollenmareili wohl für Gründe haben könne, den Schulmeister dahin zu bringen, Kinder, deren Eltern dem Henker unter den Händen gewesen, den Kindern der angesehensten Leute im Dorf vorzuziehn. Die Eichenbergerin antwortete, das Baumwollenmareili und sein stolzer Bruder stammten von den ärmsten und lumpigsten Leuten her, die es im Dorf gebe, und man könne es ihnen aufweisen und darthun, daß es in seiner Jugend selber gebettelt, jetzt aber sei es durch juden und schachern, wie man sagt, bei ihrem Baumwollenwesen sehr reich geworden und möchte nun überall und in allen Rücksichten mehr sein als andere Leute und begegne darum allen Leuten im Dorf, die aus guten Häusern herstammten und seit Menschenaltern in Ehr' und Ansehen gestanden, so grob und allem Lumpenpack hingegen so höflich.

Helidor mußte ob den guten Häusern, die seit Menschenaltern so in hoher Dorfehre und in hohem Dorfansehen gestanden, lachen; denn er war selber ein Mensch so sehr von gestern her, daß im ganzen Herzogtum kein Mensch recht weiß, ob er einen Vater oder eine Mutter in der Welt habe oder gehabt habe. Das ahnte freilich die Eichenbergerin von der Hochfürstlichen Exzellenz, vor der sie jetzt zu stehen die Gnade hatte, gar nicht. Sie fuhr noch eine Weile über den Hochmut dieser neureichen, aber alt Bettler-Haushaltung das Maul zu brauchen fort, und setzte noch hinzu, sie hätten mit ihrem unverschämten Behandeln der alten Ehrenleute im Dorf jetzt auch ein recht gutes Spiel. Der Junker sei mit ihnen im gleichen Spital krank und zeige alle Tage mehr, daß er es wie darauf anlege, den größten Lumpenleuten im Land höflich und freundlich und den ehrenfesten und gebildeten Leuten im Land grob und hart zu begegnen.

59. Jetzt geht's über die Sonntagsgesellschaft und mit ihr über das Volkserziehen und selbst über die Unverschämtheit der Ansprüche der Menschennatur los.

So fuhr sie fort, Arners ganzes Thun auf das allerschnödeste durchzuhecheln. Natürlich konnte ihrer bösen Zunge das Wichtigste und

Tiefgreifendste, das der Junker außer der Schule in Bonnal vornahm, seine Sonntagsgesellschaft, nicht entgehen. Sie berichtete dem großen Mann, den sie vor sich hatte, darüber also: Der gnädige Herr, der wohlehrwürdige Herr Pfarrer, der wohledelfeste Herr Leutnant und dann das neuadelige Haus vom Baumwollenmeyer nebst ein paar Schwatzweibern von Bonnal sitzen alle Sonntag Abend wie Narren im Pfarrhaus zusammen und halten mit einander Rat, wie man aus Lumpen gutes Tuch und aus gutem Tuch Lumpen machen könne. Man kann nichts anderes denken, als sie haben sich in den Kopf gesetzt, alle krummen Hölzli grad zu machen; und was bis jetzt dem lieben Gott selber in den größten Palästen und in den prachtvollsten Städten in der Welt noch nicht geraten, das wollen jetzt diese Herren im größten Kotloch, das vielleicht in der Welt sei, ausrichten. Sie brüten, wie es scheint, über eine Kunst, die schwerer auszuführen sei als die Goldmacherkunst und das perpetuum mobile, womit sich schon so viele Narren zugrund gerichtet. Sie brüten nämlich an der Idee, das Volk wohl zu erziehn und dadurch wohl zu versorgen.

Die Ausführung dieser neumodischen Idee sei, wie sie von den respektabelsten und venerabelsten Menschen gehört, die der Erdboden trage, vom Teufel in der Hölle und von ihm als der bitterste Zankapfel unter die Menschen geworfen worden. Diese schwarze Idee lenke ihrer Natur nach dahin, die Ordnung in der ganzen Welt umzukehren, und was oben ist, hinunter zu stürzen, und was unten ist, in die Höhe zu heben. Man wolle vermöge dieser Idee trachten, den, der nichts hat, zufrieden zu stellen, da es doch unmöglich sei, den, der etwas hat, zufrieden zu stellen, da auch dieser, man möge ihn erziehen wie man wolle, nicht zufrieden sei und nicht zufrieden werden könne.

Ebenso wolle man in Gefolg dieser Ideen den Traum einer Menschennatur, die der Reiche und Vornehme in sich selbst nicht einmal respektabel finden könne, sogar im Armen und Bettler respektiert wissen. Das gehe dann freilich nicht an und werde in Ewigkeit nicht angehen. Es scheine aber, die Herren fühlten das selber, indem sie das, was sie vorhätten, eigentlich doch niemand sagten, sondern im Gegenteil so geheimnisreich damit verführen, als immer die Freimaurer. Was man allein auskundschaften könne, sei, sie suchten sich in alle Häuser einzuschleichen, machten allenthalben die Guten, Lieben, fragten allem nach, hetzten hie und da den Mann gegen die Frau und die Frau gegen den Mann auf, und setzten den dummen Bauersleuten allenthalben in den Kopf, wenn sie ihnen folgten, so werde ihnen das Geld zum Dach hinein regnen und die gebratenen Tauben zum Maul hinein fliegen.

Sie behauptete: Der Junker treibe die Verführung des Volks über alle Grenzen. Er mache dasselbe sich allgemein in goldenen Träumen verlieren und mache es den Himmel voll Geigen sehen, selber in dem Augenblick, wenn ein Donnerwetter daran stehe. Die Volksfeste, die er in Bonnal vorbereite, von denen er aber sage, daß sie

erst nach seinem Tod ausführbar seien, seien nichts anderes als Narrenstoff zu solchen Träumen. Indessen habe er in Bonnal schon viele tausend Bäume, sie wisse nicht ob Schatten-, Zier- oder Fruchtbäume, für diese Feste pflanzen lassen. Bis auf diesen Grad verhätschle er das Volk, daß es am Ende zu nichts mehr tauge; er wisse aber sicher selber nicht, wohin sein Benehmen führe. Er untergrabe dadurch, wie die Baronesse von Arnheim es wohl wisse und sich bitter darüber beklage, alle Fundamente seines herrschaftlichen Standes, und dieses in dem Grad, daß er selber elenden Spinnerkindern zehntfreie Aecker verspreche, ohne daran zu denken, daß er dadurch seinen Bauern das allen herrschaftlichen Rechten tödliche Gelüst nach allgemeiner Zehntfreiheit in den Kopf setze.

60. Ein Weib, das die Weltkenntnis in einer Zwerggestalt um sich herum trägt, und ein Mann, der die Miniaturansichten solcher Weltkenntnisse auf eine Weise zum Weltdienst braucht, wie der ganze Haufe solcher Zwergleins in der Weltkenntnis es nicht zu ahnen vermögen.

So ging es fast eine ganze Stunde über den guten Junker los. Dieses Weib, dessen Zudringlichkeit es selber auch mit den Bauchansichten von Menschen, die nicht zu ihrem Stand gehören, bekannt machte, und welches dadurch imstand war, mit dem faden Geschwätzwerk, das aus diesen Bauchansichten hervorgeht, vielseitig ein weites und breites zu machen, wußte der Gründe zu Dutzenden herzuerzählen, warum Arners Thun nichts tauge, und über den landesverderblichen Einfluß, den die Denkungs- und Handlungsart dieses guten Mannes haben müsse, in sittlicher, rechtlicher, politischer, polizeilicher und ökonomischer Hinsicht stundenlang zu radotieren, ohne daß ihr der Mund einen Augenblick still stand, und da Helidor seine guten Gründe hatte, es gar wohl leiden zu mögen, daß der Menschenkreis, der in Arners Umgebung liege, sein Thun so unvernünftig finde, als dieses Weib dasselbe ihm darstellte, und da er überhaupt ein Mann war, der es in seiner Stellung eigentlich darauf anlegte, daß das Volk im Land viel Gutes für schlecht und viel Schlechtes für gut ansehe, so widersprach er unsrer Eichenbergerin in keinem Wort; im Gegenteil, er sagte, um sie noch zu fernern Aeußerungen über diesen Gegenstand zu locken und sie eigentlich auf die Ansicht hinzulenken, die ihm die wichtigste war: Wenn das so ist, so wird das ganze Wesen in Bonnal beim ersten Stoß, den es erhalten wird, von selbst zusammenfallen. — Sie antwortete: Das ist gewiß, das ist gewiß, ein jeder Wind würde das elende Ding umstoßen, wenn er nur einmal durch das Dorf hindurch blasen würde.

Er. Aber macht er sich mit seinem Benehmen nicht sehr viele Feinde?

Sie erwiderte ihm: Ja freilich, und erzählte ihm dann an den Fingern her, wie viel er dergleichen schon habe und wie viel er sich

täglich noch dazu mache. Das alles war Helidor ganz recht. Es fiel sogar ein Lächeln, das ihn darüber anwandelte, selber der Eichenbergerin auf. Diese lachte, da sie ihn lächeln sah, fast laut und sagte: Zählen Sie darauf, er macht seine Sache recht ungeschickt. — Helidor erwiderte: Man muß ihn machen lassen; es ist eben nicht nötig, daß dergleichen Weltverbesserer die gescheitesten Leute in der Welt seien; sie würden sonst darin alles anders machen, als es ist.

Eichenbergerin. Dieser macht recht dummes Zeug und weiß sicher nicht, wohin sein Benehmen ihn endlich führen wird.

61. Jetzt fangen auch noch die eigenen Angelegenheiten der Berichterstatterin an, ans Tageslicht zu kommen.

Helidor wußte nun von dem, was sie ihm sagen konnte, genug, und wollte sie entlassen; aber nun kam sie erst mit ihrer eigenen Angelegenheit, wie sie in Gottes Namen nicht mehr in diesem Kot- und Narrenloch von Bonnal wohnen könne und sich demütig zu einer Anstellung als Erzieherin oder Gesellschafterin in einem vornehmen Haus empfehle. Was sie alles zu ihrer Ruhe und zu ihrer Ehre und auch über das Unglück der Zeit, in welcher die Auszeichnung und die Verdienste der Leute nicht mehr geachtet und geschätzt würden, noch anbrachte, das übergehe ich. Helidor, der ihre Maulbraucherei noch eine Weile zu seinen Zwecken zu benutzen wünschte, machte ihr einige allgemeine Hoffnungen, die aber an die weitern Dienstleistungen, die er von ihr erwarte, angeknüpft waren.

Sobald sie fort war, sagte er zu sich selber: Stoff ist genug da, um die Seifenblase des Bonnalerwesens, wenn man nur will, zu zersprengen; und das muß auch sein. Wenn es blos ein wenig Fuß gegriffen und ein paar Windbeuteleien davon sich bis an den Hof verirren würden, so könnte den Herzog doch der Narr ankommen, diese neue Edition seines alten Träumerlebens auch ansehen zu wollen. Dazu will ich aber eben keine Gelegenheit geben. Ich würde mich sicher nicht wohl dabei befinden, wenn er dieses Fieber noch einmal bekommen würde. Man muß zu rechter Zeit dazu thun, diesem Dorfgaukelspiel ein Ende zu machen, ehe weder er noch viele andere Leute Lust bekommen, es anzugaffen. Gut ist, daß er die Mittel, ihm ein Ende zu machen, so gut vorbereitet. — Einen Augenblick darauf sagte er: Sylvia ist wie dazu gemacht, das zur Reifung zu bringen, was hier zu thun ist. Sie muß mir für einige Zeit in dieses Träumernest. Bei dem Stoff, den sie dafür findet, ist es für sie ein Spaß, Arner dahin zu bringen, daß er seine diesfälligen Projekte aufgibt oder das Gallenfieber darüber bekommen muß. Ich kann ihr dieses Geschäft auf eine Weise empfehlen, daß der gelüstvollen Kreatur der Schweiß ausgeht, wenn es fehlen sollte.

62. Zur Gesellschaft ist ein Schwein des andern und ein Hund des andern wert.

Er wußte wohl, daß sie lieber allenthalben hingehen würde als dahin, aber auch, daß sie dahin gehen müsse, wenn er wolle. Sie

machte nämlich seit einiger Zeit Jagd auf einen Grafen von Raubholz, und glaubte auf der einen Seite, ihn durch die Hoffnung, der Onkel werde sie zur Erbin einsetzen, zu einem Eheversprechen zu bringen, auf der andern Seite aber den Onkel durch die Aussicht einer so brillanten Heirat bewegen zu können, sie wenigstens zumteil seines Erbes halber zu betrachten. Für diesen Zweck war ihr Helidors Mitwirkung unumgänglich notwendig. Der Raubholz war freilich ein Graf und zwar von einem steinalten Stamm, aber dabei ein Lump und ein Verschwender ohne seinesgleichen. Das machte Sylvia aber gar nichts. Sie kannte sich selbst, wußte, daß er von dieser Seite ganz ihresgleichen sei und fühlte im Herzen, daß sie nichts besseres verdiene, also ob er ein Hund, ein Esel, ein Affe und ein Faultier oder das alles zusammen in einer Person sei, das machte ihr nichts. Sie wollte des Junkers Erbe, und that dafür alles, und das, was sie dafür thun mußte, war freilich recht viel und unter tausend Töchtern hätte es sicher nicht eine gethan.

Der Raubholz war indessen mitten in dem Bettlerstand, zu dem er sich herabgearbeitet, doch keiner von denen, die sich für nichts und aber nichts an ein solches Weib wegwerfen; im Gegenteil, da man ihm von mehreren Seiten vorspiegeln wollte, diese Sylvia wäre unter seinen Umständen eine gute Partie für ihn, ihr Onkel sei eitel und wenn sie sich mit einem Mann aus einer so hohen Familie verbinden könne, so werde es nicht fehlen, er werde sie gewiß zu seinem Erben einsetzen, antwortete er bestimmt und derb, er sei kein Idealist, er liebe die Realitäten; wenn die Einsetzung der Sylvia zur Erbin des Generals gerichtlich ausgefertigt in ihren Händen liege, so lasse sich an eine Heirat mit ihr denken, ohne das würde er sie nicht von der Straße auflesen, wenn er sie am Boden liegend fände.

Diese Antwort von ihm zu hören, machte der Sylvia soviel als ein Glas kaltes Wasser zu trinken; sie sagte deshalb auch einem ihrer Vertrauten, der ihr diese Antwort brachte: Er hat Recht, daß er die Realitäten liebt, er weiß sie auch zu brauchen und er wäre ein Narr, wenn er anders dächte; an seinem Platz wäre es ihr genau wie ihm. Desto eifriger aber that sie alles, seinethalben ihre Zwecke zu erreichen. Sie besuchte seit einiger Zeit wirklich, freilich soviel sie konnte besonders für den Onkel inkognito, einige Häuser, die durchaus nicht in einem ganz guten Rufe standen, in denen sie aber sicher war, den Grafen anzutreffen. Dieser Besuche halber aber war sie seit dem Brief, den Arner an den General geschrieben, in sehr großer Verlegenheit. Er erwähnte in diesem Briefe Verbindungen, die ihr Schande machen könnten, und sie glaubte jetzt sicher, diese Aeußerungen Arners bezögen sich auf die Besuche, die sie in diesen Häusern machte, um den Raubholz darin anzutreffen. Dabei wußte sie auch, daß der General schon hie und da vernommen, der Raubholz sei seines Betragens halber in der Hauptstadt und selber bei Hofe so wenig in einem guten Ruf, daß man ihm in einigen guten Gesellschaften sogar den Zutritt versage.

Sie lag desnahen dem Helidor, wo sie immer konnte, beständig in den Ohren, daß er den Grafen, auf welche Art es immer möglich sei, mehr zu Ehren bringe und ihm eine ehrenhafte Anstellung verschaffe.

Aber so sehr Helidor auch alles wagte, was gehen mochte, so wagte er es doch nicht, die öffentliche Meinung so auffallend zu stoßen. Persönlich hatte er ihn ganz gern. Er sah ihn auch zuzeiten bei sich, und fand ihn zu einigen krummen Streichen ganz brauchbar, und er hätte ihm ganz gewiß das Erbe des alten Generals so gern zugeschoben, als es ihn gefreut hätte, es Arner zu entziehen. Aber er konnte bei der öffentlichen Meinung, die gegen ihn war, durchaus nicht thun, was er gern wollte. Er redete ihm wohl hie und da auf Schleichwegen das Wort und zog ihn auch hie und da zu einer gemischten Gesellschaft; aber in Gesellschaften, wo Leute waren, denen er sogar Geld, das er im Spiel mit ihnen verloren hatte, schuldig war, durfte er ihn nicht hinführen. Einen etwa um ein halbes Prozent höheren Orden als der, den er trug, hatte er Gelegenheit, ihm zu verschaffen, aber an eine Anstellung, die irgend eine Art von Verantwortlichkeit hatte, durfte er ihn nicht empfehlen. Er empfahl ihn auch nicht dazu. Auch befriedigte das, was er für ihn that, Sylvia natürlich um so weniger, da die Sache mit dieser Heirat mit jedem Tag dringender und mit jedem Tag schwieriger wurde. Sie sah den General, der schon sein siebenzigstes Jahr überstanden, seit einiger Zeit sichtbar abnehmen, und der Gedanke, ihn sterben zu sehen und dann unversorgt vielleicht gar an Arners Durft*) kommen zu müssen, war ihr unerträglich, und was sie auch that, den Onkel sich günstiger zu machen, schien ihr selber ohne merklichen Erfolg zu sein. Unter diesen Umständen blieb ihr für ihre Zwecke nichts übrig, als Helidor immer mehr zu bestürmen, daß er den Grafen noch etwas mehr hervorziehe. Sie that das auch mit ziemlicher Zudringlichkeit, und da sie Helidor nur ein paar Stunden nach der Audienz, die er der Eichenbergerin gab, zu sehen bekam, hatte sie das Maul schon wieder mit dieser Zudringlichkeit offen.

Das war jetzt Helidor recht. Er gab ihr die bestimmte Antwort, was jetzt für ihre Endzwecke weit wichtiger wäre als das einstweilige Hervorziehen ihres Herrn Grafen, sei, daß man alles anwende, den General über Arner unzufrieden zu machen und es dahin zu bringen, daß er sich seiner schäme und ihn selber zu verachten anfange; das Enterben könne erst dann mit Hoffnung des Erfolgs betrieben werden, wenn man einmal mit dem General diesfalls im reinen sei. Bis dahin sei alles, was man darüber versuche, in den Tag hinein versucht.

63. Diensttreue der Verruchtheit für verruchte Zwecke, und einige Aufschlüsse über die Beweggünde, Mittel und Schwierigkeiten einer solchen Diensttreue, sowie eine Andeutung, daß auch die höchste Verruchtheit Ueberwindungs-

*) Ihre Notdurft bei Arner suchen zu müssen. P.

kräfte bedarf und besitzt, daß aber solche Ueberwindungskräfte oft auch an einem Sprichwort, das klein ist, und wie das Veilchen im Kot blüht und duftet, scheitert.

Sylvia begriff das sehr wohl und sagte: Aber was ist da zu thun? Helidor erwiderte: Sie müssen mit dem General sobald als möglich nach Arnheim.

Sylvia. Das wird doch wohl nicht wahr sein.

Helidor. Es ist gewiß wahr und unumgänglich notwendig.

Sylvia. Das wäre vom Teufel! Ich wollte lieber nach Sibirien.

Helidor. Aber der Weg zu des Onkels Erbe geht über Arnheim.

Sylvia. Aber hoffentlich doch nicht der einzige.

Helidor. Ganz sicher ist er für Sie der einzige. Ich stehe dafür, es ist für Sie kein anderer offen.

Sylvia. Aber das ist ein verfluchter Weg, und es könnte mich auf demselben noch ein Erbrechen ankommen, daran ich stürbe, dann hätte ich ja den Weg umsonst gemacht.

Helidor. O, Sie sterben noch nicht bei dem ersten Erbrechen, und dann läßt sich für etwas, das so viel ist, als des Generals Erbe, doch etwas probieren, das einige Geduld braucht.

Sylvia. Sie könnten mir nichts vorschlagen, das mir so zuwider wäre, als nach Arnheim zu gehen. Der Onkel hat mich schon lange in dieses Schloß, das Arner jetzt täglich mehr zu einem Bauernhof macht, hinführen wollen, und ich hatte große Mühe, ihn davon abzuhalten; jetzt wollen noch Sie mich bereden, dahin zu gehen.

Helidor. Wenn Sie die Hoffnung auf des Generals Erbe nicht ganz aufgeben wollen, so müssen Sie hin und ich dächte, dafür könnten Sie sich etwas überwinden.

Sylvia. Freilich, wenn es dann mit dem Erbe sicher wäre, so ließe sich wohl etwas dafür thun.

Helidor. Ich dächte es auch.

Sylvia. Wenn es dann sicher wäre, ich ginge dafür sechs Wochen drei Tage selber ins Fegefeuer.

Helidor. Wer nichts wagt, der siegt nicht, und wer nichts setzt, der gewinnt nichts; es muß etwas probiert sein. Gewiß ist so viel, es gibt keinen bessern Weg, Arner und sein ganzes Wesen zu kompromittieren und ihm soviel Spuk in sein Nest hineinzubringen, daß er jedermann zum Gespött wird und der General sich selber, wo er hinkommt, sich seines Neffen schämen muß, wie er sich einst eines andern Mannes, den Sie auch kennen, schämen zu müssen glaubte.

Sylvia. Ja, wenn wir ihn dahin bringen, daß er sich Arners halber schämen muß, wie er sich einst seines Bruders, meines gnädigen Herrn Vaters, schämen zu müssen glaubte, so glaube ich selbst, haben wir ein gutes Spiel, ihn erbeshalber dahin zu bringen, wo wir ihn wünschen.

Helidor. Sie sehen also, was wesentlich not thut.

Sylvia. Aber wird es so leicht sein, Arner ihm verächtlich zu machen?

Helidor. Es ist so viel Stoff da, Arners Thun zu verwirren und zum öffentlichen Gespött zu machen, daß es Ihre Eichenbergerin selber gemerkt und bestimmt zu mir gesagt hat, wenn nur ein Wind wider ihn durch das Dorf blase, so falle sein ganzes Werk zusammen; und dann ist in der ganzen Welt auch niemand so geschickt, dieser böse Wind für Arners ganzes Thun zu sein, als Sie selber, wenn Sie sich nur entschließen können, einige Monate auf diesem Bauernhof, wie Sie sein schönes, prächtiges Schloß heißen, zu residieren.

Sylvia. Stoff, ihm Spuk, großen Spuk zu machen, ist sicher genug da.

Helidor. Sie sehen also, daß mein Rat, dahin zu gehen, nicht aus der Luft gegriffen.

Sylvia. Ich habe das nie gedacht, ich ging nur nicht gern dahin.

Helidor. Aber jetzt gehen Sie doch gern?

Sylvia. Für Arners Erbe würde ich freilich alles thun, was, wie das Sprichwort sagt, der böse Brief ausweist.

Helidor. Sie sind plötzlich in dieser Sache so eifrig geworden, als Ihre Eichenbergerin.

Sylvia. War sie denn so eifrig?

Helidor. Man kann nicht wohl eifriger sein. Man hat mir erzählt, sie habe vor lauter Freude, mir vorgestellt zu werden, noch vor meiner Thür zu einer ihrer Bekannten gesagt, sie würde Arners Dorf an allen vier Ecken anzünden, wenn ich ihr nur einen Wink gäbe, daß ich es gern hätte.

Sylvia. Ich hätte sie dieses Wortes nicht fähig geglaubt.

Helidor. Sie ist mitten in ihrer erbärmlichen Eitelkeit eine feinere Hexe, als man glaubt. Sie sieht mit vieler Leichtigkeit, wo sie zuhaus ist.

Sylvia. Nun, gnädiger Herr, weil Sie die Eichenbergerin so rühmen, so hoffe ich, Sie trauen auch mir zu, daß ich in dieser Sache etwas könne; und daß ich etwas wolle, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.

Helidor. Wir sind also dieser Sache halber in Ordnung. Sie gehen, sobald Sie können, nach Arnheim.

Sylvia. Ja, ich gehe, ich sehe, daß es sein muß.

Helidor. Und Sie bereden den Onkel, daß er recht bald geht.

Sylvia. Ich muß ihn nicht bereden, ich muß nur aufhören, ihn davon abzuhalten.

Helidor. Machen Sie dann Ihre Sache da recht gut, und ich will dann hier für Sie thun, was ich kann und Ihren Herrn Grafen soweit zu Ehren bringen, als es nur immer geht.

So ward von zwei abscheulichen Menschen ein Plan entworfen, der Arner einige Monate später an den Rand des Grabes gebracht hat.

Aber, Leser, fürchte Dich nicht. Ehrlich währt am längsten. Es wird der Sylvia mit ihren Teufelsprojekten gegen Arner nicht

besser gehen als der Untervogtin mit ihrer Teufelsarbeit gegen den Hübelrudi, und Helidor wird, in seinen Werken selber gefangen, der Verzweiflung nahe gebracht werden.

64. Wehe dem, der den Sehenden blind wünscht und dem, der in der Finsternis sitzt, das Licht auslöscht. Wehe dem, der dem Lahmen seine Krücke unter der Achsel wegnimmt und dem Verwundeten seine heilende Wunde aufreißt, daß sie von neuem eitere und blute.

Doch ich wandelte lange und ermüdend genug in den Labyrinthen einer bösen Verruchtheit; wie froh, wie froh bin ich, aus dem Dunkel ihrer Irrgänge, aus der Verworfenheit ihrer Schlupfwinkel und aus den schauerlichen Abgründen ihrer Verwilderung in der milden Gegend eines stillen, heitern Himmels wieder frei und froh und unbefangen zu atmen; wie froh bin ich, wieder zur Gertrud, zu Glülphi, zu Arner und den vielen guten Menschen in niedern Hütten, die selbst in dem sonst so schlechten Bonnal wohnen, zurückzukehren.

Aber mußte denn mein Gemälde die vielen Szenen dieser Verruchtheit berühren? Mußte ich denn die Verirrungen ihrer Labyrinthe und das Schauerliche ihrer Abgründe in der Schande seiner ganzen Wahrheit zutag fördern?

Wer kann fragen? Muß der Isländer nicht wissen, daß er unter Schnee und Eis lebt? Muß der Südländer nicht wissen, daß er zwischen Schlangen und Ottern, und der Afrikaner, daß er zwischen Löwen und Tigern lebt, und daß die Bäume seiner Wälder voller Affen sind? Muß der Arme in der Welt nicht wissen, was ihm das Brot von dem Maul wegnimmt und das Kleid seiner Blöße ihm von dem Leib reißt? Muß der Unschuldige nicht lernen, dem Bösen zu widerstehen und unangesteckt und unzertreten in schlechten, in gefährdeten Umgebungen sich selber zu helfen? Muß der Edelsinn, der im Lande ist, nicht vom Bild des Verderbens, das den Schwachen und Armen um ihn her lästet und drängt, aufgeschreckt werden, daß er aufwache und nicht schlafe und sein Herz sich in seinem Innersten bewege, zu widerstehen dem Bösen, aufzuhelfen dem Guten, zu besorgen den Verwahrlosten, zu unterstützen den Schwachen, zu retten den Gefährdeten, zu trösten den Leidenden, zu widerstehen dem Unrecht und in der Demut dennoch mit Manneskraft dem Trotz der Bosheit unter die Augen zu treten?

Ich verlasse den Schatten meines Gemäldes mit dem Bewußtsein, daß er schwarz aufgetragen werden mußte, um seine Wirkung nicht zu verfehlen, und gehe, ohne Absicht, die Szenen der Schlechtheit, die ich eben berührt, auf immer zu verlassen, zu gründlichen Szenen des häuslichen Lebens hinüber. Aber ich fühle mich zum voraus in die Notwendigkeit versetzt, den schwarzen Pinsel meiner Darstellung bald wieder in die Hand nehmen zu müssen.

65. Unsere Alten kannten die wahren Fundamente des Landessegens besser als wir. Diese Fundamente gehen aus dem Heiligtum der Wohnstube einzelner Menschen hervor; sie fassen in den frommen Anstrengungen des guten Vater- und Mutterherzens ihre ersten Wurzeln und wachsen im heiligen Boden dieser Stuben in ihren Segenskräften empor bis an die Stufen des Throns.

Ich kehre aus dem Wirrwarr, in dem ich Arners Thun im Zusammenhang mit vielen Anstößen einer ihn umgebenden bösen Welt ins Auge fassen mußte, weg und wende mich nach ein paar kleinen Stuben in Bonnal, zu sehen, wie sein Thun und seine Zwecke in diesen Stuben, gleichsam von der Welt abgeschnitten, dastehen und durch sich selbst anfangen, im Mutterboden alles wahren Welt- und Menschensegens, in der Wohnstube, Wurzel zu fassen.

Wir haben dasselbe in den ersten Tagen, in denen das Baumwollenmareili dem Glülphi und der Gertrud in der Schule an die Hand ging, verlassen. Sein Einfluß, die Schulkinder von Bonnal dem Leutnant und der Gertrud näher zu bringen und die Hindernisse, die ihren Bemühungen dadurch aufstießen, daß sie alle ihnen beiden ganz fremd waren, zu heben, war entschieden. Sie wurden ihnen alle Tage weniger fremd und besonders war auffallend, wie die Schüchternheit der bessern Kinder in dieser Schule sich in dem Grad verlor, als die Frechheit der schlechtern Kinder sich minderte. Alle Tage gaben mehrere Kinder dem Leutnant mit Freiheit und Vertrauen Antwort auf alles, was er fragte und ebenso boten täglich mehr Kinder der Gertrud mit lieblich lächelndem Munde die Hand, sobald sie ihnen die ihre mit ihrem lieblichen Lächeln anbot. Und so wie innere Heiterkeit und Freiheit in den Seelen der Kinder täglich mehr Platz griff, so ward auch mit jedem Tag größere Stille, größere Thätigkeit, größerer Eifer unter den Schulkindern sichtbar. Sie selber wurden sich unter einander täglich mehr lieb. Hie und da wurde das eine und das andere, selbst auch arme Kind einem Kameraden oder einer Gespielin lieb, die dasselbe vorher nicht kannte, nicht achtete, oder gar verachtete. Und wie vorher in der Schule Bosheiten, Narrenstreiche und oft sogar schandbare Possen die größten Schlimmlinge mit ganzen Dutzenden Kameraden verband und sie zu Teilhabern ihrer Roheiten und Schlechtigkeiten machte, so verbanden jetzt schon bessere geistige und gemütliche Vorzüge, die die Kinder in sich selbst zu fühlen anfingen, einzelne, besonders vorzügliche Kinder mit andern, die mit ihnen die nämlichen Gegenstände mit gleicher Lebendigkeit fühlten und mit gleichem Interesse ergriffen. Täglich standen mehr Kinder mit Anmut und Freiheit um die Kinder der Gertrud herum, lobten sie, daß sie dieses und jenes besser konnten und angriffen, als sie es konnten und mochten, und baten sie so kindlich und brüderlich, als sie konnten, daß sie ihnen dieses oder jenes zeigen oder ihnen in diesem oder jenem helfen möchten. Einige der reichen boten ihnen sogar Aepfel und Birnen oder was sie sonst

zu essen in die Schule brachten, an; aber Gertrud hatte es ihnen verboten, sie durften nichts von ihnen annehmen, und sie nahmen auch nichts an.

Es war in der Führung der Gertrud eine stille Kraft, die dem festesten Ernst, mit welchem Glülphi zu Werke ging, in einem hohen Grade zuhilfe kam und wesentlich dazu beitrug, daß die sichtbar wachsende Lieblichkeit im Zusammenleben dieses Schulhauses in keiner Rücksicht in Schwächen ausartete und dieses Haus mitten in seinem Vorschreiten in der vielseitigsten Kraftbildung seiner Kinder sich dem heimlichen (heimatlichen) des sich gegenseitig in Freiheit und Frohsinn liebenden und dienenden häuslichen Lebens täglich mehr näherte, das man sonst in einer Schule so selten findet, ohne welches aber eine jede Schule mehr ein Gewalthaus der Abrichtung zu irgend einem Kenntnis- oder Fertigkeitsfach, als eine Bildungsanstalt zur freien und harmonischen Entfaltung des ganzen Umfangs der menschlichen Anlagen und Fertigkeiten ist. Es war aber auch, wie wenn das liebe, graue Altertum in dieser Schulstube wieder aus dem Grab aufstehen und mit einem neuen Leben in Frohsinn und Thätigkeit, in Glauben und Liebe neu entkeimen sollte. Auch das heilige, innere Band alles wahren Segens im häuslichen und öffentlichen Leben, die Religion, faßte in dieser Stube in ihrem reinen Geiste und in ihrer hohen Kraft wieder eine neue, liebliche Wurzel, in dem sie sich so dem Geiste des Altertums näherte. Er konnte nicht anders. Der gute Same des Altertums ist heilig. Lieblich ergreift er das menschliche Herz. Der Geist der Frömmigkeit, der Geist des Gebets ist ein heiliger Geist. Gertruds erhabene Seele entkeimte in ihm; das Mareili lebte weniger erhaben, aber fest in ihrer Wahrheit und Glülphi hob sich mit jedem Tag im wachsenden Fühlen ihres Segens höher empor.

66. Der Erde Segen ist Himmelssegen, und ohne das Himmlische ist nichts Irdisches wahrer Segen.

Die Festigkeit, die Deutlichkeit und die Andacht des Gebetes, mit welchem Glülphi täglich seine Schule anfing und endete, hatte einen sehr großen Einfluß auf den Ernst und den freien, entschlossenen Willen der Kinder zum Rechtthun und zur sittlichen, geistigen und physischen Anstrengung, die jedes Rechtthun voraussetzt und wiederum bildet. Auch gefiel Glülphis Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand allgemein, sowie der große und vielseitige Gebrauch, den er in seinem Unterricht von der Bibel machte. Beim Lesenlernen sowie im Schreibenlernen und in den Uebungen des Gedächtnisses waren es meistens Bibelsprüche, die er dazu brauchte, und ihre Redeübungen waren meistens Uebungen, etwas zu erzählen, das ihnen aus ihrem Leben vollkommen bekannt war, oder auch von dem, was ihnen in ihrem Haus und in ihren Umgebungen begegnet und auf irgend eine Art einen starken Eindruck auf sie gemacht. Oft ließ er sie auch genau wiederholen, was er zu ihnen gesagt oder ihnen befohlen und auch,

was man ihnen zuhaus auszurichten aufgetragen. Redeübungen aus Büchern machte er für einmal mit seinen Kindern keine als aus der Bibel. Er fand dieses Glaubensbuch eben darum, weil die Kinder an dasselbe als an Gottes Wort glaubten, mehr als jedes andere geeignet, ihre Kräfte in ihrem ganzen Umfang harmonisch und allgemein in Anspruch zu nehmen, zu ergreifen und sie dadurch zu einer unter sich übereinstimmenden Anstrengung der Kräfte ihres Herzens, ihres Geistes und ihrer Hand zu erheben. Er fand dieses Buch in dieser Rücksicht, wie kein anderes, geeignet, bei seinen Kindern den Gefahren vorzubeugen, denen unser Geschlecht durch die Verirrungen der schwachen, menschlichen Natur und die Gewaltthätigkeit ihrer Selbstsucht in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht täglich ausgesetzt ist, zu verhüten und dem Eindruck jeder Ansicht des Lebens und jedes Begegnisses der Welt, sowie denjenigen alles Unterrichts und aller Lehre durch Glauben und Liebe in ihrem innersten Wesen zu heiligen und zu reinigen und seine Kinder durch Selbstüberwindung zu dem Umfang der Kräfte und Fertigkeiten zu erheben und zu bilden, die die Ausübung der wesentlichen Pflichten des Menschengeschlechts allgemein voraussetzt.

Dieser Ernst in der Liebe, diese Sorgfalt im Glauben und diese Begründung des Aeußern durch die Heiligung des Innern, die den meisten Eltern wesentlich durch seine Sorgfalt für die Gebetstunde und für das Bibellesen ins Auge fiel, machte beinahe allgemein im Dorf einen guten Eindruck für ihn und gefiel vielen Leuten, die nie glaubten, daß sie jemals einen Gefallen an dem neuen Schulmeister und an dem, was er thue, haben würden. Auch das Geschwätz, daß er den Eulenspiegel mit der Bibel gleichviel wert achte, verlor sich allmählich unter allen Leuten, die sein Thun und Lassen auch nur halb unbefangen ins Auge faßten und spukte nur noch unter Leuten, die entweder wie der Hartknopf, der alte Schulmeister und der Ständlisänger Christen, verirrte Halbnarren, oder wie einige Vorgesetzte und Vorgesetztenweiber erbitterte Schalksnarren waren. Von diesen ließen es sich freilich einige nicht so leicht ausreden, es stecke hinter dem Wort, das er doch so offenbar und gewiß geredet habe, sicher und gewiß etwas mehr, als man jetzt daraus machen wolle. Einige von diesen glaubten aber freilich selbst nicht, was sie sagten, aber thaten darum desto eifriger, als wenn sie es glaubten. Dieser Art Leute wiederholten jetzt mehr, als sie es vorher gethan hatten, das Wort, man könne gegen Leute, denen dergleichen Aeußerungen, wenn auch wider ihren Willen, entfahren, nicht genug auf seiner Hut sein. Einige von ihnen gingen sogar soweit, daß sie sich im stillen wieder dahin äußerten, man könne und dürfe dergleichen in die Religion eingreifende Thatsachen gewissenshalber nicht unterdrücken und nicht ableugnen, wenn auch selbst das Schloß und das Pfarrhaus zum Unterdrücken solcher Wahrheiten helfen würden, wie dieses jetzt wirklich der Fall zu sein scheine, und wie es auch bei der Teufelsgeschichte des Vogt Hummel, die auch so wider das Zeugnis von vielen Menschen, die es gehört hätten, unterdrückt

und weggeleugnet worden, der Fall gewesen sei. Doch waren auch diese Leute durch die Unschuld, mit welcher die Kinder alle Tage von der Sorgfalt des Leutnants in Rücksicht auf die Gebetstunde und das Bibellesen erzählten, soweit geniert, daß sie in ihren Aeußerungen anfingen, hie und da hinter den Berg zu tragen und sich inacht zu nehmen, wem sie selbige vertrauten. Bei den Unbefangenen war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß das Gerede mit dem Eulenspiegel, wie es im Dorf herumgetragen worden, ein Mißverstand gewesen sein müsse, und das Zutrauen der meisten Eltern für Glülphi wuchs von Tag zu Tag. Einige derselben und sogar einige von denen, die er den ersten Schultag zur Thür hinausgestellt, ließen ihn jetzt durch ihre Kinder gar freundlich grüßen und fragen, ob sie jetzt nicht einmal kommen und sehen dürften, wie er mit ihren Kindern Schule halte. Er ließ ihnen antworten, wenn sie still und ohne Geräusch mit einander dasitzen wollten, so daß alles seinen Weg fortgehen könne, wie wenn niemand da wäre, so möge er es wohl leiden; aber er sage ihnen zum voraus, er könne sich nicht mit ihnen abgeben und dürfe keine Zeit mit schwatzen verlieren.

Diese Antwort gefiel zwar bei weitem nicht so allgemein als sein Beten und Bibellesen. Es erneuerte sich vielmehr vielseitig wieder das Gerücht, er sei zu stolz für einen Schulmeister. Zwar widersprachen dieser Meinung alle Tage mehr Kinder und sagten, er sei gewiß nicht hochmütig. Aber die meisten Eltern ließen sich von ihrer Meinung nicht abbringen und antworteten ihnen: Ihr versteht das nicht; wenn er schon mit Euch freundlich und gut ist, so kann er doch hochmütig sein.

Einer der pfiffigsten Vorgesetzten sagte zu seiner Frau: Es ist in der Schule und bei den Kindern für ihn keine Materie (Stoff) da, um stolz zu sein oder stolz zu thun; auch die hochmütigsten Leute sind eben nicht allenthalben hochmütig; sie kriechen oft vor denen, die höher als sie sind, und sind oft mit dem Bettler auf der Straße freundlich und mit ganz gemeinen Leuten im Land oft sogar höflich; sie zeigen ihren Stolz nur gegen Leute, die etwas weniges mehr als sie sind, gegen die ihresgleichen und gegen die, so auch gern so viel sein möchten, als sie sind. Es ist mit dem Stolz der Leute so gewiß, als die Sonne scheint, wie Du sagst, antwortete die Frau; wir haben an unserm Junker selber das auffallendste Beispiel. Er scheint bei gewissen Leuten oft so demütig, als hie und da ein Prälat vor dem Altar und ein Klosterbruder vor dem Prälat. Der Mann erwiderte: Du hast vollkommen Recht. Er gibt selber Männern und Weibern, die sich kaum des Bettelns erwehren mögen, die Hand, wie wenn sie seinesgleichen wären, und ist dann wieder mit Herrschaften, die er nicht mag, oder die ihm ungelegen zum Besuch kommen, so grob, als wenn sie ihre Herrschaften von ihm zu Lehen empfangen hätten. Der Mann und die Frau schwatzten noch eine Weile über seine Grobheit, die er auch gegen seine Bauern im Dorf zeige. Und am Ende sagte der

Mann mit einem Mißmut, daß man denken möchte, es wäre ihm selbst so etwas begegnet: Es muß ein Bauer nur einen großen Hof, viel Vieh im Stall und viel Korn auf der Schütti haben, so kann er sicher sein, der letzte Bettler im Dorf hat's besser bei ihm und wird freundlicher aufgenommen und angesehen, als er.

So hatte des Glülphi Antwort an die Männer und Weiber, die gern wieder in seine Schule gegangen wären und viel mit ihm geschwatzt hätten, das alte Gerede über seinen Hochmut wieder aufgewärmt. Aber das war auch jetzt das einzige, das man ihm öffentlich und laut vorwarf. Zu seinem Glück aber that ein Regentag auch diesem Gerede großen Abbruch.

Es ist eine Ordnung in Bonnal, daß seit zwanzig Jahren ein verfaulter Steg vor dem Schulhaus nicht einmal wieder gemacht worden, und die Kinder, wenn's ein paar Tage nach einander geregnet, fast bis an die Waden hinauf naß werden müssen, wenn sie über die Kengelgaß in die Schule wollen. Aber das erstemal, da der Glülphi die Gasse so voll Wasser sah, stand er, sobald die Kinder anfingen zu kommen, in vollem Regen in die Mitte der Gasse und hob eines nach dem andern über den Bach. Das dünkte ein paar Männer und Weiber, die gerade von der Schule über wohnten, und just diejenigen, die am meisten klagten, er möge den Leuten vor Hochmut kaum guten Tag und gute Nacht sagen, gar lustig. Sie hatten eine rechte Freude daran, zu sehen, wie er in seinem roten Rock durch und durch naß wurde, und bildeten sich ein, er würde es keine Viertelstunde erleiden und würde ihnen augenblicklich rufen, ob ihm denn niemand helfen wolle. Aber da er fortmachte, wie wenn keine Katze, geschweige ein Mensch, um ihn herum wohne, der ihm helfen könnte, und Haar und Kleid und alles an ihm traufte und er immer noch keinen Schatten Ungeduld zeigte und immer noch ein Kind nach dem andern hinüberlupfte, fingen sie doch an, hinter ihren Fensterscheiben zu sagen, er muß doch ein guter Narr sein, daß er so lange fortmacht und wir müssen uns geirrt haben; wenn er hochmütig wäre, so hätte er schon lange aufgehört.

Endlich krochen sie gar aus ihren Löchern hervor, standen zu ihm zu und sagten, sie hätten es nicht eher gesehen, daß er sich so viele Mühe mache, er solle doch heimgehen und sich trocknen, und sie wollten die Kinder schon hinüberlupfen, sie könnten es eher erleiden als er, sie seien es eher gewohnt. Noch mehr, sie wollten, noch ehe die Schule aus sei, ein paar Tannen zuführen, daß wieder ein Steg sei, wie vor altem. Sie sagten es nicht blos. Ehe es elf Uhr läutete, war wirklich ein Steg da, daß die Kinder nach der Schule trocknen Fußes über den Bach gehen konnten.

Und auch die Klage über seinen Hochmut verlor sich jetzt, da die zwei Nachbarsweiber, die am schlimmsten über diesen Punkt über ihn klagten, ihr Lied darüber anders anstimmten.

67. Es erscheinen wieder höhere Ansichten über das Schulhalten.

Die liebevolle Unschuld der Gertrud, das feste Benehmen des Baumwollenmareili, sowie die ausgezeichneten Kenntnisse, die großen Lebenserfahrungen und die unermüdliche Thätigkeit des Leutnants konnten nicht anders, als auf den guten Fortgang der Schule einen entscheidenden Einfluß haben. Da sich das Baumwollenmareili, nachdem es etwas mehr als eine ganze Woche vom Morgen bis an den Abend in der Schule war, zurückgezogen, indem es dem Hauswesen seines Bruders nicht länger mangeln konnte und das, warum Gertrud es gebeten, ihnen an die Hand zu gehen, soviel als gänzlich erzielt war, stellte Glülphi noch eine Margareth zur Hilfe an. Diese Frau war in den häuslichen und weiblichen Arbeiten allgemein in einem hohen Grade geübt und erfahren, selbst unermüdet im Arbeiten und im Lehren der Arbeiten so streng, als sie im Leiten und Zeigen derselben geschickt war. Er hatte sie notwendig, denn er war entschlossen, seine Schule solle wesentlich als ein fortdauerndes Bildungsmittel des häuslichen Lebens und aller Angewöhnungen, deren dasselbe bedarf, dastehen, um nicht in eine einseitig beschränkte, von dem Geist und den Endzwecken des häuslichen Lebens getrennte und sogar ihnen nachteilige, sie hemmende und störende Bildungs- und Unterrichtsanstalt auszuarten.

Das Wort der Gertrud: „Jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, ist verflucht," war ihm stets vor den Augen und er wiederholte mehreremal bei sich selbst die Worte: Jede Schule, die die Kräfte des häuslichen Lebens im Kinde stört und dasselbe aus seinem, den ganzen Umfang seiner Kräfte gemeinsam und harmonisch bildenden Segen herausführt und demselben störend entgegenwirkt, geht von der Sünde aus und führt hinwieder zur Sünde. Die Erhaltung und Stärkung des häuslichen Sinnes und seines Lebens im Glauben und in der Liebe, im Beten und Arbeiten, im täglichen Anstrengen seiner Leibes- und Seelenkräfte für Zeit und Ewigkeit, in der kindlichen, liebevollen, sich aufopfernden Hingabe an seine Pflichten, im stillen, die Welt und alles was darin ist, vergessenden Einschließen seiner selbst in seinem Kämmerlein, dieses Leben des wortleeren, aber kraft- und thatenvollen christlichen Menschen, als Fortsetzung der Angewöhnung einer jeden christlichen Wohnstube durch die Schule in der That und Wahrheit zu fördern, zu befestigen und zu sichern, war jetzt das einzige Ziel seiner Schule. Auch hielt er dafür, die Schulbildung müsse die Lücken, welche die zumteil einseitige und beschränkte Ausbildung der Arbeits- und Berufsfertigkeiten, die das häusliche Leben zu erteilen vermag, offen läßt, auf alle Weise auszufüllen trachten. Er ließ desnahen auch im Anfang der dritten Woche die Hobelbänke, die Drehstühle, die Schmiede, die Spitztrucken und Arbeitstische, die der Junker für die Schule nach Bonnal kommen lassen, die aber bis jetzt im Pfarrhaus in Verwahrung geblieben, in die Schulzimmer bringen, um seine Kinder thatsächlich in den wesentlichsten Fertigkeiten des bürgerlichen

Berufslebens zu üben. Mit jedem Tag war ihm heiterer, die Arbeitsamkeit, die physische Thätigkeit unsers Geschlechts sei das wahrhafte, heilige und ewige Mittel der Verbindung des ganzen Umfangs unsrer Kräfte zu einer einzigen, gemeinsamen Kraft, zur Kraft der Menschlichkeit. Alle Tage sah er mehr, wie die Arbeitsamkeit den Verstand bildet und den Gefühlen des Herzens Kräfte gibt, wie sie das den Kräften und der Reinheit des Lebens tötliche Schweifen der Sinne verhütet, der Einbildungskraft die Thore ihrer Verirrungen zuschließt, den eitlen Zungen die Spitze ihrer Geschwätzigkeit abstumpft, den Pflichtsinn unserer Natur vor seinem Verderben bewahrt und von den Schwächen zurückführt, unser Maulbrauchen über das Thun für das Thun selber, unser Geschwätz über Heldengröße für Heldengröße, und unser nichtiges Träumen über die göttlichen Kräfte des Glaubens und der Liebe für diese Kräfte selber anzusehen. Diese höhern Ansichten über die menschliche Ausbildung waren es, warum er Drehstuhl, Hobelbank, Spitztrucken, Nähkissen usw. in seine Schule aufnahm. Aber erzählen, wie er jedes einzelne dieser Arbeitsmittel gebraucht hat, das will ich so wenig, als ich erzählen will, wie er seine Kinder lesen, schreiben und rechnen gelehrt. Daß er es auf die vorzüglichste und erprobteste, beste Weise zu thun gesucht, das versteht sich von selbst. Aber ich will jetzt kein Schulmeisterbuch weder für das A B C, noch für das Hobeln und Drehen und für keine einzige notwendige Schulübung schreiben.

68. Sonntagsversammlungen, die möglich waren, solange der Kulturzustand unsers Weltteils noch soweit zurück war, daß nicht alle Schneider, Schuhmacher, alle Substituten der Untersekretärs, alle mouchards, Weibel mit ihren Weibern jeden Sonntag an den sinnlichen Vergnügungen der höhern Stände, an Bällen, Komödien, Tanzpartien, Gaukelspielen, Hazardspielen 2c. 2c. teilnehmen, und wenn sie es nicht thun, unter sich selber zum Gesindel gerechnet werden, mit welchen Leute auch nur von einiger Distinktion und Lebensart nichts zu thun haben können und sich nicht zu ihnen zählen dürfen.

Arner und Therese kamen jeden Sonntag mit dem Pfarrer, der Frau Pfarrerin und dem Baumwollenmeyer, seiner Schwester und der Gertrud zusammen. Man mißdeute mir das Wort nicht, wenn ich sage, es war eigentlich eine Regierungsversammlung für das Dorf. Ich meine, der Geist und das Herz, der alle Personen, denen die Verwaltung und Besorgung eines Dorfs anvertraut ist, beherrschen sollte, lebte in einem hohen, die Menschennatur erhebenden und befriedigenden Grad in diesen Personen. Es geschah nichts gutes, nichts löbliches im Dorfe, das in dieser Versammlung nicht zur Sprache kam, und nicht bei einem oder dem andern Gliede dieser Versammlung thätige Teilnahme fand; aber viel böses, das im Dorfe vorging, wurde, wenn es auch schon einigen Gliedern der Versammlung bekannt war, darin doch nicht berührt, denn sie hatten alle den Grundsatz, es sei umsonst, über

die sauern Früchte eines Baumes, der ungezweit (ungepfropft) in der Wildnis aufgewachsen, zu klagen, man müsse anstatt dessen die gesündesten und schönsten Zweige, die er habe, aussuchen und neue und bessere Früchte darauf impfen und zweien. Das suchten die Glieder dieser Versammlung alle mit ernstem Fleiß und großer Sorgfalt, Anstrengung und Treue zu thun. Sie forschten jeder kleinsten Spur von etwas Gutem, das mitten im Verderben des ganzen Dorfs bei einzelnen Eltern und Kindern noch da war, mit thätigem Eifer nach, und fanden wirklich hie und da etwas Gutes, Erfreuliches und sogar Herzerhebendes, wo man es gar nicht erwartet, und wo man es, wenn man es nicht gesucht, auch gewiß nicht gefunden hätte. Das Baumwollenmareili erzählte am allermeisten, wie viele auch von den schlechtesten Eltern anfingen, seitdem ihre Kinder zu Glülphi in die Schule gingen, auf sie aufmerksamer zu werden und zu rühmen, wie sie zuhaus weit freundlicher und gefälliger mit ihren Geschwistern und aufmerksamer und thätiger in allem seien, wodurch sie ihren Eltern Freude machen könnten.

Das war aber auch nicht anders möglich. Glülphi und Gertrud thaten alles mögliche, den reinsten, thätigsten, häuslichen Sinn durch ihre Schulführung in ihren Kindern zu wecken und zu beleben und zwar nicht blos mit eitlen leeren Worten und Lehren, sondern thatsächlich, einerseits durch Angewöhnung einer ununterbrochenen Thätigkeit, andererseits durch eine ebenso ununterbrochene Belebung eines frohen und freien, heitern und lieblichen Sinnes und einer damit verbundenen, herzlichen Teilnahme an allen Begegnissen, die in ihren Umgebungen die zartern Fäden des menschlichen Herzens ergreifen und in edeln, reinen Gefühlen rege erhalten konnten.

Sowie er überzeugt war, die Denkkraft des Menschen bilde sich nicht durch das Reden über das Denken, sondern durch das Denken selber, und hinwieder, die Kunstkraft und die Fertigkeiten, deren sie bedarf, bildeten sich nicht durch das Reden über die Kunst, sondern durch das Arbeiten in der Kunst, so war er auch überzeugt, Glauben und Liebe bildeten sich nicht durch das Reden über diese hohen und heiligen Fundamente unsers innern Lebens, sondern durch die Thatsache des Lebens im Glauben und in der Liebe.

Dieser Ueberzeugung getreu that er denn auch in Verbindung mit der Gertrud alles, in seiner Schulführung die Thatsache des Glaubens und der Liebe bei seinen Kindern auf alle Weise zu beleben und zu bilden, überzeugt, daß alle, auch noch so heiteren Erklärungen über Glauben und Liebe und alle, auch noch so warm ausgesprochenen Worte darüber ohne inneres, wirkliches Leben im Glauben und in der Liebe ein leerer Wind sei, von dem das zu unterrichtende Kind eigentlich nie weiß, woher er kommt und wohin er weht.

Gertrud und er thaten vom Morgen bis am Abend alles, das Zutrauen und die Liebe der Kinder wirklich zu erhalten. Sie standen in jedem Augenblick und in jedem Verhältnis mit liebender, schonender und helfender Kraft neben ihnen. Ueberzeugt, daß nur der Vertrauen

findet, der kraftvoll und mächtig dasteht für das, was er will und sich liebevoll und schonend geneigt zeigt, mit seiner Kraft dem zu dienen, der ihrer bedarf; überzeugt, daß das wahre Vertrauen der Menschen nur aus Thaten hervorgeht, die den Dank jedes guten Menschenherzens ansprechen, suchten beide, Gertrud und er, das Dankgefühl der Kinder gegen sie durch ihre Thätigkeit und Liebe täglich rege zu machen, und da sie ebenso den Zusammenhang des guten, menschlichen Vertrauens mit dem Zutrauen auf Gott, mit dem Glauben an Gott mit innigem, warmem Gefühl erkannten, so thaten sie auch alles, das Gefühl ihrer Kinder für die Gutthaten Gottes lebhaft in ihnen zu entfalten und trachteten dahin, daß diese Gutthaten ihnen als Thatsachen ihres innern und äußern Lebens täglich lebendig vor ihren Augen standen und so die Gefühle der Dankbarkeit in ihnen erzeugten, aus deren wirklichem Dasein Vertrauen und Liebe zu Gott notwendig hervorgehen müssen.

Glülphi war innig von dem Grundsatz überzeugt: Das Leben bildet und das bildende Leben ist nicht Sache des Worts, es ist die Sache der That, es ist Thatsache. — Er begründete also seine Bildung der Kinder zur Liebe und Flammenglut ihres innern, heiligen Wesens nicht durch das Hören und Auswendiglernen von Sprüchen über die Liebe und über ihren Segen, sondern durch die thätig Liebe selber, zu der er ihnen täglich Gelegenheit, Reiz, Beispiel und Aufmunterung gab. Er führte sie zum wirklichen Leben in der Liebe. Er stellte ihnen die Thatsache der Not, des Leidens und des Elends vieler Menschen rührend vor ihre Sinne. Es war nicht das Bild des Elends von Menschen, die tausend Jahre vor ihnen gelebt oder tausend Stunden entfernt von ihnen wohnten, es war das Leiden und das Elend von Menschen, die ihnen nahe standen, deren Thränen sie in ihren Augen sahen, deren Hunger aus ihrem Gesicht zu ihnen sprach, und die in Blöße und Nacktheit vor ihnen standen und aus Mangel von Bildung unbehilflich und ungewandt sich in ihrer Not nicht zu helfen wußten. Er suchte durch die lebendigen Anschauungen des Elends selber die Herzen der Kinder zur Teilnahme an allen Schicksalen ihrer Mitmenschen und zum thätigen Mitleiden und Erbarmen ihrer Not zu erheben und selber in Not und Armut zum ernsten Nachforschen über die Mittel, der Not und dem Elend der Menschen abzuhelfen, hinzuführen. Auch kettete er diese Aufmerksamkeit seiner Kinder auf die Not und das Elend ihrer Nebenmenschen vorzüglich auf ihre nächsten Umgebungen, überzeugt, daß das Herz der Menschen vorzüglich und am stärksten durch die Not der Seinigen angeregt, angesprochen und belebt wird. So, wenn ein Mensch im Haus eines seiner Schulkinder krank war, sei es Vater, Mutter, Geschwister oder auch der letzte Knecht oder die letzte Magd im Haus, fragte er dieses Kind allemal und zwar im ersten Augenblick, in dem er es in der Schule erblickte, wie sich sein Kranker befinde, und das Kind mußte ihm umständlich und bestimmt darüber Rede und Antwort geben. Er ließ sich in solchen Fällen gar nicht mit halben Worten abspeisen, er fragte so bestimmt, daß wenn das Kind daheim dem Kranken

nicht selbst nachgefragt, es im Augenblick als darüber unwissend vor ihm dastand, und dann gab er ihm das Unrecht seiner diesfälligen Unwissenheit so tief zu fühlen, daß es sich schämte und hernach gewiß nicht wieder in die Schule kam, ohne vorher genau nachzufragen, wie sich sein Kranker befinde. Er fragte auch jedesmal die Kinder, ob sie auch selbst mit dem Kranken geredet und ob sie sich bestrebten, ihm seine Krankheit auch zu erleichtern und wenn's auch nur dadurch wäre, daß sie in seiner Nähe still wären und kein Geräusch machten, damit der Kranke ruhig sein könne. Die größern dieser Kinder fragte er auch noch, ob sie bei ihrem Kranken nicht auch wachten und ob sie es etliche Nächte nach einander aushalten könnten und zeigte ihnen seine Freude, wenn sie sagten, sie könnten es wohl erleiden und wenn er es ihnen ansah, daß sie es gern thaten. Er unterließ auch nie, wenn er so mit einem Kind über einen kranken Hausgenossen redete, es allemal zu fragen: Betest Du auch alle Morgen und alle Abend für Deinen Kranken, daß ihm der liebe Gott bald wieder zu seiner Gesundheit verhelfe?

Und wenn er wußte, daß der Kranke arm oder wenigstens nicht in Umständen war, sich Nahrung und Arzneien leicht anzuschaffen, so fragte er das Kind umständlich, wie der Kranke diesfalls besorgt sei, und wenn er sah, daß das, was notwendig wäre und ihm wohlthun würde, mangelte, so sagte er es augenblicklich der Frau Pfarrerin, berichtete es ins Schloß und redete oft auch mit dem Baumwollenmeyer und seiner Schwester darüber, und fand immer zu dem, was hierin notwendig war, leicht Hilfe für seine Kranken, und wenn er etwas für sie aus dem Pfarrhaus oder sonst woher bekam, so forderte er die Kinder der reichsten Bauern auf, es dem Kranken zu bringen; dann begegnete oft, daß die Eltern dieser Kinder sich schämten, diesen Kranken nicht auch etwas mitzusenden und etwas zu dem hinzu legten, was Glülphi ihnen gab. Das freute dann die Kinder gewöhnlich so sehr, daß sie es auch den andern erzählten, und so ward es denn sehr bald zur Gewohnheit, daß fast allemal, wenn arme Kranke im Dorf waren, die Kinder der reichen Bauern ihre Eltern selbst um etwas für dieselben baten und es ihnen brachten. Auch wegen der Arznei war Glülphi in diesen Fällen äußerst sorgfältig. Wenn die Leute aus Ungeschicklichkeit oder Armut nicht zum Arzt gingen, so ging er selbst oft zum Doktor Müller, redete mit ihm über den Kranken und brachte ihn oft selber an seiner Hand an das Bett des Kranken.

In diesem Geist war es, daß er seinen Unterricht über Glauben und Liebe thatsächlich begründete; und daß die Kinder diesen Unterricht wohl verstanden, zeigten ihm oft weit mehr Thränen ihrer Rührung in stillem und wortleerem Schweigen, als passende Antworten auf das Wörtliche des Unterrichts vom Glauben und der Liebe, das also innerlich begründet, aber ohne großes Gewicht auf das Wörtliche dieses Unterrichts zu legen, gegeben wurde.

Die nämlichen Ansichten und Grundsätze, die er in Rücksicht auf die Entfaltung des Herzens zum Glauben und zur Liebe hatte, hatte

er auch in Rücksicht auf die Entfaltung des menschlichen Geistes zur Denkkraft. Er ging auch hierin weit mehr thatsächlich als durch Worterklärungen zu Werk. Sein Unterricht im ersten Kunstmittel der Verstandesbildung war meistens nichts anderes, als eine sorgfältige Bemühung, dem Kind in dem, was es selbst gern wörtlich ausdrücken möchte und noch nicht konnte, mit dem Wort, das es suchte, nachzuhelfen und überhaupt sich über das, was ihm seine äußern und innern Sinne schon zum vollendeten Bewußtsein gebracht hatten, auch mit Bestimmtheit ausdrücken zu können. Das Fundament der Redeübungen seiner Kinder war also wesentlich ihr Leben selbst. Er ließ sich gar oft erzählen, was sie den Tag über gethan und sie gar oft bestimmt und umständlich über das erklären, was sie am meisten interessiert, ihnen am meisten Freude gemacht oder auch sehr mißfallen; kurz, er machte sie vorzüglich über solche Dinge sich bestimmt erklären, wofür sie eben innerlich in Freud oder in Leid belebt waren, und indem er alle Kunstmittel der Geistesbildung, die in seiner Gewalt waren, für seine Kinder benutzte, legte er das größte Gewicht der Verstandesbildung auf die Arbeit selber, indem er überzeugt war, daß die Arbeitsamkeit vorzüglich geeignet ist, das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte, woraus alle richtigen Urteile und mit ihnen alle Resultate des reinen menschlichen Denkens wesentlich und fast allgemein hervorgehen, zu erhalten und zu stärken. Außer dem innern, gemeinbildenden und sich gegenseitig unterstützenden Zusammenhang der sittlichen, geistigen und physischen Anstrengung liegt in der Natur der Arbeitsamkeit auch eine zwingende Hinlenkung unsrer Geisteskräfte zu einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Bedächtlichkeit, diesen wesentlichen Bildungsfundamenten alles Denkens. Aber nicht nur das, es liegt auch in der Natur aller Arbeitsamkeit und in dem Stoff der zu bearbeitenden Gegenstände gleichsam ein Notzwang zum Glauben an die Wahrheit ihrer Ansprüche, zur Unterwerfung unter alle Gesetze, die unabänderlich in ihrer Natur liegen und jeden Widerspruch gegen die Wahrheit auf der Stelle strafen, indem sie in der Ansicht dessen, was wahr oder falsch, sich nicht mit Träumen irrführen und nicht mit Worten darüber mit sich markten lassen, sondern jeden Versuch der Selbstsucht zur Selbsttäuschung auf eine Weise beschämen, wie der feinste Dialektiker auch den elendesten Versuch der Selbstsucht zur Selbsttäuschung bei wörtlichen Nachforschungen über im Streit stehende Ansicht, nicht leicht zur Beschämung des Unrecht habenden Teils auseinander setzen und unwiderleglich darstellen kann. So wichtig ist die Benutzung der Arbeitsamkeit zur Begründung der wesentlichen Mittel zum Forschen nach Wahrheit, zur Ausbildung der Denkkraft, zur Besiegung der Ungeduld im Voreilen unserer Urteile und zur Bekämpfung der Einmischung der sinnlichen Lust und der sinnlichen Unlust, die uns so oft dahin reißen, mit beiden Händen nach den Lügen zu greifen, um sie zu erhaschen und der Wahrheit den Rücken zu kehren und ihr, wenn sie uns auch vor den Augen liegt und durch alle fünf Sinne sich an uns andrängen will, dennoch mit Händen und Füßen zu widerstreben.

So sehr hatte Glülphi in seinem Grundsatz Recht, die physische Anstrengung des Menschen als ein wesentliches Fundament seiner Verstandesbildung und seiner Wahrheitsfähigkeit anzusehen und zu erkennen. Wenn wir jetzt auch die Bildung zur Kunst gesondert von der Herzens- und Geistesbildung als physische Bildung ansehen, wie sie vorzüglich als Erwerbs- und Berufssache kann und muß ins Auge gefaßt werden, so teilen sich ihre Mittel eben wie die einzeln ins Auge gefaßten Mittel der Herzens- und der Geistesbildung wesentlich in reine Mittel zur Entfaltung der physischen Kräfte, die aller Kunst zugrunde liegen und dann in Bildungsmittel zur Anwendung der entfalteten Kräfte in bestimmten Künsten und Berufen.

Die physischen Kräfte, deren Entfaltung hiefür erzielt werden muß, sind die Kräfte unsrer fünf Sinne und unsrer Glieder und vorzüglich des Auges und der Hand. Das Augenmaß und die feste Sicherheit der Hand ist die äußere Basis aller Kunst, und je wichtiger, ich möchte sagen, je kunstreicher die Kunst, der Erwerb und Beruf ist, zu welchem ein Kind geführt werden muß, desto vollendeter müssen auch die Mittel zur Entfaltung der Kraft des Augenmaßes und der Sicherheit der Hand sein. Die Bildung zu beiden aber geht offenbar vom Leben selber, von der das Ganze unsrer Natur ergreifenden Strebekraft des Auges und der Hand zur Entfaltung ihrer selbst aus. In dieser Strebekraft aber liegen denn auch die unwandelbaren Gesetze, nach welchen die Anlagen der Menschennatur von den ersten, schwachen Aeußerungen ihres Daseins an bis zum Darlegen der höchsten Kraft, zu welcher sie sich zu erheben vermögen, sich selber bei jedem einzelnen Menschen zu entfalten streben.

Aber dieses Leben der Menschen ist einzeln. Das, was es durch seine zerstreuten Erscheinungen zur Entfaltung unsrer Kräfte gethan hat und noch thut, bleibt insoweit auf einzelne Menschen beschränkt, und wirkt insoweit nur zufällig auf das Ganze unsers Geschlechts. Die Kunst aber kann durch regelmäßige, zusammengestellte Formen und Mittel tausenden geben, was das sich selbst überlassene Leben nur hie und da einzelnen Menschen erteilt. Aber wenn die Kunst dieses mit Erfolg zum wirklichen Segen des Menschengeschlechts thun soll, so ist offenbar, sie muß in den Formen und Mitteln ihrer Einmischung wesentlich von dem ausgehen, was die Natur zur Entfaltung dieser Kräfte selbst thut, und sich hierin den ewigen Gesetzen unterwerfen, nach welchen diese ihnen vorgehend die Kräfte der Menschennatur selber entfaltet.

Das aber, was hierin in Rücksicht auf die Entfaltung unsrer Kunstkräfte wahr ist, ist auch in Rücksicht auf die Anwendung dieser Kräfte gleich wahr. Das Leben bildet und leitet die Anwendung unsrer entfalteten Kräfte, wie es die Entfaltung derselben selber bildet und leitet. Es führt den einzelnen Menschen nach seinen Verhältnissen, Lagen und Umständen herrschend und zwingend dahin, seine entfalteten Kunst-, Erwerbs- und Berufskräfte äußerst verschieden,

d. h. als Bauer, als Handwerker, als Künstler, als Kaufmann &c. &c. in diesen Berufen selber anzuwenden, um selbige durch die Anwendung zur vollendeten Reife zu bringen; und das, was in Rücksicht auf diese Berufe wahr ist, das ist es auch in Rücksicht auf den Einfluß des Lebens auf die höhere Kunst. Ich kann aber hierin nicht ins Umständliche, das darüber Licht geben kann, eintreten, und sage nur dieses: Eine erbärmliche Zeit, in der das Menschengeschlecht in tiefer Abschwächungs-Verwilderung vor den Augen der Kunst steht, bildet nicht leicht den hohen Kunstgeist der Bildhauer Griechenlands, nicht einmal denjenigen der Maler des Mittelalters. In jedem Fall aber muß die Bildung zur Kunst als Bildung physischer Kräfte, eben wie die Bildung des Geistes, mit dem ersten Bedürfnis der Gemeinbildung unsrer Kräfte zur Menschlichkeit in Uebereinstimmung gebracht, d. h. den Ansprüchen der gebildeten, sittlichen Kraft, den Ansprüchen des Glaubens und der Liebe untergeordnet werden. Noch muß ich meiner Ansicht über die physische Bildung zur Kunst dieses beifügen: In der psychologisch geordneten Bildung des Augenmaßes und der Hand, wenn diese in Zahl und Form, d. h. in die Denkkraft bildenden und dafür berechneten Mitteln des Zählens und Messens gegeben worden, liegt der ganze Umfang des geistigen Wesens aller Kunst, sodaß wenn hierin und durch diese Mittel der Geistesbildung des Kindes ein Genüge geschehen, so bleibt eigentlich in Rücksicht auf die physische Ausbildung der Kunst nichts weiter zu thun übrig, als die spezielle Uebung des Auges im Anschauen einzelner Gegenstände der Künste und Berufe, zu denen das Kind gebildet werden muß, und dann die Bildung der Hand zu der vielseitigen Gewandtheit und Kraftanstrengung, deren es zur äußern Darstellung und Ausübung der geistig begriffenen und innerlich in sich selbst vollendeten Ansichten der Kunstwerke und Berufsarten, zu deren Ausführung es Neigung oder Bedürfnis in sich selbst fühlt. Aber auch diese Ansicht, d. h. die weitere Darlegung, wie die Hand zu den verschiedenen Bewegungen und Kraftanstrengungen zu solchen einzelnen Kunst- und Erwerbszwecken durch lückenlose Reihenfolgen von Uebungen gebildet werden könne und gebildet werden müsse, führt zu weit, als daß ich mich jetzt hierüber weiter äußern könnte.

69. Fortsetzung der Folgen dieser Sonntagsversammlungen, die aber, wie gesagt, in einem Zeitpunkt und bei einer Lebensweise nicht stattfinden können, wo die Menschen durch die Sitten der Zeit und des Landes aus aller Einfachheit, Unschuld und Reinheit des häuslichen Lebens nicht blos herausgelockt, sondern selber herausgetrieben werden, wenn sie auch nur von ferne als Leute von einiger Distinktion, Lebensart und Bildung, als Leute von gutem Ton angesehen werden wollen.

Da die Glieder der Sonntagsversammlung keinen Anlaß versäumten, wo sie irgend einem Menschen von Bonnal ein gutes Wort

geben und mit ihm von dem Befinden seiner Haushaltung, seiner Kinder, seines Gewerbes, oder von irgend etwas, das ihm zugestoßen, zu reden und ihm in Freud und Leid herzliche Teilnahme zu zeigen, so verging fast kein Tag, daß nicht hie und da ein Mensch von Bonnal, der vorher den Junker, den Pfarrer, das ganze Schloß, das Pfarrhaus und den Baumwollenmeyer dazu für nichts achtete, weil er glaubte, sie achteten ihn auch für nichts, anfing zu sagen: Wir haben uns doch in diesen Menschen geirrt; wenn man ihnen ein gutes Wort gibt, so geben sie einem zwei dafür, und wenn man einmal mit ihnen bekannt ist, so gehen sie mit einem um, wie mit ihresgleichen. So näherten sich ihnen nach und nach die Herzen von vielen. Freilich aber drückten sich auch einige von denselben über diese Näherung menschlicher Herzen auf eine sonderbare Weise aus. Der Hans Morlauer sagte vor einem ganzen Tisch voll Leuten: Es ist mir einmal, wenn ich den größten Stall voll Kälber und Schafe hätte und sie alle mein, völlig mein wären, so daß ich niemand einen Kreuzer mehr darauf schuldete, ich könnte sie nicht so lieb haben, als es scheint, daß der Glülphi diesen ganzen Haufen Schulkinder, die ihm doch alle fremd und nicht sein sind, lieb hat. — So geschahen mitten in den anfangenden Lobreden auch über den Junker, den Pfarrer und alle Glieder der Sonntagsgesellschaft bei den ihnen sich nähernden Herzen einiger Leute im Dorf dennoch die sonderbarsten Anmerkungen darüber.

Indessen wurden diese Sonntagsversammlungen allmählich immer wichtiger und eingreifender ins Dorf. Es fanden sich bald in jeder Woche neue Anknüpfungspunkte, auf diese oder jene Weise, durch diesen oder jenen Kanal mehr oder minder einigen Einfluß auf diese oder jene Haushaltung oder auf diesen oder jenen einzelnen Menschen zu haben, freilich meistens auch nur einen einseitigen Anfangseinfluß, der auf einen besondern, einzelnen Umstand beschränkt war und unmöglich als ein allgemein auf ihn eingreifender Einfluß angesehen werden durfte. Die Erfahrung überzeugte sie schnell, daß man an den meisten Orten sich mit einem solchen Anfangseinfluß begnügen und ruhig, still und ohne Zudringlichkeit abwarten müsse, bis sich etwa wieder ein Umstand zeige, wo man ein Wort mehr reden oder etwas mehr thun könne, um einen bessern und tiefer greifenden Einfluß zu erhalten. Die Glieder der Versammlung benahmen sich aber auch hierin vortrefflich. Nie hat wohl ein Pfarrer weniger den Pfarrer, ein Junker weniger den Junker und ein reicher Gewerbsmann weniger den nicht mehr Bauer gemacht, als Arner, der Pfarrer und der Baumwollenmeyer dieses jetzt thaten und eigentlich durch diese Sonntagsversammlung immer mehr lernten, dieses mit Erfolg für ihre Zwecke zu thun. Ich darf wohl sagen, diese sonntägliche Abendstunde war eine herrliche, menschliche, seelerhebende Stunde; ich darf mehr sagen, sie war ein wahrer Gottesdienst, ich darf sagen, sie war im Geist und in der Wahrheit ein Gottesdienst. Alle Glieder dieser Versammlung suchten mit reinem Herzen ihren Mitmenschen in der Liebe zu dienen, und bei

ihnen das Göttliche in der menschlichen Natur über das Sinnliche und Tierische ihres Verderbens siegen zu machen. Oder ist es nicht ein Gottesdienst, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Nackenden zu kleiden, den Gefangenen zu besuchen, des Elends seiner Brüder minder zu machen auf Erden? Ist es nicht ein wahrer Gottesdienst, sich zu allem diesem im Geist und in der Wahrheit vorzubereiten, oder wisset Ihr das Wort des Erlösers nicht mehr: Was Ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt Ihr mir gethan? Aber freilich gingen die Juden, die ihn für seine Lehre und sein Leben gekreuzigt, für ihren Gottesdienst nach Jerusalem zum Tempel und versammelten sich in ihren Synagogen zum lauten Judengeschrei und Wortgepräng über Mosen und die Propheten, das sie ihren Gottesdienst hießen.

Nebenbei sind diese Sonntagsversammlungen, sagte einmal der Pfarrer, auch ein wahrer und großer Fürstendienst. Der Junker erwiderte ihm darüber: Helidor würde den Bauch in die Hände nehmen vor Lachen, wenn er so etwas hörte. Aber Glülphi entgegnete darauf: Ich weiß nicht, ob er nur lachen würde; es kommt darauf an, wer um den Weg wäre, wenn dieses vor ihm ausgesprochen würde.

Das ist gewiß, diese Versammlungen sind geeignet, das Herz der Edeln im Land zur Teilnahme an dem, was das Volksheil ist, zu erheben, wie einst die Versammlungen von Männern aus den drei Urkantonen der Schweiz im Grütli geeignet waren, das Herz der Edeln in den drei Ländern zu den großen Thaten unsrer Väter zu erheben.

70. Der Geist der Sonntagsversammlungen geht vorüber, es erscheinen jetzt schon wieder Leute, die Anspruch auf den guten Ton unsrer schönen Zeit zu machen berechtigt sind.

Sylvia war kaum von der Unterredung mit dem Großmeister des Ordens vom neuen guten Ton im Herzogtum, vom Helidor, zurück, so fragte sie ihren Onkel, den General, wie bald er jetzt die Reise nach Arnheim, die er sich schon so lange vorgenommen, mit ihr machen wolle. Er antwortete: Es ist bis nach dem Herbst nicht möglich.

Sie. Aber warum doch das, Onkel? Die Jahreszeit ist jetzt noch angenehm und nach dem Herbst ist es bei uns fast immer regnerisch und unangenehm.

Er. Ich wollte ja schon vor vielen Wochen gehen und hätte den Bau in meinem Haus nicht angefangen, wenn Du mich nicht von dieser Reise abgehalten hättest.

Sie. Ich wollte diese jetzt gern mitmachen.

Er. Das kann jetzt nicht sein; wenn man baut, so kann man nicht vonhaus weg.

Sie. Das Meiste von dem Bau aber ist ja verdungen.

Er. Desto nötiger ist es, daß man dabei sei und sehe, wie es gemacht werde.

Sie. Sie haben einen recht braven Baumeister; Sie dürfen es ihm wohl etwas anvertrauen.

Er. Das ist nichts geredet. Ich bin nicht wie Dein Vater, und vernachlässige solche Hauptsachen nicht gern.

Sie. Es wäre doch sehr gut, wenn Sie diese Reise jetzt möglich machen könnten.

Er. Aber warum denn das?

Sie. Ihr Vetter wird noch vollends ein Narr, wenn Sie ihn nicht von den Charlatanereien, die er treibt, zurück führen.

Er. Aber was geht das zuletzt Dich an? Du hast Dich bis jetzt nicht viel um ihn bekümmert, und was Du jetzt sagst, scheint mir gar nicht mit dem Versprechen übereinzustimmen, das Du mir seinethalben noch vor kurzem gemacht hast.

Sie. Lieber Onkel, es ist nur aus Sorgfalt für ihn, daß ich das jetzt sage.

Er. Ich muß fast denken, es stecke etwas anderes hinter dem plötzlichen Gelüst, nach Arnheim zu reisen, da Du mir doch so manchmal gesagt, Du wolltest lieber das kalte Fieber bekommen, als noch einmal in dieses Bauernnest, wie Du es heißest.

Sie. Lieber Onkel, was sollte doch dahinter stecken? Es ist nichts als Sorgfalt für Arner selber und für die Ehre unsrer Familie, warum ich Sie jetzt bald gern dort sähe.

Er. Sei es jetzt, was es wolle. Kurz, es geht nicht, daß wir dahin reisen.

Sylvia war beinahe wütend, und das erste Wort, das sie, als sie von ihm weg wieder in ihrer Stube war, zu sich selbst sagte, war: Wenn ich jetzt nur wüßte, wie ich machen könnte, daß es Helidor nicht an mir zürnt; aber er ist ein verdammter Kerl; ich weiß zum voraus, wenn ich ihm nicht diene, so dient er mir gewiß auch nicht und läßt mir meinen Raubholz so ehrlos dastehen, daß der Onkel am Ende, wenn meinethalben von ihm wieder die Rede sein wird, sich seiner mehr schämen wird, als ich es mit allen meinen Künsten je dahin bringen werde, daß er sich Arners halber je werde schämen müssen.

71. Wahrheiten der tierischen Ansicht über das Leben, über Erziehung, über Bildung, über Geldwert, über die Brauchbarkeit der Menschen, und über die Gefahren, die es hätte, wenn man das niedere Volk gar zu wohl lehren wollte, sich selbst zu helfen.

Sie war über den Abschlag des Generals, nach Arnheim zu reisen, so verdrießlich, daß sie einige Tage lang nicht wußte, was sie that, und jedermann, der ihr aufstieß, übel begegnete. Da sie fürchtete, der Verdruß Helidors über diesen Abschlag sei noch größer als der ihrige, und ihm um der Dienste willen, die sie in ihrer Angelegenheit mit dem Raubholz von ihm erwartete, die bittere Pille dieses Abschlags gern versüßt hätte und doch nicht recht wußte, wie das anstellen, konnte sie

sich nicht entschließen, zu ihm zu gehen. Sie meinte, sie könnte es schriftlich besser, versuchte es auch dreimal, an ihn zu schreiben, aber jedesmal mißfiel ihr der Brief, sobald er geschrieben war, sodaß sie keinen abschickte. Er wird mich, sagte sie zu sich selber, jetzt für ein ganz unbrauchbares Geschöpf ansehen, mit dem gar nichts auszurichten ist und mich dann stehen lassen, wie er jedermann stehen läßt, der ihm nicht gut genug dient.

Die Stunden der Trübsal jener frommen Barbel, als der Harschier zukam, sie unter die Linde abzuholen, waren nicht so schwer, als die Tage der wilden, innern Wut der Sylvia. Sie wiederholte in denselben wohl hundertmal: Ich bin doch ein unglückliches Mensch; aber es ist auch ein elendes, es ist ein verfluchtes Leben, wenn man nicht Geld genug hat zu dem, was man braucht. Mehr als einmal sagte sie zu sich: Sie meinen, was sie an mir gethan haben, daß sie mir, wie sie es heißen, eine gute Erziehung gegeben, d. h. daß ich mich habe fast zu Tode hunden lassen müssen, um zu scheinen, was ich nicht bin und komödiantenmäßig etwas vorzustellen, wovon kein Haar wahr ist, und in mir selber alle Tage und alle Augenblicke wütende Wünsche zu entflammen, von denen ich keinen einzigen durchsetzen und mir ihn, so sehr ich danach lechze, zum befriedigenden Genuß bringen kann! Hätten sie mich doch nur bei meinen lieben Zigeunern gelassen, ich hätte mich bei denselben lustig, froh und gaukelnd durch die Welt gebettelt, und gesetzt, ich wäre am Ende mit einer Diebesbande gefangen und selber auch geköpst worden, so hätte ein kalter Streich (Schwertstreich) diesem Lumpending, das man Leben heißt, aber kein Leben ist, ein Ende gemacht. Jetzt aber sehe ich demselben nirgends ein Ende und bin keinen Augenblick so froh, so frei und so glücklich, als ich es bei meinem Vater und unter seinen Zigeunern war.

Diese Gedanken trieben sie umher, wie es, so sagt man, eine arme Hexe umhertreibt, wenn die schwerste der Arbeiten, die ihr der Teufel aufgibt, ihr den Angstschweiß austreibt. Sie konnte diese Zeit über keinen Augenblick schlafen; sie aß auch beinahe nichts, aber soff von des Generals Liqueur alle paar Stunden ein oder zwei Gläschen. des Nachts durch spielte sie mit Aglee, der Teilhaberin ihres infamen Lebens. Diese fluchte mit ihr über das fatale Begegnis, aber lachte mitunter zwischen das Fluchen hinein, und da Sylvia ihren Kopf nicht beim Spiel, sondern ganz bei dem ihr jetzt so widrigen Abschlag des Generals und bei seinen Zugaben und Anhängseln hatte, so gewann Aglee ihr auch alles Geld ab, das auf dem Spiel stand.

Am vierten Tage aber nach diesem Abschlag bekam Sylvia einen Brief von der Eichenbergerin, worin diese ihr berichtete, daß sie zufolge der Aufträge des im Land allmächtigen Helidor täglich und stündlich auf den Beinen sei, allem nachzuforschen, was in Bonnal und Arnheim geschehe; daß es aber gar nicht gehe, wie sie wünsche und wie sie auch wisse, daß der große Mann, der sie für dieses Geschäft beauftragte, es ebenfalls auch wünsche, daß der Junker, der Pfarrer und der Glülphi

in ihrem, wie sie es hießen, großen und für die Welt wichtigen Vorhaben immer eifriger seien; daß, wie man sage, auch die Buben verflucht viel lernten, und daß sie eine große Freude zeigten, in die Schule zu gehen; daß ferner Glülphi ihnen viele Sachen zeige, die man sonst in keiner Schule zu lernen Gelegenheit habe. Zwar mißfalle das, wie natürlich, auch den meisten Bauern und Bauernweibern. Sie sagten, wenn es etwas Rechtes und etwas Einträgliches wäre, so hätten es die Alten gewiß auch schon getrieben, und viele sagten noch, das bringe ihren Kindern nur Herren-Narrheiten in den Kopf, mit denen sie keinen Hund von dem Ofen locken könnten, hingegen aber rücke es ihnen das, was ihnen vor der Nase liege und Brot ins Haus bringen könne, aus den Augen und mache sie dasselbe vernachlässigen. Auch die Sonntagsversammlungen mißvielen sehr vielen Leuten. Einige naseweise Weiber möchten auch gern dabei sein und meinten, sie könnten dem Junker ebenso gut und ebenso viel Neuheiten vom Dorf erzählen und auch für dasselbe ihm gute Räte erteilen, als immer das Baumwollenmareili und die Maurersfrau. Andere glaubten, diese Versammlungen seien ein eigentliches und unerträgliches Spionenwesen; man werde bald in keinem Haus kein Wort mehr reden und keinen Kuchen mehr essen können, ohne daß man es Schloß und im Pfarrhaus vernehme. Der Ständlisänger, der alle Zeitungen, deren er habhaftig werden könne und dadurch fast das ganze A B C der neuen Kraftsprache unserer Zeit auswendig gelernt, sagte: Die bürgerliche Selbständigkeit, die häusliche Sicherheit und alle Rechtswohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft werden durch solche aristokratisch klubistische Vereinigungen zwischen den Junkern, den Pfarrern und den Schulmeistern auf allen Dörfern im höchsten Grad gefährdet. Aber so sehr dieses auch auf viele einen sehr widrigen Eindruck machen würde, wenn sie es verstünden, so mache es keinen; denn außer ihr, sagte sie, versteht im ganzen Dorf kein Mensch, was der Narr damit sagen will, und also macht es auch den Eindruck gegen den Junker und sein ganzes Wesen nicht, wie es gut wäre, daß es thäte; hingegen mache das eine und andere im Benehmen des Junkers, des Pfarrers und des Glülphi gegen die gute Sache, die man ihr zu befördern aufgetragen, einen sehr widrigen Eindruck, das sei vorzüglich vom Beten und Bibellesen wahr, welches der Glülphi auf eine für einen alten Leutnant unbegreifliche Weise mit der höchsten Sorgfalt betreibe. Er mache sich dadurch sehr viele Leute gut, die sonst in Ewigkeit ihm nicht gut werden würden und ein verdammter Umstand sei kürzlich noch mit dem Regenwetter eingetreten Vorher habe ihn fast das ganze Dorf für einen stolzen Narren angesehen und habe ihm auch stolz begegnet, aber da er an diesem Regentag mit seinem roten Rock im Regen gestanden und die Schulkinder, die sonst bis zu den Knieen hinauf naß geworden wären, eine ganze Stunde lang mit eigener Hand über den Bach hinüber gehoben, so habe das bei einer Menge Leute im Dorf dahin gewirkt, daß sie ihn jetzt nicht mehr für stolz achteten und anfingen, mit

ihm freundlicher und zutraulicher zu werden, als sie es noch mit keinem Schulmeister waren. Dieser Umstand, und auch, daß er und der Junker und der Pfarrer mit allen Leuten im Dorf sogar freundlich und auf eine Weise gut seien, wie das bis dahin gegen Bauersleute nicht üblich war, das alles mache, daß man wirklich fürchten müsse, wenn die Sache noch eine Zeit so fortgehe, so möchten die Leute, die ihnen Feind seien, die wenigern und die, so es mit ihnen hielten, die mehrern werden; es sei desnahen unumgänglich nötig, daß der böse Wind, den, wie Sylvia wohl wisse, Helidor ins Dorf wünsche, sobald als immer möglich darein blase, um diesem Gang der Dinge eine Richtung zu geben, der man lustiger zusehen und spaßhafter abwarten könne, als dieses der Fall sein möchte, wenn Arners Angelegenheiten anfangen würden etwas Wurzel zu fassen. Sie wolle nicht verhehlen, daß sie dies zu fürchten anfange, und es dringend fände, daß diese Sache sobald als möglich einen Stoß bekomme, der sie nicht blos zu erschüttern, sondern zu verschütten geeignet. Sie hoffe aber, daß das jetzt bald unfehlbar geschehen würde, wenn das wohledelfeste Fräulein Sylvia, wie sie ihr dies für gewiß versichert, nächster Tage nach Arnheim abreisen würde; sie sei überzeugt, es werde Wohl- und Hochderselben ganz leicht sein, Mittel zu finden, die Windfahnen in diesem Dorf auf die Seite zu drehen, wo es unumgänglich notwendig sei, daß der Wind jetzt hinblase.

Dann berichtete sie noch, die Frechheit der Sonntagsversammlungen in Bonnal übersteige alle Grenzen. Sie habe durch einen ganz sichern Kanal vernommen, sie hielten ihre Sonntagsversammlungen, in denen sie alle Weiberklatschereien, die im Dorf herumgehen, zusammentrügen, für einen wahren Gottesdienst. Hundert Leute im Dorf, wenn sie das hörten, würden es für eine wahre Gotteslästerung ansehn; ihr aber liege an dem nichts, sie möchten ihrethalben diese Frau-Basen-Arbeiten ansehen, für was sie immer wollten. Aber sie habe etwas weit Wichtigeres gehört, das von der höchsten Bedeutung sei und das sie durchaus nicht verschweigen dürfe, der Pfarrer von Bonnal habe nämlich gewagt, es auszusprechen, ihre Versammlungen seien auch noch ein wahrer Fürstendienst. Hierüber habe zwar der Junker geantwortet: Helidor würde den Bauch in beide Hände nehmen vor Lachen, wenn er das hörte. Glülphi aber habe eingewendet, das sei noch nicht so gewiß, es käme dann noch darauf an, wer eben um den Weg sei, wenn man ihm dieses sage. Soweit, setzte sie hinzu, treiben diese Leute ihre Frechheit, und es ist offenbar, daß sie sich ihrer Zwecke halber sicher glauben, und daß es dringend ist, daß man alles, was in der Welt nur immer möglich ist, dagegen thue und in Bewegung setze.

Dieser Bericht war freilich für die Sylvia nichts weniger als tröstlich, aber sie fühlte doch, daß er sie in die Notwendigkeit setze, Helidor ungesäumt davon Nachricht zu geben. Sie zerriß den letzt angefangenen Versuch, an ihn zu schreiben, und berichtete jetzt ziemlich einfach, aber umständlich, was ihr die Eichenbergerin eben ge-

schrieben; doch ließ sie mit aller Sorgfalt den Umstand aus, daß die Eichenbergerin hoffe, sie werde nächster Tage nach Arnheim verreisen, wie sie ihr dieses so gewiß versprochen; dieser Umstand lag ihr schwer auf dem Herzen. Sie schämte sich, Helidor alles versprochen zu haben und jetzt nichts halten zu können. Sie schlich also über diesen Punkt so kurz und so schnell hin, als sie immer konnte, klagte hingegen weh- und demütig, daß jetzt der General so eigensinnig sei und durchaus vor Ende des Herbstes nicht nach Arnheim abreisen wolle und sie dadurch gehindert werde, bei dem besten Willen, den sie dafür habe und bei dem großen Interesse, das sie darin belebe, die Wünsche Helidors zu befriedigen, daß sie aber nach dem Herbst sich doppelt bemühen werde, alles mit der größten Thätigkeit auszuführen und durchzusetzen, woran sie für einmal auf eine ihr so unangenehme Weise verhindert worden. Auch setzte sie noch in Ausdrücken, die ihre Aengstlichkeit gar nicht verbargen, hinzu, sie hoffe, daß Helidor diese Verspätung ihr auf keine Weise zuschreiben werde und bitte ihn dringend, in der Sache des Herrn Grafen, auf deren Erfolg jetzt des Erbes halber ihre Hoffnungen noch einzig und allein ruhten, forthin zu thun, was ihm immer möglich, wie er dieses bisher auf eine Weise gethan habe, für die sie ihm in ihrem Leben nie genug werde danken können.

Auch Helidor war über diese Nachrichten nichts weniger als erfreut. Er las den Brief mehreremal mit Aufmerksamkeit und sagte dann zu sich selbst: Die Sache mit dieser Schule und mit diesen Sonntagsgesellschaften will einen ernsthaftern Gang nehmen, als ich dachte und als es mir dienen kann. Es ist mir heiter, wenn ich dieser Sache halber ganz blind und gleichgiltig sein werde, so könnte sie mir über den Kopf wachsen, ehe ich mich dessen versehe. Jetzt ist sie freilich noch nichts und es ist wahr, noch kann sie ein Wind umblasen; aber bei gänzlicher Windstille, das sehe ich jetzt auch klar, kann sich die Lage der Dinge ändern. Ich darf mich nicht täuschen, bei einer solchen gänzlichen Windstille kann sie Wurzel fassen, daß es einen zehnfach größern Wind braucht, sie zu entwurzeln, als jetzt, sie umzublasen. Man darf die Sache nicht in die Länge gehen lassen. Der Eifer, der sich in der Schule zeigt, ist bedeutender, als hundert Halbköpfe dieses ahnen könnten. Glülphi ist ein sehr guter Mathematiker und der beste linearische Zeichner, den ich kenne und dabei populär und voll bon sens, und wenn er an etwas sitzt, so ist er imstande, Tag und Nacht daran zu arbeiten. Die Anhänglichkeit der Kinder an ihn, die mich aufmerksam macht, ist eine Folge seiner Kraft. Er hat immer die besten Köpfe für sich und für das, was er wollte, interessieren können, und er ist sicher imstande, seine Schulkinder auf einen Punkt der Kultur zu führen, der unserm Land durchaus nicht konvenieren kann. Wenn es ihm auch nur ein wenig gelingt, so ist Arners Eitelkeit dabei im höchsten Grad interessiert, daß er alles thun wird, die Sache aufs höchste zu treiben, und Arner hat sicher Mittel, die in der Hand eines Mannes wie Glülphi ist, weit und sehr viel weiter führen können, als

ich diesen Spaß nicht gehen lassen kann und nicht gehen lassen will. So wenig die Sache jetzt noch scheint und wirklich ist, so wenig kann man wissen, wohin sie führt; doch glücklicherweise ist Sylvia wie dazu gemacht, Arner hierin einen Streich zu spielen, und sein hohes, heilig geträumtes Kartenhaus mit einem Hauch umzublasen. Am allermeisten machte ihn das Wort: „ihre Sonntagsversammlungen seien auch ein Fürstendienst" aufmerksam. Der Teufel mag wissen, was sie alles bei diesem Wort gedacht haben mögen, und die Antwort Glülphis zeigt klar, daß er mich vollkommen durchschaut und ganz richtig weiß, was ich wollen und was ich fürchten muß.

In Rücksicht auf der Sylvia de= und wehmütiges Abbitten über ihr nichtschuldsein an dem Abschlag des Generals, nach Arnheim zu gehen, mußte er mitten in der verdrießlichen Stimmung, in der er war, dennoch herzlich lachen, und er gab diesfalls ein merkwürdiges Beispiel, daß die Gutmütigkeit der Menschennatur, wenn sie in einem Menschen auch gegen alles, was das menschliche Herz in Unschuld und Reinheit mit Teilnahme und Bedauern anspricht, ganz tot ist, dennoch für das Unwürdigste und Schlechteste erwachen und dafür Bedauern und Teilnahme zeigen kann. Sylvia dauerte ihn wirklich. Er, der dem wirklichen Leiden und Elend unsers Geschlechts tausendfach Hohn sprach und allen fremden Jammer im Spiel eigener Lust für nichts achtete, dieser hartherzige Mann hatte jetzt Mitleiden mit Sylvia, sprach ihr Mut zu und sagte zu ihr, sie solle sich über diesen Abschlag keine grauen Haare wachsen lassen; man müsse in der Welt alles nehmen wie es sei. Er setzte noch ganz freundlich hinzu, so sehr er auch gewünscht, daß sie diese Reise in den ersten Tagen gemacht hätte, so werde es in der Sache selbst am End doch auf vier oder fünf Wochen nicht ankommen; sie solle nur alles, was den Erfolg dieser Reise befördern und stark und entscheidend machen könne, zum voraus mit der größten Sorgfalt vorbereiten. Er traue ihr alle Teufelskünste, die hiefür gut seien, vollkommen zu, und sei versichert, sie werde, wenn sie einmal da sei, die Sache zu dem Ziel hinlenken, wo es notwendig sei, daß sie hingelenkt werde.

Indessen trat er mit ihr sehr ins Umständliche ein, was in Rücksicht auf die Eichenbergerin zu thun notwendig sei. So ein elendes Geschöpf, sagte er zur Sylvia, sei doch zu gebrauchen. Sie kann in der Lage, in der das Bonnaler Geschäft sich befindet, mir sehr wichtige Dienste thun. Sie müssen alles aufbieten, sie in ihrem Eifer warm zu erhalten und sie besonders aufmuntern, solchen Worten auf die Spur zu gehen, wie das, das der Pfarrer gesagt, ihre Sonntagsversammlungen seien ein wahrer Fürstendienst, und was bei diesem Anlaß sonst geredet worden. Solche Aeußerungen seien von der höchsten Wichtigkeit, sie gäben über die innern Zwecke und die versteckten Tendenzen der Handlungen von solchen Leuten oft ein auffallendes Licht, und es seien immer solche innere Zwecke und Tendenzen, worauf man in der Welt eigentlich Achtung geben müsse, wenn man

recht und sicher auf die Spur kommen wolle, wie man es mit einem Menschen habe, und wo man mit ihm zuhaus sei. Die äußern Handlungen, wenn man ihre innere Tendenz nicht kenne, führten einen nur an der Nase herum und seien eigentlich nur ein Harlequinskleid, darin ein jeder die wahre Farbe und Beschaffenheit seiner Haut und der Eiterbeulen, die er darin habe, zu verstecken suche. Indessen ist mir sehr viel daran gelegen, daß die Eichenbergerin selbst eigentlich nicht wisse, in welchem Grad mich diese Sache interessiert. Es muß auch völlig scheinen, wie wenn sie alles, was sie darin thut, aus sich selber thue. Es darf in Bonnal kein Mensch ahnen, es komme von jemand anders als von ihr selber, und wenn sie in dieser Angelegenheit in Zank oder in ein Geschwätz verwickelt würde, so müßte sie das nicht achten und nur lachend auf ihre eigene Rechnung fortzanken und hadern. Dergleichen Sachen machten in einem Dorf die größte Wirkung, wenn sie als Bauerngeschwätz und Bauerngezänk zum Vorschein kämen und fortdauernd als Bauerngeschwätz und Bauerngezänk angesehen und behandelt würden, bis die Sache, die man damit zu erzielen suche, reif sei; dann aber, wenn die Sache einmal dahin gediehen und der Mann, den man dadurch an den Pranger stellen will, in den Augen des Volks wirklich am Pranger steht, dann erst ist es Zeit, daß sich unsereiner darein lege und davon Notiz nehme. Die Eichenbergerin solle sich ja in acht nehmen, kein Wort darüber laut werden zu lassen, daß er sich dieser Sache annehme oder ihr auch nur im geringsten nachfrage. Er empfahl Sylvia noch am Ende, der Eichenbergerin alle möglichen Hoffnungen zu machen, wenn sie in dieser Sache glücklich sei und sich alle mögliche Mühe gebe.

72. Hingeworfene, einzelne Gedanken und Bruchstücke von Ansichten und Gefühlen Glülphis über Menschennatur und Menschenbildung.

Seitdem Glülphi sich so gleichsam ganz in seine Schule vergraben und Kopf und Herz davon allein voll hatte, unterhielt er sich fast täglich in jedem Augenblick, den er dafür frei hatte, mit Arner über diesen Gegenstand und suchte ebenso täglich Gelegenheit, in Unterhandlungen mit der Gertrud immer mehr in den Geist des häuslichen Lebens, der in ihrer Wohnstube herrschte, hineinzudringen, indem er den Erfolg seiner Bemühungen als Schulmeister nur in dem Grad groß und gewiß achtete, als es ihm gelingen möchte, den Geist dieser Wohnstube zum Geist seiner Schulstube zu machen. Ebenso unterhielt er sich auch gar oft mit dem Baumwollenmeyer und mit seiner Schwester über den nämlichen Gegenstand. Wo Glülphi allein war und die Nacht durch, in der er gewöhnlich wenig schlief, beschäftigte er sich mit nichts anderem und suchte fast ununterbrochen, die wesentlichen Ansichten, die ihm über diesen Gegenstand durch den Kopf gingen, bei sich selber wörtlich auszusprechen und sie dadurch immer klarer und deutlicher zu machen.

Leser! Ich will einige dieser Ansichten, so wie er sie in diesen Selbstgesprächen sich selber vorstellte, darlegen; aber erwarte keinen größern Grad von Deutlichkeit, Ordnung, Vollständigkeit, Zusammenhang und Reife in der Darstellung der Ansichten dieser Selbstgespräche, als denjenigen, zu dem der Mann, dessen Hauptansichten ich hier darlege, bis jetzt selber gekommen; erwarte nichts als Bruchstücke von Ansichten und Vorstellungen, wie sie diesem Mann im Chaos seines Strebens in der Finsternis als einzelne Lichtstrahlen erschienen, dastanden, verschwanden, wieder erschienen und wechselnd in Licht und Schatten noch unreif in ihm vorüber gingen; erwarte einen lebendigen Traum des Wahrheit suchenden Mannes, aber vergiß nicht, er erzählt Dir seinen Traum und sagt Dir zum voraus, er weiß, daß er in dem, was er Dir vorlegt, noch vielseitig träumt und durchaus noch nicht mit bestimmtem und vollendetem Bewußtsein in der Wahrheit desselben lebt.

Der Zweck aller Erziehung, sagte er in diesen Selbstgesprächen, kann kein anderer sein, als durch die Erziehung dahin zu wirken, daß die Kinder der Menschen gottesfürchtig, fromm, verständig und für den ganzen Umfang ihrer Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst willig, thätig, geschickt und zu jeder hiefür nötigen Anstrengung und Ausharrung kraftvoll gebildet werden.

Um diesen allgemeinen Zweck der Erziehung zu erzielen, ist eine mit demselben übereinstimmende und ihm genugthuende Ausbildung des ganzen Umfangs der sittlichen, geistigen und physischen Kräfte unsrer Natur wesentlich notwendig. Jede dieser in ihrem Wesen dreifach verschiedenen Grundkräfte unsrer Natur entfaltet sich aber nach eigenen, ihr selbständig einwohnenden Gesetzen, vermöge einer ihnen ebenso selbständig einwohnenden lebendigen Strebekraft nach ihrer Entfaltung.

Die Gesetze, nach welchen sich das fühlende Herz, der denkende Geist und die Sinne und Glieder des menschlichen Körpers entfalten, sind bei einer jeden dieser drei Urkräfte von den Gesetzen, nach welchen sich die zwei andern in ihm entfalten, wesentlich verschieden; aber alle entfalten sich bei ihrer Verschiedenheit vermöge einer derselben einwohnenden Strebekraft nach ihrer Entfaltung, durch Reize, Triebe und Mittel, die selbständig in jeder einzelnen derselben liegen.

Es ist kein fremder, es ist kein außer mir selbst wohnender Wille und keine außer mir selbst befindliche Strebekraft, es ist mein eigener Wille, es ist meine in mir selbst wohnende Strebekraft, von welchem das Erwachen meines Herzens zum Fühlen, meines Geistes zum Denken, meiner Augen zum Sehen, meiner Ohren zum Hören, meiner Füße zum Gehen und meiner Hände zum Greifen ausgeht und dieses Erwachen meiner Strebekraft zur Entfaltung meiner sittlichen, geistigen und physischen Grundkräfte, sowie das durch die ganze Epoche meiner Bildung, d. i. durch mein ganzes Leben fortdauernde Wachstum und

Stärkung meiner Kräfte ist in seinem Wesen selbständig und nach den eigentümlichen Gesetzen einer jeden dieser Kräfte selbstthätig.

Aber diese ewigen, selbständigen Gesetze der Entfaltung jeder einzelnen dieser Urkräfte stehen in ihrem Wesen durchaus nicht im Widerspruch unter sich selbst; im Gegenteil, sie vereinigen sich durch ein hohes, heiliges, inneres Band zum Zusammentreffen zu einem gemeinsamen Ziel und wirken, vermöge ihrer Natur, in keiner einzelnen ihrer Abteilungen hemmend und störend gegen den selbständigen Entfaltungsgang der andern Grundkräfte und Anlagen unsrer Natur. Diese innere Einheit der Grundkräfte unsrer Natur steht desnahen auch durch ihr Wesen in selbständiger Erhabenheit ob aller menschlichen Kunst. Keine menschliche Kunst darf und soll es auch nur versuchen, weder das Wesen und die Eigenheit einer jeden dieser drei Urkräfte noch das heilige Band ihrer Vereinigung unter sich selber durch seine Einmischung zu hemmen und zu stören; im Gegenteil, jede Einmischung der menschlichen Kunst in die Entfaltung der Kräfte unsrer Natur muß sich den Gesetzen, nach welchen die Menschennatur diese Kräfte selber entfaltet, und dem heiligen Band, das diese Gesetze unter einander verbindet, unbedingt unterwerfen. Alle Kunst des Menschengeschlechts in der Erziehung muß sich in allen drei Urfächern unsrer Bildung an das reine, von keiner menschlichen Kunst abzuändernde Naturstreben zur Entfaltung unsrer Kräfte anschließen, von ihm ausgehen und in jedem seiner Vorschritte an ihm festhalten. Die Einmischung unsrer Kunst in die Erziehung kann und muß also in ihrem Wesen in nichts anderm bestehen, als in der erleuchteten Sorgfalt unsers Geschlechts, für die Entfaltung und Bildung des ganzen Umfangs der Kräfte unsrer Natur, wie sie in unsern Kindern liegen, mit dem Gang der Natur in ihrer Entfaltungsweise unsrer Kräfte in Uebereinstimmung zu kommen und uns darin mit ihr in Uebereinstimmung zu erhalten.

Die Möglichkeit dieser Uebereinstimmung aber ergibt sich nur durch die Unterordnung der Ansprüche unsrer geistigen und physischen Anlagen und Kräfte unter die höhern Ansprüche unsrer sittlichen und durch die Sittlichkeit göttlichen Ansprüche unsrer Natur. Nach dieser Ansicht liegt also eine dreifache Strebekraft zur Entfaltung unsrer Kräfte in unsrer Natur, nämlich die Strebekraft zur Entfaltung der Anlagen unsers Herzens, zweitens die Strebekraft zur Entfaltung der Anlagen unsers Geistes, drittens die Strebekraft zur Enfaltung der Anlagen und Kräfte unseres Leibes und seiner Glieder.

Das zu erzielende Resultat unsrer Herzensbildung ist offenbar Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch Glauben und Liebe. Das zu erzielende Resultat der Bildung unsers Geistes ist offenbar Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch Wahrheit und Recht. Das zu erzielende Resultat unsrer physischen Anlagen und Kräfte ist Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch Arbeit und Kunst.

Das zu erzielende Resultat der Gemeinbildung aller unsrer Kräfte ist die Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch die Harmonie

in der Ausbildung der Gesamtkräfte unsrer Natur im Glauben, in der Liebe, in Wahrheit und Recht, in Arbeit und Kunst.

Das zu erzielende Resultat der Gemeinbildung unsrer Kräfte ist die Menschlichkeit selber, d. i. die Erhebung unsrer Natur aus der sinnlichen Selbstsucht unsers tierischen Daseins zu dem Umfang der Segnungen, zu denen die Menschheit sich durch die harmonische Bildung des Herzens, des Geistes und der Kunst zu erheben vermag.

Dieses letzte Resultat der Menschenbildung, die Menschlichkeit, ist aber nur durch Unterordnung der Ansprüche unsrer geistigen und physischen Anlagen unter die höhern Ansprüche der von Glauben und Liebe ausgehenden Sittlichkeit und Religiosität unsers Geschlechts zu erzielen.

Die Notwendigkeit dieser Unterordnung der Geistes- und Kunstbildung unter die Bildung des Herzens, unter die sittliche Bildung, liegt faktisch als Thatsache vor unsern Augen. Das Kind glaubt und liebt lange, ehe es denkt und arbeitet. Es glaubt und liebt, in zwar einseitiger, aber in dieser Einseitigkeit dennoch wirklicher Vollendung seiner Kraft zu lieben und zu glauben, noch ehe die ersten Spuren der Denk- und Kunstkraft in ihm entfaltet vorliegen. Sein Glauben an die Mutter und seine Liebe zu ihr ist bei der höchsten Ohnmacht seines geistigen und physischen Daseins schon lebendig, kraftvoll und unerschütterlich, und wenn auch nur sinnlich, doch in ihm vollendet. So offenbar hat der Gang der Natur die Geistes- und Kunstbildung der Herzensbildung nachgesetzt und sie muß ihr auch durch die ganze Bildungsepoche des Menschen, das ist von der Wiege an bis ans Grab nachgesetzt und untergeordnet bleiben. Der Mensch muß sich geistig und physisch im Dienst des Glaubens und der Liebe entfalten und ausbilden, wenn er durch seine Ausbildung sich veredeln und befriedigen soll.

Das ist Gottes Ordnung über Geist, Herz und Kunst, aus deren inniger Einheit die Menschlichkeit, d. i. ein die Menschennatur wahrhaft befriedigendes Leben, allein hervorzugehen vermag. Dieser Ordnung Gottes muß die Kunst der Erziehung sich im häuslichen, öffentlichen, bürgerlichen und Privatleben unterwerfen. Des Menschen wahres, zeitliches und ewiges Heil geht nur aus dieser Unterwerfung hervor.

Sowie die Natur im Leben diese Ordnung Gottes ausspricht, so muß auch die Kunst ihren Willen oder vielmehr ihr Pflichtgefühl, sich derselben zu unterwerfen und in allen Teilen ihrer Einmischung mit ihr in Uebereinstimmung zu bleiben, mit Bestimmtheit und gradsinniger Kraft aussprechen.

Alle Einmischung unsrer Kunst in die Bildung unsers Geschlechts muß also von der Anerkennung dieser Unterordnung ausgehen, und nur die Anerkennung derselben und ihrer heiligen Pflicht, wodurch die Kunst im Leben den Menschen wirklich bilden. Das Wort: Das „Leben bildet“ sagt eigentlich nichts anderes, als, die Pflicht der

Anerkennung dieser Unterordnung ist bildend, denn offenbar ist alles Kunstleben unsres Geschlechts, insofern es diese Unterordnung nicht anerkennt, verbildend und nicht bildend. Die selbständige Strebekraft der Natur zur Entfaltung jeder einzelnen Kraft kommt unter sich selber nur durch die Anerkennung dieser Unterordnung in Harmonie mit sich selbst, und die Gesetze dieser Harmonie und diejenigen ihrer Unterordnung sind in ihrem Wesen die nämlichen, und in ihren Wirkungen sich selbst gleich.

Auch ist die Strebekraft der Natur zur Entfaltung unsrer Kräfte, so wie sie sich in den Schranken dieser Gesetze äußert, das Thun der Natur selber und insoweit unfehlbar. Aber wenn es aufhört, reines Thun der Natur, reine Aeußerung dieser Strebekraft selber zu sein und von außen her durch den Einfluß einer vom menschlichen Verderben ausgehenden und die Pflicht der Unterordnung des Fleisches unter den Geist mißkennenden Einmischung der Kunst bestimmt wird, so wird dieser Einfluß für die Menschennatur so verderblich, als er in seiner ursprünglichen, unverdorbenen Richtung ihr segensreich ist. Es kann nicht anders sein, jede die Pflicht dieser Unterordnung mißkennende Einmischung der Kunst, wenn sie anstatt den ewigen Gesetzen der Natur untergeordnet mitzuwirken, sich herrschend über dieselbe hermacht und sich anmaßt, ihr Streben nach ihrer Willkür, d. i. nach den Ansichten ihrer Gelüste, ihrer Selbstsucht und ihres Verderbens zu beleben, zu reizen, zu lenken und zu verkünsteln und dann in dieser Verkünstelung selber bald anzustrengen, zu steigern und sogar zu begeistern, bald aber dieses Streben nach eben dieser Willkür zu hemmen, zu lähmen, zu bändigen, und sogar die Füße unter die Pantoffel der Füße zu bringen, so kann diese unnatürlich durch Verkünstelung bald erstickte, bald belebte Strebekraft unsrer Natur durchaus nicht mehr zur Erzielung des letzten Resultats der menschlichen Bildung, zur Erzielung der Menschlichkeit selber hinwirken, sondern muß dieser Erzielung notwendig hinderlich und der Menschennatur selbst im höchsten Grad verderblich sein. Wahrlich, diese also verkünstelte Selbstkraft unsrer Natur muß uns zu allem dem hinführen, was den Tod der Menschlichkeit, die Erkaltung des Lebens im Glauben und in der Liebe und des hohen, heiligen Eifers für Wahrheit und Recht, sowie den Verlust aller hohen und heiligen Ansichten der Kunst hervorbringt und auf dieser Bahn selber der Unmenschlichkeit Thür und Thor öffnet und zum ausgesprochenen Unglauben an alles Heilige und Hohe, zum gewaltsamen Entgegenstreben gegen alle Ansprüche der Wahrheit, des Rechts und der Liebe, zur gewaltthätigen Unterdrückung der Schwachen, zum Frevelmut in der Verhöhnung des Leidenden, und zum Gebrauch der Reize der Kunst zur Ertötung des göttlichen und heiligen Sinns, der in ihr liegt, hinführt.

Das nämliche, was in Rücksicht auf die Einmischung der menschlichen Selbstsucht in die Leitung der Strebekraft unsrer Natur zur Entfaltung der Kräfte wahr ist, das alles ist auch in Rücksicht auf

die Einmischung der menschlichen Selbstsucht in die Strebekraft unsrer Natur zur Anwendung unsrer entfalteten Kräfte gleich wahr. Diese Einmischung unsrer Selbstsucht führt uns in der Anwendung unsrer entfalteten Kräfte eben wie in ihrer Entfaltung selber zu allem dem hin, was das innere Leben der Menschlichkeit zu ihrem Tod führt und der Unmenschlichkeit zu ihrem schrecklichen Leben Thür und Thor aufthut und unser Geschlecht durch Unglauben und Lieblosigkeit, durch empörenden Widerstand gegen Wahrheit und Recht, durch Unterdrückung der Schwäche, durch Verhöhnung des Leidens und durch Mißbrauch der Kunst zur Verödung des Geistes und des Herzens, zur Verwilderung unsrer Natur hinführt.*)

73. Also Wiedererscheinung des Lebens und Strebens im tiefen Kot der menschlichen Selbstsucht ihres Verderbens und ihrer Verkünstelung.

Sylvia säumte nicht, nach ihrer Unterredung mit Helidor ihre Eichenbergerin mit allem, was sie für Helidor thun könne, bekannt zu machen und einerseits ihr die größte Thätigkeit in ihren Kunststücken gegen Arner zu empfehlen, anderseits ihr zu sagen, daß sie die größte Sorgfalt gebrauchen und das größte Geheimnis daraus machen müsse, wer und was hinter ihrem Thun stecke, und ja gegen keinen Menschen auf Gottes Boden ein Wort davon fallen lassen solle, daß Helidor oder sie mit ihr darüber geredet oder gar zu etwas aufgehetzt hätten. Dieser letzte Auftrag kam indessen etwas zu spät, denn die Eichenbergerin hatte sich schon hie und da groß gemacht, wie sie mit dem Fräulein Sylvia von Arnheim in ganz genauer Bekanntschaft stehe und von ihr in sehr wichtigen Verhältnissen mit Aufträgen beehrt werde und daß Helidor sie einer allerhöchst-gnädigen Audienz gewürdigt, war nichts weniger als ein Geheimnis im Dorfe. Auch schien Sylvia, da sie ihr die diesfalls notwendige und so wichtige Geheimnismacherei anempfahl, eine Verlegenheit bei ihr zu bemerken und sagte: Du wirst doch nicht etwa schon ausgetrommelt haben, daß wir Dich im Dorf

---

*) Anmerkung. Ich weiß, die Zeitwelt liest die Resultate meiner Lebenserfahrungen lieber in Ansichten und Worten, die sie täglich hört und sieht, als in Versuchen, sich über diese Alltagsansichten und Alltagssprache zu noch nicht vollendet gereiften höhern Ansichten zu erheben und in einer zu diesen höhern Ansichten nicht einmal gereiften Sprache; zu dem weiß ich auch, daß lebendige Anschauungen des, dem Wahren und Guten, das dem Zeitgeist mangelt, entgegenstehenden Schlechten zum Regmachen einer edeln Selbstsucht nach dem Bessern gut ist. Ich wende mich also wieder zu Leuten, die ich nicht liebe, aber eben darum gern schildere; denn es ist notwendig, den Willen der Unschuld zum Widerstand gegen die ersten, zumteil ganz unerkannten Ursachen des Verderbens des Volks zu beleben. Tausend unschuldige Menschen, die einzeln unendlich viel beitragen könnten, dem Weltverderben, dem tausend und tausend unschuldige, elende Menschen unterliegen, in ihren nähern Umgebungen zu steuern, kennen die Ursachen dieses Verderbens nicht und ahnen nicht einmal, daß sie möglich, geschweige, daß sie da sind. Wahrlich, es ist ein Verdienst um die Menschheit, diesen guten Leuten den Staren hierüber zu stechen.

herumschicken, Dein Maul darüber zu gebrauchen? Was denken Sie, was denken Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich so etwas zu thun unterstehen würde? sagte die Eichenbergerin. Und Sylvia: Das ist gut, das ist gut, daß es nicht geschehen; es darf nicht geschehen, wenn es schon wahr ist; es darf das kein Mensch wissen.

Aber es wußten's schon mehrere Leute; indessen leugnete es die Eichenbergerin derb weg, daß sie etwas im Dorf habe verlauten lassen, ging dann aber auf der Stelle zu mehreren Personen, denen sie im Vertrauen davon geschwatzt und sagte ihnen, daß sie doch keinem sterblichen Menschen ein Wort von dem sagten, was sie mit ihnen geredet, weil das ihr das größte Unglück, das in der Welt immer zu erdenken möglich sei, über den Hals ziehen könnte. Dann aber hoffte sie, wenn ihr etwa früher oder später darüber ein Fehler auskommen möchte, so könne sie ihn durch die Thätigkeit, die sie in diesem Geschäft zeige, und hoffentlich durch das Glück, das sie darin haben werde, in allen Fällen wieder gut machen. Diese Thätigkeit war vorher schon groß, jetzt verdoppelte sie dieselbe. Hauptsächlich aber spürte sie allem nach, was in der Sonntagsgesellschaft im Pfarrhaus etwa über Sylvia, über Helidor und über den Herzog geredet werde, was man eigentlich mit der Schule und mit dem Herren-Lehren der Bauernbuben und der Bauernmädchen wolle. Sie wußte, daß die Baumwollenspinnerweiber gar oft über das neue Schulwesen mit dem Baumwollenmareili redeten und daß dieses unverholen darüber sage, was es darüber wußte und dachte. Sie machte sich desnahen an ein paar der schlimmsten Lumpenweiber im Dorf, die ihm am Samstag ihr Garn brachten, gab ihnen einige Batzen zum Saufen und lockte auf diese Art nicht nur alle Worte heraus, die über diesen Punkt in des Baumwollenmareilis Stube geredet worden, sondern brachte diese Weiber noch dahin, daß sie das Baumwollenmareili auch über dieses und jenes ausfragten, wovon sonst nicht die Rede gewesen wäre. Auf diesem Weg und durch Nachforschungen in vielen andern Häusern brachte sie heraus, daß das Mareili von der Eichenbergerin sagte, sie gehöre eher in ein Stadtnarrenhaus als in ein Dorf, und vom Herzog, es sei ewig schade, daß er nicht unter bessern Händen sei, und vom Helidor, es glaube nicht, daß er in seinem Leben ein einziges von den heiligen zehn Geboten auswendig gelernt. Von der Sylvia sagte es, sie schicke sich zum Helidor, wie kaum eine Schwester zu ihrem Bruder, und von Glülphi, wo er irgend ein Kind finde, das einen guten Kopf habe, so jage er ihm nach, wie ein Jäger dem schönsten Reh; wenn auch der Vater eines solchen Kindes am Galgen verfault, so mache ihm das nichts; er sage selber, desto eher suche er ein solches auf; ein solches Kind habe denn auch mehr als ein anderes, Beweggründe in sich selbst, brav und mitleidig für den Armen und Verlassenen zu werden, und dazu beizutragen, daß kein anderer Mensch mehr so verführt und so unglücklich werde, als sein Vater. Er habe die Meinung, man könne dem Armen nur durch den Armen selber helfen, die Reichen stünden Leibes- und

Seele halber dem Armen nur zum Versuchen und zum Verderben nahe; um ihnen zu helfen stehen sie Leibes- und Seele halber von ihm ebenso entfernt, als wenn sie diesfalls beim Mann im Monde Quartier genommen hätten; die Almosen der Reichen seien meistens Gift für die Armen, und je größer sie oft ausfielen, desto stärker und tödlicher sei gar oft ihr Gift.

Ein Spion, wenn er die ganze feindliche Armee durchlaufen und sich im Rückweg bei der letzten feindlichen Schildwache durchgeschlichen, wenn er das ganze Lager abgemessen und die Zahl der Feinde bis auf den letzten Mann im Sack mit sich zurück trägt, freut sich nicht so sehr über den Erfolg seiner Kundschaft, als die Eichenbergerin sich über den Erfolg ihrer Nachforschungen freute. Sie eilte, was sie konnte, ihre Entdeckungen der Sylvia zur Kunde zu bringen.

Das ist verfluchtes Zeug, was diese da treiben, sagte Sylvia und eilte dann ebenso sehr, es Helidor bekannt zu machen.

74. Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir dein Lob vorbereitet.

Glülphi fuhr indessen fort, durch tägliche Uebung und unermüdete Anstrengung sich in seiner Schulstube der Kraft, die er in der Gertrud Stube kennen gelernt, zu nähern, d. h. seine Schulmeisterei dem höhern Geist und Sinn der wahren Erziehungskraft unterzuordnen. Er wurde täglich kraftvoller, in allem seinem Thun auf das innere Wesen der Liebe, des Glaubens, des Denkens und Handelns seiner Kinder einzuwirken. Er wurde mit jedem Tag kraftvoller und geübter, das Herz seiner Kinder seinem Herzen, den Geist seiner Kinder seinem Geist näher zu bringen und auch seine feste, ununterbrochene Thätigkeit ihnen zur täglichen Gewohnheit zu machen. Er wurde täglich fähiger, dahin zu wirken, daß seine Kinder bei allem ihrem Thun Herz, Hand und Geist bei einander hatten. Sein großer Grundsatz, alle Anwendungsübungen den Uebungen zur Entfaltung der Kräfte, die diese Anwendungsübungen voraussetzen, unterzuordnen, d. h. die psychologisch zu ordnenden Reihenfolgen der Mittel und Uebungen zur reinen Entfaltung der Grundkräfte unsrer Natur den Anwendungsübungen dieser Kräfte vorhergehen zu machen, wurde ihm mit jedem Tag heiterer und klarer, ebenso wie auch derjenige, daß alle Anwendungsübungen der menschlichen Kräfte mit dem Grad der entfalteten Kräfte ins Gleichgewicht und in Uebereinstimmung gebracht werden müssen.

Nicht weniger befriedigten ihn die Versuche, jedes einzelne in irgend einer Kraft, Fertigkeit oder Kenntnis vorgeschrittene Schulkind zu benutzen, um denjenigen seiner Mitschüler, die in dieser Kraft, Fertigkeit oder Kenntnis merklich hinter ihm zurück waren, an die Hand zu gehen, wie in der Gertrud Stube und auch in der Wohnstube einer jeden braven, gemeinen Haushaltung jedes Geschwister das, was es kann, seinem jüngern, ungeübtern Geschwister zeigt und ihm darin an die Hand geht. Der Grundsatz dieser Benutzung der in jedem Fach geübtern und vorgerücktern Kinder zum Unterricht und zur An-

führung der jüngern, ungeübtern wurde ihm in der Ausführung vorzüglich durch einen zweiten, von mir schon einmal berührten Grundsatz erleichtert und in seinen Folgen wichtig, nämlich daß jedes Kind das, was es in der Schule lernen, auch auslernen, d. i. auf eine Weise können müsse, die es instand setzt, das, was es kann, auch andern wieder zu zeigen und andere wieder darin zu unterrichten. Seine Erfahrungen zeigten ihm jetzt, daß dieses nicht nur so zu verstehen sei, ein Kind müsse am Ende seiner Schuljahre, wenn es alles, was es in der Schule zu lernen habe, vollendet, imstande sein, auch andere Kinder in allem diesem zu unterrichten, sondern die Kinder müßten schon in der Schulzeit, wie dieses auch in der Wohnstube der Gertrud der Fall war, auf jedem Grad des Unterrichts, auf dem sie stehen, ehe sie auf einen höhern geführt werden dürfen, in demselben zu einer Sicherheit und Vollendung im Können desselben gebracht werden, daß sie schon in dieser Zeit Kindern, denen er noch nicht so vollendet eingeübt ist, darin unterrichtend an die Hand gehen könnten. Daß dieses aber mit der größten Kindlichkeit und Einfalt ausgeübt werden müsse, versteht sich von selbst. Am vorzüglichsten aber richtete er seine Schulmeisterkraft dahin, die Kinder täglich und in allen Rücksichten an einen hohen Grad der Anstrengung und Ausharrung zu gewöhnen, früh und spät auf dem Platze zu sein, nichts langsam in die Hand zu nehmen und bei allem Thun schnellen Schrittes vorwärts zu gehen und nirgends müßig umher zu stehen. Wer in den Tag hinein lebt und sich nicht früh Vorsätze des Lebens macht, denen er nachstrebt und für die er jeder Ausharrung und jeder Aufopferung fähig sein muß, aus dem wird nichts in der Welt, sagte er fast täglich zu seinen Kindern. Dieses Wort gefiel zwar nicht allen Leuten im Dorfe. Eine Mutter von einem seiner Schulkinder sagte einmal zu Glülphi: Dieses Treiben zum Etwaswerden in der Welt nützt eben nicht alles, wenn mein Kind nur ein frommer, ordentlicher Christ wird. Und wenn Du das willst, sagte Glülphi, so soll's Dir auch recht sein, daß er seinen Kopf und seine Hand als Christ brauchen lerne. Liebe Frau, das Christentum ist das Höchste, wonach der erhabenste Mensch streben kann; wenn aber der Mensch nichts ist, wenn alles, was göttlich und erhaben in seiner Natur liegt, in seinem Kopf schläft und in seinen Händen lahm und in seinem Herzen nur kraftlos, wie der Traum eines Schlummernden, daliegt, wie kann er dann nach dem Höchsten, nach dem Erhabensten streben, das in der Menschennatur liegt? Es war Glülphi in der Welt nichts so zuwider, als wenn er sah, daß jemand die Lehre von der Nachfolge des Gekreuzigten zu einem anschaulichen Beleg der vis inertiae unsers Verderbens herabzuwürdigen versuchte. Er glaubte, man müsse die Kinder in allen Rücksichten menschlich beleben, um sie eben so fähig zu machen, in allen Rücksichten christlich kraftvoll zu behandeln und ihrem guten Willen in allen Verhältnissen thatsächlich die Folgen zu sichern, ohne welche aller Anschein des menschlichen Willens nur ein eitles Gelüst unsrer tierischen Natur und

durchaus nicht als ein wirklicher, menschlicher Wille angesehen und erkannt werden kann.

Auf diese Ansichten und Grundsätze gestützt, setzte er in Rücksicht auf die Entfaltung der menschlichen Kräfte seiner Schulführung keine Schranken, denn er war vollkommen überzeugt, der Mensch könne in keinem Stand weder zu edelmütig und wohlwollend, noch zu christlich und zu verständig, noch zu kunstfähig und berufsfähig sein und gemacht werden; aber indem er bei eben dieser Schulführung den Geist des häuslichen Wohnstubenlebens eben sowohl zu seinem obersten Ziel setzte, als er es auch zu seinem ersten Schulmittel benutzte, so ward er dadurch wieder genötigt, die Anwendung der in seinen Kindern entfalteten Kräfte durch seine Schulmittel ebenso in den Geist, in den Sinn, in die Bedürfnisse, Mittel und Eigenheiten ihres Standes hineinzulenken und die äußere Anwendung ihrer Kräfte den Ansprüchen und Bedürfnissen dieses Standes zu unterwerfen, wie jede gute Wohnstube vermöge des Wesens ihrer Natur selber genötigt ist, die Kräfte, die sie in ihren Kindern entfaltet, in den Geist und in die Bedürfnisse ihres Standes hineinzulenken und denselben zu unterwerfen. Er arbeitete desnahen auch mit aller Kraft und mit aller Kunst, die in seiner Hand war, daß der Verstand seiner Kinder als ein landwirtschaftlicher Verstand und ihr Herz als ein in der Landwirtschaft befriedigtes, an ihren Sorgen und Freuden teilnehmendes Herz und selber ihre Hand als eine für die Landwirtschaft geschickte und gewandte Hand zum Vorschein komme, und führte sie auf dieser Bahn dahin, daß sie in seiner Schulstube mit vollem Herzen samt ihm Lavaters Lied anstimmten:

Stimmet wack're Landesbauern,
Stimmt ein Lied mit Freuden an;
Eins, das hinter Thor und Mauern
Keiner mit uns singen kann.

So den Ansprüchen der Menschennatur in der Entfaltung ihrer göttlichen Kräfte auch kein Haar vergebend, suchte er seine Kinder durch die Anwendung ihrer Kräfte dahin zu erheben, daß sie sich in den Schranken ihres Standes glücklich und gesegnet fühlend, aus freiem Willen und eigenem Triebe mit Anstrengung und Eifer sich selbst die Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben suchten, die sie instand setzen konnten, ihren Stand auch unter allen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten, die er wie alle andern Stände hat, sich segensreich und befriedigend zu machen. Um aber dieses Ziel, seine Schulkinder sich in den Schranken ihres Standes so glücklich fühlen zu machen, als sie sich nach dem Eindruck, den ihr eigenes Glück auf sie machte, nicht leicht in einem andern Stand fühlen konnten, zu erreichen, suchte er ihnen die Bildung zu ihrem Stand und auch die Bildung zu den Beschwerden ihres Standes so leicht und so angenehm zu machen als möglich und benutzte hierzu vorzüglich die allgemeine Neigung der Menschen zum Gesang.

Therese und die Frau Pfarrerin boten ihm hierin die Hand und gaben alle Wochen zweimal den Kindern im Singen Unterricht. Auch trachtete er durch den Gesang auf jedes, die menschliche Natur belebendes und erhebendes Gefühl bildend einzuwirken. Sie lernten Sonntagslieder, Lieder zu ihrer Morgen- und Abendandacht, Lieder zur Ehre Gottes, zum Dank für den Erlöser, zum Lob der Bibel, aber dann auch Freudenlieder, Erntelieder, Feierabendlieder und lachende Darstellungen vielerlei Thorheiten und Irrtümer des Lebens. Auch versammelte er seine Kinder oft zu Abendfreuden, an denen oft das Schloß und das Pfarrhaus teilnahmen.

Wenn das geschah, so brachte man den Kindern aus dem Schloß und dem Pfarrhaus allemal ganze Körbe voll Früchte der Jahreszeit, Kirschen, Birnen, Aepfel, Zwetschgen und im Winter gedörrtes Obst mit, und man kann sich nicht vorstellen, was das fröhliche, freie Beieinandersein der Dorfkinder von beiden Geschlechtern in solchen vom Schloß und Pfarrhaus erheiterten und belebten Abendstunden dazu beitrug, gegenseitig sanftere und edlere Gefühle in ihnen rege zu machen und sie zu verschiedenartig bildender Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf ihre Gespielen hinzulenken, auf die sonst Bauernkinder im allgemeinen zu ganzen Haufen so selten hingelenkt werden. Man kann sich nicht vorstellen, was die Menschlichkeit dieser das Schloß, das Pfarrhaus und das Dorf vereinigenden Abendstunde dazu beitrug, mitten in der Kraftanstrengung, die besonders die Bildung zum landwirtschaftlichen Leben so wesentlich bedarf, den milden, fröhlichen und heitern Sinn des Lebens in seinen Kindern zu erhalten, der die Harmonie der menschlichen Kräfte und das Gleichgewicht, in dem sie unter einander stehen sollen, mit eben so viel Sicherheit ausdrückt, als der Mangel dieses milden, fröhlichen, heitern Sinnes im Leben den Mangel an innerer Harmonie unsrer Kräfte in uns selbst und des Gleichgewichts, in welchem sie unter einander stehen sollten, bekundet.

75. Die Armseligkeit alles Treibens und Jastens unsrer Leidenschaften im Gegensatz gegen die Würde der Unschuld, der Menschenliebe und der Selbstsuchtlosigkeit.

Sylvia hatte indessen alles, was die Eichenbergerin ihr berichtet, Helidor beinahe wörtlich erzählt, und er selber hatte Mittel gefunden, auch etwas von den Berichten Arners an Bylifsky über Glülphis Schulführung zu vernehmen.

Bisher war er gewohnt, alles Gute, das im Land war, wenn es nicht ihm selbst merklich stark gegen seine Kutteln zu greifen schien, nicht geradezu zu stoßen, sondern dasselbe den Weg seiner Elendigkeit und seiner Träumernarrheiten (wie er alles höher strebende und tiefer greifende Gute in der Welt ansah und betitelte) ungestört gehen und sein Grab gleichsam mit eigenen Füßen suchen zu lassen. Dieser Handlungsweise gewohnt, zeigte er äußerlich sich lange gar nicht eifrig gegen Arners Thun. Im Herzen war er ihm von Anfang an ent-

schieden abgeneigt. Er mußte es auch sein. Er nahm als Erfahrungssache und als unwidersprechlich an, der Mensch sei im ganzen Umfang seines Daseins dem blinden Spiel dargeworfen, das das launige und unerklärliche Schicksal mit ihm treibe. Dieses, meinte er, lasse einem kleinen Teil Menschen das Glück wie vom Himmel herab regnen und ohne sein Zuthun Mittel in die Hand fallen, alle Güter und alle Genießungen, die die weite Erde dem Menschengeschlechte darbietet, bald in ungestörter Gemächlichkeit unter ihrem Dach einzuschlürfen, bald sie im wilden Getümmel zu zersplittern. Er wußte zwar wohl, daß die meisten dieser vom Schicksal begünstigten Menschen ihr Glück zu nichts anderm brauchten, als daß sie, den Affen nachahmend, die, wenn sie Menschenkleider anziehen, sich für Tiere von einer höhern Art ansehen oder auch die Pfauen, die, wenn sie ihren Hintern mit allen Farben des himmlischen Regenbogens aufsträußen, sich auch für Vögel höherer Art halten mögen, als alle die sind, die ihren Hintern nicht so mit allen Farben des Regenbogens geziert aufsträußen können, den Segen dieses Glücks eben wie diese Tiere in einem armseligen Gepränge zur Schau stellen, um unter ihren Mitmenschen durch Vorzüge, die sie mit Affen und Pfauen gemein haben, ebenfalls als Geschöpfe höherer Art dastehen zu können. Aber Helidor glaubte, das sei ihr Recht und die untern Klassen des Volks müßten dieses Recht wirklich in dieser Tierform an ihnen respektieren und in dieser Rücksicht gewöhnt werden, sich unbedingt für eine niedrigere Menschenart anzusehen, die durchaus nach keiner Art von Genießungen gelüsten dürften, die das Schicksal seinen Günstlingen darwerfe. Er meinte, wenn die Günstlinge des Schicksals diese niedere Menschenklasse nicht in allen Beziehungen und Verhältnissen dieser Ansicht gemäß behandle und sie nicht drei Schritte vom Leibe oder vielmehr drei Schritte von aller ihrer Lust und von allen ihren Freuden weghalte, so thäten sie dieser Menschenklasse nicht nur keinen Dienst, sondern sie führten dieselbe genau in die Lage, in welcher sich ein hungriger Fuchs befindet, der, wenn er Trauben vor seinen Augen sieht, die ihm zu hoch hängen, sich die Füße fast abspringt, dahin zu gelangen und bei jedem Sprung wieder, ohne eine Traube ins Maul zu kriegen, zu Boden fällt.

Dieser Helidor war aber auch, seitdem er selber aus dem Kotwinkel, von dem er hergestammt, hervorgekrochen und dahin gekommen, im Herzogtum vollkommen das vorzustellen, was Hummel unter Arners Großvater in Bonnal vorstellte, der größte Maulbraucher und Spottgeist gegen alle Gelüste des Volks. Von einem Volkswillen hatte er auch keine Ahnung, daß ein solcher möglich sei, aber über die Volksgelüste trieb er seinen Spott so weit, daß wenn man ihm von vorzüglichen Gaben und ausgezeichneten Talenten, die sich im Volk befänden und von dem Recht ein Wort fallen ließ, das solche ausgezeichnete Gaben diesen Menschen gebe, dahin zu streben, sie auch auf eine verhältnismäßige Weise anwenden und brauchen zu können und zu dürfen, er darüber allemal mit einem Hohn antwortete, der jedes edle Menschen-

herz zerschneiden mußte: wenn ein Mensch, der eine feine, gute, und wie er sie nennt, Hundsnase hat, um deswillen auch glaubte, man müßte ihm das feinste Rauchwerk, das es auf der Welt gebe, alle Tage vor der Nase anzünden, so wäre er dann doch sicher ein Narr und es sei offenbar, daß nicht seine Nase, sondern sein Beutel ihm das Recht zu diesen feinen Gerüchen geben könne. — Und es ist freilich auch in dieser Ansicht etwas ganz wahres, und man muß hinzusetzen, es ist etwas darin wahr, das für den Armen von der höchsten Wichtigkeit ist, aber offenbar ist die Wahrheit, die darin liegt, im Mund Helidors dennoch eine Sünde, und zwar eine schreckliche Sünde gegen das Menschengeschlecht.

In Rücksicht auf Arners Angelegenheiten behauptete er, wenn es ihm gelingen könnte, durch den Komödiantenklub, den er im Pfarrhaus mit einigen Bauern und Bauerweibern in Bonnal gebildet, die Zwecke, die er zu haben scheine, in seinem Dorf durchzusetzen, so könnte dieses von einigen Folgen sein. Er meinte zwar zugleich, Arner habe keine Mittel, mit diesem Spuk, den er in seiner Winkelschule treibe, weiter in die Welt einzugreifen; doch war ihm dieser Spuk, so sehr er ihn verachtete, an dem Orte, wo er getrieben wurde, nicht recht, weil er immer etwas ähnliches mit den Bestrebungen habe, an denen der Herzog einst seinen Kopf selber angestoßen. Doch tröstete er sich diesfalls noch mit der Ansicht, das, was Arner jetzt wolle, sei eigentlich doch nicht das Gleiche, was der Herzog ehemals gesucht; dieser habe mit seinen Versuchen immediat auf das Volkswohl und auf die Verbesserung des Zustandes der Armen im Land hinwirken wollen, von der Bonnaler Schule hingegen glaubte er immer noch, es sei Arner um ein bischen mehr Wortkenntnis und allerlei Geschwätzwerk von Kenntnissen zu thun. Er achtete in dieser Rücksicht auch sein Thun bis jetzt mehr für eine Dummheit, als für etwas, das auf irgend eine Art gefährlich werden oder sonst weit führen könnte.

Helidor wußte nur zu wohl, daß alles Geschwätzwerk den Menschen schwach mache, und daß man, um auch einem guten Kopf alle Bedeutung, allen Einfluß und selber alle Tiefe zu nehmen, ihn nur recht vielseitig zu allerlei Arten von Maulbrauchen hinführen müsse. Aber da er jetzt, und zwar nicht durch die Eichenbergerin, sondern durch einen ganz andern Kanal aus der Hauptstadt vernahm, daß Glülphi ein eigentlicher Todfeind der Vielwisserei und der Vielschwätzerei sei und in seiner Schulführung mit aller Kraft aufs Denken, Schweigen und Thun und nicht aufs Maulbrauchen losgehe und zudem, daß er ihn vorher schon als einen sehr guten Mathematiker gekannt, jetzt noch vernahm, daß er in dieser Schule auf eine Mathematik hinlenke, die gar nicht zu den Routinefertigkeiten ihrer Anwendung, sondern zur allgemeinen Entfaltung der Geisteskräfte und zum Habituellmachen der logischen Fertigkeiten hinführe und zugleich vernahm, daß er die besten Köpfe in Bonnals Jugend aussuche und ihnen in diesem Geist eine Bildung erteile, so änderte er auf einmal seine Ansicht über diesen Gegenstand und sein Benehmen.

Sowie er bis jetzt die Sache in Bonnal als unbedeutend behandelt und geglaubt, es sei sein Spiel, keine sichtbare Aufmerksamkeit darauf zu werfen und sogar der Eichenbergerin aufgetragen, die höchste Sorgfalt anzuwenden, daß niemand merke, daß ihm etwas daran liege, so fing er jetzt an, dieser Sorgfalt entgegen öffentlich und laut sich gegen Arners Thun zu erklären und sich bestimmt zu äußern, dieser unerfahrene, junge Mensch gehe in seinen Bestrebungen und in seinen Tendenzen von Ansichten und Gesichtspunkten aus, die durchaus unrichtig und bei keiner nähern Prüfung stichhaltig erfunden werden könnten. Er wurde sogar jetzt plötzlich über diesen Gegenstand, was sonst nicht seine Gewohnheit war, geschwätzig und sagte oft, wo man's gern hörte und wo man's nicht gern hörte, nicht nur alle Einsichten und Fertigkeiten, zu welchen die Menschen durch ihre Bildung hingeführt würden, sondern auch der Grad der Geistes- und Denkkraft, sowie derjenige der Kunstkraft, welche die Einsichten und Fertigkeiten voraussetzten, zu welchen die Menschen gebildet werden dürften, müßten in jedem Falle mit dem positiven Zustande, d. h. mit dem Stand, Rang, Vermögen oder mit der Standes-, Ranges- und Vermögenslosigkeit eines jeden Individuums und zugleich mit dem, was in seinem Stand oder Nichtstand für ihn schicklich und brauchbar sei, in Uebereinstimmung gebracht werden; man müsse also dem Menschen auch nicht einmal seine Vernunft weiter ausbilden, als er sie in seinem Stand brauchen könne. Er behauptete, das sei soweit wahr, daß in den niedern Ständen sogar der Gelust, mehr Verstand zu besitzen, als sie darin notwendig hätten, wegen der Folgen, die es haben könnte, zurückgescheut und abgelenkt werden müsse, und es komme in dieser Sache gar nicht auf den einzelnen Menschen und die Ansprüche, die einer etwa auf ausgezeichnete Geistesgaben und Kunstanlagen machen möchte, an, sondern einzig und ganz auf den Stand, zu dem er gehöre, und auf das Eigentum, das er besitze usw.

Er ging noch weiter, er sprach seine Ansichten über diesen Gegenstand in dem politischen Klub, den er selber gebildet und den einige sehr gute Köpfe besuchten, mit einer Kraft aus, die das größte Aufsehen machen mußten. Er sagte nämlich laut und bestimmt, Arner werde es mit den Grundsätzen, nach denen er seine Schule durch einen offenbar gefährlichen, mißvergnügten Leutnant einrichten lasse, unzweideutig dahin bringen, daß die besten Köpfe seiner Schule einst sich selbst oder andern Leuten die Kugel durch den Kopf schießen würden. — Natürlich erregte dieses starke Wort Aufmerksamkeit in der Gesellschaft. Alles stand um ihn herum, und er fuhr fort und sagte: Die Sache ist wichtig; man kann den Armen im Land durch nichts unglücklicher machen, als wenn man ihn einsehen lehrt, daß er selbst höhere und größere Anlagen und Kräfte hat, als die Leute von höheren Ständen, die ihn umgeben, indessen er doch diese Gaben nicht anwenden kann und nicht anwenden darf. Er setzte kühn und derb hinzu: Der Kopf des Armen muß notwendig mit seinem Beutel in Uebereinstimmung

gebracht werden, und wenn er glücklich sein soll, so muß der erste so leer bleiben als der letzte es ist. Er sprach es geradezu aus, das gemeine Volk müsse nicht zur Erkenntnis der Wahrheit seines Zustandes hingelenkt und nicht fähig und noch weniger gelüstig gemacht werden, denselben mit dem Zustand anderer Stände zu vergleichen und seine höhern Talente dahin zu benutzen, sich durch dieselben dahin helfen zu wollen, worin sie etwa sähen, daß andere sich auch geholfen hätten. Er behauptete, man müsse die guten Köpfe in den niedern Ständen mit aller Kunst und allfällig, wenn es not thue und nicht anders sein könne, auch mit Gewalt vom Selbstgefühl dessen, was Geistes- und Kunst halber in ihnen liege, zurückzulenken trachten.

76. Uebergang von ganz heidnischen Ansichten über das Volk und die Volksbildung zu christlichen.

Bylifsky vernahm diese Aeußerung den Tag darauf, als er eben in einer Abendgesellschaft war, die aber freilich dem Intrigantenklub, wo Helidor seine bösen Worte aussprach, nicht gleich sah, sondern aus den besten Köpfen und den edelsten Männern des Hofes und der Hauptstadt bestand. In dieser Gesellschaft drückte Bylifsky seine Empörung über diese Aeußerung Helidors also aus: Um Gottes Willen, wo werden wir unter diesem Manne noch hinkommen, wenn wir dem Armen, der nichts hat, sich durch die Welt zu bringen, als die Anlagen seines Herzens, die Kräfte seines Geistes und die Fertigkeiten seiner Hand, nicht mehr helfen dürfen, diese Anlagen, die ihm Gott gegeben, in sich selbst zu fühlen und dahin auszubilden, daß er sie im Verhältnis der Kraft, mit der sie in ihm liegen, auch benutzen und zu seinem zeitlichen und ewigen Wohl anwenden könne, wenn wir im Gegenteil unsere Verkünstlungsmittel des Menschengeschlechts soweit zu treiben, verleitet werden sollten, daß wir es für unsere Pflicht ansähen, mit Absicht zu verhüten, daß die besten Köpfe und talentreichsten Menschen in unsrer Mitte nicht einmal dahin kommen sollen, die Kräfte in sich selber zu fühlen, die Gott ihnen zu ihrem und zu ihrer Nebenmenschen Heil selber gegeben. Was würde aus uns werden, sprach er mit Heftigkeit, wenn wir auf dieser Bahn um einiger erbärmlicher Menschen willen die Ordnung Gottes und das Wesen der innern, ewigen Ungleichheit der Rangordnung, die er unter den Menschen durch die Ungleichheit ihrer Kräfte und Anlagen selber gegründet, aufzuheben und über den Haufen zu werfen suchten und dahin arbeiten sollten, daß selber das ewige heilige Fundament des wahren, menschlichen Gottesdienstes, die göttlichen Kräfte der Menschennatur selber dem unheiligsten und verwerflichsten Menschendienst, der Blindheit und Kraftlosigkeit der Menschennatur preisgegeben und aufgeopfert werden sollten? Lebhaft über das Unrecht dieser Ansicht empört, fuhr Bylifsky im Eifer seiner Aeußerungen fort und sagte: Ich kann mir kein Verbrechen an Gott, an den Menschen und an dem Vaterland denken, daß demjenigen, die Kräfte der Menschennatur im Menschen, besonders im armen Menschen mit Absicht, Mutwillen und Vorsatz in ihrem Keime zu ersticken, gleich kommen könnte.

Der erste katholische Geistliche der Hauptstadt, der auch in der Gesellschaft Bylifskys war, teilte diese Ansicht mit ihm und drückte sich darüber also aus: Die Anlagen des Geistes, des Herzens und der Kunst sind göttliche Anlagen, und sie mit Bewußtsein, Absicht und Vorsatz im Menschen, insonderheit im armen Menschen zu unterdrücken, ist in meinen Augen nichts weniger als eine der ersten Sünden in dem heiligen Geist, die weder in der gegenwärtigen, noch in der zukünftigen Welt verziehen werden können.

Bylifsky, der nicht katholisch war, freute sich über die Aeußerung dieses Mannes, vorzüglich darum, weil er es von ihm, als von einem katholischen Priester nicht erwartete, aber der Geistliche, der das merkte, sagte jetzt zu ihm: Meine Ansicht ist ganz mit den Grundsätzen der katholischen Kirche und mit den Mitteln ihrer so fest begründeten Hierarchie übereinstimmend. Die heiligen Kirchenväter, die erleuchtetsten Päpste und die eifrigsten Bischöfe haben in allen Epochen der Kirche das Christenvolk und besonders die ihnen untergebene Geistlichkeit auf das wärmste und angelegentlichste aufgefordert, vorzügliche Talente, die sie an irgend einem jungen Menschen, besonders aber an einem armen, jungen Menschen entdecken würden, ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen und dafür zu sorgen, daß ein solcher ausgezeichneter junger Mensch nach dem Willen Gottes, der ihm durch solche Anlagen selber aus dem Staub seiner äußern Niedrigkeit erhoben, in die Lage gesetzt werde, seine Anlagen zum Dienst der Kirche und des Staates würdig und segensvoll anwenden und gebrauchen zu können, und kein Katholik, der hierüber die nötigen Einsichten hat und wahrhaft fromm ist, wird je einem Zeitgeist frönen, der um der Elendigkeit willen, in die er selber versunken, sich dahin erniedrigen würde, ihn für sich und seinen Dienst zu etwas aufzufordern, das so offenbar dem bestimmtesten Ansinnen und den Aufforderungen der heiligen Kirchenväter, der erleuchtetsten Päpste und der frömmsten Bischöfe klar und entscheidend entgegensteht. Aber es ist freilich doch auch mit einem Zeitgeist schon sehr weit gekommen, der diese Aufforderung, sei es laut oder leise, sei es direkt oder indirekt, an einen ehrlichen Mann im Land auch nur zu machen wagt.

Ja wahrlich, setzte Bylifsky mit einem Seufzer hinzu, es ist mit einem Zeitgeist sehr weit gekommen, daß selbst viele, sonst ehrlich gesinnte Menschen vom Volk, d. h. von den Zeitgenossen des Zeitgeistes wie von Stieren reden dürfen, die, wenn sie ihre Kraft kennten, sich nicht an einem Zwirnfaden von einem Kind herumführen und an den Pflug und an den Wagen hinstellen lassen würden. Wahrlich, wahrlich, es ist mit einem Zeitgeist weit gekommen, wenn sonst christlich gesinnte Menschen in Helidors Lied einstimmen und es aussprechen, man thue der Religion einen Dienst, wenn man das Volk in Unwissenheit und Kraftlosigkeit hinabsinken mache.

Der Geistliche. Aber wahrhaft christliche Menschen, wenn sie auch dieses Wort aussprechen, denken und sagen es gewiß nicht in dem Sinn, in dem Helidor denkt und ausspricht.

Bylifsky. Das freilich nicht; aber es ist schon schlimm genug, daß sonst christlich gesinnte Menschen durch den Zeitgeist dahin gebracht worden sind, es aufrichtig zu glauben und als wahr anzunehmen, das Volk könne nicht demütig sein und nicht christlich leben, wenn es nicht blind und kraftlos gemacht oder wenigstens blind und kraftlos erhalten werde.

Der Geistliche. Aber man muß doch nicht vergessen, daß die Blendlaterne, die man dem Volk ein ganzes Menschenalter vorher nicht blos in die Hände gab, sondern es beinahe noch notzüchtigte, sich damit zu zünden, der alten Demut im Land und dem alten christlichen Leben schon lange den Hals gebrochen hat, ehe unser Zeitgeist das böse Wort, man müsse das Volk blind und kraftlos machen, damit es demütig werde und christlich leben könne, Christen und Unchristen in den Mund zu legen so vielseitig und so lebhaft versucht und vermocht hat.

Bylifsky. Das ist gewiß, die Fundamente der alten Demut und des alten christlichen Lebens sind nicht durch einige gegenwärtig in Umlauf gekommenen Wörter des Zeitgeistes, sondern durch die frühere Vernachlässigung der wesentlichen Mittel der Volkserziehung und der Menschenbildung untergraben und gestört worden, und es ist wahrlich durch tiefe Verirrungen der Vorzeit dahin gekommen, daß es unserm Zeitgeist gelungen, so viele Leute dahin zu bringen, in allem Ernst zu glauben, man könne und müsse gegenwärtig im Volk mit seiner Blindheit wieder gut machen, was die Vorzeit durch Blendlaternen in ihm verdorben.

Der Geistliche. Inzwischen wird sich an Helidor diesfalls niemand irren. Wer ihn auch nur auf hundert Schritt ins Auge gefaßt, der weiß sicher auch, wenn er den Grundsatz ausspricht, die Menschennatur und das Christentum forderten die Unwissenheit und die Kraftlosigkeit des Volks, so meine er damit nichts anderes, als das Christentum und die Menschennatur taugten für ihn nur insofern, als sie in einer Gestalt vor dem Herzog erschienen, die auf keine Weise geeignet ist, dem Herzog eine Anschauung von irgend einer Wahrheit oder irgend einem Recht, die ihm nicht behage, vor die Augen zu bringen.

Was mich aber, sagte jetzt der Geistliche, in Rücksicht auf diesen Zeitgeist und alle seine Folgen, sie mögen auch so schlimm aussehen als sie wollen, immer tröstet, ist dieses: Die Kräfte der Menschennatur sterben darum nicht aus, wenn man ihnen schon eine Weile nicht aufhilft, und unnatürliche Bestrebungen, sie seien gewaltsam oder hinterlistig, diese Kräfte zu unterdrücken, sind immer wesentlich geeignet, die Kräfte selbst wieder zu beleben, für die zu unterdrücken sie in Bewegung gesetzt und gebraucht worden.

Bylifsky. Es ist gewiß, das Tröstliche gegen alle Uebel, denen das Menschengeschlecht ausgesetzt ist, liegt in dem ewigen Göttlichen der menschlichen Natur selbst; und was auch mich bei der so fürchterlich scheinenden Allgewalt Helidors tröstet, ist das alte Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten.“

Bylifsky hatte das Wort kaum ausgesprochen, so nahm der gute Geistliche das Glas in die Hand und trank mit heiterer Stirne auf die Gesundheit des Sprichwortes: „Ehrlich währt am längsten".

Sie unterhielten sich noch eine Weile über diesen Helidor und waren einstimmig in der Aeußerung: Er ist ein Unchrist, der bei der Gewaltskraft seiner Anlagen, in den tiefsten Unsinn der Sinnlichkeit versunken, für das innere, göttliche Wesen der Menschennatur durchaus keinen Sinn mehr hat und darum auch die Menschen und die Menschennatur wie sich selbst verachtet. Er lebt ganz hingegeben in den Gefühlen und Trieben des schlausten, kraftvollsten und gewaltthätigsten der Tiere, die sich des Tags in Höhlen und Wäldern verbergen, des Nachts aber in die Thäler und Triften einbrechen, den Raub zu suchen.

77. Das Thun Arners in Bonnal wird fest bestehen. Er erheitert sich täglich mehr in seinen Fundamenten.

Helidor hatte, seitdem er jetzt sich öffentlich gegen Arners Thun erklärt, auch der Eichenbergerin durch Sylvia sagen lassen, sie habe jetzt nicht mehr nötig zu verbergen, daß auch er dieses Narrenwesen von Bonnal mißbillige, mit dem Zusatz, sie solle nur immer fortfahren, mit großem Fleiß nachzufragen, was immer daselbst begegne und dabei alles mögliche thun, daß immer mehr Leute im Dorf selber darüber ihr Gespött trieben und unwillig würden.

Es ging indessen Glülphi in seiner Schule in Bonnal immer besser und was vorzüglich und fast mehr als der Anfangserfolg ihrer Bemühungen, die freilich fast immer noch einseitige und beschränkte Erfahrungen an ihren Kindern waren, das Herz Arners und Glülphis erhob, war, daß ihre Begriffe über diesen Gegenstand sich immer mehr erheiterten. Glülphi sagte dieser Tage einmal zu Arner: Ich erfahre in meiner Schule die Wahrheit des Sprichworts: „Thu', was recht ist, so wirst Du lernen, was recht ist." Arner antwortete ihm: Dieses Sprichwort sagt imgrund das nämliche, wie der Bibelspruch: „Du bist über wenig treu gewesen, ich will Dich über viel setzen."

Sie saßen eines Abends allein beisammen und gaben sich über die Fundamente ihres Thuns und über die Folgen, die sich früher oder später von demselben für ihr Dorf erwarten ließen, mit der unbefangenen Offenheit Rechenschaft, in der sich nur edle, in einem hohen Grad selbstsuchtlose Menschen über ihr eigenes Thun aussprechen dürfen. Eine höhere Lobrede über sich selbst ist aber auch nicht wohl denkbar als diese Rechenschaft; aber es ist auch nicht leicht, eine Unschuld und Selbstsuchtlosigkeit zu finden, als diejenige ist, mit der sie das Licht, das ihnen allmählich über das Wesen ihres Thuns und seiner Folgen in ihnen selber aufging, sich gegenseitig wörtlich zum klaren Bewußtsein zu bringen suchten.

Sie fanden in dem von ihnen anerkannten Grundsatz: „daß es notwendig sei, die Geistes- und Kunstanlagen unsers Geschlechts den

höhern, die Sittlichkeit und Religiosität desselben begründenden Ansprüchen des Herzens, den Ansprüchen des Glaubens und der Liebe unterzuordnen" — eine erhabene Uebereinstimmung ihrer Ansichten mit dem wesentlichen Geist des Christentums und eine unübertreffliche Erläuterung der Worte der Schrift: Was nicht aus Glauben geht, das ist Sünde, und die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

Sie fanden ebenso in der Anerkennung des Grundsatzes: „daß es notwendig sei, die Kräfte unsrer Natur selbständig und durch Maßregeln und Mittel zu entfalten, die den Bemühungen, diese Kräfte anzuwenden und zu benutzen, vorhergehen" — das einige, mögliche Fundament einer soliden Bildung der Kräfte unsers Geschlechts und der wesentlichen Mittel eines, der Menschennatur nicht nachteiligen Erweckens, sowie eines sie befriedigenden Erwachens der göttlichen Gaben der Menschennatur, und zwar eines Erweckens und Erwachens dieser Gaben, die mit der Wahrheit und Kraft dieser Gaben, so wie sie im Menschen selber liegen, in gehöriger Uebereinstimmung stehen, also daß in dem Menschen, dem viel gegeben, auch viel geweckt und in dem, dem wenig gegeben, weniger erweckt werden kann.

Sie fanden ferner, daß die Anerkennung des Grundsatzes: „Die Maßregeln und Mittel, die zur Erteilung und Einübung der Kenntnisse und Fertigkeiten, wie zur Anwendung der entfalteten Kräfte notwendig sind, stehen der Entfaltung dieser Kräfte nach und dürfen immer nur im Verhältnis des Wachstums der zu entfaltenden Grundkräfte, gleichsam in ihrer Nachfolge, gegeben und eingeübt werden", das einzige denkbare und kraftvoll wirkende Mittel sei gegen die Einseitigkeit und die Oberflächlichkeit unsrer Zeitkultur, die durch das Uebergewicht unsrer Sinnlichkeit über unser geistiges Wesen und unserer Abrichtungskünste über unsere Bildungsmittel in unserer Mitte herrschend geworden und uns in allen unsern Verhältnissen und Lagen so verkünstelt (nach bizarren Regeln einer falschen Kunst verdorben) habe, daß eigentlich der ganze Umfang alles dessen, was die Einfachheit und Unschuld der Menschennatur unserm Geschlecht allgemein gibt, aber auch dasselbe allgemein anspricht, in unsrer Mitte seltener geworden, als Gold und Edelsteine unter den Dächern blutarmer Leute.

Ebenso fanden sie in dem Grundsatz: „Die Kräfte der Menschennatur können unserm Geschlecht nur durch das Gleichgewicht, in welchem sie durch unsre Kultur unter einander zu stehen kommen, wirklich auf das letzte Ziel der menschlichen Bildung, die Menschlichkeit selber hinwirken", — den einzigen wahren Weg zu aller Weisheit des Lebens und zu allem Thun und Lassen, das uns in Zeit und Ewigkeit zum Segen gereichen kann. Sie fanden in diesem Gleichgewicht der menschlichen Kräfte das einige Mittel, zu verhüten, daß die Strebekraft irgend einer einzelnen Anlage unsers Geschlechts mit den andern in offene Fehden geriete und die andere, wie Pharaos Kühe in Egypten, sich unter einander selber auffräße.

Arner und Glülphi gingen dann in ihren Abendunterredungen in das Umständlichere und Bestimmtere ihrer Schulführung ein und fanden, daß ohne psychologisch gereihete und bis zur Lückenlosigkeit ausgearbeitete Stufenfolgen der Unterrichts- und Bildungsmittel jedes Faches der zu erlernenden Kenntnisse und Fertigkeiten der Unterricht und die Bildung zu diesen Kenntnissen und Fertigkeiten gleichsam noch selbst in der Luft schwebe und eigentlich aller wahren Kunst mangle. Sie erkannten nur da, wo die Unterrichtsmittel irgend einer Kunst so psychologisch gereiht in der Hand des Lehrers sich wirklich befänden, das Dasein der wahren, ihr eigenes, inneres Wesen nicht verleugnenden Kunst, indem es nur durch eine solche Kunst möglich sei, in Uebereinstimmung mit den Gesetzen, nach welchen die Menschennatur zur Entfaltung und Anwendung ihrer Kräfte selbst hinstrebt, auch mit Lehr- und Unterrichtsmitteln wahrhaft bildend auf die Menschennatur einzuwirken und den Samen unsers Unterrichts und unsrer Lehre in einen Boden zu versetzen, in dem er mit Hoffnung eines sichern Erfolgs einwurzeln, entkeimen, wachsen, aufblühen und in seiner Frucht zur vollendeten Reifung gedeihen könne.

Und wenn sie dann den ganzen Umfang ihrer Bestrebungen mit fester Rücksicht auf das ins Auge faßten, was sie von demselben zu erwarten hätten, aber auch mit ernster, gewissenhafter Beherzigung, daß sie sich selbst durch Täuschungen, die sie in Rücksicht auf ihre Wünsche und Hoffnungen in sich trügen, irre führen könnten, so kam wenigstens so viel heraus, alles, was sie vorhätten und wonach sie hinstrebten, ruhe durchaus auf keinen chimärischen Einbildungen, auf keinen träumerisch-exaltierten Ideen und phantastischen Uebertönungen, es sei auch auf keine Weise von ultra-philosophischen Begriffen abstrahiert, sondern überall von vorn bis hinten die Sache des gemeinen Menschenverstandes, vorzüglich aber und wesentlich die Sache der lieben heiligen Not, die einem jeden guten Menschen, der sie nicht recht einsehen und verstehen möchte, die Augen darüber recht und genugsam aufthun würde, wenn er sich unschuldigerweise auch nur sechs Wochen drei Tage in aller ihrer Wahrheit sitzend und leidend fühlen würde; im Gegenteil, das, was sie suchten und wonach sie strebten, sei in einem Ausführungsmittel zehnfach leichter und einfacher, als tausend und tausend Sachen, die man täglich ausführe und durchsetze. Wahr sei freilich, das, was sie wollten, sei eine Sache, die man *thun* müsse, wenn man sie haben wolle, aber um sie zu thun, brauche es gar keine Hexerei, wohl aber einen recht guten, ehrlichen Willen, und einen Grad von Arbeitseifer und Fleiß, der indessen doch auch keine Herkules- oder Simsonsstärke voraussetze, sondern wahrlich noch kleiner sein dürfe, als der Fleiß und der Eifer, den man so oft für armselige, elende Hoffartssachen anwendet.

Glülphi sagte darüber noch: Das größte Gut, das in der Welt mangelt, kommt gewöhnlich auch nicht darum zustande, weil es schwer, sondern weil es nicht Mode ist und niemand gern der erste sein will,

der mit etwas, das nicht Mode ist, Spektakel treiben möchte. Arner erwiderte dem Glülphi: Ich glaube selber, es wäre nichts in der Welt so leicht, als das, was wir suchen, wenn die rechten Modehändlerinnen mit allen Fonds und aller Kunst, die in ihrer Hand sind, sich darein legen und uns darin an die Hand gehen wollten.

Beide, Glülphi und Arner, mußten ob den ihnen mangelnden Modehändlerinnen lachen, und Glülphi sagte noch: Es ist auch mit dem Bösen, das in der Welt ist, eben wie mit dem Guten. Die nämliche Sache mangelt. Hundert und hundert land- und leuteverderbliche Dinge geschehen in der Welt nicht darum, weil die Leute, die sie thun, eigentlich eine vorzügliche Neigung dazu hätten, sondern weil die, die ihnen gleich und ihre Kameraden sind, es auch thun, und hie und da sogar der eine und der andere von ihren Obern es auch gern sieht, kurz, weil es Mode ist.

78. Ein nichts entscheidender Wink über die Frage: „Hat das Jagdrecht und das Menschenrecht ein gleiches Fundament?"

In den Tagen, in denen Glülphi mit Arner die Grundsätze und Ansichten seiner Schulführung ins Auge faßte, erhielt Arner von Bylifsky einen Brief, darin er ihm für seine Nachrichten von Bonnal dankte und ihn dringend bat, ihm umständlich zu berichten, wie er in seinen wichtigen Zwecken vorrücke. Er bedauere, daß er ihm nicht Hoffnung machen könne, in seiner für den Staat so wichtigen Unternehmung von Hof aus unterstützt zu werden. Helidor treibe den letzten Heller zu Narrheiten auf, die beim türkischen Kaiser nicht asiatisch roher und geldfressender sein könnten, die sich aber auch für ein armes, deutsches Land schickten, wie Biersuppe neben arabischem Kaffee und arabischem Räucherwerk. Seitdem dieser Mann, schrieb Bylifsky, dahin gekommen, daß alles durchgeht, was er will, so geschieht von dem, was eigentlich dem Land not thut, soviel als nichts; freilich wenn etwa wilde Schweine oder Wölfe in eine Herrschaft des Landes einfallen und ein paar Aecker umwühlen oder ein paar Schafe wegschleppen, so werden auf der Stelle von der Jägerkammer fürstliche Jäger auf die Herrschaft, wo dieser Schaden geschehen, hingeschickt, diese Tiere auszurotten, und es wird gar nicht der Herrschaft oder den herrschaftlichen Jägern überlassen, hiefür Vorsehung zu thun; aber wenn Leute im Land, wie Deines Großvaters Hummel, ganze Dörfer zugrund richten, Witwen und Waisen zu hunderten um das Ihre und arme, verführte Leute auf das Schafott bringen, so bringt bei uns keine fürstliche Kammer dergleichen Jäger auf die Beine, um das Land von größern Untieren zu reinigen, als Wölfe und wilde Schweine sind. Doch, lieber Arner, es ist vielleicht noch gut, daß unter unsern Umständen von oben herab nicht gegen alle Uebel, unter denen das Land leidet, solche Jäger auf die Beine gebracht werden und im Land herum jagen. Jäger sind Jäger, und was von ferne herkommt, kennt Steg und Weg im Land nicht ganz gut, und lebt gewöhnlich nicht ganz heimelig (heimatlich, freundnachbarlich) mit

den Leuten, an deren Thüren er klopft, und unter unsern Umständen konnte noch schlimmeres daraus entstehen, als in Steg und Weg zu irren und unfreundlich an fremden Hausthüren anzuklopfen. Lieber Arner! Ich bin mit jedem Tage mehr überzeugt, die höchste Hilfe, die gegen die am tiefsten im Land eingewurzelten Uebel möglich, sind einzig von der Erziehung zu erwarten. Unser in seinem Innersten unaussprechlich edler Fürst hat an Mitteln anderer Art, dem Volk zu helfen, den Kopf so hart angestoßen, daß sein edler Sinn jetzt, wenn er auch nur ein Wort von diesem Gegenstande hört, nur seine Wunde am Kopf fühlt und diesen sogleich auf die Seite kehrt. Es ist möglich, und, Gott geb' es, daß einst Deine Versuche ein Großes beitragen werden, seine diesfällige Verwundung zu heilen; aber sie müssen weiter getrieben und ihrer Vollendung näher gebracht werden, ehe daran zu gedenken ist. Jetzt möchte ich für alle Welt nicht ein Wort davon bei ihm fallen lassen; es würde ihn in seinem Innern über diesen Gegenstand nur noch mehr verwirren und noch unglücklicher machen, als er jetzt schon ist. Aber daß es einst geschehen und mit Erfolg geschehen wird, ist mein inniger Trost und in meiner Lage meine einzige Hoffnung. O, daß es Dir gelänge! Lieber, lieber Arner, wie weit langt Dein Thun, aber wie viel braucht es, damit in einem Lande nicht zu scheitern, in dem der Fürst unter den Trümmern von Versuchen zu ähnlichen Zwecken selbst erlegen und jetzt von dem göttlichen Bild seiner alten Zwecke nichts mehr sieht, als das Bild ihrer Verheerung und ihres Mißlingens, wie es ihm ein Helidor vor Augen zu stellen vermag. Ich fürchte von diesem Manne alles für Deine Zwecke. Du und Deine Freunde sind einfältig wie die Tauben, aber werdet klug wie die Schlangen. Es thut not, wahrlich es thut not, es thut sehr not. Ich weiß es.

Bylifsky.

79. Richtige Ansichten über die Volkserziehung und über die Armenversorgung machen viel Fragen über das Jagdrecht und über die Menschenrechte überflüssig.

Arner hatte sein weitläufiges Schreiben, darin er ihm von der letzten Unterredung mit Glülphi über den Erfolg seiner Schule Nachricht gegeben, und die Grundsätze und Ansichten, worauf sie ihre diesfällige Hoffnungen bauten, mit umständlicher Bestimmtheit eröffnet, schon ehe er Bylifskys Brief erhielt, vollendet vor sich liegen; aber als er diesen empfangen und gelesen, sagte er zu sich selbst: Es scheint, Bylifsky ziele auf der Bahn unserer Versuche weiter, als er uns bisher gesagt hat und als wir das selber thun. Für einmal träume ich mit meinen Versuchen nichts, als was ich thun muß, um ein braver, gewissenhafter Vater an meinen Herrschaftsangehörigen sein und bis an mein Grab bleiben zu können. Glülphi, das sehe ich, träumt mit seinem Thun schon etwas weiter; aber mir schwindelt der Kopf, wenn ich auf einem hohen Turme stehe. Ich will mich in keine

Träume von Welt- und Staatenverbesserungen vertiefen; wenn so etwas reif ist, so kommt es von selbst. Lachend sagte er zu sich selber: Ich will lieber neben dem Baumwollenmeyer und seiner Schwester im Pfarrhaus über mein Bonnal Rat halten, als der Rat des Herrn Ministers Bylifsky werden und mir in seinem Kabinett mit ihm den Kopf über den Wirrwarr seiner Staatsangelegenheiten zerbrechen.

Der Brief, den er an Bylifsky vollendet, freute ihn indessen jetzt doppelt, und er setzte demselben noch als Postskriptum hinzu: Lieber Bylifsky! Dein Brief hat mich gefreut, Du lebst im Staat so voll Ernstes, so voll Sorgen, als ich in meinem Winkel; aber mir schwindelt vor den Höhen, in denen Du lebst. Ich möchte mir nicht einmal träumend den Kopf darob zerbrechen. Gradsinnig thue ich auf meinem Winkel, was mir recht scheint und überlasse die Folgen außer meinem Kreise dem, der alles leitet. So darf und will ich für einmal noch in meiner Tauben-Einfalt leben und denken, ich hätte noch keine Schlangen-Klugheit nötig. Vielleicht aber findest Du in den Grundsätzen meines Briefs hie und da etwas, das Dir zeigt, wir finden zumteil doch auch ohne Schlangen-Klugheit Wege, etwas vorwärts zu rücken oder wenigstens zu deutlichen Begriffen und zu einem sichern Boden, auf dem wir fortarbeiten wollen, zu kommen. Mein Brief gibt Dir hierüber so viel Aufschluß als nur möglich und es freut mich, daß ich ihn gleich nach Empfang des Deinigen absenden kann. Du siehst wenigstens daraus, daß er nicht als eine lang und wohlüberlegte Antwort auf meines Herrn Ministers Hoffnungen, Sorgen, Bedenken rc. rc. angesehen werden muß.

Dennoch zeigte Arner Bylifskys Brief sogleich seinem Glülphi. Dieser las ihn mit Aufmerksamkeit durch und sagte dann zu Arner: Es ist doch gut und mir ganz recht und erfreulich, daß Bylifsky unser Thun in einem weiter führenden Gesichtspunkte ins Auge faßt. Wenn wir jetzt schon mit demselben in einem unbekannten Dorfwinkel vergraben sind, so kann doch niemand eigentlich wissen, wie weit und wohin es eigentlich führen wird. Für jetzt aber mag ich mich nicht einmal selber dem Träumen darüber überlassen.

80. Glülphis Hochflug zur Begeisterung über sein Schulmeisterwesen in einer schlaflosen Nacht.

Es ist aber nicht wahr, er träumte darüber mit der ganzen Kraft, die in seinem Geist und in seinem Herzen lag.

Die Unterredung, die er vor wenig Tagen mit Arner über die Grundsätze, Mittel und Folgen seiner Schulführung gehabt, führte ihn mit aller Gewaltsamkeit, die in seinem Charakter lag, zu einer höhern Ansicht seines Thuns. Je mehr er den Inhalt dieser Unterredungen sich selbst wiederholte und überlegte, je mehr überzeugte er sich, daß es nicht nur möglich sei, die Grundsätze und Mittel der Erziehung, die Gertrud in ihrer Wohnstube eingeführt, allgemein in den Schulstuben des Landes anzuwenden und zu benutzen, sondern daß es sogar

möglich sei, durch ihre Anwendung in den Schulen auf die Verbesserung und Veredlung der häuslichen Erziehung zurückzuwirken und durch gebildete Schulkinder diese Grundsätze und Mittel in den Wohnstuben des Volks anzuwenden und in Ausübung zu bringen. Er achtete die Erreichung dieses Zieles für das höchste, nach dem man bei der Volksbildung und Nationalkultur streben könne, und wie ein Held der Schlacht, in der er siegen wird, oft im Traume voreilt und den Glauben an den zu erringenden Sieg sich nicht aus dem Kopfe bringen kann, bis er die Schlacht selbst gewonnen, so eilte jetzt Glülphi mit dem Traume von den Siegeserfolgen seines Thuns dem Kampf weit voraus, den er zu bestehen hatte, ehe man von diesem Siege als von einer wirklich geschehenen Thatsache reden konnte. Wenn er den Tag über von den Anstrengungen seiner Bemühungen nicht schlafen konnte, so träumte er sich schlummernd die großen Folgen, die aus seinen Bemühungen entstehen könnten und sollten. Vor allem war er von den Folgen, die das Auslernen (vollendete Erlernen) alles dessen, was die Kinder in den Schulen lernen müßten, auf das Volk haben müsse, ergriffen. Er träumte sich den Vorschritt des Segens von Haushaltungen, in denen die Mütter alle Anfangsgründe des Redens, Lesens, Schreibens, Zählens, Messens und Zeichnens sich so eigen gemacht hätten, daß sie ihre Kinder von der Wiege auf zu allem diesem stufenweis selbst anführen könnten. Er träumte sich den Zustand eines Volks, in welchem die Grundkräfte der Menschennatur also allgemein elementarisch entfaltet und das Gefühl, diese Kräfte in jeder Art Kunst und Beruf mit gesegnetem Erfolg anwenden zu können, in dem Grad allgemein geweckt und belebt worden, zu welchem die rein erhaltenen und zu einer merklichen Vollendung gebrachte Mittel der Elementarbildung der Menschennatur diese Kräfte zu erheben geeignet sind. Er träumte sich den Zustand eines Volks, in dem diese Entfaltung des Geistes und der Kunstkräfte unsrer Natur durch die Segensmittel des häuslichen Lebens und der Wohnstube also in Glauben und Liebe unter sich selber vereinigt und dadurch zur höchsten innern Erhebung der Menschennatur geeignet erscheinen.

Hoch erhob sich sein Herz, wenn er in diesem Traume den Umfang der Mittel ins Auge faßte, die er zur Anbahnung der Musterschulen, deren Geist zu diesem Ziel führen könnte, in seiner Hand hätte und in seine Hand bringen könnte. Er träumte sich tausend und tausend Dinge, die, wenn solche Probeschulen einmal zu ihrer Reifung gediehn, zum Wohl seiner Mitmenschen ausgeführt und durchgesetzt werden könnten. Er träumte sich, wie tausend und tausend Menschen, die jetzt noch über die Gegenstände, die er zu erzielen suche, ganz gleichgiltig seien, dann zumal, wenn solche Probeschulen so weit vorgerückt, als er nach seiner jetzigen Ueberzeugung gewiß war, damit vorrücken zu können, mit dem belebtesten Eifer daran teilnehmen würden. Er träumte sich, wie es ihm bei diesem Erfolg dann leicht werden könne, durch seine Schulkinder selbst Einrichtungen und An=

stalten zu treffen, den Segen seiner Bestrebungen in Bonnal dann noch weiter auszudehnen, als es ihm jetzt noch durch seine beschränkten Schulübungen möglich sei.

Er träumte sich, wie leicht es ihm in kurzer Zeit möglich werden müsse, in Bonnal neben seiner Schule ein Kinderhaus zu eröffnen, wohin arme Mütter, die die Notdurft des Lebens von der Seite ihrer Kinder wegreißt, daß sie den Tag über ihren Geschäften nachgehen, ins Feld hinaus und an den Taglohn müssen, ihre noch nicht schulfähigen Kinder bringen und wo sie sie den Tag über besorgen lassen könnten. Er träumte sich, was für eine himmlisch schöne und bildende Uebung das für seine ältern Schulmädchen sein würde, der Reihe nach diese Kinder den ganzen Tag über in allem Nötigen zu versorgen und sich selber die Art und Weise einzuüben, wie dieses geschehen müsse und wie die Anfangspunkte der sittlichen, geistigen und Kunstentwickelung für diese Kinder in ihrer ersten Einfachheit ergriffen und für ihre Bildung von der Wiege auf benutzt werden könnten. Halbwachend, halbschlafend sagte er in diesen Träumen zu sich selbst: Wie gern gibt der Junker das Mehl, die Milch und das Holz, das eine solche Stube fordert, für die Unmündigen seines Volks! Er sagte am Morgen nach dieser schlaflosen Nacht selbst, es sei ihm einmal in diesen staunenden Träumen über die möglichen Folgen seines Thuns zu Sinn gekommen, eine solche Not- und Hilfskinderstube für die armen Leute, die wegen ihres Taglohns oder wegen ihrer Frondienste den Tag über ihre Wohnstuben verschließen müßten, würde kaum den zehnten Teil soviel kosten, als ein mit einigen Pferdezügen wohlbestellter herrschaftlicher Stall und kaum soviel, als eine gut besetzte Jagdmeute selber einen halbarmen Edelmann kostet. Er sah den Umfang der Folgen, die eine solche mütterliche Besorgungsstube auf Bonnal und auf jedes Dorf, darin dieselbe gut eingerichtet würde, haben müßte, und war zum voraus des Eifers versichert, mit dem Therese, die Frau Pfarrerin, Gertrud und die vereinigte sonntägliche Obsorg-Gesellschaft des Dorfs, sich dieser Kinderstube annehmen würden. Er träumte sich dann auch neben dieser Stube noch eine zweite, darin er den vorgerückten Knaben seiner Schule, eben wie den Mädchen, Gelegenheit geben könne, den männlichen Dorfkindern dieser Stube zur allmählichen Entfaltung derjenigen Fertigkeiten behilflich zu sein, die eine größere Anstrengung der Kräfte erfordern und für die männliche Erziehung notwendig sind. Hauptsächlich aber erhob es sein Herz in dieser schlaflosen Nacht, dem Gedanken nachzuhängen, wie er durch die sichern Resultate seiner Schule und besonders durch diejenigen, zu denen ihm die elementarisch geordneten Uebungen der Zahl- und Formlehre hinführten, dahin gelangen könne, Kinder, die ihr Schöpfer mit ausgezeichneten Talenten versehen, zum Selbstgefühl ihrer Kräfte zu erheben und dahin zu bringen, alles mögliche zu versuchen, sich zu einer ihren Anlagen angemessenen Ausbildung, Lebenstüchtigkeit und Lebensthätigkeit fortzuhelfen. Er stellte sich die Menge der ihm bekannten Beispiele vor,

wie einzelne von Gott also mit vorzüglichen Talenten begabte Menschen in verschiedenen Ständen und Berufen es so oft dahin gebracht, ihrem Vaterlande und ihren Mitbürgern zum hohen Segen zu werden und ihnen selbst noch nach ihrem Tode bleibende Denkmäler einer edeln und wunderbaren Anwendung ihrer vorzüglichen Talente zu hinterlassen. Es jammerte ihn, zu sehen, wie sehr diese Aufmerksamkeit auf solche vorzügliche Talente im Volk, und besonders in der hilfsbedürftigen Tiefe des niedern Volks in unsern Tagen allgemein mangle, und wie wenig in seinem Vaterland eingerichtet sei und gethan werde, um solchen Individuen eine, ihren höhern, von Gott empfangenen ausgezeichneten Gaben verhältnismäßige Handbietung für den Gebrauch und die Anwendung ihrer Gaben zum Dienst Gottes zu verschaffen. Es war seine Ueberzeugung, daß solche Individuen wegen ihrer ausgezeichneten Gaben von der Menschlichkeit und Menschenfreundlichkeit ihrer Mitbrüder von Gottes wegen und also mit Recht solche Handbietung zu erwarten hätten. Um so mehr erhob es sein Herz, in den sichern Resultaten seines Thuns tiefe, wesentliche Hilfsmittel hierzu zu finden und vorauszusehen, wie gewiß es ihm bei dem Interesse, welches Arner, Bylifsky und durch ihn so mehrere edle und gebildete Männer der Hauptstadt an seinen Bestrebungen nehmen würden, leicht sein müsse, sich ein paar hierzu fähige junge Männer zu verschaffen, die mit ihm vereinigt dahin arbeiten würden, einige ganz ausgezeichnete talentreiche Knaben und Mädchen ihren Talenten gemäß zum Dienst des Vaterlandes weiter zu führen und vorzüglich zu Erziehern und Erzieherinnen zu bilden, und zwar auf eine Weise und mit einer Sorgfalt, durch die sie alles das genießen würden, was geeignet ist, sie dahin zu bringen, daß sie auf der einen Seite als Beispiele vollendet gebildeter Fertigkeiten des häuslichen Lebens dastünden, auf der andern Seite zu einer hohen Reife in allem dem gelangten, was sie in Rücksicht auf elementarische Geistes- und Kunstbildung für ihre Bestimmung zu wissen und zu können notwendig hätten. Er glaubte in diesem Traum die Anbahnung einer wesentlichen Volkshilfe zu finden, deren wir nach seiner Ansicht dringend bedürften, die ihm aber auch nach eben dieser Ansicht auf keine andere Weise zu erzielen möglich schien.

Er faßte in diesen Traumstunden besonders den Gesichtspunkt ins Auge, daß alle Grundsätze der Menschenbildung und alle Fortschritte der Erziehungskunst umsonst, daß sie wie in den Tag hinein gegeben seien und wie in der Luft dastünden, solange nicht Anstalten da wären, in denen eine bedeutende Anzahl von Jünglingen und Mädchen zu einer vollendeten Kenntnis und Ausübungskraft des ganzen Umfangs der echten Grundsätze der Menschenbildung und der vollendeten Mittel der Erziehungskunst erzogen und gebildet würden. Die Erreichung dieses Ziels schien ihm um so wichtiger, da nach seiner Behauptung im ganzen Umfang dieses Weltteils, in welchem für die Erlernung jeder Wissenschaft und jedes auch noch so unbedeutenden

Erkenntnissaches fast zahllose und gewiß viel überflüssige Anstalten, Lehrmittel, Methoden und Lehrstühle dastünden, hingegen für eine mit praktischen Uebungen verbundene Erziehung, die sich auf die reellen Fundamente der Volksbedürfnisse und auf die tiefern Rechtsansprüche der Menschennatur gründe, sehr wenig Lehrstühle und in seinem Vaterlande gar keine aufzufinden seien.

Dieser Umstand schien ihm um so mehr auffallend, oder, wie er sich ausdrückte, sogar allen Glauben übersteigend, weil bei der allgemeinen, aufs Aeußerste getriebenen Verfeinerung unsrer Zivilisationsverkünstelung und dem mit demselben so innig verwobenen Uebergewicht der tierisch-sinnlichen Tendenz unserer Natur über unsere sittliche und geistige Kraft in dem guten Zustand der Volksbildung das einige allgemeine und tief genug wirkende Mittel gegen dieses böse Uebergewicht zu suchen und zu finden sei. Er glaubte nämlich, dieses Uebergewicht der tierisch-sinnlichen Tendenz unsers Seins und Thuns sei nicht blos innig mit diesem Raffinement unserer Verkünstelung verwoben, sondern gehe mit der ganzen Kraft seines tief greifenden Verderbens wesentlich von demselben aus und sei in den allgemeinen sittlichen, geistigen und Kunstzustand unsers Geschlechts soweit eingreifend, daß unter diesen Umständen selber alle wissenschaftliche und Kunstbildung unsers Geschlechts, mit dem ganzen Umfang ihrer Anstalten, Lehrmittel, Lehrstühle und Methoden zu allgemein mißbrauchten Dienstmitteln unsers Verkünstelungsverderbens herabsinken und seiner tierisch-sinnlichen Tendenz unterliegen müsse. Er war auch nach seiner diesfälligen Ansicht ganz überzeugt, daß es nur durch eine tief in das Wesen der Menschennatur eingreifende und die Reinheit und Höhe unsers innern göttlichen Wesens mit tiefer Kraft ergreifende und belebende, höhere Erziehungskunst und Nationalbildung möglich gemacht werden könnte, der offenbar immer wachsenden Tendenz unsers Zeitgeschlechts zum Uebergewicht unserer Sinnlichkeitsansprüche über unsere sittlichen und geistigen Anlagen Schranken zu setzen.

81. Läßt sich das Ministerium des Erziehungswesens und des öffentlichen Unterrichts mit dem Kriegsministerium und demjenigen der Finanz und Polizei vergleichen? Und wenn das nicht der Fall ist, wo liegt die Ursache davon? Liegt sie in der Menschennatur, liegt sie im Erziehungswesen? Oder wo liegt sie?

Er sagte in diesen Träumerstunden, das Dasein eines Erziehungsministeriums, das bald in keinem Staat von Europa mehr mangelt, beweist, daß man diese wahre Lage der Dinge, wenn man sie auch nicht vollkommen deutlich einsieht, doch anfängt zu ahnen. Dieses Ministerium steht in seinen äußern Formen allenthalben da, wie wenn die Angelegenheiten der Menschenbildung und der Volkserziehung in allen Reichen eben wie die Angelegenheiten der Armee, der Finanz und der Polizei vom Thron aus bis in die niedersten Hütten hinab in ihrem

Geist und in ihrer Wahrheit organisiert, konstituiert und in Einsicht, Kraft und Mitteln soweit in Ordnung gebracht dastünden, als es die wesentlichen Zwecke eines solchen Ministeriums erfordern. — So sollte es freilich allenthalben sein; ob es aber wirklich so ist, das weiß ich nicht. Ich kenne nur die Verhältnisse in unserm Herzogtum, aber ich darf in Rücksicht auf dieses Land, sowie auf jeden, auch mir unbekannten Staat dennoch aussprechen: Ein Ministerium der Erziehung in einem Reiche, in dem keine einzige, der Erforschung und Erziehungskunst geweihte Anstalt und kein einziger öffentlicher Lehrstuhl dieser Wissenschaft zu finden ist, steht wie ohne Hände und Füße da und muß in jedem Fall diesen Mangel an Händen und Füßen in dem Grad vielseitiger und schneller fühlen, als es mit guten Köpfen besetzt ist und einen reinen, guten Willen und wahre Liebe zum Volk hat.

Fortdauernd in diesem Traumgesicht herumschweifend, stand ihm klar vor seinen Augen, wie sehr die Erzielung seiner Ahnungen, Hoffnungen und Aussichten für die Verbesserung des häuslichen Zustandes des Volks von der allgemeinen Errichtung von Bildungsanstalten für Erzieher und Erzieherinnen angebahnt, befördert und gesichert werden könne. Das Bild einer solchen Anstalt erhob sich in ihm zu einer Lebendigkeit, die ihn fast verschlang. Er hielt beinahe dafür, der ganze Weltsegen der Kultur konzentriere sich in dem, was durch diese Idee gesucht werden müsse und erzielt werden könne. Alle andern Gedanken verschwanden jetzt beinahe in ihm vor der Gewalt, mit der seine Seele von allem ergriffen wurde, was er glaubte, das ihm über das, was solche Anstalten brauchen, voraussetzen und notwendig haben, sowie auch über das, was sie, wenn sie dieses alles besäßen, leisten könnten, Licht erteilen und Kraft geben könnte.

82. Bettelei, Reichtum und Mittelstand in ihren Ursachen und Folgen, mit dem Resultat: In medio tutissimus ibis.

Ein Gedanke, der ihm über diesen Gegenstand vor allem aus wichtig schien und ihn sehr beschäftigte, war dieser, die Zöglinge zu solchen Anstalten müßten aus dem in unsern Tagen so sehr zurückgesetzten, leidenden, verarmten und hie und da selbst beinahe zur Entehrung versunkenen Mittelstande gewählt und herausgenommen werden. Große Lebenserfahrungen hatten ihn überzeugt, das Personal zu solchen Lehrern und Lehrerinnen finde sich nicht leicht in irgend einem andern Stande. Er mußte zu sich selber sagen, der eigentliche Bettler habe eine äußerst belebte Neigung, mit jedem Almosen, das man ihm gibt, so geschwind als möglich davon zu laufen und den Mund voll, den er davon bekommt, ebenso schnell ins Maul zu stopfen und hinunterzuschlucken, und zwar in einem Winkel, der ihm hierzu am bequemsten scheine. Er fand überhaupt, daß das Bettelvolk im allgemeinen die Wohlthaten, die es bekommt, sinnlich selbstsüchtig und als zu nichts weiter führenden Augenblickserquickungen mißbraucht, und hinwieder, daß dieses Volk im allgemeinen weder Ehrliebe, noch Selbstüberwindung,

noch irgend eine Art von menschlichem Höherstreben in sich selbst trage. Schon das sieben-, achtjährige Bettelkind, mußte er zu sich selber sagen, trägt gemeiniglich einen äußerst belebten Samen der niederträchtigsten Selbstsucht, des Neides, der Falschheit, der Gierigkeit und Gewaltthätigkeit, kurz des Sanskulottismus in der innersten Tiefe seiner selbst. Diese Erfahrungen überzeugten ihn also, daß das Personal zu solchen Erziehern und Erzieherinnen durchaus nicht in der niedersten Tiefe des Volks gesucht werden müsse.

Aber ebenso zwangen ihn große und lange Erfahrungen seiner Lebenstage, es auch geradezu auszusprechen: Das Kind des Reichen, das im Verkünstlungsverderben der Zeit, der tierisch-sinnlichen Tendenz unserer Natur unterliegend, die Mittel, die der Reichtum, diese tierisch-sinnliche Tendenz zu befriedigen, an die Hand gibt, von der Wiege auf kennt, fühlt, und sich dadurch gütlich zu thun gelernt hat, ist trotz der großen Verschiedenheit in seiner äußern Erscheinung vom Bettelkinde dennoch in seinem innersten Wesen mit ihm auf eine Weise gleichgestimmt, die wegen des äußern Anscheines der Ungleichheit beim ersten deutlichen Erkennen der Sache Erstaunen erregt. Die Kinder der Reichen, auch diejenigen, von denen man es eigentlich gar nicht sagen kann, daß sie der tierischen Tendenz unserer Sinnlichkeitsverkünstelung eben besonders unterlegen, sind im allgemeinen der Fertigkeiten der Selbsthilfe, der ausharrenden Anstrengung und der anhaltenden Thätigkeit und Ueberwindungskraft nicht gewohnt, welche bei Kindern, die mit vernünftiger Hoffnung eines gesegneten Erfolges zu Erziehern und Erzieherinnen und besonders zu Volkserziehern und Volkserzieherinnen sollen gebildet werden, vorausgesetzt werden müssen, indem ohne sichere Erzielung der Resultate dieser Kräfte die Bildung für ihren Zweck schon zum voraus als verfehlt angesehen werden muß. Dazu kommt noch, daß von den in den Zeitgeist unsrer Verkünstelung eingeweihten reichen Eltern unter hundert neunundneunzig zu schwach und zu verblendet sind, um, wenn sie auch ein Dutzend Kinder hätten, ein einziges derselben einer Anstalt anzuvertrauen, die solche Ansprüche an das Recht der Erziehung und der Erzieher machen würde. Es ist sicher, von hundert solchen Eltern würde nicht ein einziges Paar sich dahin erheben können, zu denken und zu glauben, daß in einer solchen Anstalt für ihr Kind ein Heil zu suchen sei.

83. Fernere Belege von der Warheit des Wahlspruchs: In medio — und seine Anwendung auf die Möglichkeit der Anbahnung und Durchführung einer ernst und redlich gemeinten Volkserziehung und Nationalkultur.

Von dieser Ansicht ergriffen, sprach er in dieser Traumnacht mit Lebendigkeit aus: Im Mittelstande ist Kraft; im Mittelstand muß man suchen, was Kraft will und was Kraft hat, und dachte sich dann die Möglichkeit, durch Bildungsanstalten, in denen aus diesem Stand ausgesuchte Kinder von ausgezeichneten Geistesgaben und Herzensanlagen

zu Erziehern und Erzieherinnen gebildet würden, eine wohlthätige und erhebende Rückwirkung auf diesen Stand selber anzubahnen und durch den Umfang der Bildungsmittel, die sich aus solchen Anstalten ergeben würden, dem fürchterlichen Zustand dieses in so vielen Staaten bis zum Verschwinden versunkenen Standes wieder aufzuhelfen.

Dieser Gesichtspunkt war ihm unaussprechlich wichtig. Er wußte, daß der Mittelstand von jeher als der Kern aller Staaten und aller Staatskraft angesehen worden ist, und wenn jemand von der Wahrheit und dem Recht dieser Ansicht überzeugt war, so war er es, und fand zugleich das Bedürfnis, dem weitern Versinken dieses Standes in unserm Weltteil wesentlich, kraftvoll und ohne Säumnis Einhalt zu thun, um so dringender, als es nach seiner Ueberzeugung seit der Entstehung der Staaten dieses Weltteils noch nie der Fall war. Er sagte nämlich, und es war seine Ueberzeugung, unser Weltteil falle mit jedem Tag mehr in die Hände der Mäkler und spreche dadurch sein diesfälliges Bedürfnis in dieser Stunde lauter und bestimmter selbst aus, als dieses, solange Europas Staaten bestehen, vielleicht noch niemals geschehen.

Mitten in dem Traumgesicht dieser Nacht, die ihn so weit über die Grenzen seiner Kraft und über das Ziel seines Lebens hinausführte, war seine Ueberzeugung fest, und er sprach sie mit heiterm Bewußtsein aus: Eine Volksbildung, die aus Erziehungsanstalten hervorgehen würde, die in der Einfachheit der Wohnstube der Gertrud zu einer kraftvollen Ausbildung der Fertigkeiten des häuslichen Lebens hinstrebend, genugsame Mittel zu einer naturgemäßen psychologisch tief gegründeten Entfaltung der menschlichen Geistes- und Kunstkräfte in sich selber vereinigte, würde wahrlich in jedem Lande Resultate hervorbringen, die vorher unerreichbar und ganz unglaublich scheinen würden. Ich bin indessen überzeugt und spreche es mit unbedingter Zuversicht aus, die Anbahnung einer solchen Volksbildung würde vor allem aus dem, was uns jetzt am allervorzüglichsten not thut, abhelfen. Sie würde ohne Widerrede dahin wirken, daß der stille, häusliche Berufssegen durch die heilige Vereinigung des Betens und des Arbeitens in den Wohnstuben des Volks wieder einen neuen, einen bessern und reinern Boden erhalten würde, als er sich jetzt im allgemeinen dessen an wenig Orten zu rühmen haben mag. Es ist unstreitig, die Grundsätze, Bestrebungen und Einrichtungen, die zu einer solchen Volksbildung hinführen könnten, müßten allgemein dahin wirken, daß der Mann im Land und das Weib im Land wieder mehr, als es jetzt den Anschein hat, daß es so sei, mit innerer Erhebung ihren Vaterstolz und ihren Muttersegen in der Wirklichkeit ihrer Vaterkraft und ihrer Muttertreue suchen und finden müssen, so daß Mann und Weib ihre tägliche Berufsarbeit und ihre täglichen Freuden als einen Teil ihrer Vatersorge und ihrer Muttertreue anerkennten und sich dadurch gesegnet, geheiligt und befriedigt fühlten, sodaß sie es

für den eigentlichen Fluch ihres Lebens ansehen würden, wenn sie von ihrem täglichen Berufskarren und den Modelustbarkeiten und Modefreuden ihres Hauses gleichsam außer ihr Haus gejagt und genötigt würden, beides, ihre Berufsarbeiten und ihre Hausfreuden gleichsam hinter dem Rücken ihrer Kinder zu suchen und zu treiben, und sie selber als die größten Hindernisse ihrer wesentlichen Vaterpflichten und Muttersorgen anzusehen.

Es ist unstreitig, eine solche Anbahnung der Volksbildung würde dahin wirken, die Kräfte des häuslichen Lebens zur sittlichen, geistigen und Kunstbildung des Volks zu stärken und die Väter und Mütter des Landes fähiger zu machen, ihren Kindern vom Morgen bis am Abend mit Rat und That wirklich beizustehen und in ihrem Thun und Lassen einen wahrhaft bildenden Einfluß auf sie zu haben.

Es ist unstreitig, eine solche Anbahnung der Volksbildung würde dahin wirken können, die wahre Herzens-, Geistes- und Kunstbildung des Volks allgemein zu machen. Sie würde dahin wirken, ihren eigentlichen Samen, die Anfangsmittel der Kraftentfaltung unsers Geschlechts in seinen natürlichen Boden hineinzuwerfen und in die Hand der Mutter hinzulenken. Sie würde die Kraft des Volks, seine Anlagen im Kreis der Seinigen zu gebrauchen und sich im Kreis der Seinigen in allen Bedürfnissen selber und selbständig helfen zu können, im Volk allgemein beleben und millionenfach erhöhen. Sie würde den, für das häusliche Leben jetzt allgemein so schlafenden Volksgeist wieder aufwachen machen und die in dieser Rücksicht ebenso sehr erlahmte und immer mehr erlahmende Volkshand in Millionen Menschen wieder stärken und aus dem Zustand ihrer Erlahmung zu der alten Kraft der sich in Vater, Mutter und Kindern vereinigenden, häuslichen Selbsthilfe erheben. Sie würde den Umfang der menschlichen Kräfte und Anlagen nicht blos innerlich beleben, sondern auch äußerlich ins Leben setzen, d. i. zum aktiven Dienstmittel des häuslichen und öffentlichen Segens unsers Geschlechts erheben.

Sie würde beides, die geistigen und mechanischen Fundamente aller Erwerbsmittel des Volks weit tiefer und allgemeiner begründen, als sie jetzt begründet vor unsern Augen stehen.

Sie würde die für allen Dienst des häuslichen und öffentlichen Lebens geeignete und genugthuende Entfaltung der Kräfte und Anlagen der Menschennatur, der Ausbildung aller Fertigkeiten, die diese Kräfte zu ihrer äußern vielseitigen Anwendung ansprechen und bedürfen möchten, vorausgehen, und indem sie dieses zu thun und die genugthuende Entfaltung des ganzen Umfangs der Ausbildung ihrer Anwendungsfertigkeiten zum voraus sicher zu stellen geeignet ist, wird und muß sie dann durch die innere, solide Begründung dieser Anwendungsfertigkeiten wesentlich dahin wirken, dem in unserm Verkünstelungsverderben so hoch gestiegenen Uebergewicht unserer Abrichtungselendigkeiten über unsere Bildungsmittel ein Ziel und dem Zustand Grenzen zu setzen, in welchem

wir in der ländlichen, bürgerlichen, kleinstädtischen, großstädtischen, militärischen, kaufmännischen und büralistischen Handwerksmäßigkeit und Standesmäßigkeit beinahe allgemein in ein so beschränktes Routineleben versunken sind, daß wir uns bei großen Begegnissen und Aenderungen unserer Lagen und Umstände, die allenthalben so leicht vorfallen können, und in unsern Tagen so vielseitig und grell auf einander folgten, in keiner neuen Form unserer Thätigkeit mehr finden können, als in derjenigen, in der wir uns von Jugend auf gewohnt sind, unsern Tabak zu rauchen und unsere Mittagssuppe zu essen.

Eine solche Anbahnung zur Volksbildung würde endlich in Rücksicht auf den allverehrten Staatszustand unserer Zeit in Rücksicht auf unsere Finanzen und ihren allgemeinen Boden, unsere Landesindustrie, unfehlbar einen großen, wohlthätigen Einfluß haben. Wir können uns nicht verhehlen, unser Staatswesen steht jetzt in Rücksicht auf seine sittlichen, geistigen und physischen Fundamente in unserm Weltteil auf einem so schwankenden Fuß und in Rücksicht auf seine Resultate so in den Lüften, daß es kein Wunder ist, wenn sich die öffentliche Meinung unsrer Zeit über diesen Gegenstand so verwirrt ausspricht, als dieses einst beim babylonischen Turmbau der Fall war. Gewiß aber ist, die Anbahnung einer psychologisch genugsam begründeten Nationalkultur würde ihrer Natur nach notwendig und wesentlich zu Resultaten führen, die beides, in Rücksicht auf die Fundamente der Industrie und auf ihre Folgen ein wohlthätiges Licht verbreiten müßten.

Sie könnten nicht anders, sie müßten wesentlich und notwendig dahin wirken, den Geist der Industrie, der dem innern Segen derselben zugrunde liegt und auf der einen Seite vom Kopf und der Hand, auf der andern Seite aber vom Herzen des Menschen ausgeht, in diesen zwei wesentlichen Fundamenten seiner selbst wohl zu begründen und kraftvoll zu stärken.

Sie könnten nicht anders als dahin wirken, dem innern, geistigen Wesen der Industrie durch ihren Einfluß auf die menschliche Denkkraft und der äußern Darstellungskraft der menschlichen Kunst durch ihren Einfluß auf ihre vorzüglichen Organe ein tieferes Fundament zu erteilen, als dieselbe beim Mangel an einer so angebahnten Nationalkultur nicht haben können und ewig nicht finden werden, am allerwenigsten in einem, durch Verkünstlung und Abrichtung von dem Gang der Natur soweit abgewichenen Zeitpunkt. Eben dieser Einfluß, den eine psychologisch wohl begründete Nationalbildung auf den Geist der Kunst und seine wesentlichen Fundamente, auf die geistige Denkkraft und auf die äußere Ausbildung der Sinne und Glieder, vorzüglich des Auges und der Hand haben müßte, eben diesen wohlthätigen Einfluß würde die Anbahnung einer solchen Nationalbildung auch auf das Herz des Menschen, dessen Ansprüche an den Geist der Kunst noch höher sein mögen als diejenige der logischen Kraft und des Augenmaßes und der scharfen Genauheit der Hand.

Es ist unstreitig, eine psychologisch wohlbegründete Anbahnung einer höhern Nationalkultur würde wesentlich und notwendig dahin wirken müssen, das Herz der Menschen über den sinnlichen Erfolg der Industrie zu ihrem innern Segen emporzuheben. Sie konnte nicht anders als dahin wirken, das Volk des Landes allgemein dahin zu erheben, alle Teile der Industrie und des Erwerbs nicht anders als mit Rücksicht ihres Einflusses auf seine sittliche, geistige und häusliche Selbständigkeit, ins Auge zu fassen; ebenso müßte sie in Rücksicht auf jeden einzelnen Menschen dahin wirken, die Gegenstände der Industrie und des Erwerbs, insofern sie in seiner Hand sich befänden, als Mittel seiner eignen persönlichen, sittlichen, geistigen und häuslichen Selbstständigkeit mit fester Rücksicht auf sein Haus, seine Kinder und Kindeskinder ins Auge zu fassen. Unter Menschen, die von diesen Ansichten belebt wären, würde dann freilich die Industrie zum Segen des Landes eine andere Richtung nehmen, als sie beim Mangel einer solchen Nationalkultur nehmen kann. Sie würde in diesem Fall notwendig dahin wirken, daß Millionen Menschen Geist, Herz und Hand mit Bewußtsein des Segens, den ihnen ihre Bildung zur Industrie zu gewähren vermag, anstrengen würden, sich selbst und ihren Kindern durch dieselbe einen reinen Haussegen, d. i. ein stilles, selbständiges, gesichertes Hausleben im Kreis der Ihrigen zu verschaffen. Eine solche Volksbildung müßte notwendig dahin wirken, durch millionenfache Thatsachen auszusprechen, ein aus einseitig sinnlicher Verwilderung hervorgehendes und zu immer größerer Sinnlichkeitsverwilderung hinführendes Geld- und Gewaltsspiel unserer Industrie stehe mitten im größten Flor seiner anscheinenden großen Geldabträglichkeit in Rücksicht auf den wahren Volkssegen im Land da, wie eine hoch lodernde, glänzende Feuerflamme, die einige einzelne Menschen, welche in einer verhältnismäßigen Entfernung ob ihr emporstehen, wohl angenehm zu erwärmen geeignet ist, die aber die Millionen derer, die in der Tiefe leben, in der sie sich in wilden Wirbeln herumtreibt, samt und sonders ihre Finger verbrennen macht und sie dann, wenn sie mit verbrennten Fingern fortfliehen, blutnackend in eiskalter Atmosphäre stehen läßt.

84. Glülphi will sich über den Mittelstand im Lande nicht täuschen. Er findet ihn nicht in der Komödie, er findet ihn nicht in der Notabilitätsarmseligkeit, er findet ihn nicht im Dienststand, — er findet ihn in Werkstätten und Wohnstuben, in denen die Berufswerkzeuge, die Bibel und die Nachtlampe neben einander stehen und Väter darin wohnen, denen der Haussegen alles, eitle Ehre nichts und böse Gewalt ein Dorn in den Augen ist.

Noch immer von den Ansichten seiner Träumernacht begeistert und hauptsächlich von dem Einfluß ergriffen, den psychologisch tiefgreifende Anstalten zur Bildung von Erziehern und Erzieherinnen auf die Wiederherstellung des Mittelstands haben müßten, konnte Glülphi

nicht aufhören, diesen Gesichtspunkt von allen Seiten ins Auge zu fassen. Ich folge seinen Nachforschungen Schritt für Schritt. Er sagte zu sich selber: Um ins klare zu kommen, worin die Wiederherstellung dieses Standes bestehe, müssen wir zuerst fragen, wer dieser Mittelstand sei und worin die Kraft, die ihn zum Segen des Landes macht, bestehe. Wahrlich, wenn wir diese Aufgabe lösen wollen, so dürfen wir uns nicht dahin blos geben, den Schatten von Menschen, die auf dem Theater den Mittelstand vorstellen, als diesen Mittelstand selber anzusehen; wir müssen, um eigentlich zu wissen, wer dieser Stand sei, uns zuerst fragen: Warum war er in allen einfachen und glücklichen Zeiten als der Kern des Landes angesehen? — Offenbar sind es die, den innern Segen des gesellschaftlichen Lebens begründenden und sicherstellenden, sittlichen, geistigen und physischen Kunst-, Berufs- und Erwerbskräfte, die in diesem Stande mehr als in einem andern vorliegen, und durch die er, sowohl auf die ob ihm stehenden, höhern Stände, als auch auf das unter ihm stehende, gemeine Volk wohlthätig und bildend einwirkte, warum er bis dahin als der Kern der Staaten angesehen wurde.

Es ist durchaus nicht ein mittlerer Grad von Geld oder Grundeigentum, das er besitzt, noch viel weniger ist es ein mittlerer Grad von Ehre und Ehrenstellen, darin er sich befindet, es ist einzig die innere sittliche, geistige und Kunstkraft, die diesem Stande eigen ist, und die im Erwerbstand sich bildende und von Vater auf Sohn sich forterbende Ehrenfestigkeit und innere Achtbarkeit des seine Kraft und seinen Wert in sich selbst fühlenden, und dadurch in seinen Umgebungen geachteten, und in ländlicher und bürgerlicher Stellung gleich wohl sitzenden, seinem Stand und Beruf Ehre machenden und sich durch denselben Achtung verschaffenden Bürgers und Landeigentümers, woraus das Personal des echten Mittelstandes hervorgeht und sich darin festhält.

Daß aber der wahre Mittelstand immer nur aus dem äußerlich und innerlich, sittlich und bürgerlich kraftbildenden, wohlhabenden Gewerbstand und erwerbenden Berufsleben hervorgehen könne, fällt, wenn man diesen Stand näher betrachtet, in die Augen. Der Mangel überflüssiger, die Anstrengung der Kräfte entbehrlich machender Hilfsmittel, verbunden mit dem Besitz genugsamer Mittel zur Betreibung seiner Erwerbs- und Berufsgeschäfte führen diesen Stand auf eine Weise zum Besitz innerer Kräfte für die Zwecke seines Lebens, die kraftvoll geeignet sind, die äußern Mittel dieser Kräfte täglich und stündlich zu vermehren, wodurch denn dieser Stand in den Besitz von einer Schatzkammer innerer und äußerer Kräfte gelangt, deren thätiges Kapital auf jedem Punkt, den es berührt, Geist, Leben, Kraft, Gewinn und Segen zu verbreiten geeignet ist.

Das ist so gewiß wahr, daß man bestimmt sagen kann, der Mann des Mittelstandes kann mit dem fünfzigsten bis sechzigsten Teil des Eigentums eines Mannes, der auch nur eine Million besitzt, wenn

er im Geist und in der Kraft des bürgerlichen Mittelstandes damit arbeitet, mehr reell erzeugen, als der andere mit seinem fünfzig bis sechzig mal größern Kapital, durchaus darum nicht kann, weil der Geist und die Kraft der Mittel, die er hiefür braucht, der Geist des Mittelstandes, ewig nicht der Geist und die Kraft des Ueberflusses und des Reichtums werden kann. Der Geist des wahren und gebildeten Mittelstandes ist erzeugend und schöpferisch, der Geist des aufgedunsenen Reichtums ist entweder gedankenlos, zerstreuend, vergeudend und verschwenderisch, oder er ist kleinlich sparend, ins tote Grab hineinsammelnd und knauserisch zusammenraffend.

Das alles aber ist wahrlich gut. Wäre der schöpferisch erzeugende Kraftgeist des echten Mittelstandes der Geist des Reichtums und des Ueberflusses, die Staaten würden in die Arme der Millionärs fallen und darin verschwinden, wie ein im Innersten seiner Felsen gespaltener Berg ins niedere Thal hinabfällt und darin verschwindet. So aber und sintemal sie diese Kraft nicht haben, so bleiben sie, einige Nebendinge, die denn doch auch noch ihr Gutes haben können, abgerechnet, beim Fliegenlassen oder beim Zusammenlesen ihres Geldes und ihres Gutes dennoch gute Kinder des Staats, insonderheit wenn jeder von ihnen mit seiner Million allein bleibt und nicht ihrer viele mit denselben auf irgend einer Börse zu einem gemeinsamen Zweck zusammenkommen.

Es ist indessen wichtig, daß wir diese Ansicht von dem wahren, innern Wesen des Mittelstandes fest im Auge behalten und uns nicht verführen lassen, diesen Stand irgendwo zu suchen, wo ihm die Mittel zu der Kraftbildung, aus welcher er allein hervorzugehen vermag, mangeln. Es ist besonders in unsern Tagen wichtig, daß wir uns durch keinen äußern Schein verblenden lassen, ihn an einem unrechten Ort zu suchen, und besonders, daß wir uns hüten, den in unsern Tagen ins unendliche aufgeschwollenen höhern, mittlern und niedern Dienststand als diesen Kern der Staaten, als den Mittelstand anzusehen; im Gegenteil, dieser so in Abhängigkeit lebende, konsumierende und nichtserwerbende, unselbständige und durch den Luxus und unverhältnismäßige Genießungen innerlich abgeschwächte Dienststand, den unsere Väter in seiner gegenwärtigen Gestaltung nicht nur nicht gekannt, sondern auch nicht denkbar und nicht möglich geachtet hätten, ist eine von den großen, mitwirkenden Quellen des täglich mehr wachsenden Verschwindens des wahren Mittelstandes. Dieser wenigstens in verschiedenen Unterabteilungen sittlich, geistig, häuslich und bürgerlich oft so ungebildete, höchstens zu einem einseitigen Dienst und nicht selten auch nur zu einer einseitigen Dienstgrimmasse abgerichtete Stand ist, ob er wohl in den äußern Formen der Ehre und in sinnlichen Lebensgenießungen und allem ihrem Spielwerk dem Zeitverderben der obern Stände nahe und ob der Ehre und den sinnlichen Lebensgenießungen der niedern Stände hoch emporsteht, um deswillen durchaus nicht als der Mittelstand des Landes anzusehen; im Gegenteil, die Quellen der

Vergiftung des wirklichen Mittelstandes gehen wesentlich von dem Verderben des über alle Maßen angeschwollenen Dienststands hervor.

Aber wir kennen leider den wirklichen Mittelstand, der allein als der Kern des Landes ins Auge gefaßt werden kann, kaum mehr. Wir kennen die Nationalsitten nicht mehr, aus denen er sich entfaltete. Wir kennen den religiösen Geist nicht mehr, der ihn heiligte. Wir kennen den Rittergeist nicht mehr, der ihn ehrte und schützte. Wir kennen den Bürgergeist nicht mehr, der ihn bildete. Er mußte verschwinden. Er ist nicht mehr da, der segensvolle Mittelstand des Landes. Seine Kraft mangelt allenthalben, wo wir nur immer hinblicken. Sie zeigt sich nicht mehr in den Ratstuben unsrer Städte. Sie zeigt sich nicht mehr in den Gemeindeversammlungen unsrer Dörfer. Oder wo ist sie? In welchem Winkel des Landes zeigt sich seine Würde und seine Kraft? Wo findest Du die im Mittelstand ausgezeichneten Bürgermänner und Volksmänner der Vorzeit, die am Tag der Not und Gefahr wie Felsen im Land dastanden und mit Gut und Blut zur Sache Gottes, zur Sache des Vaterlandes, zur Sache des Fürsten, zur Sache der Ruhe, der Ordnung, des Rechts und der Wahrheit, zur Sache der Witwen und Waisen, zur Sache der Barmherzigkeit und des Mitleidens standen, sich hingaben und aufopferten und in diesen Tagen der öffentlichen Not und der öffentlichen Sorgen Gehör fanden und Achtung und Dank, beides, beim Fürsten und beim Volk, und die dann wieder in den glücklichen Tagen eines beruhigten Zustandes im Lande ihr stilles, häusliches Geschäft unbemerkt mit gesegnetem Fleiß in ihren Wohnstuben trieben und keinen weitern Einfluß im Lande suchten, als denjenigen, den ihnen die öffentliche Achtung ohne ihr Zuthun gewährte? Wo sind sie, diese Männer des Mittelstandes, die mit solchen Kräften für das öffentliche Wohl keinen Einfluß im Lande suchten, als den, zu dem sie das öffentliche Zutrauen im Land hinrief? Diese Männer, die zwar in ihren Wohnstuben nicht gern regiert sein wollten, aber auch außer denselben nichts zu regieren und auf keine Weise eine Kuh im Land zu melken suchten, die sie nicht vorher redlich gekauft und bezahlt hatten, wo sind sie? Wo sind diese Männer des Mittelstandes, die der krumme, böse und schlechte Mann im Lande, wenn er auch äußerlich höher stand, als sie, und selber in seinem Unrecht höhern Schutzes sicher war, dennoch um der öffentlichen Meinung willen scheuen und fürchten mußte, daß er in tausend Fällen nicht thun durfte, was ihn gelüstete? Wo ist der Mann, von dem die Witwe, der Waisling und der Schwache und Bedrängte ausspricht: Solange dieser Mann in unsern Mauern, in unsrer Gemeinde lebt, wird mir nichts böses begegnen, er wird mich gegen jedes Unrecht schützen und sichern? —

Ich weiß nicht, ob ich sagen muß, das Verschwinden solcher Männer ist die Ursache des verschwundenen Mittelstandes, oder der verschwundene Mittelstand ist die Ursache des Verschwindens solcher Männer. Genug, dieser Stand ist verschwunden, diese Männer sind

verschwunden. Unsere Bürgermänner, unsere Volksmänner, wie sie als schützende Felsen der Ehre, des Rechts und des Segens ihrer Städte und ihrer Dörfer gerecht und still und fromm, aber mächtig in Kraft und That unter uns dastanden — unser Mittelstand ist in unserer Mitte verschwunden.

Und was ist hier zu thun? — Offenbar, sagte Glülphi zu sich selber, offenbar lenken unsere Staaten durch den Verlust unsers Mittelstandes zur allgemeinen Abschwächung, beides, der obern und untern Stände, und wir gefahren dadurch einen Landeseinfluß des Reichtums, der unabhängend von seinem guten oder schlechten Gebrauch und ebenso unabhängend von der Kraft oder Kraftlosigkeit des Mannes, in dessen Hand er sich befindet, allgemein im ganzen Land als der einzige nervus rerum angesehen und angebetet werden wird.

Die Geschichte und Erfahrung sagt uns, daß alle Großreichen, die nichts als das sind, immer mit einer bedeutenden Anzahl von Menschen umgeben sind, die alles Erwerbes und aller Realverdienste unfähig, aber durch eine Scheinbildung in Alltagskenntnissen, im Tanzen, Reiten, Spielen, und allfällig in den Kenntnissen der Koch- und Putzmacherkunst sich zu einem Grad von Bettlernotabilität erhoben. Es ist notorisch, daß die Großreichen aller Staaten, die nichts als das sind, die Scheinbildung einer solchen Bettlernotabilität begünstigen und auf solche Art gebildete Menschen in ihr Gefolg nehmen, ihnen den Eintritt in ihre Häuser erlauben und sie an den Spielwerken der Vergeudung des öffentlichen und Privatvermögens teilnehmen machen, wodurch sie diese Leute in den Stand stellen, mit dem vom Hochreichtum auf gleiche Art begünstigten, ins Ungeheure angeschwollenen Dienststande im Land vereinigt ein Blendwerk eines Mittelstandes aufzustellen, der kein Mittelstand ist, und im Gegenteil, ich möchte sagen, mit jedem Atemzug, den er thut, die Kräfte des wahren Mittelstandes aushaucht, vergiftet und, also zugerichtet, in der Luft verschwinden macht und endlich die öffentliche Meinung von dem, was diesen Stand wahrhaft ausmache, bald zu einer bloßen Idee herabwürdige, die nirgend in der Wahrheit bestehe, sondern nur in den Köpfen von Philosophen und Träumern ausgeheckt worden.

Glülphi hing dieser Ansicht einen Augenblick mit Wehmut nach, warf wieder einen Blick auf seine Schule und auf seine Traumnacht und sprach dann mit der Kraft der entschlossenen, innern Ueberzeugung das Wort aus: Es kann geholfen werden, es kann dennoch geholfen, der Mittelstand kann in seiner Kraft und in seiner Wahrheit wieder hergestellt werden, und zwar durch Mittel, deren Keime in meiner Schule offen vorliegen und deren sicheres Wachstum in meiner Traumnacht offen vor meinen Augen lag. Aber wenn's geschehen soll, so kann es nur durch Zeit und Geduld erzielt werden, und was bei zehn und mehr Jahren für diesen Zweck geschehen kann, darf nur als Vorbereitung und Anbahnungsmittel der Hoffnungen und Ahnungen, die hierin stattfinden, angesehen werden. Das, was jetzt von einzelnen

Menschen und selber von guten Herrschaftsherrn, wenn sie auch in einer so vorteilhaften Lage sind, als Arner, geschehen kann, ist unter den Umständen und in der Lage, in der die Welt jetzt ist und gern bleiben will, wie ein Tropfen süßes Wasser, den man in ein gesalzenes Meer schüttet; doch wenn einem nichts mehr zu Gebote steht, muß man sich mit diesem wenigen begnügen und in jedem Falle müssen die Anfänge zu einem diesfälligen Ziel durch Mittel angebahnt werden, die denen gleich sind, die Arner hiefür versucht. Indessen bin ich doch für die Zukunft nicht ohne Hoffnung. Wenn Bylifsky ganz ist, was ich ahne, und Glück hat, wie ich hoffe, so kann er vielleicht mit der Zeit kleinere und größere Bäche in das Salzmeer hineinlenken, in das wir jetzt nur einzelne Tropfen hineinzuschütten vermögen.

85. Er stieg durch sein Herz und nicht durch seinen Kopf auf die Höhen seiner Menschlichkeit.

Aber so gern ich meinen Glülphi in den Folgen des Eindrucks, den seine Träumernacht auf ihn machte, ins Auge faßte, und so gern ich mich lange bei ihm aufhielte, wie ich mir ihn in den ersten Folgen dieses Eindrucks vorstellte, so muß ich mich doch nicht länger dabei aufhalten, als er sich selber dabei aufhielt. Er vergaß schon an demselben Morgen, sobald er in seine Schule hineintrat, seinen Traum, die Welt und alles Dichten und Trachten nach Welt- und Volksverbesserung. Er war ganz wieder mit Leib und Seele der Schulmeister, der nur den Augenblick vor sich sah, in dem er jetzt als Vater und Lehrer in der Mitte seiner Kinder dastand. Er lebte ganz in diesem Augenblick der Gegenwart. Die Vergangenheit war gleichsam wie der Traum der Zukunft, der die Nacht vorher seine ganze Seele erfüllte, verschwunden. Er sah jetzt wieder nur seine Kinder. Ihr Dasein verschlang ihn jetzt in diesen Pflichtstunden seines Lebens, wie wenn außer seinen Kindern neben ihm keine Welt wäre. O, könnte ich doch die Kraft seines jetzigen Schulmeisterlebens schildern, wie sie wirklich war! Sie bestand wesentlich im wachsenden Festhalten seiner Aufmerksamkeit auf jedes einzelne Kind, und zwischen hinein werfe ich noch das Wort: Wahre Menschensorge ist individuell; Götter mögen das Ganze, Götter mögen die Welt besorgen; der Menschen Sorge für den Menschen ist Individualsorge und das Christentum ist Heiligung dieser Individualsorge, indem es den einzelnen Menschen als einzelnen, ohne alles Begleit und ohne Zugabe in die Arme seines Vaters hinführt und dem Herzen seines Erlösers nahe bringt. — Glülphi sah jetzt nicht mehr den Haufen seiner Kinder. Dieser Haufen, so wie er zusammen dastand, war jetzt nichts mehr für ihn. Jedes Kind stand einzeln vor ihm und er lebte, wenn er's erblickte, oder wenn er nur an dasselbe dachte, so ganz in ihm, wie wenn sonst kein anderes neben ihm da wäre. Aber es war auch kein einziges, das er nicht also ins Auge faßte, wenn er es erblickte oder an es dachte.

Soweit hatte sich der Mann in seinem Schulmeisterdienst zu der Mutterkraft erhoben, mit welcher das edelste Weib in dem Augenblick, wenn es seinen Säugling an die Brust legt, nicht denkt, daß es noch ein anderes Kind habe, aber wenn sein Bruder auch nur mit einem kleinen Schmerz am Finger zu ihr hinspringt, den Säugling beiseits legt und nicht mehr an ihn denkt, bis es den Finger des Bruders mit mütterlicher Zartheit verbunden und er dankend und zufrieden wieder von ihr wegspringt. Also trug er die Kinder seiner Schule alle in seinem Herzen. Dadurch aber kam er auch dahin, daß er Tag für Tag die Stufe, auf der jedes derselben in seinem Unterrichte stand, genau kannte. Er sah mit jedem Tag tiefer in das Herz eines jeden und kannte mit jedem Tag mehr all' ihr Dichten und Trachten, und ebenso wie in seine Kinder drang er mit jedem Tag tiefer in den Geist seines Unterrichts und seiner Mittel hinein. Er fühlte besonders mit jedem Tage mehr das große Verderben der trügenden Abrichtungskünste unsers Geschlechts, durch die wir immer mehr dahin gelangen, nicht nur mehr zu scheinen, als wir sind, sondern uns selbst zu täuschen und wirklich zu glauben, daß wir seien, was wir nicht sind. Er fühlte dieses Verderben der Abrichtungskünste in sittlicher Hinsicht vorzüglich in dem Einfluß der auswendig gelernten und gedanken- und gefühllos dahergeplapperten Gebete auf unsere Selbsttäuschung. Er fühlte es in dieser Rücksicht ebenso in dem Selbstbetrug, in dem wir den Traumeindruck belebter Bilder und Wörter von religiösen Gegenständen für wirklich religös belebte Kraft unsers Geistes und unsers Herzens ansehen. Er erkannte es in geistiger Hinsicht in den Folgen gedankenlos gelesener, nur mit dem Gedächtnis wörtlich gefaßter, so geheißener Verstandesübungen in den Schulbüchern, und hinwieder in der Selbsttäuschung, die notwendig daraus entspringt, wenn wir uns durch das Gedächtnis das wörtliche Bewußtsein von Wahrheiten einüben, die, um wirklich gefaßt und begriffen zu werden, einen weit gebildetern und höhern Grad der Denkkraft und des Urteilsvermögens voraussetzen, als derjenige ist, den Kinder besitzen. Er erkannte es endlich in Kunst- und Berufshinsicht in vielseitigen Angewöhnungen, Sachen, die wir hundert und hundertmal schon gethan haben, dennoch auf eine ungeschickte und der Natur dieser Sache nicht angemessene Weise in die Hand zu nehmen und dabei trotz aller Erfahrungen doch nicht in den Stand kommen, unsere Ungeschicklichkeit und Ungewandtheit darin einzusehen, sondern wie ein alter Schneider, der hundert und hundert Kleider immer zuschneidet, wie er es von seinem Lehrmeister gelernt und bei aller seiner Ungeschicklichkeit und Ungewandtheit ewig nie dahin kommt, einzusehen, daß, wenn er gelernt hätte, die Menschenform, die er bekleiden soll, fester und genauer ins Auge zu fassen und auch das Tuch, das er verschneiden soll, bei jedem Schnitt, den er macht, gewandter in die Hand zu nehmen und vielseitiger anzuschauen, er dadurch ein besserer Schneider würde und dabei noch gar viel Tuch ersparen könnte, das er unnützerweise verschneidet.

Bei dieser täglich wachsenden Erkenntnis des vielseitigen sittlichen, geistigen und physischen Verderbens unserer Abrichtungskünste und des verhärteten Routinelebens unsrer Zeitmenschen, das eine Folge der auf das höchste gesteigerten Routinefertigkeiten unsers Geschlechts, wurde er täglich mehr von der Wichtigkeit der elementarischen Ausbildung unserer sittlichen, geistigen und Kunstkräfte überzeugt.

86. Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist gar nichts nutz. Der Geist ist geeignet und fähig, beides, zu bilden und gebildet zu werden; das Fleisch hingegen ist geeignet und fähig, mit Haut und Knochen und auch mit Augen und Ohren abgerichtet zu werden, und hat hinwieder in Haut und Knochen, in Augen und Ohren eine sinnlich-tierische Neigung, andere abzurichten, wie es selber abgerichtet ist.

Er suchte bei den ersten Uebungen des Rechnens das Anschauungsvermögen der Kinder durch sinnliche Darlegung ihrer Verhältnisse zu beleben und zu stärken, und dadurch ihre sinnlich also vielseitig begründete Anschauung der als Zahlverhältnis vor ihnen stehenden Gegenstände zum innern, geistigen Bewußtsein dieser Verhältnisse zu erheben. Er ordnete die Reihenfolgen der Zahlen für diese Kinder auf eine Weise, daß das Resultat der Bildung des geistigen Anschauungsvermögens und der daraus entspringenden Schlußkraft, welche zur weitern Behandlung der die Denkkraft bildenden Zahlübungen notwendig sind, mit Sicherheit erzielt werde. Diese Behandlung der Anfangsübungen des Rechnens schien im Anfang allen Personen, die rechnen konnten und selber dem Pfarrer und dem Junker unzweckmäßig und unbegreiflich. Die Kinder schienen eine Weile gar nicht zu lernen, was man gewöhnlich rechnen heißt, aber nach wenigen Wochen entfaltete sich in ihnen eine innerlich belebte Rechnungskraft, die diese Herren mit samt ihrer innerlich toten, durch bloße Abrichtungsmittel erzielten positiven Rechnungskunst vor sich selber erröten machte, indem sie selber mit der ganzen Kunst ihrer Rechnungsfertigkeiten die kindlichen Rechnungsaufgaben nicht mit der Leichtigkeit auflösen konnten, mit welcher dieses selbst die jüngsten Kinder thaten. Das fiel ihnen um so mehr auf, da die größern und vorgeschrittenern seiner Kinder durch die psychologisch geordneten Zahlübungen zu einer solchen allgemeinen, innern Belebung der Denk- und Forschungskraft gelangten, daß die Anwendung dieser Kräfte für sie einen Reiz hat, der es ihnen beinahe unmöglich machte, irgend einen Gegenstand oberflächlich und gedankenlos ins Auge zu fassen. Es bildete sich im Gegenteil in ihnen täglich mehr und täglich sichtbarer eine Genauigkeit und Bestimmtheit im Anschauen und Beurteilen aller Gegenstände, daß ihre sich solid begründende und wachsende Denkkraft, beides, in ihrem Schweigen und in ihrem Reden immer mehr auffiel.

Noch mehr aber als Arner und den Pfarrer übernahm es Glülphi selbst, da er nach einigen, durchgeführten, diesfälligen Anfangsübungen fand, daß er in der Klarheit der innern Darstellung der Zahl mit den kleinsten Kindern nicht gleichen Schritt halten, sondern

durch die Routinefertigkeiten der Rechnungskunst, zu der er eigentlich nicht gebildet, sondern abgerichtet worden, das Fundament der wahren Rechnungskraft, das reine, geistige Bewußtsein der Zahlverhältnisse in ihm selber geschwächt war. Er überzeugte sich durch diese Erfahrung, in welchem Grad es für die geistige Bildung der Kinder nachteilig ist, den Unterricht im Rechnen mit dem Auswendiglernen des Einmaleins und mit den Abrichtungsmitteln zur Kenntnis der vier Spezies und der Regeldetri anzufangen und selbigen darauf zu begründen. Er gestand es sich selbst ein, daß er gegenwärtig in seinem fünfundvierzigsten Jahr die eigentlichen Fundamente des bildenden Rechnens sich mit seinen Kindern erst selbst zum klaren Bewußtsein bringen müsse, und diese Erfahrung führte ihn dann sehr bald zuerst zu einer dunkeln Ahnung, dann aber sehr bald zu einer sehr klaren Ueberzeugung, daß der Unterricht in der Geometrie, eben wie der in der Arithmetik, zuerst durch Anschauungsübungen aller Verhältnisse des Raumes, der Ausdehnung und der Form psychologisch müsse begründet werden, um die geistige, die Formverhältnisse innerlich fassende und schaffende, reine Kraft zu begründen und zu entfalten, so daß er jetzt mit seinen Kindern die Elemente der Raum- und Formverhältnisse auf eben die Weise behandelte, wie er es mit den Zahlverhältnissen gethan hatte. Er erhielt aber auch bei dieser Behandlung bei seinen Kindern das nämliche, und ich muß sagen, noch ein größeres Resultat. Der Eindruck, den der erste Erfolg dieser Uebungen auf ihn hatte, brachte ihn wirklich noch zu einem größern Erstaunen als dasjenige war, zu dem er durch den unerwarteten Erfolg seiner psychologisch geordneten Zahlübungen gelangte. Er sah durch diese Uebungen sechs- und siebenjährige Kinder dahin gebracht, verwickelte Ausdehnungs- und Formverhältnisse durch die Kraft ihrer innern Vorstellung mit einer Leichtigkeit äußerlich anschaulich machen, die den vorgerücktern zwölf- und vierzehnjährigen Kindern unmöglich war beizubringen. Er sah also offenbar, daß die eigentliche, reine Urkraft der Geometrie in dem Alter, in dem man diese Wissenschaft gewöhnlich erst anfängt zu erlernen, in ihren ersten Anfangsbedürfnissen schon soviel als geschwächt und gelähmt dastehe, und er war jetzt ganz überzeugt, daß die ersten Uebungen der Geometrie mit den Kindern im fünften, sechsten und siebenten Jahr müßten betrieben werden, aber auch, daß diese Uebungen ihrer Natur nach so einfach sind und so einfach sein müssen, daß jede gebildete Mutter diese Anfangsgründe, wenn sie sich nur ein wenig Mühe gibt, sich dieselbe zueigen machen und ihren Kindern in der Wohnstube mit der größten Leichtigkeit selber geben kann.

87. Der Eindruck bestimmter Erfahrungen der elementarischen Entfaltung unsrer Geistes- und Kunstkräfte, beides, auf einen kraftvoll gebildeten Ehrenmann und auf unschuldige Schulkinder.

Dieser Gang der Ideen über die Bildung und Entfaltung der menschlichen Kräfte, die unsern Kenntnissen und Fertigkeiten, wenn sie

für uns bildend sein wollen, zugrunde liegen müssen, beschäftigte ihn nunmehr mit großer Lebhaftigkeit und mit großem Interesse. Einmal stand er im ersten Staunen über seine diesfälligen Erfahrungen wie vom Blitz getroffen da und mußte unwillkürlich zu sich selber sagen: Steht denn in unsern Tagen das Erziehungswesen nirgend in einem einzigen seiner Fächer auf richtig berechneten Fundamenten? Vorher und bis auf diese Stunden hätte er eher an den Tod, als daran gedacht, daß z. B. das Schreibenlernen etwas anderes als die Uebung einer blos mechanischen Fertigkeit sei, und daß dieser Unterricht in die am vorzüglichsten gebildete Kraft unserer Zeit hineingefallen und also in demselben auch auf eine vorzügliche und vielleicht unübertreffliche Art gegeben werde. Aber jetzt fing er plötzlich an, ohne daß er noch eigentlich recht wußte warum, auch dieses Unterrichtsfach nicht als vollkommen psychologisch begründet anzusehen und ins Auge zu fassen. Es stand ihm jetzt lebendig vor seinen Augen, wie seine Kinder durch ihre Uebungen in Raum- und Formverhältnissen diese Verhältnisse durch ihr innerlich gebildetes Erfindungsvermögen gleichsam durch sich selbst fanden und durch sich selbst zu einem großen Grad von Leichtigkeit und geschmackvoller Zartheit in der Darstellung derselben gelangten. Er dachte sich jetzt diese Erfahrungserscheinung im Zusammenhang mit der Art, wie er in seiner Jugend zeichnen gelernt, und faßte jetzt den Gang, wie sich seine Kinder in ihren geometrischen Anfangsübungen im Ganzen ihrer Bildung zur Kunstkraft entfalteten, im Zusammenhang mit der Erlernung der Zeichenkunst ins Auge, und fand dann, daß die Bildung der Hand und des Auges der eigentliche Quell sei, aus dem die Zeichenkunst gleichsam von selbst hervorgehe, und daß die psychologisch geordneten Anfangsübungen der Geometrie als das eigentliche A B C aller Hand- und Augübungen, aus denen die Zeichnungskunde in ihrem ganzen Umfang hervorgehen müsse, angesehen werden muß. Zugleich ward ihm jetzt auch heiter, daß das Schreibenlernen nichts anderes sei als eine mechanische Einübung einiger weniger einzelner Formen des Zeichnens, folglich aus den wesentlichen Anfangsübungen dieser Kunst hervorgehen müsse.

Auf diese Ueberzeugung gestützt, stellte er alle schon angefangenen Schreibübungen bei seinen jüngern Kindern auf einmal plötzlich ein, indem er die kraftvolle Ausbildung der Hand und des Auges als die allgemeine Basis des Schreibens eben wie des Zeichnens erkannte und als bildendes Vorbereitungsmittel, beides, zum Schön- und zum Schnellschreiben notwendig und wesentlich fand. Er ging noch weiter, er fand in diesen elementarischen Uebungen der Geometrie und in dem damit verbundenen Bildungsmittel der Kunsthand und des Kunstauges die wesentlichen Fundamente der Volksbildung für alle Handwerke, Berufe und für den ganzen Umfang aller männlichen und weiblichen Arbeitsgattungen und überhaupt aller Fächer der Industrie. Er erklärte sich jetzt auch bestimmt, daß eine den Ansprüchen der Menschennatur und den Bedürfnissen der Zeit genugthuende Volks- und Nationalbildung

nur dadurch angebahnt werden könne, wenn die Entfaltung der Grundkräfte unsrer Natur auf eine mit dieser Natur übereinstimmende Weise durch psychologisch geordnete Mittel erzielt und diese jetzt noch so vielseitig mangelnden Mittel von allen Seiten erforscht, geprüft und benutzt würden.

Die Führung seiner Schulkinder, die aus diesen Ansichten und aus diesen Bestrebungen hervorging, ergriff diese auch an Leib und Seele, um so mehr, da selbige mit ihrem ganzen Sein und Thun im innigsten Zusammenhang stand, also daß die Anwendung derselben auf die Reinlichkeit der Wohnstube, auf die Ordnung im Stall, auf ihr Urteil über Schmiede- und Wagnerarbeit, über pflügen und säen, über karren und fahren gleichsam von selbst hervorging.

88. Glülphi fühlt, wie sehr ihr ganzes Treiben und Thun in Bonnal nur noch ein schwacher Anfangskeim von allem dem ist, was sie suchen und wünschen, gründet aber doch die Möglichkeit der Anbahnung einer reellen und soliden Volksbildung auf Geschichte und Erfahrung.

Zwar zeigte sich dieses Hervorgehen der thatsächlichen Anwendung der Kräfte, die er in seiner Schulstube rein, aber gründlich, allseitig und übereinstimmend entfalten wollte, wie er sie in der Gertrud Stube entfaltet sah, nur noch soviel als das neue Erscheinen eines Keimes, der eben aus dem Boden hervorsproßt, aber Zeit, Geduld, Wartung und Sorge bedarf, bis zur Reifung der wirklichen Frucht, die er verspricht, zu gelangen vermag. Doch war dieser Keim dem Auge Glülphis schon sichtbar. Auch einige Eltern seiner bessern Schulkinder bemerkten, daß diese sich vielseitig in ihrem häuslichen Benehmen zu ihrem Vorteil änderten und besserten. Vorzüglich aber bemerkte Gertrud jeden auch noch so kleinen reellen Vorschritt der Kinder in der wirklichen Kraftäußerung ihrer sich entfaltenden geistigen, sittlichen und sinnlichen Grundlagen aller äußern Fertigkeiten und Gewandtheiten, die ihnen durch eine gute Erziehung eingeübt und beigebracht werden müssen. Sie machte auch Glülphi bei jeder auch noch so kleinen Erscheinung solcher Fortschritte aufmerksam auf dieselben, und er ward durch diese täglich vor seinen Augen stehenden Anschauungserfahrungen vollkommen überzeugt, daß die Ahnungen und Hoffnungen, die ihm so lebhaft vor der Seele standen, nichts weniger als aus der Luft gegriffen und in unserer wirklichen Welt ein unausführbares Spiel einer sich in den Abwegen der Phantasie verirrten Einbildungskraft waren. Er ward vielmehr überzeugt, daß der ganze Umfang dieser Ahnungen und Hoffnungen eigentlich das wahre Bild der Resultate einer in der Angelegenheit der Volkserziehung und Nationalkultur wirklich weit vorgeschrittenen Staatskunst sei, deren inneres Wesen in allen Epochen der Geschichte, die für die Volksbildung und Nationalkultur als Muster und Vorbilder dastehen, wirklich ausgeführt in ihren Mitteln und in ihren Resultaten als wirkliche, unleugbare Thatsachen vor den Augen der unbefangenen

Welt dastehen und anerkannt werden müssen, indem selber der in unsern Tagen noch bestehende Nationalsegen der auf den höchsten Gipfel der Staats- und Bürgerkraft erhobenen Königreiche, Provinzen, Städte und Oerter, namentlich England, Holland, die Hansestädte, sowie die blühendsten Städte der Schweiz und vieler andern Orte, den ganzen, ausgezeichneten Vorschritt ihrer Staatskraft und ihres städtischen und ländlichen Orts- und Haussegens einer Denkungs- und Handlungsart zu danken haben, die das ehemalige, reale Dasein nicht nur von Sitten, Denkungs- und Handlungsweisen, sondern auch von öffentlichen Staats- und Ortseinrichtungen beurkunden, welche mit dem Geist und dem Wesen der Ahnungen und Hoffnungen dieser Träumernacht in vollkommener Uebereinstimmung stehen, und durchaus als thatsächliche Folgen einer in der Vorzeit wirklich vorhanden gewesenen und in wirklicher Ausführung gestandenen, mit diesen Ahnungen und Hoffnungen ebenfalls übereinstimmenden, in der Nationalbildung und Volkskultur solid vorgeschrittenen Staatskunst angesehen und anerkannt werden muß.

Er fand aber freilich auch, daß diese alte, in unserer Mitte erloschene Staatskunst, deren Geist und Wesen wir in der Sittenlosigkeit des Verschleuderungstaumels unserer Zeit verloren, nach den Lagen und Bedürfnissen unserer Zeit neu gestaltet und in neuen Formen wieder belebt werden müsse, daß ihr Geist und Wesen aber ewig nur aus der Wiederherstellung einer, unserm Luxus, unserer Verzärtlung und unserer Verkünstlung entgegenstehenden, von oben herab begünstigten und bis in die niedersten Hütten hinab belebten Nationalenthaltsamkeit und Nationalgenügsamkeit hervorgehen könne, deren solide Wiederherstellung um so dringender, aber auch um so schwieriger sei, weil bestimmt die Staaten, Provinzen und Städte, die durch die Folgen einer in Rücksicht auf die Nationalbildung soliden Staatskunst und Ortsregierung sich zum höchsten Grad der öffentlichen Staatskraft und des örtlichen Wohlstandes und des Privatwohls der einzelnen Menschen („erhoben hatten", fehlt im Texte) in alle Fehler des Verschleuderungstaumels unserer Zeit hinabgesunken und den alles auffressenden Folgen desselben unterlegen seien, so daß sie mit jedem Tag mehr die Realkräfte verlieren müßten, durch welche ihre Vorfahren ihren Wohlstand gegründet.

89. Eine Schwalbe macht keinen Sommer und Rom ist nicht in einem Tag gebaut worden, aber eine Maus schlüpft in einem Tag durch viele Löcher. Item, Gleich und Gleich gesellt sich gern und es ist leichter, einen Haufen von Niederträchtigkeiten zusammen zu tragen als einen Kornhaufen, und eine böse Zunge ist ansteckender als das gelbe Fieber.

Doch ich bin schon wieder voreilend in die Staatsansichten hineingefallen, zu welchen Arners Thun hinführen möchte, und muß wieder in mein gutes Bonnal und zu dem langsamen Gang aller Versuche, deren mögliche Folgen Glülphi in seiner Träumernacht so sehr erheiterten und begeisterten, und mich selber aus dem einfachen Gang

meines Thuns herausrissen, wieder zurückkehren, obwohl seine Ahnungen und Hoffnungen mit der Thatsache, die ich erzähle, im innigsten Zusammenhang stehen.

Alles Thun Arners und Glülphis ist jetzt blos noch als Privatversuch eines guten, edeln Herrschaftsherrn, der einen braven, kraftvollen Geschäftsmann zum Schulmeister gefunden und einen ebenso braven Pfarrer im Dorf hat, anzusehen, und ist für einmal vorzüglich geeignet, zu zeigen, was ein einzelner Mensch, wenn er das Wohl seiner Nebenmenschen in seinen Verhältnissen mit Ernst zu befördern als seine Bürgerpflicht und als seine Christenpflicht ansieht, zu leisten vermag; dann aber freilich auch, wie er, wenn er vom Staat nicht nur verlassen und gleichsam außer das Recht der öffentlichen Meinung und der öffentlichen Mitwirkung hinausgeworfen dasteht, sondern sogar noch von der von oben herab schlecht bearbeiteten öffentlichen Meinung und ebenso von einer von oben herab, wo nicht eingelenkten, doch zugelassenen Entgegenwirkung in seinem Thun gestört und verwirrt wird, wie er, sage ich in diesem Fall, in seinem guten Privatthun dann noch fast unübersteigliche Schwierigkeiten zu überwinden hat.

An sich selber konnten schon alle Vorschritte Arners und Glülphis zur Verbesserung Bonnals in Rücksicht auf die Schulführung der Kinder, sowie in Rücksicht auf das, was sie für die Erwachsenen durch ihre Sonntagsversammlungen zu erzielen suchten, nicht anders als langsam sein. Dabei verwirrten und hemmten noch äußere Hindernisse den schon an sich langsamen Gang dieser Versuche. Selber die Einmischung der elenden Eichenbergerin war nichts weniger als unbedeutend für die Verwirrung und Erlahmung ihrer Versuche im Dorfe. Sie wußte alles, was im Schloß, im Pfarrhaus und in der Schule vorging, in vielen Häusern auf eine Weise darzustellen, daß es manche Leute im Dorfe über Arner, Glülphi und wer es mit ihnen hatte, in böse Laune brachte oder sie ihnen verächtlich machte. So wußte sie den Umstand, daß er einige Kinder, die schon zu schreiben angefangen hatten, wieder damit aufhören gemacht, dahin zu benutzen, daß einige Narren im Dorf sich von ihr angeben ließen, er zeige dadurch offenbar, daß er die Bauern wieder zu der alten Dummheit, in der sie vor hundert Jahren gewesen, zurückführen wolle, wo keiner von ihnen seinen Namen schreiben konnte, sondern seine Unterschrift und Bestimmung zu dem, was ihm vorgeschrieben worden, mit einem Kreuz bezeugen mußte. Es war aber auch wirklich zum lachen, wie sie es durch das ungleiche Geschwätzwerk, das sie darüber im Dorf trieb, dahin brachte, daß, während man in der einen Gasse behauptete, er wolle die Bauernbuben zu Philosophen machen, die nicht mehr an einen Gott glaubten, und vor lauter Gescheidtheit, die sie aus den Büchern lernten, ihr Haus und Hof verlumpen würden, dann wieder in einer andern Gasse behaupteten, er werde sie ganz zu der alten Dummheit zurückführen, daß sie wieder katholisch würden und ihren Namen mit einem Kreuz bezeichnen müßten.

Sie wußte aber auch den feinsten Mann, der nach dem Hummel im Dorfe war, den Weibel, in ihr Lumpeninteresse zu ziehn. Dieser Mann hatte den Gang des Hummel zum Galgen mit allen seinen Folgen gar nicht ungern gesehen, denn er glaubte sicher, es sei kein Mensch im Dorfe, dem der Junker die Vogtstelle anvertrauen könne als ihm, und war auch äußerst verdrießlich und böser Laune, als Arner den Meyer zum Vogt machte. Doch er kannte diesen zum voraus als für diesen Dienst unbrauchbar und war sicher, er komme so geschwind wieder davon, als er dazu gekommen und war in dieser Rücksicht wohl getrost und voll Glauben, diese Stelle werde ihm zum zweitenmal nicht fehlen; aber seitdem das Baumwollenmareili und sein Bruder beim Junker, wie man im Dorf sagt, der Hahn im Korb war und man hie und da anfing zu sagen, wenn der neue Untervogt, wie man nicht zweifle, seinen Dienst aufgebe, so werde niemand anders als der Baumwollenmeyer Vogt werden, wurde der Weibel so wütend, daß er schwur, alles in der Welt zu probieren, dem Junker Verdruß und ihm seine Herrschaftsstelle so zur Last zu machen, daß sieben Baumwollenmeyer mit allem ihrem Geld nicht imstande sein sollten, ihm sie leichter zu machen. Und da er wußte, daß die Eichenbergerin und zwar im Auftrage der Sylvia, die er gar wohl kannte, die ganze Bonnaler Sache im Dorf verschreie und den Bauern als eine Sache vorstelle, die man in der ganzen Welt und am allermeisten in der Hauptstadt und bei Hofe als eine völlige Narrensache ansehe, die in alle Ewigkeit keinen Bestand haben könne und keinen Bestand haben werde, so war er jetzt seit ein paar Tagen auf den Beinen, um die Eichenbergerin, die er sonst so sehr haßte und verspottete, daß sie vor Angst, von ihm auf eine Weise, wie es ihr ein paar mal begegnet, empfangen zu werden, nicht in sein Haus hinein durfte, aufzusuchen und Gelegenheit zu haben, mit ihr zu sprechen. Er fand diese auch bald, und war jetzt in seinem Benehmen gegen sie wie ein umgekehrter Handschuh, bemitleidete ihr Unglück, das ihr in der Audienzstube begegnet, mit dem Zusatz, daß, wenn er da gewesen wäre, er gewiß dem Junker vorgestellt hätte, wie das nicht gehen könne, daß er einer Person von ihrem Rang und von ihren Bekanntschaften und von ihrer Erziehung so mit dem Harschier drohen dürfe. Dann ließ er sich in ein weitläufiges Gespräch mit ihr ein, wie verkehrt der Junker alles anfange, welch ein elender Kerl sein neuer Untervogt sei, und wie der Baumwollenmeyer, wenn er, wie man jetzt allgemein sage, Untervogt werde, imstande sei, den Junker und das ganze Dorf in seinen Sack hineinzustecken und hinzutragen, wo es ihn gelüste.

Das war der Eichenbergerin eine gemähte Wiese. Sie schrieb auf der Stelle an Sylvia, wie sie an dem Weibel, der weitaus der geschickteste und erfahrenste Mann im Dorfe sei, für ihre gemeinsame Sache einen Fund gemacht und wie sie an ihm sicher alle Hilfe habe, die sie bedürfe, und wie sie durch ihn jetzt auch den Baumwollenmeyer, den sie schon vorher für einen hochmütigen und eigennützigen Geizhals

gehalten, jetzt vollkommen kenne und wisse, was es mit ihm sei und wie er, wenn er Untervogt werden sollte, für den Junker und für das Dorf ein noch weit gefährlicherer Mann werden könne, als es der Hummel, dem doch gewiß in vielen Stücken Unrecht geschehen sei, je gewesen sein möchte.

Es ging jetzt auch nicht lange, so war in allen Häusern, in die die Eichenbergerin hineinschleichen und in denen sie ihr Gift mischen konnte, allgemein ein lautes Gerede darüber, wie der Junker einen Mann, wie den Meyer, den ein jedes Weib an der Nase herumführen könne, zum Vogt machen und wie der Baumwollenmeyer, den er jetzt dazu machen wolle, ein zweiter Hummel werden könne, den er selbst und das Dorf gewiß bald genug satt bekommen würden.

Der Einfluß dieser armseligen Eichenbergerin ward aber vorzüglich von den Leidenschaften unterstützt, die durch die Bestrafungsweise des Hummel und die Nachforschungen über die meisten Vorgesetzten und reichen Bauern in Bonnal, die sich Veruntreuung am Gemeindegute und am Schloßeigentum hatten zuschulden kommen lassen, veranlaßt waren, eben wie durch den Neid und Haß, der durch Verteilung des Gemeindeguts und durch die Hoffnung zu zehntfreien Aeckern, die er den Spinnerkindern versprochen, bei den Reichen im Dorfe rege gemacht worden waren.

90. Der Ingrimm eines in seiner Lebensordnung und Lebensehre gestörten Schulmeisters; der Uebergang dieses Ingrimms in Aberglauben und dann des Aberglaubens in schwärmerische Anmaßungen; ferner, Uebergang dieser Anmaßungen zum Hinterfürwerden (von Sinnen kommen) und endlich ein Versuch zur Heilung dieses Hinterfürwerdens durch den Verkauf einer Kuh und durch eine Lustreise ins Schwaderlocherbad. Zwischen hinein die Sorgfalt von Zucker- und Kaffeephantasten, daß sie um kein Fronfastengeld kommen.

Auch die neue Schulführung belebte hie und da einige Leidenschaften, vorzüglich aber beim alten Schulmeister. Selbst, nachdem er das große, gute Ehrenessen aus dem Pfarrhaus bekommen, fluchte er, voll von dem guten Wein, den ihm der Herr Pfarrer geschickt, bis ihn seine Schwester ziemlich unsanft, wie ihr wißt, ins Bett gebracht, hinter dem Tisch über den neuen Schulmeister und das Unrecht, das ihm der Herr Pfarrer zugefügt. Doch that er im Anfang, wenn er von dem Schulmeister redete, ganz stolz; er hielt ihn auch in seinem Herzen bestimmt für nichts anderes, als für eine Art Soldatenbettler, dem die Alfanzereien, die er um des Junkers Suppe willen in der Schule treibe, nur gar zu bald von selber erleiden (zum Ekel werden) würden, und verglich das ganze Wesen, wo er hinkam, dem schwangern Berg in der Fabel.

Aber da es nicht gerade in der andern Woche kam, wie er meinte, sondern ihm vielmehr seine besten Leute Tag für Tag mehr mit dem Berichte kamen, es rühme den neuen Schulmeister bald jedermann, und es sei wie verzaubert und wie wenn er es den Kindern anthun könne, so richte er mit ihnen aus, was er wolle, so ward ihm darüber so angst, daß er mit seiner Fabel vom schwangern Berg und der kleinen Maus, die aus ihm herauskroch, allmählich still zu werden anfing. Im Gegenteil, die Maus kam ihm jetzt bald wie ein Elephant vor, vor dessen Zähnen und Rüssel er sich fürchten müsse. Er faßte auch das Wort, das ihm einige Freunde sagten, es sei wie verzaubert, in einem weit stärkern Sinn auf, als es die verstanden, die es zu ihm gesagt haben. Er hatte es kaum gehört, so hielt er sich in seinem Innersten überzeugt, es gehe bei dem Glück, das der Schulmeister mit seinen Kindern habe, nicht mit rechten Dingen zu, der Teufel selber möge wohl dabei im Spiele sein, und dieser Narrengedanke, den er, sobald er ihn einmal im Kopfe hatte, nicht mehr los werden konnte, trieb ihn bald dahin, daß er nicht mehr anders konnte, als er mußte in wenig Tagen bei Nacht und Nebel anderthalb Stunden weit zu einem Senner im Münchhof gehen, der in der Gegend den Namen hatte, daß er gegen alle Zauberei und Lachsnerei erprobte Mittel habe und den Teufel in solchen Fällen zwingen könne, daß er thun müsse, was er wolle. Diesem bot er dann Geld an, wenn er dem neuen Schulmeister die Teufelsgewalt, die er auf seine Kinder ausübe, nehmen und still stellen könne.

Aber der Senner hatte das Herz nicht, sich an dieses Wagstück zu machen, das, wie er ahnte, weiter langen konnte, als der alte Schulmeister jetzt denken möchte, und ihm mehr schaden könnte, als das Geld, das er ihm dafür anbiete, wert sei. Er sagte ihm, wenn es Kühe-, Stieren-, Roß- oder auch Menschenkrankheiten, die von Hexen und Zauberern herkämen, besonders dergleichen Kinderkrankheiten anbetreffen würde, so wollte er ihm gut dafür sein, daß er helfen könnte, und wenn er ein armer Mann wäre, so wollte er ihm in solchen Fällen unentgeltlich helfen, wenn er rechten Glauben an ihn hätte, aber einen Schulmeister zu entzaubern, dem der Teufel helfe, seine Kinder zu lehren, diesen Fall habe er noch nie erlebt, und es sei in seinem ganzen Zauberbuch kein Rezept dafür da.

Als er so vom Münchhöfler-Senn jetzt heimkam, wußte er sich einige Tage nicht zu trösten und ging ganz still und traurig in seiner Stube, in der er sehr lange Zeit hatte, hinauf und hinunter. Nach ein paar Tagen aber hörte er von des Hartknopfen Gemurmel, das im Dorf herumging, der neue Schulmeister sei kein rechter Christenmensch und das ewige Heil der armen Kinder sei in Gefahr, wenn sie unter seinen Händen blieben. Dieses Gerede gab jetzt dem armen Manne wieder neues Leben. Der Heidenkerl, dachte er jetzt bei sich selber, thut also nicht blos mir, er thut auch dem lieben Gott Unrecht. Er schob jetzt auch sogleich seinen Zorn über ihn auf Rechnung des

Unrechts, das er der Religion und dem lieben Gott selber thue, und nicht mehr auf seine eigene. Das änderte jetzt seine Ansichten über diesen Gegenstand. Sein Zorn über diesen neuen Schulmeister wurde nun in seiner verirrten Seele ein hoher, geistiger, ein heiliger Zorn. Sein Eifer ward jetzt in seiner Vorstellung ein Eifer für die Sache der Wahrheit, des Rechts und der Religion.

Er hieß ihn jetzt einen Heidenmann, seine Schule eine Heidenschule und verglich das, was man darin trieb, der Kaufhausarbeit im Tempel zu Jerusalem, das mit samt dem Schulmeister nichts besseres verdiene, als daß es ihm gehen sollte, wie es der liebe Heiland den Taubenverkäufern und den Geldwechslern gemacht habe. Das nicht mehr Auswendiglernen des unverständlichen und verwirrten Wortkrams, das der Pfarrer nicht mehr haben wollte, hieß er jetzt eine Verleugnung des wahren Glaubens und das Verkleiben der Streitfrage, die dem Michel Juck das Leben gekostet, eine Verstümmelung des geoffenbarten Willens Gottes, mit dem Zusatz: wenn man eine jede Frage verkleiben wollte, die einen Totschlag veranlaßt hätte, so solle man in der Christenlehre die Frage zeigen, welche man dann nicht verkleiben müßte.

Doch redete er nur so, wenn er allein war; denn er war nicht von der Art der alten, mutvollen, ehrlichen Phantasten, die Leib, Ehr' und Blut, von Brot will ich nicht reden, an das setzten, was sie für Gottes Sache ansahen, sondern vielmehr von der Art der neuen, mutleeren und ängstlichen, neumodischen Zucker- und Kaffeephantasten, die ihrem Leib und Blut und auch ihrem Brot notwendig soviel Sorgfalt, auch noch mehr als die Weltmenschen, die keine solche Phantasten sind, angedeihen lassen müssen, weil sie mehrenteils, wie der Schulmeister, von Jugend auf verderbter, schwächlicher Natur oder wenigstens nicht so kraftvoll, gradsinnig, mutvoll ehrlich sein können, als sie wohl gern wünschten, wenn das Ehrlichsein nur nicht soviel Mühe, Selbstüberwindung und Anstrengung kostete!

Er redete nur so, wo er allein war oder wo er trauen durfte, und trug auch alle Sorge, daß der Junker es nicht etwa erfahre und ihm dafür das Fronfastengeld nehme, welches er ihm, wenn er den Schulmeisterdienst schon nicht mehr versah, gelassen hatte, aber freilich mit dem Zusatz, solange er sich in Rücksicht auf den neuen Schulmeister und das, was man jetzt in der neuen Schule treiben werde, vernünftig und bescheiden aufführen und sein Maul darüber nicht auf eine Weise brauchen werde, wie er schon gehört habe, daß er es hie und da versucht. Auch that es ihm so weh, daß er sein Herz so wenig erleichtern und seine Gesinnungen und Empfindungen darüber so grausam verschlucken mußte, daß er manchmal in der Mitte der Nacht aufstand und wie wenn er von Sinnen kommen wolle mit einer Geißel in der Hand an Stühlen und Bänken probierte, wie es auch käme, wenn einer, wie der Heiland im Tempel, die Spinnräder und Schreibtische in der Schulstube so unter und über sich kehrte und mitsamt dem Heidenmann die Stege hinab und aus seiner Schule hinausjagte.

Zwar nahm er sich auch dabei inacht, daß Thür, Fenster und Läden verschlossen waren, aber des Sigristen Frau, die unter dem gleichen Dach wohnte, stand einmal, da er so ein Gepolter in seiner Kammer machte, in der Nacht auf und sah ihm durchs Schlüsselloch zu, was er machte. Es dünkte sie nicht anders, als er müsse hinterfür (ganz von Sinnen gekommen) sein. Sie weckte ihren Mann auf und sagte ihm, was sie gesehen, und am Morgen darauf fragten ihn beide, was es doch in der Nacht mit dem Gepolter, das man in seiner Kammer gehört, gewesen sei. Er gestand es ihnen, es wandle ihn manchmal so an, daß er nicht schlafen könne, bis er seinen Eifer gegen den Heidenkerl, der ihn so aus der Schule verdrängt und jetzt seine ehrliche, alte Christenschule so heidnisch und gottlos führe und verderbe, auf eine Art, wie er könne, abgekühlt.

Das ging seinem Bruder so zu Herzen, daß er zu ihm sagte: Ach, könntest Du Deinen Zorn doch nur an dem Heidenkerl selber ausüben. Ja, sagte der Schulmeister, ich habe schon manchmal daran gedacht, wenn nur das verfluchte Fronfastengeld nicht wäre, so wüßte ich schon, was ich thun wollte. Wenn mich irgend etwas in meinem Glauben, den ich doch schon in meinem sechsten Jahre auswendig konnte und noch auf den heutigen Tag vollkommen auswendig kann, irr machen könnte, so wäre es dieses, wie der liebe Gott es zulassen könne, daß seine treuen Diener ihren wohlverdienten Lohn und ihr tägliches Brot aus der Hand solcher Heidenleute ziehn und darum hundertmal, wo ihnen oder andern armen Leuten Unrecht geschieht, schweigen und dastehen müssen, wie stumme Hunde, die nicht bellen können. Dann setzte er noch hinzu: Wie sie mich doch zu einem unglücklichen Menschen gemacht haben, daß auf der weiten Erde bald kein unglücklicherer Mensch sein kann. Es schien, als wenn ihm Thränen in die Augen kommen wollten. Dann aber sah er sie plötzlich wild an, biß die Zähne über einander und hielt beide Fäuste zusammen, wie wenn er damit darein schlagen wollte. Dieses Benehmen machte des Sigristen Frau todangst; sie sagte zu ihrem Manne: Es ist, wie wir in der Nacht zu einander gesagt haben, er wird sicher hinterfür, wenn er diese Sachen nicht aus seinem Kopf schlägt.

Der Sigrist teilte mit seiner Frau diese Besorgnisse und sagte: Es ist, weiß Gott, zu fürchten, daß er das werde, wenn er es nicht schon mehr als halb ist.

Beide suchten ihn jetzt zu beruhigen und sagten ihm unter andern, er habe ja zu essen und zu trinken, mehr als er brauche, und dabei keine Kinder; er solle Ruhe suchen, und alles aus dem Kopfe schlagen, was ihn plage und weh thue. Er solle denken, das, was ihm mit dem Leutnant begegnet und daß er ihm vorgezogen worden, sei doch, da man ihm das Einkommen gelassen, eigentlich nur ein Zeitliches und nur eine Ehrensache, mit der er es nicht so genau nehmen dürfe. Der Sigrist setzte noch hinzu: Denk' doch, Bruder, wie vielmal Du mir

selber gesagt hast, Ehrensachen und Narrensachen seien gleichviel; es sei keine viel wert.

Der Schulmeister antwortete: Bruder, es ist wahr, ich habe immer geglaubt, ein rechter Christ müsse Ehrensachen und alles dergleichen Zeug gar nicht achten, und doch thut es mir jetzt so grausam weh, daß ich auf eine solche Weise an der Ehre angegriffen und gekränkt worden bin, und wenn ich mir auch den Kopf darob zerbrechen müßte, so weiß ich doch nicht, wie ich es anfangen und was ich machen soll, um mich darüber zu trösten und zu beruhigen. — Eine Weile darauf sagte er aber doch: Es steckt mir im Kopf, ich müsse etwas thun, mich zu zerstreuen, und ich denke fast, ich wolle am Hirzauer Markt, der am nächsten Freitag ist, eine Kuh verkaufen, und mit dem Geld mir ein paar Wochen im Schwaderlocherbad wohl sein lassen; wenn ich dann wieder zurückkomme, so hoffe ich, die Sachen seien mir dann wenigstens mehr als jetzt aus dem Kopf, und quälen und plagen mich dann nicht mehr so.

Der Bruder und seine Frau sagten ihm beide, er thue sehr wohl daran, und es sei ein recht guter Einfall mit dem Bad und mit der Kuh. Aber als sie von ihm wegkamen, sagte der Sigrist doch zu seiner Frau: Das gibt eine teure Kur mit einer ganzen Kuh.

Und seine Frau erwiderte: Aber wenn er hinterfür würde, es würde noch viel mehr kosten, und es ist gut, daß wir nicht viel auf sein Erbe hoffen, es ist mir nicht, als ob wir einen Kreuzer von ihm bekommen würden, wenn er stirbt.

Ich denk es auch, sagte der Sigrist, er nahm ja das mit einer ganzen Kuh ins Bad gehen so leicht auf, als wenn es nur so viel Batzen anträfe, als die Kuh Dublonen gilt.

91. Uebergang von einer Schulmeisternot zu einer Wirtshausnot, und Vorfälle, die mich zweifeln machen, ob das Weintrinken dem Menschen natürlich, oder ob es, wie das Handschuh- und Perückentragen, ein Werk seiner Kunst und Zivilisation sei.

So schwer es den Schulmeister ankam, aus dem alten Gleis seines Lebens herauszutreten, und so groß die Not war, die ihn dahin brachte, sich im Schwaderlocherbad mit einer ganzen Kuh wieder zur Vernunft zu helfen, und so außerordentlich die Kur, die er dafür notwendig zu haben glaubte, auch scheinen mag, so war er doch nichts weniger als der einzige Mensch im Dorf, der auf die oder auf diese Weise eine Kur dieser Art notwendig hatte. Die Gewalt der alten Geistes- und Herzensrichtung, die in diesem Dorf fast allgemein geworden, war bei vielen Menschen ebenso eingewurzelt und unauslöschlich, als bei diesem Schulmeister, und das Lumpenleben, das daraus hervorging, war eigentlich zum allgemeinen Gewohnheitsleben des Dorfs geworden. Wohin das aber führt, weiß jedermann. Wer immer die Menschennatur nur als eine tierische Natur und unser Geschlecht nur

als ein tierisches Geschlecht ansieht, hat ganz Recht, wenn er sagt, der Mensch ist ein Gewohnheitstier und von einem solchen Tier darf man in Rücksicht auf seine eingewurzelten Gewohnheiten sich auch dahin äußern: Kann auch ein Mohr seine Haut und ein Panter seine Flecken ändern?

So war jetzt das halbe Dorf gewohnt, alle Abende ins Wirtshaus zu gehen. Arner aber hatte seit den Vorfällen mit dem Hummel dieses Haus schließen lassen, so daß für einmal niemand Wein darin ausschenkte.

Diese Maßregel hatte die sonderbarsten Folgen. Es gab alle Tage mehr Leute, denen das nicht recht lag und die sich auf die verschiedenste Art dagegen äußerten und unter anderm behaupteten, der Mißbrauch hebe den guten Gebrauch einer Sache nicht auf; der Wein sei eine Gabe Gottes, und der liebe Gott möge ihn armen Leuten so wohl gönnen, als reichen. Dergleichen Reden flossen dazu noch aus dem Munde von Leuten, von denen man es gar nicht erwartet hätte. Auch war in nicht wenigen Haushaltungen vom Morgen bis am Abend nichts als Streit, weil der Vater nicht, wie er's gewohnt war, am Abend ins Wirtshaus konnte, und die Mutter auch nicht, wie sie's gewohnt war, zuzeiten ein Glas Wein daraus kommen lassen konnte. Denn dieses thaten sehr viele Weiber im Dorf und bezahlten dann den Hummel dafür mit Baumwollengarn, das sie dem Mareili gestohlen, oder mit dem Lohn, den sie von ihm empfangen und ihren Männern abgeleugnet. Der Unwille über dieses Schließen des Wirtshauses wurde immer größer und die heimlichen und öffentlichen Klagen darüber immer bitterer.

Eine Mäckerin sagte dieser Tage beim offenen Brunnen, es würde den Junker wohl lehren, das Wirtshaus wieder aufzuthun, wenn er nur ein paar Tage so eingesperrt sein und es haben müßte, wie sie. Des Aebis Elsi sagte das nämliche und setzte hinzu, sie wollte lieber in die Hölle, als noch ein halb Jahr mit ihrem Manne so leben, wie er jetzt sei, seitdem das Wirtshaus geschlossen. Eine Rynerin ward ob den Zänkereien, die es alle Augenblicke in ihrer Wohnstube gab, so hässig, daß sie ein Kalb, welches sie im Stall besorgen sollte, so roh an die Wand stieß, daß es darob verreckte.

Selbst viele Kinder empfanden es beim Strählen, beim Ankleiden und beim Waschen, daß ihre Mutter weit roher mit ihnen umging, als da das Wirtshaus offen war. Das ärgerlichste aber war dieses: Ein alter Leupi machte um deswillen auf seinem Todbett nicht wie ein Christenmensch und gab dem Pfarrer, da er zu ihm kam, und ihn fragte, wie es mit ihm stehe, zur Antwort, er sei am Einpacken, wenn er mit wolle. Der gute Pfarrer schüttelte den Kopf und sagte, was das auch für eine Rede sei in seinen Umständen. Der alte Kerl aber fuhr in seinem Ton fort und sagte, es sei kein Wunder, daß er so rede; es gebe ja einem niemand mehr ein Glas Wein auf den Weg, wenn man auch vor Durst erstickte. Und hiermit kehrte er sich um und

murrte gegen die Wand. Der Pfarrer, der sah, daß er jetzt hier nichts Gutes ausrichte, ging fort, schickte ihm eine Flasche Wein, die er dann plötzlich austrank, und als dieser wieder kam, empfing er ihn doch etwas freundlicher, war aber so schwach und dem Tod so nahe, daß der Pfarrer ihm bei seinem Hinscheiden wohl noch einige Aufmerksamkeit bezeigen, aber nicht mehr viel mit ihm reden konnte.

Die in bösen Gewohnheiten veraltete und verhärtete Menschheit fällt gar oft in einen Zustand, der dem Todbett dieses alten Mannes gleich ist. Der Pfarrer that alles mögliche, einige solcher verhärteten Menschen auf bessere Wege zu lenken, und die meisten von ihnen schienen ihm auch Gehör zu geben und versprachen alles Gute; aber wenn sie es dann ausführen und halten sollten, wie sie es versprochen, so war es dann immer wieder anders.

92. Ein Quacksalber, der nicht gern einem guten Arzt über seine Arzneien und Kuren Rede steht, und weil seine Kundsame mindert, vor langer Zeit gern wieder zu der alten Henkersfamilie, von der er herstammt, zurückkehren möchte.

So ging es ihm auch mit dem Treufaug. Er hatte ihm beim Todbett der Vogtin alles Gute versprochen und namentlich, er wolle mit dem Dr. Müller über seine Arzneien und Erfahrungen reden. Der Pfarrer erinnerte ihn seitdem mehreremal an sein Versprechen. Er schlug es ihm auch jetzt zwar nicht geradezu ab, aber er hatte immer einen Vorwand, warum es heute und morgen nicht wohl sein könne. Bald mußte er noch Schriften und Papiere zusammensuchen, ehe er es thun könne; bald, es sei noch die Frage, ob dem Dr. Müller damit gedient sei; bald, es sei nur Wasser in die See getragen, und der Müller habe ja studiert und wisse im kleinen Finger mehr, als er im ganzen Kopfe, und wieder, wenn der Herr Doktor etwas mit ihm wolle, so wisse er ja wohl, wo er zuhause sei.

Aber es stand dem Dr. Müller auch nicht an, ihm dafür nachzulaufen. Er sagte dem Pfarrer deutsch, er glaube nicht, daß er etwas wisse, und noch weniger, daß er ihm etwas sage; und er müsse gestehen, er möchte nicht, daß man ihm nachrede, er sei ihm dafür nachgelaufen und habe sich von ihm zum Narren halten lassen.

Aber der Pfarrer, der immer bis zur Einfalt seinem guten Herzen folgte, ruhte nicht, bis er sie einmal bei einander hatte, und brachte es endlich bei einem Mittagessen im Pfarrhaus dahin. Der gute Mann gab das beste, das er in der Küche und im Keller hatte, und that alles, was er konnte, den Henkerskerl in gute Laune zu bringen. Er setzte ihn, als den ältern Arzt, oben an den Tisch, trank zuerst seine Gesundheit und sagte beim ersten Glas, sie wollten alle drei nächstens miteinander ins Schloß; der Junker werde ihnen dann einen andern einschenken, als dieser sei, wenn er höre, daß sie so mit einander gute Freunde geworden. Der Müller ließ sich das Untenansitzen und alles gefallen, weil sonst niemand da war, und der Pfarrer ihn vorher ge=

beten hatte, er solle es doch nicht achten, er richte sonst mit dem alten Narren nichts aus. Es hatte im Anfang auch den Anschein, wie wenn es dem Pfarrer nicht fehlen sollte. Der Treufaug soff darauf los und fing an, so gesprächig zu werden, daß dieser meinte, er werde, ehe er vom Platz aufstehe, auskramen, was er im hintersten Winkel wisse. Es war nichts weniger. Er redete kein wahres Wort und schnitt auf, daß der Müller, wenn ihm schon der Pfarrer einmal über das andere winkte und ihn noch mit den Füßen unter dem Tisch stieß, daß er schweige, sich doch nicht mehr halten konnte und ihm widersprach.

Nun war's aus. Der Treufaug fing jetzt an, ihn anzuschnauzen, wenn er's besser wisse, so solle er reden und er wolle schweigen. Doch sah er, so sehr er einen Rausch hatte, es dem Pfarrer an, wie sehr es ihm weh thue, daß es so gehe; aber es machte ihm nichts. Er blieb nur noch, um die Gläser zu leeren. Als dieses geschehen, stand er schwankend auf, stammelte ein paar Worte des Dankes für die Ehre, die ihm der Herr Pfarrer erwiesen, suchte seinen Hut und seinen Stock und wanderte weiter.

Als er fort war, sagte der Dr. Müller zum Pfarrer: Da sehen Sie jetzt, daß ich Recht hatte, und daß man einen alten Stier, wie dieser einer ist, nicht wie eine alte Kuh melken kann. Der Pfarrer erwiderte: Es ist mein Fehler, daß ich von solchen Leuten immer mehr hoffe, als ich sollte. Das war schon längst tot in ihm, was den Menschen warm macht, wenn sie sehen, daß sie jemand kränken; das plagte ihn nicht mehr. Was ihn plagte, war die Langezeit, die er hatte, seitdem die Tragbahrenhistorie ihm seine Kundsame vertrieben. Er klagte auch einem jeden alten Weib, das bei ihm still stand, wie ihm das weh thue.

Und da sein Vetter von Audorf, dem er sonst, wenn er ihm nur den Schatten sah, immer rühmt, wie gut er's habe und wie ein großes Glück es für ihn sei, daß sein Großvater ehrlich worden, jetzt auf einer Reise ins Oberland bei ihm zusprach, fing er an, die hellen Thränen zu weinen und ihm zu klagen, wie es ihm jetzt gehe und wie er oft den ganzen Tag keine lebendige Seele in seiner Stube sehe. Der rohe Vetter gab ihm zur Antwort, er solle nur zu ihm hinabkommen, da solle er den ganzen Tag Leute genug und alles haben, was er nur wünsche.

Das leuchtete ihm wohl ein; aber es kam ihm schwer übers Herz, so aller Ehre gute Nacht zu sagen. Doch bei mehrerem Nachdenken, da er fand, es sei schon aller Ehre gute Nacht gesagt, entschloß er sich, innert vierzehn Tagen das Haus zu schließen und ins Land hinunter zu ziehn, zum Meister Johannes, dem Henker in Audorf.

93. Es stört die Buß- und Besserungstage alter Sünder nichts so sehr, als wenn sie über ihre alten Sünden mit ihren Mitsündern selber in Streit geraten.

Auch mit dem Hummel war es das nämliche. Er erhielt sich nicht in der Stimmung, in die ihn des Pfarrers Sorgfalt gebracht

hatte. Seine Schulden zwangen ihn, sein Hab und Gut seinen Kreditoren darzuschlagen. Alle Tage kamen neue Forderungen an ihn, und da die meisten größer waren, als die Summe, die er als schuldig in seinen Büchern erkannte, so forderte bald dieser, bald jener mit ihm persönlich darüber zu reden und sich mit ihm zu verständigen. Davor fürchtete er sich wie vor dem Schwert; aber es war unausweichlich, und das Schimpfen und Fluchen über ihn und über alle List, über alle Lügen und alle Betrügereien, durch die er seine Kreditoren so tief hineingebracht, war im Dorf allgemein und wurde dadurch noch stärker, daß er fast über alles, worüber er gefragt wurde, nur ausweichende Antworten gab. Es war indessen jetzt gar nicht mehr die Zeit, in der ihn die, denen er schuldig war, mehr fürchteten als die, die ihm schuldig waren.

Dieser Umstand und die Gefahr des Verlustes brachten viele dahin, daß sie ihn jetzt gar nicht schonten, sondern frei und gerade heraussagten, wie es ihrer Forderungen halber stehe. Das brachte aber den Hummel ganz und gar aus der geduldigen und bescheidenen Stimmung heraus, in die ihn sein Unglück, das Todbett seiner Frau, des Pfarrers gute Sorge und auch des Hübelrudi edle Handlungsweise gebracht hatte. Sobald einer von ihnen schonungslos mit ihm redete und ihm einen Wink über das Unrecht gab, in dem er gegen ihn stehe, antwortete er ihm mit der ganzen Derbheit seiner alten Tage. Zu einigen sagte er gerade heraus: Ihr habt zu reden, Ihr; Ihr seid größere Schelme als ich; Ihr habt dieses gethan, Ihr habt jenes gethan und jetzt dankt Ihr mir es so, daß ich Euch Eure Schelmenstücke habe verschweigen helfen. — Und bei vielen hatte er wahrlich Recht.

Aber der Eindruck, den dieser Umstand auf ihn machte, konnte nicht wohl verderblicher sein. Es war, wie wenn alles Gute, das der Pfarrer wieder in ihn hineinzubringen versucht hatte, in ihm verschwand. Er stand vor diesen Leuten täglich da, wie er vor altem war. Seine alte Sünde floß gleichsam neu belebt in seinen Adern. Die Kraft, seine Fehler und Gelüste wirksam zu machen, fehlte ihm freilich, aber in gewissen Augenblicken äußerte sich seine Wildheit nur desto roher in ihm. Die ernsten, guten Gedanken, die ihm der Pfarrer beizubringen gesucht, waren jetzt wie in ihm ausgelöscht. Er fühlte nur mit dem bittersten Unwillen und Gram, daß er jetzt Haus und Hof und Mühle und alles verlassen und als ein blutarmer Mann sein Leben in einer Winkelstube des Dorfs zubringen müsse. Diese böse Veränderung in dem Gemüt dieses Mannes that dem guten Pfarrer, der sie gar nicht erwartet hatte, jetzt sehr weh, und er machte den Vogt mit Thränen darauf aufmerksam. Dieser antwortete ihm: Es ist wahr, die Leute, die jetzt täglich zu mir kommen, bringen mich außer alle Fassung; ich kann's nicht aushalten, wie sie mir begegnen und wie sie jetzt alles vergessen, was sie mir zu danken haben; wenn nur niemand mehr zu mir gekommen wäre und ich mit keinem Menschen

kein Wort mehr hätte reden müssen, so wäre es mit mir gewiß nicht also gekommen. Er versprach dem Pfarrer auch allemal, in Zukunft auf seiner Hut zu sein; aber es waren leere Worte. Sobald jemand wieder von seinen Schulden mit ihm redete und ihm ein böses Wort gab, so war's immer genau, wie wenn man Feuer zum Pulver hinzulegt. Und sowie jetzt seine Leidenschaften wieder in ihm erwachten, so nahm denn auch seine Ermattung in gleichem Grade zu. Wenn er von einer solchen Zänkerei wegkam, so stand er oft ganze Viertelstunden mit offenem Maul und mit starren, aufgesperrten Augen in einer Ecke seiner Stube, wie wenn er verrückt wäre und glich vollends einer ausgebrauchten, verrosteten Maschine, in der kein einziges Rad mehr in seinem alten Gange fortläuft. Er empfand das aber auch selber und sagte einmal zum Pfarrer, es sei mit ihm wie mit einem abgestandenen Wein; solange man ihn schüttle und rüttle, scheine es wohl, er habe noch etwas Geist, wenn man ihn aber nur ein paar Stunden wieder stehen lasse, so sei er wieder die alte, abgestandene Lüren.

94. Die Vorsätze schwacher Leute sind wie ein Rauch, der warm aus dem Kamine aufsteigend hoch in die Luft empor wallt, aber dann darin plötzlich erkaltet und verschwindet, und wo man hudi hudiho ruft, da geht mancher toll und voll und wie ein Narr heim, der sonst beihause gewöhnlich nüchtern und gar kein Narr ist.

Indessen, daß das Alte, Verhärtete, Böse in Bonnal noch so unerschütterlich fest stand und Arners gutes Thun auf dieses Verhärtete, Böse hie und da nicht anders wirkte, als Geißelhiebe auf Stiere, die sich, wenn sie dieselbe fühlen, in den Nacken werfen und ihre Hörner hervorstoßen, so zeigte sich auch auf der andern Seite das Gute, das der Junker im Dorf anzubahnen suchte und hie und da angebahnt glaubte, wie man bei uns sagt, noch ganz nagelneu als ein sich kaum eben entfaltender Keim, der noch durchaus keine feste Wurzel in seinem Boden gefaßt. Dieses zeigte sich sehr auffallend am Hirzauer Markttag. Dieser Tag war schon seit langem ein eigentlicher Juheien- und Narrentag für Bonnal. Hirzau ist ein eigentliches Nest für Fresser, Saufer und Spieler. Fast die Hälfte der Häuser am Ort sind Schenk-, Wirts- und Kaffeehäuser und mehr als ein Dutzend Bürger sind Geiger. Auch ging dieser Tag beinahe nie vorüber, ohne daß Lumpenstreiche, Schlägereien, Diebstähle und alle Arten von Unannehmlichkeiten an demselben begegneten.

Der Leutnant hatte ein paar Tage vorher in der Schule gesagt, er hoffe, es werde an diesem Tage keines ausbleiben und in dieses Lumpennest gehen. Auch der Pfarrer hatte am Sonntag in der Kirche davor gewarnt und die Frauen, die am Sonntag gewöhnlich ins Pfarrhaus kamen, hatten ebenfalls seit mehrern Tagen jedermann, mit dem sie zurede kamen, gesucht, von dem Besuche dieses Marktes

abzuhalten; insonderheit warnte das Mareili die Spinnerweiber, die zu ihm kamen, gar sehr davor und sagte ihnen bestimmt: Glaubt nur sicher, es kommt kein Bein nach Hirzau, von dem es der Junker und der Pfarrer nicht vernimmt, und es ist jetzt doch keine Zeit, den einen oder den andern ob so etwas vor den Kopf zu stoßen.

Auf diese vielseitigen Warnungen hin hatten auch die meisten Leute sich vorgenommen, zuhaus zu bleiben und einige gutmütige Leute, die hie und da solche gute Vorsätze aussprechen hörten, fingen wirklich an zu rühmen, wie sehr es sich in dieser Rücksicht im Dorf gebessert. Aber wer das Dorf besser kannte und nicht blind gutmütig war, hatte keinen Glauben an dieses so plötzliche Bessern, und da ein junger Renold sich auch über diese Vorsätze freute und einem alten Aebi den Gassen nach und an den Fingern vorzählte, wie viel Haushaltungen nach und nach in eine bessere Ordnung gekommen, antwortete ihm dieser: Wart' doch nur ein wenig, bis der Markt auch vorüber, ich will dann ein Narr sein, wenn nicht selber aus den Haushaltungen, die Du jetzt so rühmst, mehr als ein Dutzend voll und toll und ein paar Stunden später, als sie sonst ins Bett gehen, von Hirzau heimkommen.

Er hatte Recht. Der Morgen dieses Tags war so schön; die Sonne ging wie pures Gold auf, und die evengelüstigen Weiber in Bonnal sahen früh unter ihren Thüren und Fenstern nach der schönen Sonne und nach dem Weg, der ihnen also hinab ins Dorf in die Augen schien, und sagten bald über Gassen und Gärten hinüber zu einander, wie das ein schöner Tag sei und wie lustig es wäre, wenn sie auch dürften —. Wir sind doch keine Kinder mehr und können uns ja hüten, sagte bald dieses, bald jenes. Und dann: Gäll, Alter, Du säufst doch nicht? — Nein, nein. — Gäll, Junge, Du kramst doch nicht? — Nein, nein. — Und Du spielst doch nicht? — Ich rühre keine Karte an. — So näherte es mit jedem Wort dem lieben Gehen, das denn bald kam. — Wohl vierzig Männer, Weiber und Kinder nahmen den Entschluß, sie wollten es einmal wagen, es werde nicht alles gefehlt sein. —

Und hin war mit diesem Wort und wie aus dem Kopf weggewischt, was sie mit einander vom Sparen, Sorghaben und dergleichen beim Aufgang der Sonne geschwatzt. Sie waren nicht sobald einige Büchsenschüsse weit vom Dorf weg und bei einander, so hatten sie ein Leben und Jauchzen, daß es im ganzen Dorf tönte — und dann lange noch vom Berg hinab; und auf dem Markt kauften, tanzten, soffen und spielten die meisten, ungefähr wie sie es immer gethan hatten.

Aber die Leute hatten einen Vater daheim, der auf das Spielen seiner Kinder ein Auge hatte. . . .

(Das Folgende stimmt genau mit der ersten Ausgabe Band IV S. 448—449, nur der Schluß hat folgende abgekürzte Form:)

Das volle Volk aber, das noch nicht stehen konnte, wollte dem Klaus jetzt noch dies und das sagen, er solle es nicht übel nehmen und dergleichen. Aber er erwiderte ihnen, sie dächten das alle auch, was der Stierenbauer sage, und er sei wohl der ehrlichste unter allen.

Mit dem zog er sein Leitseil, klatschte mit der Geißel, und weg war er von der vollen Herde.

Ende des vierten Teils.



Vorrede

zu der Schrift: „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes.“

Diese Vorrede ist mir leider erst in die Hände gekommen, als die erwähnte Schrift bereits gedruckt war; sie erscheint deshalb hier als Nachtrag.

Im Nachlasse Morf's, den ich erst im Jahre 1901 in Zürich durchsehen konnte, befanden sich fünf Aushängebogen, die zur Korrektur bestimmt waren, die aber nicht stattgefunden hat. Da keine Ueberschrift gegeben war, glaubte ich hier eine besondere Flugschrift Pestalozzi's vor mir zu haben, indes konnte ich den Zweck derselben nicht recht erfassen. Da brachte mich die Seitenangabe aus einer Schrift (S. 176) auf die Vermutung, diese Korrekturbogen hingen mit dieser Schrift zusammen; ich hatte richtig vermutet. Die Schrift ist die in der Ueberschrift genannte und die Korrekturbogen enthalten die Vorrede dazu. Der Inhalt spricht auch dafür; es sind dieselben sozial-politischen Gedanken, die in der Schrift vorkommen und der Schluß der Vorrede weist in den Worten „Unschuld“, „Ernst“ und „Edelmut“ direkt auf diese Schrift hin. Auch ist der Druck der nämliche in der Vorrede wie in der Schrift, namentlich sind es dieselben Lettern, auch die Länge der Zeilen ist dieselbe. Wie es scheint, sind beide, Schrift und Vorrede, in der damals noch bestehenden Anstaltsdruckerei gedruckt worden, die Vorrede, die ja einige scharfe Stellen enthält, ist jedenfalls auf Veranlassung Niederer's weggeblieben. Daß der Text von Pestalozzi allein herrührt, ist unzweifelhaft. Sehr zutreffend sind darin die Gedanken über die Revolution, über die Quellen der Weltübel, über die Volksbildung als Weckung der Kraft, die in der Menschennatur liegt, der Vergleich der Wanderung im Nebel und im Licht, vom Liberalismus und Illiberalismus, der Hinweis auf die napoleonische Herrschaft als auf ein Zwischenspiel der Gewaltthätigkeit, als einen barbarischen Widerspruch gegen Wahrheit und Recht, gegen Volksbildung und Volkskultur, die Kennzeichnung der Souveränität als einer heiligen Macht in Monarchieen wie in Republiken, die etwas scharfe Apostrophe an seine Vaterstadt Zürich usw. Das sind herrliche Worte, wie sie nur ein Pestalozzi sprechen konnte!

Die Ansichten dieser Bogen sind die Ansichten meines Lebens, aber es brauchte die ganze Größe unsrer Zeitbegegnisse, um sie mir selber in dem Kolorit vorzustellen, in dem ich sie heute dem Publiko darlege. Im letzten Drittel meiner Lebensjahre drängten sich die dieses Kolorit begründenden Weltbegegnisse auf einander, wie sie sonst, durch Jahrhunderte getrennt, kaum auf einander folgen. Der Weltteil ist vom Wunder ihrer Größe und ihres schnellen Wechsels ergriffen; aber man geht, besonders in meinem Vaterlande im Rückblick auf denselben

nur bis zur Revolution, und beachtet die diesem Weltbegegnis vorhergegangene Welt- und Staatenschwäche so wenig, als wenn sie nicht dazu gehörte.

Das ist unrecht; es ist sehr unrecht. Die Revolution ist in ihrem Wesen nur eine Fortsetzung, aber freilich eine in Verwilderung ausgeartete Fortsetzung dieser Schwäche, und der jetzige Zustand unsrer selbst, insofern wir ihn als eine Folge dieses Begegnisses und seines Einflusses auf uns ins Auge fassen müssen, ist ein redender Beweis, daß wir die Weltschwäche, die der Revolution vorhergegangen, noch nicht hinter uns haben.

Das ist so gewiß, daß wir auch jetzt noch hie und da die wesentlichsten Angelegenheiten der Menschennatur revolutionär, d. i. auf eine Weise ins Auge fassen, wie wenn unser Geschlecht kein edles menschliches, sondern ein tierisches unmenschliches Geschlecht und die Eigentumslosigkeit eben wie das Eigentum keine heilige, keine göttliche Sache wäre. Es ist so gewiß, daß wir im Gefolg dieser Zeitverirrung und ihrer leidenschaftlichen Mißstimmung noch jetzo Unsinn über Unsinn aussprechen, z. E. die liberalen Ideen seien die Quelle aller Weltübel, und die illiberalen die Hilfsmittel dagegen. Ferner die Solidität des Volksunterrichts und die Kraftentfaltung der Menschennatur sei gefährlich, die Oberflächlichkeit desselben hingegen und das sinnliche, tierische Abrichten des Volks sei das thunlichste und beste.

Offenbar äußern wir am Ende der Revolution in unserm schweizerischen Vaterlande hie und da noch Grundsätze und Meinungen, wie wenn wir nur die rohe Wildheit ihrer äußern Erscheinung still stellen, hingegen die tiefe innere Schwäche des Geistes und des Herzens, aus dem sie hervorging, in unsrer Mitte perennieren machen und sie sogar mit den unsinnigsten Aeußerungen zur Schau stellen wollten.

Indessen ist zu unsers Vaterlandes Ehre doch auch wahr, daß diese Aeußerungen unserm Volk im allgemeinen als bloßes Zeit- und Augenblicksgeschwätz zum Mund hinausgehen, ohne daß ihr Sinn und Wesen eigentlich in seinen Geist und in sein Herz eingedrungen wäre.

Sie brachten uns desnahen zwar in Widerspruch mit uns selber, aber sie erniedrigten uns nicht, wie dieses geschehen wäre, wenn sie uns wirklich beherrscht und als aus unsrer Ueberzeugung hervorgegangen und von entschlossener Kraft unsers Willens unterstützt angesehen werden mußten. Das diesfällige Schwanken unsrer Schwäche ist vielmehr ein Zeugnis, daß wir durch das Zivilisationsverderben mehr noch nur äußerlich manipuliert, als wirklich verdorben sind.

Es ist gewiß, wenn wir schon einige dieser illiberalen Sprüchlein mit nachbeteten, so glaubten wir doch eigentlich nie, daß es zu Nacht heiterer sei als am Tage, und daß man bei einem recht dichten Nebel im Gebirge den Weg leichter finde, als beim Sonnenschein. Und wenn wir auch gleich in einem Augenblick des Eifers einem Menschen den Kopf dafür abgeschlagen hätten, daß er wider uns behauptet, eine krumme Linie sei ihrer Natur nach kürzer als eine gerade, so

glaubten wir doch, er habe Recht und nur nicht auf alles Rücksicht genommen, worauf er hätte Rücksicht nehmen sollen, wenn ihm gar viel daran gelegen gewesen wäre, den Kopf noch lange frisch und gesund zwischen beiden Schultern zu tragen.

Nein! der Gang der Zeiten duldet den grellsten Unsinn in der Täuschung des Volks nicht mehr. Man ist nicht mehr blos in den niedern Hütten, man ist selber auf den Thronen aufmerksamer auf die Folgen der Volkstäuschung geworden und sucht von allen Seiten mit Ernst und mit Liebe Mittel, den Quellen ihrer Unrechtlichkeit Einhalt zu thun. Der böse Traum von dem Recht durch Gewalt, als dem obersten Grundsatz des Rechts, liegt nicht mehr wie der schreckliche Alp in der Mitternachtstunde allgemein auf dem Herzen der Unschuld. Der ernste Sinn des Rechts und sein heiliges Recht steht nicht mehr wie das heilige Feuer einer entweihten Kirche, das der weinende Priester auf dem Hochaltar mit erloschener Asche bedeckt, ausgelöscht in unsrer Mitte. Es brennt wieder wie vorher in seinem stillen aber unauslöschlichen Glanz.

Die Welt hat große Erfahrungen gemacht, vieles ist zur Sprache gekommen, und man läßt nicht mehr allen leidenschaftlichen Ansichten um der bösen Zeit willen ohne Widerspruch freien Lauf. Man fordert jetzt wieder fast allgemein von denen, die von den bösen Folgen der Liberalität und den guten der Illiberalität sprechen, freundliche Erläuterungen über ihre Ansichten und Meinungen.

Das Zwischenspiel der Gewaltthätigkeit, das den Weltteil wieder zu verfinstern drohte, konnte nicht lange dauern; es ist vorüber — es mußte vorüber gehen. Es ist nicht blos die Kraft und die Würde der bestehenden Zeitkultur, was den Weltteil unwiderstehlich vorwärts treibt, auch selber die Verirrungen der Unkultur und die Leiden der Inhumanität bewirken das nämliche. Es ist auch die Perfektibilität, auch wo er am unkultiviertesten ist, zu künstlich verdorben, um die Roheit eines völlig barbarischen Widerspruchs gegen Wahrheit und Recht, gegen Volksbildung und Volkskultur zu ertragen.

Er kann nicht mehr hinter den Kulturpunkt, auf dem er steht, zurückgedrängt werden. Und dieser Punkt, der wie ein Fels zum Schutz der Humanität dasteht, ist heute wie noch nie auf das erste heilige Fundament der Kultur — die Erziehung gerichtet.

Daß dieses wirklich also sei, hat sich als Thatsache in den Schicksalen meines Lebens und meiner Versuche bewährt. Diese standen bei der Unverhältnismäßigkeit meines Strebens mit meinen Kräften in der Welt wie Seifenblasen in der Luft. Die Welt sah sie als einen Traum an, aber der Traum schien ihr lieblich und mit dem, was sie wünschte, übereinstimmend. Sie warf eine ernste und allgemeine Aufmerksamkeit auf mein Streben, und hat dadurch, was unter meinen Umständen unmöglich schien, — die Fortsetzung und Erhaltung meiner Versuche — möglich gemacht.

Preußens König war der erste Fürst, der Zöglinge in mein Haus schickte, und zwar bestimmt, um die Kultur seines Reichs in den niedern Volksklassen zu befördern und zum Zeugnis seines Glaubens an die Menschennatur, an ihre Perfektibilität und an das Weltbedürfnis der Menschenbildung und Volkskultur.

Bayerns kraftvolle Regierung, obgleich mit meinen Ansichten nicht einverstanden, begünstigte den kraftvollsten meiner Zöglinge, Schmid, in seinen Anstrengungen für Volksbildung mit achtungsvollem Vertrauen*).

Württemberg und Baden erzeigten Männern, die in ihren Staaten Versuche nach meinen Grundsätzen machten, eben diese Aufmerksamkeit.

Oesterreich, das durch seine reine Gemütlichkeit, durch seine gradsinnige Naturkraft und durch seine edle unverschrobene Einfachheit dem innern Geist der Volksbildung und dem tiefern Wesen ihrer vorzüglichen Mittel so nahe steht, und nur im Uebermaß seines Wohlstands, ich möchte sagen, des Behaglichkeitszustands seiner Kraft ein Hindernis ihrer ganzen Entfaltung findet, hat den Mann, auf den ich volksbildungshalber meine ersten Hoffnungen baute, meinen Schmid in seinem Unternehmen im Vorarlberg mit hohem Wohlwollen geleitet, und mit den kraftvollsten Aeußerungen bescheiniget, daß es das Wesen meines Bestrebens achtet, und in seiner Lage mit Weisheit und Kraft zu benutzen entschlossen ist. Auch ich selbst habe darüber die entschiedensten Proben. Fürst Metternich äußerte mir persönlich den Wunsch, die Grundsätze und die Mittel meiner Anstalt näher zu kennen, und hat vereinigt mit Fürst Schwarzenberg in einem für mich mißlichen Augenblick meine Anstalt auf eine Weise beschützt, und durch Schritte gerettet, die sonst nur in Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit stattfinden**). — Ich weiß, was Oesterreich für sein glückliches Volk thun kann, ich weiß, was Franzens hohes Vaterherz hierin wünscht, und was die edlern Männer — ich setze hinzu, die edlern Frauen seines Reichs hierin zu leisten imstande und zu leisten geneigt sind. Meine Hoffnungen hierin gehen freilich über mein Grab hinaus, aber sie sind groß, sie sind sehr groß.

---

*) Bayern nahm zwar amtlich keine Notiz von den Bestrebungen Pestalozzis, aber es hatte Schmid, der in der Zeit von etwa 1811—1815 in dem damals zu Bayern gehörigen Bregenz in Vorarlberg das Schulwesen nach Pestalozzischen Grundsätzen neu organisierte, keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt, was Pestalozzi als „Begünstigung“ auffaßt, (das Wohlwollen Oesterreichs gegen Schmid in Vorarlberg ist ein historischer Irrtum; als Vorarlberg an Oesterreich kam, war Schmid nicht mehr in Bregenz). Ein Brief des Kronprinzen Ludwig von Bayern an Pestalozzi findet sich Bd. I der P.-St. S. 62. —

**) Als die Oesterreicher im Oktober 1813 durch die Schweiz zogen, verlangten sie das Schloß in Yverdon zu einem Feldspital. Auf persönliche Verwendung Pestalozzis blieb nicht nur das Schloß, sondern ganz Yverdon frei von Einquartierung.

Rußlands hoher Menschenfreund wird vom Innersten seines Herzens getrieben, die Volksbildung seines Reichs höher zu achten, als die Ausdehnung seiner Grenzen, und strebt nach der ersten mit einer innern Erhabenheit, die der äußern Kraft gleich ist, die für die zweite in seiner Hand liegt. Die Größe der neuern Weltbegegnisse ist dem Kulturvorschritt der Welt sehr vorteilhaft gewesen. Der Donner unsrer Tage hat die schlafende Schwachheit der Welt aufgeweckt. Die verlorne Achtung für das Heilige der Menschennatur hat die Edlern unsers Geschlechts wieder ergriffen. Die Ansichten der Welt über die wesentlichen Bedürfnisse der Rechte der gesellschaftlichen Menschheit haben sich mitten unter den schrecklichen Fußtritten, unter denen sie zu vergehen schienen, wahrlich veredelt. — Wie wenn das harte Eisen des Pflugs die unkrautsvolle Oberfläche des Ackers umstößt und nun auf frischer, gereinigter Erde allgemein guter Same aufgeht, grünt und wächst, also entkeimen jetzt auf dem, durch hartes, tiefes Unglück zerrissenen und überstoßenen Weltteil bessere und edlere Ansichten des menschlichen Rechts und der bürgerlichen Verhältnisse.

Es ist heute nicht die verächtliche Willkür des Volks, es ist heute nicht die gefährliche Willkür der Fürsten des Wetteils, es ist heute die innige Vereinigung der Macht unverletzlicher Staatsgesetze mit der höchsten Freiheit des fürstlichen Vaterherzens, worin die Basis eines rechtlich beruhigten Zustands des Volks gesucht wird.

Heil dem Weltteil, Heil den Tagen, in denen sein Geist diese mit seinem Herzen übereinstimmende Richtung nimmt! Es bedurfte einer Erneurung, einer Heiligung seiner bürgerlichen Ansichten, — ohne eine reine, die Sittlichkeit auf dem Thron und in den Hütten begründende Basis der Völker-Beruhigung sind alle Staatsgesetzgebungen ewig unzulänglich, das Innere, Heilige der Individualansprüche der Bürger an ein, die Menschennatur wahrhaft und wesentlich bildendes, segnendes und erhebendes bürgerliches Recht zu befriedigen. Und es ist nur die heilige Macht der Souveränität und die von ihr, von ihrem innern Heiligtum ausgehende Gewalt des allumfassenden fürstlichen Vaterherzens, die es vermag, den Personaleinfluß der Rechtslosigkeit und Selbstsucht der sinnlichen Menschennatur, die sich in den Staatsbehörden wie im Privatleben der Bürger allgemein ausspricht, in den Schranken des innern Wesens der Rechtlichkeit zu behalten und damit das Uebergewicht der Willkür und der Gewalt über das Recht nicht blos dem Wort, dem Buchstaben, sondern auch dem Geist der Gesetze und dem reinen Willen des fürstlichen Vaterherzens zu unterwerfen.

Es ist nur sie, die heilige Macht der Souveränität, die geeignet ist, dem Individuo im Staat unter allen Umständen, mitten in aller Strenge der Staatsgesetze und der Staatsvorkehrungen Schutz gegen das Unrecht in der Anwendung dieser Gesetze und in der Ausübung dieser Vorkehrungen dahin zu verschaffen, daß der rechtliche Mann im Lande von dem Mißbrauch der Staatsgesetze und der Rechtslosigkeit

der Staatsbeamten nicht ungestraft mißhandelt und der friedliche Bürger mit Sicherheit ungehudelt unter seinem Weinstock und Feigenbaum ruhen kann.

Der Fürst ist in dieser Rücksicht als Mensch, als Person, als Individuum in jeder Kollision des Stärkern gegen den Schwächern im Reich die heilige, das Recht gegen den Mißbrauch und gegen die Selbstsucht der Gewalt schützende Macht, er ist in dieser Rücksicht ein mit der ganzen Unbefangenheit der freien Menschennatur und über alle Ansprüche der kollektiven Existenz, alle Selbstsucht ihrer Behörden und alle Einseitigkeit und Verhärtung ihres esprit du corps erhabenes Individuum. Und es ist bestimmt in dieser, den Fürsten als Individuum ins Auge fassenden Stellung, wodurch das eigentliche Wesen seiner Souveränität und ihrer, von allen Staatsgewalten unabhängenden und über sie alle erhabenen heiligen Macht besteht, und es scheint in dieser Hinsicht beim ersten Anblick, dieses reinmenschliche Fundament der innern Heiligkeit der souveränen Macht mangle in den Republiken ganz, aber wenn wir das Wesen der republikanischen Verfassungen in ihrem Ursprung und in ihrer, sich von den monarchischen unterscheidenden Eigenheit ins Auge fassen, so erhellet klar, daß dieses nicht also ist, daß im Gegenteil eine Heiligkeit der souveränen Macht in den Republiken in ihrer ganzen Reinheit eben wie in Monarchieen stattfinden kann. Nur, daß sie in denselben nicht von einem Individuo, aber auch nicht von einem Stand, noch viel weniger von einer Behörde, sondern vom Volk selbst ausgehen muß. Freilich nicht vom Volk, das von der personifizierten Selbstsucht angeführt, der sehenden Niederträchtigkeit blind folgt. Auch nicht von einem, dessen Regierungsglieder die vorzüglichsten psychologisch, rein und veredelnd wirkende Fundamente des Gemeingeists, der Gemeinkraft und der Gemeinwürde als den Ehr- und Geldvorteilen ihrer Stellen nachteilig ansehen, und das Volk darum ungefähr also behandeln, wie ein Bauer einen jungen Baum, der, weil er ihm am unrechten Ort steht, zu seinem Aufkommen eben nicht mehr Sorge trägt.

Nein, auch von einem Volk nicht, dessen Regierung persönlich sich nur bei einer mehr oder minder gutmütigen Willkür wohl und behaglich findet und bei jeder Störung dieser Behaglichkeit sogleich aufhört gutmütig zu sein, und am wenigsten kann sie von einem Volk ausgehen, dessen große Mehrheit zum Gesindel versunken, weil sie von allem erhebenden, bildenden und segnenden Zusammenhang der bessern und edlern Bürger einer Freistatt durch den unbürgerlichen Umschwung der Zeit faktisch ausgeschlossen worden.

Nein, nein, das innere Heiligtum der Souveränität kann nur von einem Volk ausgehen, bei dem der Segensgenuß dieses bürgerlichen Zusammenhangs noch in seiner lieblichen, traulichen Reinheit statt hat, nur von einem, in dessen Mitte sich die ersten Männer des Staats noch zum Volk zählen, und dem Irrtum und der Selbstsucht gesetzloser Gewaltsmenschen, auch wenn sie ihren Unfug als Regierungsbehörden

trieben, besonders aber sich der Elendigkeit des Vornehmthuns von Leuten widersetzen, die nichts, gar nichts sind, und nicht einmal unter dem gemeinen Volk, zu dem sie ohne alle Gnade alle hingehören, als achtungswürdige, geschweige als verdienstvolle Männer dastehen, — nur von einem Volke, das eine Verfassung hat, welche den Einsichten, dem Verdienst und der Tugend der Bürger allgemein ein gesetzliches Uebergewicht über die Anmaßung der Selbstsucht, über die Unbill der niederträchtigen Zudringlichkeit und der gewaltthätigen Ungerechtigkeit gibt. — Vorzüglich, aber ursprünglich geht die heilige Macht der Souveränität in ihrer höchsten Reinheit von einem Volk aus, das durch Not, Leiden und Unrecht gedrängt, sich wie unsre Väter für Gott und Vaterland zum Schutz ihrer gefährdeten Rechte mit Mut und Demut vereinigt, mit Gut und Blut der Sicherstellung seiner Rechte zum Opfer darbietet. Auch bei einem Volk, kann sie statt finden, das von solchen Männern herstammend, das heilige Recht ihrer Väter als ihr teuerstes Erbgut erkennend, dafür eifernd dasteht von Geschlecht zu Geschlecht, Mann für Mann, Mann mit Weib, Weib mit Kindern, Herr mit Knechten.

Hinwieder auch bei einem Volk, das durch höhere Kultur sich in sich selbst innerlich veredelt und dadurch zu allgemein reinen, der Menschennatur würdigen Ansichten des gesellschaftlichen Zustandes erhoben — bei solchen, aber auch nur bei solchen und nur bei kleinen Völkern ist es möglich, daß die Souveränität des Landes als eine heilige Macht so rein vom Volk ausgehe, wie sie von der Person eines edeln Fürsten als in solche ausgeht.

Ich sage noch mehr — ich bin ein Republikaner, aber nicht ein Republikaner für große Nationen. Ich bin ein Republikaner für kleine, aber edelmütig republikanisch organisierte Stadt- und Landgemeinden; und von diesen sage ich: Das Heiligtum der souveränen Macht kann sich in denselben zu einer Höhe erheben, deren psychologisch auf die Veredlung der Individuen einwirkender Segenseinfluß in der ausgedehnten Größe einer Monarchie nicht erreichbar ist. Ich habe S. 176*) in diesen Bogen eine Szene berührt, die die nur in Monarchien unerreichbar scheinende Höhe des Heiligtums der Souveränität darstellt. Doch muß ich gestehen, die Szene, in der Maria Theresia in großer Staatsbedrängnis ihren Sohn auf dem Arm die ungarische Nation begeistert, daß sie aus einem Munde Gut und Blut für ihre Mutter, den König der Ungarn, aufzuopfern schwuren, ist eine Szene, die der erhabensten Erscheinung der Heiligkeit der Souveränitätsmacht in den schönsten Tagen der Republiken gleich kommt. Wo Regenten und Regierte gleichsam als eine und eben dieselbe Familie, gleichsam als eine und eben dieselbe Person im höchsten Enthusiasmus für das Wohl aller,

*) Die Stelle, Seite 176 der Ausgabe von 1815, findet sich Bd. XI, S. 128, 129. Pestalozzi schildert da die republikanische Regierung als Landesvater, der dankend vor seinem Vater, dem Volke, dasteht.

für das Wohl des Ganzen im Glück und Unglück erhoben, mit Gut und Blut auf Tod und Leben mit einander vereinigt dastehen.

Daß mein Vaterland sich in allen seinen Abteilungen, in allen seinen Kantonen wieder zu dieser innern Heiligkeit der souveränen Macht erhebe, daß es sich selbst wieder fühle und wieder werde, was es in den schönen Tagen seiner Würde und seiner Kraft war, das und nichts anderes ist der Zweck dieser Bogen. Vaterstadt! Nur dafür berührte ich einige deiner Verirrungen und nur darum schilderte ich einige deiner Schwächen.

Vaterstadt! Du warst Jahrhunderte durch ausgezeichnet die erste unter den Städten des Vaterlandes. Du kannst wieder werden, was du warest. Es ist nicht dein Geist, der dir mangelt, es ist nicht dein Herz, das du verloren, es ist nicht deine Kunst- und Erwerbskraft, die dich verlassen, es sind nur deine Mauern, deren harte, vierschrötige Türme du jetzt selber abbrichst, und die alte Irrführung deiner Bürger über das Wesen deiner Mauern-Rechte, die sich seit Jahrhunderten in dir selber verwirrt und einige der Deinen glauben machten, deine Vaterrechte seien inner deinen Thoren in dem Grad größer, als deine Kinder außer denselben klein bleiben.

Der Irrtum war groß. Aber so groß er war, so lag ihm doch eine würdige Ansicht zum Grunde. Vaterstadt! Du hast dich als reichsstädtisch freie und selbständig organisierte Stadtgemeinde zu einem sittlich-geistigen und wirtschaftlichen Selbstwert erhoben, — dadurch bist du bei der Konstituierung der Eidgenossenschaft der Mittelpunkt der Rechte der Genießungen der Thätigkeit und der Bildung aller mit dir verbundenen kleinern Stadt- und Landgemeinden und hast dich Jahrhunderte lang im lieblichen Freiheitsverein dieses rechtlichen segensvollen Verhältnisses erhalten. Vaterstadt! Du warest ursprünglich von deinen Angehörigen außer deinen Thoren nicht getrennt, wie dies später geschehen; deine Thore waren ihnen allen offen. Wer sich durch Verdienst, Einsicht, Gewerbsamkeit und Gelehrsamkeit auszeichnete, den riefest du gerne in deine Mauern, und wer sich vom Pflug weg zum in der damaligen Zeit geachteten und von dir konstitutionell erhobenen und veredelten Handwerks- und Gewerbsstand erhob, den nahmen seine Gewerbsgenossen und Mitmeister gern, sehr gern zum Zunftbruder und damit zum regierungsfähigen Bürger an. Vaterstadt! Sei nicht undankbar gegen das Angedenken deiner alten Verfassung. Mißkenne das Bildende, das Erhebende, das Vereinigende, das allgemein nach einer rechtlichen Teilnahme aller Stadtgenießungen, aller Stadtehre und aller Stadtvorteile hinlenkende des innern Wesens derselben nicht. Das Erniedrigende, das Hemmende, das Beschränkende, das Parteiische, das Trennende, das Hintansetzende, und selber das Empörende, das aus dem Mißbrauch ihrer Unschuld und ihrer Unbestimmtheit hervorging, mache dich nie vergessen, daß ihr Geist gut war. Ihr Kleid, das Aeußere ihrer mißbrauchten Form, war dir endlich freilich zu eng — es mußte dir, wie es mißbraucht worden, endlich zu enge werden.

Du mußtest es erweitern, aber du thatest doch wohl, daß du es nicht wegwarfest, und nur erweitertest; du thatest wohl, sehr wohl, daß du es in wahrer Treu und Liebe wirklich erweitertest, und das Kind nicht mit dem Bade, sondern nur das Wasser ausschüttetest das, weil einiger Unrat darein gefallen, etwas trübe geworden. Du thatest wohl, daß du das alte, heilige Gefäß für dein Kind wieder mit frischem, mit sehr reinem Wasser anfülltest, auch daß du ihm kraftvolle Kräuter zu seiner Stärkung beimischtest und allen guten Rat und alle weise Mitwirkung benutztest, die zu benutzen vermöge deiner republikanischen Verfassung in deiner Hand lag.

Vaterstadt! Ich habe mit Freimütigkeit einige deiner Verirrungen berührt, und dir hie und da in guter Laune einige Winke gegeben, die freilich auch in unserm Vaterlande nicht ein jeder alle Tage allenthalben einem jeden seiner Mitbürger geben darf. Aber, Vaterland, Vaterstadt! du mißkennst mich nicht, du verwechselst mich nicht mit den verächtlichen Zeitmenschen, die alle Tage um nichts und aber nichts politisieren, ich bin nicht ihrer einer — der Anfang und das Ende meiner Politik ist Erziehung. Was diese nicht berührt, darüber eifere ich nie. Auch lasse ich gern, und ohne alle Zudringlichkeit einem jeden seine Meinung, auch wenn sie der meinigen e diametro entgegen steht. Nur mit denen komme ich nicht zurecht, die gar keine Meinung, sondern nur Gelüste haben, aber diese Gelüste zu ihrem Dienst in Meinungen umwandeln, und dann diese uns andern so zudringlich und auf eine Weise auftischen, als ob ob wir sie schuldiger Weise annehmen müßten. Auch mit denen komme ich nicht zurecht, die, wenn man ihnen das, was für Wahrheit und Recht, für Witwen und Waisen, für Leidende und Elende not thut, wie zwei mal zwei sind vier klar macht, darauf antwortet, das ist alles schön und gut, aber es geht in unsrer Welt nicht. —

Ich vermag es nicht, diesen Zeitschild der Unmenschlichkeit zu ertragen. Es stößt allen Menschensinn, es stößt die Menschlichkeit selber zurück. Es weiß doch jedermann, und es ist im öffentlichen eben wie im Privatleben gleich wahr: Wie sich einer bettet, so liegt er, und was ein wirklich kluger und kraftvoller Mann angreift, von dem kann nur ein Thor, oder wenigstens ein Mann, der gar nichts angreift, zum voraus sagen, es geht nicht. Auch das ist gewiß, was immer die Menschennatur recht anspricht, dem hilft sie mit aller ihrer Kraft selbst vorwärts. Ich weiß freilich auch wohl, daß nicht alles gelingt, was der Klügste, was der Edelste sich vorsetzt. Und auch, daß nichts in der Welt so schwer ist, als einem Menschen, der seinen Kopf sein ganzes Leben durch krumm getragen, dahin zu bringen, daß er ihn jetzt einmal gerade trage. Ich will ihn auch niemand also gerade stellen. Aber wenn ein Haus brennt, wenn ein Waldstrom einbricht, so darf kein Mann, der Mann ist, die Hand in Schoß legen und auf dem Turm zusehen, wie die Flammen auflodern und die Flüsse Mühlen und Brücken mit sich fortreißen. Nein, wenn die Uebel der

Staaten am innern Heiligen der Menschennatur wie ein Krebsschaden nagen, dann ist es Pflicht eines Jeden, die Natur und das Wesen dieser Uebel unbemäntelt in ihrem wahren Lichte darzustellen, und selber die Individua, die sich als vorzüglich thätige Lohnknechte dieses Uebels auszeichnen, auch auszeichnen, daß sie jedermann kennt; selber auch wenn man zum voraus weiß, daß sie sich nicht daran kehren, sondern aus Erbitterung noch schlechter handeln werden als vorher. Ihre Söhne werden ihr Unrecht erkennen, und die Nachwelt wird sie verachten. Diese Erkenntnis, diese Verachtung vorzubereiten — ist Vaterlandsdienst für die Gegenwart und für die Zukunft.

Vaterland, Vaterstadt! Höre mich heute, höre mich morgen, das ist gleichviel.

Meine Laufbahn ist vollendet, ich mußte reden, ich konnte nicht schweigen. Wie es einen Sterbenden drängt, sich noch vor seinem Scheiden vor den Seinigen offen und frei über alles auszusprechen, was ihm ihrethalben auf dem Herzen liegt, also drängte es mich in diesem letzten Jahre, mich vor dir über alles auszusprechen, was mir deinethalben zur Stunde auf dem Herzen lag. Höre mich heute, höre mich morgen, das ist gleichviel. Einst, ich bin es gewiß, einst nimmst du das Wort meiner Unschuld, meines Ernstes und meiner Liebe, so unschriftstellerisch oder so schlecht schriftstellerisch ich dir es gegeben, doch mit dem Edelmut auf, der dem schweizerischen Nationalcharakter nie mangelt, wenn er sich in einem leidenschaftslosen Augenblick ausspricht. — Dieser Augenblick wird kommen, ich hoffe mit Vertrauen auf ihn, freilich mit Zuverlässigkeit nur ——— hinter meinem Grabe.

Pestalozzi,
Bürger von Zürich.



